Doktor Martin Luthers Leben, Thaten und Meinungen

auf Grund reichlicher Mitteilungen

aus

seinen Briefen und Schriften

dem Volke erzählt

von

Lic. theol. Martin Rade (Paul Martin).

Dritter Band.

Neusalza i. S.
Druck und Verlag von Hermann Oeser.
1887.

Inhalt des dritten Bandes.

Fünftes Buch.

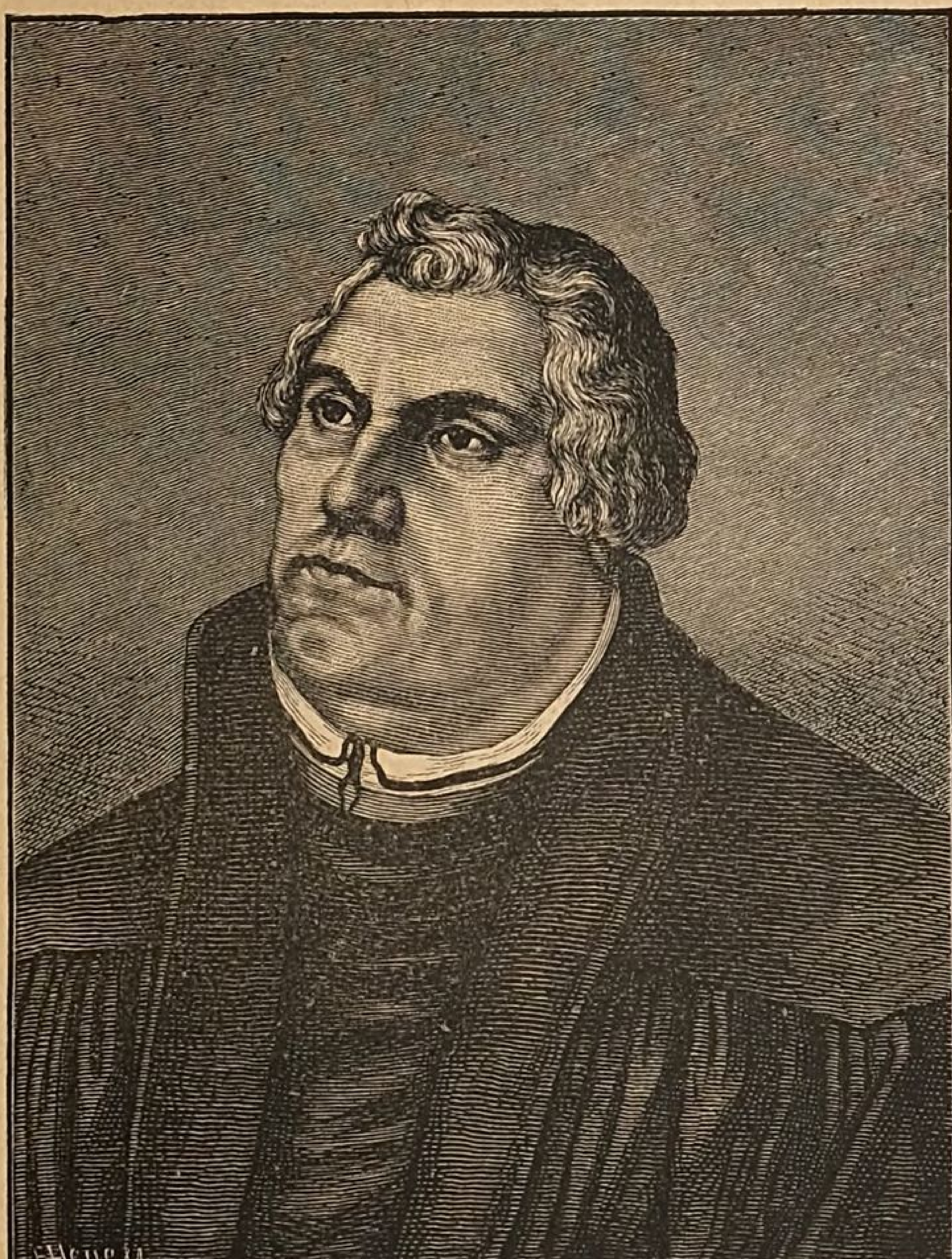
Die Entstehung der Lutherischen Kirche.

1525—1545.

Sechstes Buch.

Luther in Haus und Amt. — Sein Tod.

1525—1546.



Dr. Martin Luther,

nach dem Orginalgemälde Lukas Cranachs in der Stadtkirche zu Weimar.

Meinen lieben Eltern

in Treue und Dankbarkeit gewidmet.

Vorwort.

Es ist mir vergönnt gewesen, eine Geschichte Luthers im größten Umfange für das Volk zu schreiben. Diese Gunst wird nicht so bald wieder jemandem zu teil werden. Ob ich sie genügend ausgenutzt habe, müssen andere beurteilen. Wenn die öffentliche Kritik des dritten Bandes so freundlich ausfällt, wie die der beiden ersten, bin ich zufrieden. Freilich sieht jeder Kundige, daß meine Aufgabe dem letztbehandelten Zeitraum gegenüber eine viel schwierigere war. Bis etwa ins Jahre 1522 hinein konnte ich mit einer gewissen Vollständigkeit berichten: abgesehen von dem Gelehrten Luther mußte der ganze Mann mit allem, was er schaffte und erlebte, jedem offenen Sinn verständlich und merkwürdig sein. Und es bedurfte dabei kaum einer besonderen Kunst der Darstellung: einfach durch das Eingehen auch auf das Kleine und Einzelne mußte der Held eine ganz neue Teilnahme gewinnen. Anders liegt die Sache von der Zeit an, wo die ersten Stürme vorüber sind, wo Luthers Leben, wie reich auch noch an Arbeit und Kampf, Enttäuschungen und Siegen, dennoch ruhiger dahinfließt und zugleich mehr in die Breite geht, also seit 1522, bez. 1525. Da galt es dann

für den Kreis, der mir immer vorschwebte, die Leseeifrigen im Volke, das wirklich Bedeutende und Fesselnde aus der immer anwachsenden Menge des Stoffs herauszugreifen. Ich fand mich also gerade beim Schreiben des letzten Bandes in keiner andern Lage als meine Vorgänger, nur daß ich mir eine größere Ausführlichkeit noch immer erlauben durfte.

Länger, als ich einst hoffte, hat der Abschluß des Ganzen sich verzögert. Das hat auch den Erfolg geschädigt. Der Kolportagehandel, für den das Buch geschrieben war, hat zum teil versagt. Wo aber ein wirkliches Angebot erfolgt ist, da hat auch die Nachfrage nicht gefehlt. Und wo es einmal in die Hände des Volks gekommen ist, da ist es, wie ich zu meiner Freude weiß, auch gelesen worden. Das entschädigt mich dafür, daß man hier und da in Kreisen, mit denen ich mich in der Liebe zum Volk und in der Sorge für sein Bestes eins weiß, den Zweck meiner Arbeit nicht recht hat verstehen wollen.

Die Ausgabe in besserer Ausstattung ist wohl noch wenig bekannt geworden. Doch hat auch sie mir Freunde verschafft: ihnen für manchen ermunternden Gruß herzlichen Dank und Gegengruß. Gerade den gebildeten Kreisen gegenüber möchte ich aber nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß mein Buch nach einer Seite hin der Ergänzung bedarf. Ich habe mich nicht damit befassen können, im Laufe meiner Erzählung allerlei Verdrehungen des klaren geschichtlichen Thatbestandes, wie moderne jesuitische „Historiker" sie höchst schwunghaft betreiben, ausdrücklich zu widerlegen. Der Kundige wird merken, daß ich bei meiner positiven Darstellung sie oft genug im Auge behalten und berücksichtigt habe. Wem das aber nicht genügt, dem sei die treffliche und m. E. viel zu wenig beachtete und geschätzte

Arbeit von W. Walther „Luther im jüngsten römischen Gericht" hiermit angelegentlich empfohlen. Sie ist unter den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte erschienen. (Bisher zwei Hefte von 144 und 173 Seiten; bei Max Niemeyer in Halle in Komm.).

Endlich habe ich herzlich zu danken meinem lieben Nachbar Herrn Pfarrer Scheuffler in Lawalde für freundliche Hilfe bei der Korrektur und dem Herrn stud. theol. Gerland in Straßburg für Anfertigung eines sehr ausführlichen Registers. Dieses genauer zu prüfen, bin ich allerdings bei der großen Arbeitslast, welche amtliche und nichtamtliche Verpflichtungen auf mich gehäuft haben, nicht im Stande gewesen. Aus dem gleichen Grunde konnte ich auch zu meinem großen Bedauern den vorliegenden Band vor dem Druck der besseren Ausgabe keiner letzten Durchsicht unterziehen. Ich würde glücklich sein, wenn sich mir Gelegenheit böte, das ganze Werk bei Gelegenheit einer neuen Auflage noch einmal zu überarbeiten; denn die Zwangslage, jeden Bogen sofort der Oeffentlichkeit übergeben zu müssen, oftmals ehe der nächste noch begonnen war, mußte zuweilen doch recht erschwerend auf die Arbeit wirken. Aber für heute muß das Buch ausgehen mit dem Motto: „Ich bin, wie ich bin, So nimm mich nun hin."

Und das Eine muß ich zum Schluß bekennen: Obwohl ich im Anfang nicht wußte, was ich unternahm, weil mir eine Erfahrung davon, was es bedeute 140 Bogen zu schreiben, noch nicht zu Gebote stand, so bin ich doch der Arbeit selbst nie müde oder überdrüssig geworden, sondern habe für mich selbst und mein sonstiges Tagewerk immer neue Kraft und Erfrischung daraus geschöpft. Dieser Luther ist ein unerschöpf-

licher Gesundbrunnen; jung und groß steht er da auch noch in unsrer Zeit, wenn man sich nur bemüht, ihm in die Seele hineinzuschauen und sich nicht, wie die meisten, damit begnügt von den Brosamen zu leben, die einst von seinem Tische fielen, oder gar mit dem Bilde, das spätere Geschlechter sich von ihm gemacht haben. Dieses Bedenken könnte nun zwar auch mein Buch treffen; aber ich denke, daß ich mich redlich gemüht habe, meine Leser zu dem lebendigen und leibhaftigen Luther selbst hinzuführen.

Schönbach bei Löbau i. S., den 15. Juni 1887.

Der Verfasser.

Fünftes Buch.

Die Entstehung der Lutherischen Kirche.

1525—1545.

Erstes Kapitel.

Was in diesem Buche erzählt werden soll.

Im Jahre 1525 gab es noch keine Lutherische Kirche. Zwar von Lutheranern, Lutherischen Predigern und Lutherischer Ketzerei war schon viel die Rede. Aber diese Worte führten zumeist die Gegner Luthers und seines Evangeliums im Munde. Luther selbst wehrte mit allem Ernste, daß man die Bewegung, die von ihm ausging, mit seinem Namen stemple (Band 2 Seite 390). Es fiel ihm gar nicht ein, eine neue Kirche stiften zu wollen, worin sein Geist walte. Dieser Gedanke ist ihm nie in den Sinn gekommen. Vielmehr: die Christenheit zu reformieren, die gesamte Kirche von ihren Mißbräuchen zu reinigen und wieder zu durchdringen mit dem alten Geiste des wahrhaftigen Evangeliums — das war sein Ziel, dem er anfangs ohne die ganze Größe seines Unternehmens zu überschauen, dann immer klarer und bewußter nachtrachtete.

Aber was war das Ende der Reformation? Nicht eine Neubelebung und Neubelehrung der gesamten christlichen Kirche, sondern eine Spaltung. Freilich bestand schon damals eine Spaltung in der Christenheit, nämlich die der morgenländischen (griechisch-katholischen) und abendländischen (römisch-katholischen) Kirche. Aber die abendländisch-römische Kirche war doch bis dahin noch ein stattliches Ganze, durch Eine Verfassung und Eine Lehre zusammengehalten, unter einem irdisch-sichtbaren Oberhaupte, dem Papst. An diese Kirche dachten die Gläubigen, wenn sie beteten: „Ich glaube an Eine, heilige, katholische (d. h. allgemeine) Kirche."

Wohl hatten sich im Schoße dieser katholischen Kirche auch während des Mittelalters hin und wieder Ketzer geregt, welche das Christentum anders verstehen und predigen wollten, als die Mutter Kirche. Solche verfolgte die Mutter Kirche nach Kräften und unterdrückte sie. Das war ihr bis dahin so ziemlich geglückt. Wo nicht, so führten die Ketzer als verachtete Sekte nur ein kümmerliches Dasein.

Jetzt aber, in den Tagen der Reformation, entstanden im Abendlande neben der römischen Kirche und aus ihrem Schoße neue Kirchen, und zwar in Deutschland die evangelisch-lutherische Kirche.

Wie es zur Bildung einer besonderen Kirche gekommen ist, welche von Luther den Namen trägt, werden die nächsten Kapitel zu erzählen haben. Es ist dazu gekommen wider Luthers und, man kann sagen, der Lutheraner Willen. In demselben Maße, als man die Hoffnung auf den Beifall und die Nachfolge der gesamten abendländischen Kirche sinken lassen mußte, ergab sich die Notwendigkeit, ein eigenes Kirchenwesen einzurichten im Gegensatze zur römischen Kirche.

Dieses eigene Kirchenwesen ist zu Luthers Lebzeiten nicht fertig geworden. Erst im Jahre 1580 ist die Entwickelung der Lutherischen Kirche zu einem gewissen Abschluß gekommen. Das war vierunddreißig Jahre nach Luthers Tode. Und auch damals hat man's noch nicht zu einer festgeschlossenen und festgeordneten Lutherischen Kirche gebracht. Ja es gibt bis auf den heutigen Tag, genau genommen, nicht Eine Lutherische Kirche, sondern nur etliche Lutherische Kirchen, welche durch mancherlei Unterschiede der Verfassung und des Kirchenregiments, des Gottesdienstes und des inneren Lebens getrennt und nur durch ihr gemeinsames Bekenntnis verbunden sind. Und bis auf den heutigen Tag müssen das alle Lutheraner fest im Auge behalten, daß die Lutherische Reformation nicht auf die Herstellung einer Lutherischen Kirche ausging, sondern auf die Durchdringung der ganzen Christenheit mit dem lauteren christlichen Evangelium. Das muß noch jetzt das Ziel alles wahren Luthertums sein.

Weil's nun aber doch zu einer, wie es scheint, vor der Hand unheilbaren Spaltung zwischen den Lutheranern und der römischen Kirche gekommen und diese Spaltung für unser deutsches Vaterland so verhängnisvoll geworden ist, so wenden wir unsere ganze Aufmerksamkeit der Frage zu: Wie ist die Lutherische Sonderkirche entstanden?

Luther selbst hat daran weniger Anteil als seine Gegner, Papst,

Kaiser und die römisch gesinnten Fürsten und Stände im Reich, wie auch seine Anhänger, die evangelischen Fürsten und Stände, und manche seiner Mitarbeiter. Luther war kein Politiker, auch kein Kirchenpolitiker. Und in die hohe Politik, in den unberechenbaren Gang der Weltgeschicke hinein führt uns die Frage, welche uns jetzt beschäftigen wird. Mitten im Streit der Fürsten und Staatsmänner, unter dem Wechsel von Gunst und Ungunst hatte Luther vor allem die Aufgabe, das Recht des Evangeliums zu wahren und dem Eindringen fremder Interessen in seine gute, heilige Sache zu wehren — eine schwere und nicht immer durchführbare Aufgabe. Natürlich war sein Wort und seine Haltung in jedem Falle von Bedeutung. Entscheidend wirkten aber gar oft Ereignisse, mit welchen er nichts zu thun hatte, und Menschen, welche dem Reformationswerk sehr ferne standen.

Wer schließlich den Gang der Dinge leitete, das war sichtlich der allmächtige Gott. So wunderbar, so wider alle menschliche Berechnung gestaltete sich manchmal die Weltlage. Und mag man die Wendung beklagen, welche zuletzt die deutsche Reformation genommen hat, nämlich die Spaltung der abendländischen Kirche — es muß doch nach Gottes Ratschluß so gut gewesen sein.

Mehr persönlichen Anteil als an der Absonderung der Lutherischen Kirche von der römischen hat Luther genommen an der Scheidung der Lutherischen und reformierten Kirche, oder wie wir auch sagen können, der deutschen und schweizerischen Kirche. Diese Scheidung vollzog sich gleichzeitig mit jener. Zwei Richtungen, die von Haus aus darauf angewiesen waren, den innigsten Bund mit einander zu schließen, Hand in Hand zu kämpfen, zu leiden und zu siegen, nähern sich nur, um alsbald in Mißtrauen und Feindschaft auseinander zu gehen. Viel öfter als jene Spaltung zwischen Wittenberg und Rom ist die zwischen Wittenberg und Zürich beklagt worden. Und doch wird auch sie ihre Gründe und, so wahr Gott seine Kirche leitet, ihr Gutes für die Kirche gehabt haben.

In dieser doppelten Scheidung vollzieht sich die Bildung der Lutherischen Sonderkirche.

Wir gehen jetzt den Ereignissen nach bis zu Luthers Tode, nur das beachtend, was zur öffentlichen Geschichte der Kirche gehört. Luthers persönliches und häusliches Leben in diesen späteren Jahren mag uns das nächste Buch erzählen.

Zweites Kapitel.

Die sächsische Landeskirche.

Wie schön wäre das gewesen, wenn der Papst mitsamt all seinen Bischöfen und Priestern in herzlicher Bußfertigkeit das Evangelium angenommen hätten! Dann konnte ja die alte Ordnung in vielen äußeren Dingen bestehen bleiben, und wo es zu ändern und zu bessern galt, waren gleich die rechtmäßigen Behörden da, welche die Veränderungen und Verbesserungen vorzunehmen hatten.

Weil's aber nicht so sein sollte und die alte Kirche des Papsttums das neu erwachte Leben der Reformation nicht unter ihrem Dache leiden wollte, mußte die neue Lehre und der neue Geist sich ein ander Dach suchen. Denn irgendwie mußten die Evangelischen doch unter Dach und Fach kommen, und Ordnungen mußten sein. Folglich waren auch Leute not, welche Ordnung machten und hielten. Wir haben ja gesehen, zu was für Mißhelligkeiten es führte, wenn die unrechten Leute die Neuerungen in die Hand nahmen: erst die Schwärmer in Zwickau, Wittenberg und im Thüringer Lande, dann die Bauern vom Bodensee bis zum Harz. Was für Unruhe entstand daraus, ja Gräuel und Blutvergießen! Und die Reformation hatte den Schaden davon.

Weil denn durch dieses Vorgehen Unberufener und insonderheit durch den schrecklichen Bauernkrieg das kirchliche Wesen vieler Orte und Länder ganz außer Rand und Band geraten war, machte sich gerade im Jahre 1525 das Bedürfnis nach einer festen und ordnenden Hand lebhafter denn zuvor geltend.

So kam es zur Bildung von Landeskirchen. Das heißt: die

Landesobrigkeiten übernahmen die Leitung der Kirche innerhalb der Landesgrenzen. In den großen Städten die Magistrate, in den Fürstentümern die Fürsten. Sie stellten Prediger an, regelten den Gottesdienst, verfügten über Vermögen und Einkünfte der Kirche, sahen auf Zucht und Ordnung in den Gemeinden. Und wo die Obrigkeit ein kräftig Regiment führte, hatte es bald keine Not.

Voran gingen Städte wie Nürnberg, Magdeburg, Erfurt, Straßburg. Unter den Fürstentümern Kursachsen, Hessen und das Herzogtum Preußen. Im Herzogtum Preußen ruhte ja die ganze neue Landesverfassung auf der Reformation, und Herzog Albrecht hatte den Vorzug, daß von den drei Bischöfen im Lande zwei von Herzen dem Evangelium zugethan waren, daß er also beim Aufbau seiner Landeskirche mit den alten kirchlichen Oberen zusammengehen konnte (Band 2 Seite 592 ff. 738).

Am wichtigsten war die Errichtung der sächsischen Landeskirche. Hier nahm Luther besonderen Anteil an der Neuordnung der Dinge. Sie wurde darum ganz von selbst das Muster, wonach andere Lutherische Kirchen sich richteten. —

So lange Friedrich der Weise Kurfürst war, gab es noch keine sächsische Landeskirche.

Friedrich hat sich vom Beginn der Reformation bis zu seinem Tode als ein wackerer Beschützer Luthers und seines Evangeliums bewährt. Er ist schließlich als ein evangelischer Christ gestorben, nachdem er das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt, nicht aber die letzte Ölung empfangen hatte (Band 2 Seite 719). Seinen Leichnam führte man am 10. Mai nach Wittenberg über. Dort wurde er am 11. in seiner lieben Schloß- und Stiftskirche begraben (Band 1 Seite 51). Dabei unterblieben alle papistischen Gebräuche; keine Messe wurde für ihn gehalten, dagegen über seinem Grabe reichlich Gottes Wort gepredigt. Melanchthon hielt ihm eine lateinische Rede, Luther die Leichenpredigt über 1. Thess. 4, 13—18.

Aber so deutlich wie auf seinem Sterbebett hat sich Friedrich niemals in seinem Leben zur Lutherschen Reformation bekannt. Er war ja von Herzen Luthern wohlgesinnt, freute sich über seinen Professor und den Ruhm, den die Universität Wittenberg durch ihn hatte, schützte ihn als seinen Unterthan gegen Unbill und erkannte als ein rechter Liebhaber heiliger Schrift gar wohl, daß es Gottes Wort war, was Luther verkündigte und verteidigte. Aber selbst eingreifen in den Kampf der Geister und etwa mit seiner Fürstengewalt nachhelfen, wo das Evan-

gelium kein rechtes Fortkommen fand, und dem Papste seinerseits offen den Krieg erklären, das wollte und mochte der weise Friedrich nicht. Im Gegenteil schützte er auch unter Umständen seine altgläubigen Landeskinder gegen den Eifer der Lutherischen, wie z. B. die Wittenberger Stiftsherrn (Band 2 Seite 523), daß Luther manchmal fast irre an ihm wurde. So vermied es auch Friedrich zeitlebens, persönlich mit Luther zusammenzutreffen, wozu es ihm doch wahrlich an Gelegenheit und Veranlassung nicht gefehlt hätte, in Worms, in Wittenberg und in seinem gewöhnlichen Hoflager zu Lochau. Die Mittelsperson, durch welche Friedrich mit Luther im Verkehr stand, war Spalatin.

Indessen je länger, je mehr drängte alles auf die Bildung einer Landeskirche hin. Eben jener Spalatin, Friedrich's Beichtvater und Geheimschreiber, war es, der noch vier Tage vor seinem Tode ernstlich die förmliche Einführung der Reformation in seinem ganzen Lande von dem Kurfürsten forderte.

„Wollte Gott," schreibt Spalatin, „daß Ew. Kurfürstliche Gnaden zusamt Ihren Brüdern (Johann und dessen Sohne Johann Friedrich) Gott zu Ehren je eher je besser eine gemeine Schrift an alle Stifter, Klöster und Geistlichkeit aller Ihrer Fürstentümer ließe ausgehen: . . . Gottes Dienst in ihren Kirchen nach dem lautern Gotteswort zu richten und nichts anderes von Zeremonien hinfür zu halten, denn die sich mit dem heiligen Evangelio vergleichen (vertragen)." Kurz, Spalatin verlangt ein allgemeines Reformationsedikt von dem Kurfürsten. Er begründet dies vor allem mit dem Hinweise auf den Bauernaufruhr, als welcher eben daher komme, daß die Obrigkeiten den papistischen Götzendienst nicht abthun, wie sie nach 5. Mos. 7 schuldig sind. „Und wollte lieber sterben," fährt er fort, „wenn Ew. Kurfürstliche Gnaden allen Geistlichen das christliche Gebiß einlegten. Ew. Kurfürstlichen Gnaden bekennten sich auch damit zu Gottes Wort, und wäre ein tröstliches und christliches Werk. O, es wäre ein edles Werk! O, wie viel Gutes sollte in aller Christenheit daraus erwachsen!"

Welchen Eindruck dieser Brief auf Friedrich machte — wir wissen es nicht. Am 1. Mai schrieb ihn Spalatin, am 5. starb Friedrich.

Ihm folgte sein Bruder Johann. Wozu Kurfürst Friedrich sich nicht entschließen konnte, das that Kurfürst Johann ohne Bedenken. Und während viele Evangelische fürchteten, daß dem Evangelium aus Friedrichs Abscheiden ein großer Schade erwachsen möchte, erwies sich der Wechsel auf dem Throne gerade als förderlich. Denn was Fried-

rich ihm an Ansehen im Reiche und an Weisheit voraushatte, das ersetzte Johann durch Eifer, Entschiedenheit und Beständigkeit.

Luther stand mit ihm und besonders mit seinem Sohne Johann Friedrich (Band 2 Seite 46. 95. 239) auf viel vertrauterem Fuße als mit Friedrich.

So war denn Johann kaum seiner neuen Würde froh geworden, da mahnte ihn Luther schon an seine neue Pflichten. Er forderte von ihm Größeres, als Friedrich je gewährt hatte. Am 20. Juli 1525 schrieb er ihm, er möge Spalatin und Brisger, welche beide von den Altenburgern als Pfarrer begehrt wurden, nachdem Link wieder nach Nürnberg zurückgekehrt war, die Bestätigung nicht versagen. Da gedachte er der mancherlei Schwierigkeiten, welche die neuen Pfarrer dort würden zu bestehen haben, sonderlich mit den Altenburger Stiftsherren, und im Hinblick darauf stellte er an den Kurfürsten folgendes Verlangen:

„Aber Eines muß ich Ew. Kurfürstlichen Gnaden unterthäniglich antragen, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden wollten ein gnädiglich Einsehen haben, daß die Pfarrgüter oder Zinsen von denen, so sie bisher gebraucht haben, würden den jetzigen und neuen Pfarrherrn zugewandt. Denn es ist unleidlich, daß diese arbeiten und andere (die Stiftsherren und Pfründeninhaber, welche sich um das Pfarramt nicht mit zu kümmern brauchten), den Lohn sollen einnehmen, wie sie bisher gethan und wohl ewiglich thäten, wo man's ihnen wollte gestatten. Wer nicht will das Evangelium predigen, der soll sich auch von des Evangeliums Predigen nicht nähren; es ist ihnen lange genug zugelassen.

„Und bitte ich, als ein Sorgeträger für das Evangelium billig thun soll: ob die Stiftsherren zu Altenburg würden bei Ew. Kurfürstlichen Gnaden darum ansuchen, ihr vorheriges, altherkommend unchristliches Wesen im Gottes-Undienst und verdrießlichen Mißbrauch zu bestätigen, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden ihnen dasselbe gnädiglich abschlage und sie von sich weise zum Worte Gottes und zum Ebenbilde anderer christlichen Gemeinden. Denn es wäre lästerlich, wo die gefallene Abgötterei sollte wieder aufgerichtet werden, wie mir kein Zweifel ist, daß sie sich bei Ew. Kurfürstlichen Gnaden werden sehr mühen."

Damit verlangte also Luther, daß Kurfürst Johann den Altenburger Stiftsherren ihre altherkömmlichen Rechte und Einkünfte nehmen und

von dem so freigewordenen Kirchengute die neuerwählten evangelischen Pfarrer besolden möge. Ein Verlangen, welches in Anbetracht dessen, daß die reichen Stiftsherrn nichts für die Kirche leisteten, nur billig war und der Gemeinde Altenburg neue Opfer und Abgaben ersparte. Wie denn Luther noch zu bedenken gibt: „daß hinfort mit neuer Versehung (der Pfarrherrn) dem Rate und der Stadt möchte zu schwer werden.“ Aber es war dies Eingreifen des Landesherrn eine völlige Änderung des bestehenden Rechts. Nun ist ja das bestehende Recht in der Kirche auch vordem vielfach geändert worden, aber doch in der Regel nicht so, wie es hier geschehen sollte, vom Landesherrn ohne alle Mitwirkung der geistlichen Gewalt, des zuständigen Bischofs und des Papstes.

Doch gekümmert hatten sich auch früher schon die weltlichen Fürsten um die kirchlichen Zustände in ihren Ländern. Und gerade auch Herzog Johann, zu der Zeit, wo Friedrich noch lebte und er zu Weimar residierte als sein Bruder und Mitregent. Das mußten die Fürsten aber um so mehr thun, als die Bischöfe jede Mitwirkung zu einer Ordnung des kirchlichen Wesens im evangelischen Sinne versagten. Da mußten wohl die Fürsten „Notbischöfe“ sein.

So wandte sich bereits am 2. Mai 1525 der Zwickauer Pfarrer Hausmann mit einer ausführlichen Denkschrift an Herzog Johann, worin er ihm vorstellte: weil der Bischof von Freising und Naumburg nicht ins Land kommen, um die kirchlichen Schäden abzustellen, und jede Hilfe zur Reformation versage, liege es den Landesherrn als obersten Schutzherren der Kirche ob, die ewige Verderbnis von den Seelen abzuwenden.

Kurfürst Johann zögerte nicht lange, die Pflichten, welche Hausmann, Luther, Spalatin ihm vorhielten, zu übernehmen und von Obrigkeits wegen der kirchlichen Unordnung ein Ende zu machen. Er war von Herzen ein so guter Lutheraner, daß es ihn dabei nicht störte, wenn Herzog Georg ihm einen Brief um den andern schrieb, er möge doch ablassen von dem verfluchten Ketzer. Und ob auch in Kursachsen eine kleine Partei adliger Herren mit heimlichen Ränken bei Hofe den Sieg der Reformation zu hindern suchten — darunter Leute, die sich früher freundlich zu Luther gestellt hatten — sie gewannen keinen Einfluß auf den Kurfürsten.

Vielmehr hielt Kurfürst Johann trotz Bann und Acht seinen früheren Verkehr mit Luther aufrecht und machte den Spalatin, auch nachdem

dieser Pfarrer von Altenburg geworden, zu seinem vertrauten Ratgeber. So sandte er denn auch im September 1525 den Spalatin nach Wittenberg, um zu erkunden, was in Stadt und Universität zur Durchführung der Reformation zu thun nötig sei.

Ja, war denn in Wittenberg die Reformation noch nicht durchgeführt?

In der Hauptsache wohl, seit Ende 1524 trotz Friedrich die „Winkelmesse“ gefallen war (Band 2 Seite 525). Das Abendmahl wurde seitdem nur noch des Sonntags gefeiert, wenn Kommunikanten vorhanden waren. In der Schloß- oder Stiftskirche hätte infolgedessen Abendmahlsfeier von Rechtswegen nur dann stattfinden können, wenn der Hof in Wittenberg war oder wenn die Stiftsherren kommunizierten; denn es gehörte sonst keine Gemeinde zu dieser Kirche. Was machten aber die Stiftsherren? Damit doch noch regelmäßig in ihrer Kirche „Messe“ stattfände, erschien an jedem Sonntage einer von ihnen als Gast am Altare. So kam's mit diesem Einen Kommunikanten auch beinahe auf eine „stille Messe“ hinaus.

Dem wurde nun ein Ende gemacht. Auch was sonst, gerade in der Stiftskirche, noch aus der Zeit des papistischen Gottesdienstes beibehalten war, wurde jetzt abgeschafft, z. B. die Meßgewänder. Das meinte Spalatin, als er am 23. September von Wittenberg berichtete, daß an diesem Tage „der ganze Papst aus der Kirche hinausgeworfen worden sei.“

Mit dem Stift ging's nun gar zu Ende. Früher sind, wie Spalatin am 1. Oktober dem Kurfürsten schreibt, „einundachtzig Personen bei der Stiftskirche gewesen. Nun sind ihrer allenthalben, den Kirchdiener mit eingerechnet, nicht mehr denn fünfzehn Personen. Im kleinen Chor bleiben kaum drei.“ Von den Einkünften des Stifts erhielt z. B. Melanchthon eine Aufbesserung seines Gehalts, wofür er sich verpflichten mußte, regelmäßig auch theologische Vorlesungen zu halten. (Er war ja eigentlich nur als Professor der griechischen Sprache angestellt).

Aber nicht nur in der Stiftskirche, sondern auch in der Pfarrkirche wurde der Gottesdienst neu geregelt. Stadtpfarrer Bugenhagen, Propst Jonas vom Allerheiligenstift und Luther entwarfen eine Gottesdienstordnung. Diese wurde den zwei kurfürstlichen Räten Minkwitz und Dolzig vorgelegt, welche Johann zur weiteren Erledigung der Kirchen- und Universitätssachen in Wittenberg dahin befohlen hatte. Man einigte

sich und berief noch als musikalische Sachverständige den alten, ehrwürdigen Konrad Rupff, kurfürstlichen Sängermeister zu Torgau, und Johann Walter, Sänger in der Schloßkantorei und bald Rupffs Nachfolger, nach Wittenberg. Drei Wochen lang arbeitete insbesondere Walter mit Luther zusammen.

Die so mit vereinten Kräften festgestellte Gottesdienstordnung wurde schließlich dem Kurfürsten selbst vorgelegt. Am 29. Oktober, als am 20. Sonntage nach Trinitatis, machte man den ersten Versuch damit in der Pfarrkirche. Die Sache dünkte Luthern wichtig genug, auch von der Kanzel die Gemeinde davon zu verständigen. Und so schloß er am Sonntage darauf seine Predigt mit folgenden Worten:

„Wir haben angefangen zu versuchen, eine deutsche Mess' anzurichten. Ihr wißt, daß die Messe (das h. Abendmahl) ist das vornehmste äußerliche Amt, das da verordnet ist zu Trost den rechten Christen. Darum bitt' ich euch Christen, ihr wollt Gott bitten und anrufen, daß er sich das lasse wohlgefallen.

„Ihr habt oft gehört, daß man nichts lehren solle, man wisse denn, daß es Gottes Wort sei. Also soll man nichts ordnen und anheben, man wisse denn, daß es Gott gefalle. Man soll auch nicht mit der Vernunft dreinfallen; denn so er's nicht selber anfahet, so wird nichts daraus. Darum hab' ich mich auch so lang gewehrt mit der deutschen Messe (d. h. mich geweigert, die deutsche Messe einzuführen), daß ich nicht Ursach' gäbe den Rottengeistern, die hineinplumpen unbesonnen, achten nicht, ob es Gott haben wolle. Nun aber, so mich so viele bitten aus allen Landen mit Schriften und Briefen und mich die weltliche Macht dazu dringet, könnten wir uns nicht wohl entschuldigen und ausreden, sondern müssen dafür achten und halten, es sei der Wille Gottes.

„Wo nun da etwas gehet, das unser ist, das soll untergehen und stinken, wenn es gleich ein schön und groß Ansehen hat. Ist es aber aus Gott, so muß es fortgehen, ob es sich gleich närrisch läßt ansehen. Also alle Dinge, die Gott thut: wenn's gleich niemand gefällt, muß es fort. Darum bitt' ich euch, daß ihr den Herrn bittet, wenn es eine rechtschaffene Messe sei, daß sie ihm zu Lob und Ehren fortgehe."

Das war aber die neue Gottesdienstordnung, die damals zu Wittenberg aufgerichtet wurde:

Des Sonntags fand dreimal Gottesdienst statt. Früh um 5 oder 6 zur Mette; da sang man etliche Psalmen, predigte über die Epistel

des Sonntags und schloß mit Gesang, Vaterunser und Segensspruch. Dieser Gottesdienst wurde gehalten „allermeist um des Gesindes willen, daß die auch versorget werden und Gottes Wort hören, ob sie ja in andern Predigten nicht sein könnten“.

Es folgte um 8 oder 9 der Hauptgottesdienst, der noch lange den Namen Messe behielt. Er begann mit einem geistlichen Liede oder deutschen Psalm. Darauf das Kyrie Eleison (Herr, erbarme dich) dreimal. Diese altehrwürdigen griechischen Worte waren die einzigen Laute fremder Sprache, welche in diesem deutschen Gottesdienste vom Geistlichen und der Gemeinde gesungen wurden. Darauf die Kollekte, d. i. ein kurzes Gebet, im Namen der Gemeinde vom Geistlichen gesungen. Darauf die Epistel. Sie, wie das Evangelium, wurde damals auch noch vom Geistlichen gesungen. Nun stimmte die Gemeinde ein Lied an, etwa „Nun bitten wir den heiligen Geist“. Es folgte das Evangelium; dann, von der Gemeinde gesungen, der Glaube, wie ihn Luther verdeutscht hatte: „Wir glauben all an Einen Gott“; dann die Predigt über das Evangelium. Nach der Predigt das Vaterunser mit einer kurzen Auslegung und eine Vermahnung an die, welche zum Sakrament gehen wollten, etwa wie folget:

„Lieben Freunde Christi! Weil wir hier versammelt sind in dem Namen des Herrn, sein heiliges Testament zu empfahen, so vermahne ich euch auf's Erste, daß ihr euer Herze zu Gott erhebt mit mir zu beten das Vaterunser, wie uns Christus, unser Herr, gelehret und Erhörung tröstlich zugesagt hat: daß Gott, unser Vater im Himmel, uns seine elenden Kinder auf Erden, barmherziglich ansehen wollte und Gnade verleihen, daß sein heiliger Name unter uns und in aller Welt geheiligt werde durch reine, rechtschaffene Lehre seines Worts und durch brünstige Liebe unsers Lebens ..... Und zuletzt uns wollt' erlösen von allem Übel, beide leiblich und geistlich, zeitlich und ewiglich. Welche das alles mit Ernst begehren, sprechen von Herzen Amen, ohn' allen Zweifel glaubend, es sei Ja und erhöret im Himmel, wie uns Christus zusagt (Mark. 11, 24): ‚Was ihr bittet, glaubt, das ihr's haben werdet, so soll's geschehen!‘ Amen.

„Zum Andern vermahne ich euch in Christo, daß ihr mit rechtem Glauben des Testaments Christi wahrnehmet und allermeist die Worte, darinnen uns Christus sein Leib und Blut zur Vergebung schenkt, im Herzen feste fasset; daß ihr gedenkt und dankt der grundlosen Liebe, die er uns bewiesen hat, da er uns durch sein Blut von Gottes Zorn,

Sünde, Tod und Hölle erlöset hat, und darauf äußerlich das Brot und den Wein, d. i. seinen Leib und sein Blut, zur Sicherung und zum Pfande zu euch nehmet. Demnach wollen wir in seinem Namen und aus seinem Befehl durch seine eigenen Worte das Sakrament also handeln und brauchen."

Hierauf die Feier des heiligen Abendmahls. Und zwar wollte Luther, daß zuerst das Brot geweiht werde und dann unter dem Gesange des deutschen Sanctus sogleich gespendet, darauf erst der Kelch geweiht und gereicht werde. „Denn so reden beide, Lukas und Paulus: ‚Desselben gleichen den Kelch, nachdem sie gegessen hatten'." Diese Ordnung setzte sich aber nicht durch. Die Weihung erfolgte, indem der Geistliche die Einsetzungsworte deutsch sang, welche von den römischen Priestern auf Lateinisch still für sich gebetet wurden. Das Sanctus (Jes. 6, 1—4) verdeutschte Luther also:

Jesaja, dem Propheten, das geschah,
Daß er im Geist den Herrn sitzen sah
Auf einem hohen Thron in hellem Glanz,
Seines Kleides Saum den Chor füllet' ganz.
Es stunden zween Seraph bei ihm daran,
Sechs Flügel sah er einen jeden han:
Mit zween verbargen sie ihr Antlitz klar,
Mit zween bedeckten sie die Füße gar,
Und mit den andern zween sie flogen frei.
Gen ander riefen sie mit großem Geschrei:
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Sein er die ganze Welt erfüllet hat.
Von dem G'schrei zittert Schwell und Balken gar,
Das Haus auch ganz voll Rauchs und Nebel war.

Sonst sang man in jener Zeit während der Ausspendung des heiligen Abendmahls noch folgende Lieder: „Gott sei gelobet und gebenedeiet" von Luther; „Jesus Christus unser Heiland" — „Johann Hussens Lied", aus dem Lateinischen verdeutscht von Luther, und das deutsche Agnus Dei: „O Lamm Gottes unschuldig" von Nikolaus Decius, Prediger in Stettin. Es fehlte damals noch sehr an deutschen Liedern. Zum Schluß Kollekte und Segen.

Nach Mittag fand noch ein dritter Gottesdienst statt, ‚unter der Vesper'. Da predigte man über Stücke aus dem Alten Testament.

In den beiden Vormittagsgottesdiensten blieb es also dabei, daß man über die althergebrachten Schriftabschnitte (Perikopen), die ‚Episteln‘ und ‚Evangelien‘ der Sonn- und Feiertage predigte. „Ist die Ursach,“ sagt Luther, „wir wissen nichts Sonderliches an solcher Weise zu tadeln.“ Gerade über diese Stücke zu predigen sollten die Wittenberger Studenten mit Fleiß lernen, damit sie es zu Hause dann auch könnten. „Damit wir aber nicht die tadeln wollen, so die ganzen Bücher der Evangelisten (Kapitel um Kapitel) vor sich nehmen.“ Aber Luther meint, „daß der geistreichen Prediger wenig sind, die einen ganzen Evangelisten oder ein ander Buch (im Zusammenhang) gewaltiglich oder nützlich behandeln mögen.“

Nun gab's aber noch Gottesdienst an allen Tagen der Woche Und zwar blieb dabei die lateinische Sprache noch teilweise in Übung der Schuljugend zu Liebe, welche lernen sollte in allen Sprachen Gott zu loben.

Nämlich, „des Montags und Dienstags früh geschieht eine deutsche Lektion von den zehn Geboten, vom Glauben und Vaterunser, von der Taufe und dem Sakrament, daß diese zween Tage den Katechismus erhalten und stärken in seinem rechten Verstand. Des Mittwochs früh abermals eine deutsche Lektion: dazu ist der Evangelist Matthäus ganz geordnet, daß der Tag soll sein eigen sein, weil es ja zumal ein feiner Evangelist ist, um die Gemeinde zu lehren, und die gute Predigt Christi, auf dem Berge gethan (die Bergpredigt), beschreibet und sehr zur Übung der Liebe und gutem Werk anhält. Aber der Evangelist Johannes, welcher zumal gewaltiglich den Glauben lehret, hat auch seinen eigenen Tag, den Sonnabend nach Mittage unter der Vesper, daß wir also zween Evangelisten in täglicher Übung halten. Der Donnerstag und Freitag früh morgens haben die täglichen Wochenlektionen in den Episteln der Apostel und was mehr ist (noch übrig ist) im Neuen Testament. Hiermit sind Lektionen und Predigten genug bestellt, Gottes Wort im Schwang zu halten.“

„Für die Knaben und Schüler“ vor allem waren diese Wochengottesdienste. Sie mußten darin lateinische Psalmen singen und die Schriftabschnitte lateinisch vorlesen: „denn, wie gesagt ist, wir wollen die Jugend bei der lateinischen Sprache in der Bibel behalten und üben.“

„Es ist mir alles um die Jugend zu thun. Und wenn ich's vermöchte und die griechische und hebräische Sprache wäre uns so ge-

mein als die lateinische und hätte so viel feiner Musika und Gesangs, als die lateinische hat, so sollte man einen Sonntag um den andern in allen vier Sprachen, Deutsch, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, Messe halten, singen und lesen."

Verständlich sollte doch Gottes Wort sein, auch für die Ungelehrten. Daher wurden die Schriftabschnitte in diesen Wochengottesdiensten zwar erst lateinisch, dann aber von einem andern Knaben noch einmal deutsch verlesen, „ob jemand von den Laien dawäre und zuhörete".

Anfang des Jahres 1526 gab Luther von dieser Einrichtung des Gottesdienstes in Wittenberg öffentliche Kunde in seinem Büchlein: „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes." Es war seine Antwort auf viele Anfragen und Bitten, und so durfte er hoffen, daß es dienen möchte „zur Besserung der Gemeinde".

Aber daß man nun in allen evangelischen Kirchen gleichförmig nach dieser Ordnung Gottesdienst hielte, verlangte er durchaus nicht. So schrieb er z. B. am 4. Januar 1526 dem Pfarrer Alber zu Reutlingen, welcher soeben für diese Stadt eine von der Wittenbergischen vielfach abweichende Kirchenordnung eingeführt hatte: „Ich freue mich über die Änderung der Zeremonien bei Euch. Wir haben sie auch geändert und jetzt unsre neue Ordnung herausgegeben unsern Nachbaren zu Liebe, die dies begehrten. Ihr aber hütet Euch, nicht von neuem Eure Ordnung nach dem Muster der unsrigen abzuändern, sondern bleibet bei dem, was Ihr eingeführt habt, damit nicht die Schwachen durch die vielen und schnellen Neuerungen geärgert werden."

Und das war auch das Erste, was Luther in der Vorrede zu seiner „Deutschen Messe" den Evangelischen ans Herz legte: „Vor allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes willen, alle diejenigen, so diese unsere Ordnung im Gottesdienste sehen oder nachfolgen wollen, daß sie ja kein nötig Gesetz draus machen, noch jemandes Gewissen damit verstricken oder fahen, sondern der christlichen Freiheit nach ihres Gefallens brauchen, wie, wann und wie lange es die Sachen schicken und fordern. Denn wir auch solches nicht der Meinung lassen ausgehen, daß wir jemand darinnen meistern oder mit Gesetzen regieren wollen, sondern, dieweil allenthalben gedrungen wird auf deutsche Messe und Gottesdienst und groß Klagen und Ärgernis

gehet über die mancherlei Weise der neuen Messe, daß jeder ein Eignes macht.“ Kurz, nicht ein Gesetz sollte die neue deutsche Gottesdienstordnung sein, sondern ein Beispiel, wie man's etwa zu machen habe.

„Denn es nicht meine Meinung ist, das ganze Deutschland müßte so eben unsere Wittenbergische Ordnung annehmen. Ist's doch auch bisher nie geschehen, daß die Stifter, Klöster und Pfarren (Pfarrgemeinden) in allen Stücken gleich gewesen wären. Sondern fein wäre es, wo in einer jeglichen Herrschaft der Gottesdienst auf einerlei Weise ginge und die umliegenden Städtlein und Dörfer mit einer Stadt gleich parteten: ob die andern Herrschaften dieselbige auch hielten oder was Besonderes dazuthäten, soll frei und ungestraft sein.“

So wiederholt auch Luther bei einzelnen Vorschlägen, daß er von keinem Zwange etwas wissen will. Z. B. „Meßgewänder, Altar, Lichter lassen wir noch bleiben, bis sie alle werden oder uns gefällt zu ändern. Wer aber hier anders will fahren — lassen wir geschehen.“

Den Altar würde er gern beseitigen oder ihm eine andere Stellung geben, weil es ihm nicht gefällt, daß der Priester am Altare der Gemeinde den Rücken kehrt; aber er will doch darin nichts ändern: „In der rechten Messe müßte der Altar nicht so bleiben und der Priester sich immer zum Volke kehren, wie ohne Zweifel Christus im Abendmahl gethan hat. Nun, das erharre seiner Zeit.“

Wir sahen schon, daß Luther es nicht durchsetzen konnte, daß der Kelch erst nach der Ausspendung des Brotes gesegnet würde, obwohl diese Forderung durchaus schriftgemäß war (Seite 14). So kam auch die Vermahnung mit dem Vaterunser nach der Predigt nicht so, wie er es vorgeschlagen, in allgemeinen Brauch. Was lag daran? Wenn man nur überhaupt auf eine gewisse Ordnung hielt, daß nur „nicht heute einer also, der andre morgen anders wolle und ein jeglicher seine Kunst beweise, das Volk irre zu machen, daß es nichts lernen noch behalten kann.“

Nicht einmal dazu soll man die Leute zwingen, daß sie zur Kirche gehen. Die nicht kommen und bleiben wollen, „die lasse man fahren daß sie williglich und frei lassen im Gottesdienst, was sie unwillig und ungerne thun. Gott gefallen doch gezwungene Dienste nicht und sind vergeblich und verloren.“ Darin bleibt Luther auf Einer Rede, vor wie nach dem Bauernkriege. (Vgl. Band 2 Seite 252. 489 f. u. öfter.)

„Summa: diese und alle Ordnung ist also zu gebrauchen, daß wo ein Mißbrauch draus wird, man sie flugs abthue und eine andre mache, gleichwie der König Hiskia die eherne Schlange, die doch Gott selbst befohlen hatte zu machen, darum zerbrach und abthat, weil die Kinder Israel derselbigen mißbrauchten (2. Kg. 18, 4). Denn die Ordnungen sollen zur Förderung des Glaubens und der Liebe dienen, und nicht zu Nachteil des Glaubens. Wenn sie nun das nicht mehr thun, so sind sie schon tot und gelten nichts mehr, gleich als wenn die neuen Schuhe alt werden und drücken, nicht mehr getragen, sondern weggeworfen und andere gekauft werden. Ordnung ist ein äußerlich Ding; sie sei wie gut sie will, so kann sie in Mißbrauch geraten. Dann aber ist's nicht mehr eine Ordnung, sondern eine Unordnung. Darum stehet und gilt keine Ordnung von ihr selbst etwas, wie bisher die päpstlichen Ordnungen sind gewesen; sondern aller Ordnungen Leben, Würde, Kraft und Tugend ist der rechte Brauch." —

Aber wenn Luther in diesem Stücke die christliche Freiheit so trefflich zu wahren und allem Zwange so gründlich zu wehren weiß, warum hat er doch um dieselbe Zeit bei viel wichtigeren Entscheidungen sich nicht gescheut, Gewissenszwang zu rechtfertigen und zu fordern?

Denn während er den Evangelischen die Ordnung ihrer Gottesdienste freigab, that er das Seine dazu, daß den Katholischen im Kurfürstentum Sachsen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes verwehrt und im ganzen Lande nur noch der evangelische Glaube geduldet wurde. So ging er schon mit Heftigkeit gegen die Wittenberger Stiftsherrn vor (Band 2 Seite 523 ff); so forderte er dann von Kurfürst Johann die Vergewaltigung der Altenburger Stiftsherrn (Seite 9 f). So drängte er weiter in den Kurfürsten, die Kirchengüter einzuziehen und die Bestellung evangelischer Prediger für sein ganzes Land in die Hand zu nehmen, was doch wieder nicht ohne Unterdrückung der Altgläubigen geschehen konnte. Wie denn Spalatin am 1. Oktober 1525 von Wittenberg an den Kurfürsten schrieb:

„Doktor Martinus achtet vor allen Dingen für nötig, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden alle Pfarrgüter in Ihren Fürstentümern zu sich nehmen und die Pfarrer, Prediger, Kapläne und dergleichen Kirchendiener davon bestellen. Und sonderlich, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden zu Wittenberg anfahen; denn ehe solches geschehe, sei keine Ordnung weder mit Zeremonien noch anderem beständlich vor-

zunehmen. Doktor Martinus sagt auch, Ew. Kurf. Gnaden sollen mit Gottes Hilfe in alle Wege auf Ihrer vorigen Meinung beruhen und in keinem Wege jemandem erlauben, die unchristlichen Zeremonien länger zu treiben oder wieder aufzurichten."

Ist das derselbe Luther, der so laut dagegen eifern konnte, daß weltlich Regiment sich ja nicht unterstehe, die Gewissen zu regieren (Band 2 Seite 248. 676 ff)? Der keine andere Waffe im Kampfe für das Evangelium gelten lassen wollte, als das Wort allein (Band 2 Seite 36. 388)?

Nun, Luther war noch jetzt des Glaubens, daß das Wort siegen müsse durch die Kraft des Geistes Gottes, der darin wirke. Er gedachte auch keinen Ungläubigen, keinen Papisten mit Gewalt zum Evangelium zu bekehren, denn „es ist ein frei Werk um den Glauben, dazu man niemand kann zwingen" (Band 2 Seite 678). So hat er auch niemals gefordert, die Andersgläubigen in's Gefängnis zu werfen, zu martern oder zu verbrennen. Jeder mochte mit seinem Gewissen abmachen, was er glaubte und was nicht.

Aber etwas anderes war es mit dem öffentlichen Gottesdienste und mit der kirchlichen Ordnung, die gelten sollte im Lande. Es konnte doch schließlich in jeder Stadt und in jedem Fürstentum nur Eine Kirche geben. Das war damals bei Katholiken und Evangelischen die allgemeine Überzeugung. Und es hat unser deutsches Volk noch blutige Kämpfe gekostet, bis die verschiedenen Kirchen lernten neben einander zu wohnen in denselben Mauern und Grenzen.

Ein großer Unterschied bestand zwischen der Unduldsamkeit katholischer und evangelischer Fürsten. Jene, sagt Luther, „zwingen nicht nur zu öffentlicher Lästerung, sondern sogar zu innerem Unglauben und Gottlosigkeit des Herzens. Unsere Fürsten zwingen nicht zum Glauben und zum Evangelium, sondern verbieten nur öffentliche Lästerung. Öffentliche Lästerung unsers Gottes müssen wir hindern, wo wir können. Das zeigt zur Genüge das Beispiel Christi, der sich eine Geißel machte und mit Gewalt die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel trieb (Joh. 2, 15)."

Das war also der erste Grund, weshalb Luther dem Landesfürsten als solchem das Recht zusprach, sich um die kirchlichen Zustände zu kümmern: die Obrigkeit hat Recht und Pflicht, öffentlichem Ärgernis zu wehren. Für eine evangelische Stadt und für ein evangelisches Land

war aber die römische Messe ein öffentliches Ärgernis, ja eine Gotteslästerung. (Vgl. Band 2 Seite 525.)

„Damit sie aber nicht sagen," schreibt Luther am 9. Februar 1526 an den Kurfürsten, als die Altenburger Stiftsherren noch immer zu schaffen machten: „damit sie nicht sagen, man zwinge sie zum Glauben, ist das nicht die Meinung. Sondern man verbeut ihnen nur das öffentliche Ärgernis, welches sie zu Schmach und Spott Gott und seinem Evangelio halten wollen. Sie sollten sich daran begnügen lassen, daß man sie bei Leib und Gut, bei Schutz und Ehren läßt im Lande und daß sie in ihren Kammern mögen anbeten und dienen, wem sie wollen und wie vielen Göttern sie wollen; öffentlich sollen sie den rechten Gott nicht so lästern und die Leute verführen — sie beweisen denn aus der Schrift, daß sie des Recht und Fug haben."

In demselben Briefe an den Kurfürsten bringt Luther noch zwei Gründe vor, weshalb derselbe den papistischen Gottesdienst im Altenburger Stift nicht mehr dulden dürfe. Wenn er wider besseres Wissen und Gewissen den Frevel schütze und stütze, mache er sich selbst zum Mitschuldigen. „Weil Ew. Kurfürstliche Gnaden durch Gottes Wort gewißlich unterrichtet, daß solcher lästerliche Gottesdienst unrecht und verdammlich sei und doch als eine weltliche Obrigkeit sie (die Gotteslästerer) schützen müßte und mit Zinsen und Gütern wie bisher versorgen, würde zuletzt aller ihr Gräuel auch Ew. Kurfürstliche Gnaden Gewissen beschweren, als der zu solchem Gräuel Geld, Gut, Schutz und Verwilligung erzeiget. Und wo solcher Gräuel ohn' Ew. Kurf. Gnaden Schutz und Erhaltung gehen möcht' oder ginge, wäre sie wohl entschuldiget; nun er aber ohn' Ew. Kurf. Gnaden Schutz und Nahrung des Orts nicht kann bleiben, müßte Ew. Kurf. Gnaden Gewissen immer mit eingemenget und mit schuldig sein, als die es hindern könnte und thät's nicht."

Endlich der letzte Grund, den Luther wider die Duldung des papistischen Gottesdienstes vorbringt, ist die Rücksicht auf den Frieden im Lande. Denn es ist „einem weltlichen Regenten nicht zu dulden, daß seine Unterthanen in Uneinigkeit und Zwiespalt durch widerwärtige (d. i. feindliche) Prediger geführet werden, daraus zuletzt Aufruhr und Rotterei zu besorgen wäre, sondern an Einem Orte auch einerlei Predigt gehen soll. Mit diesem Grunde haben die zu Nürnberg ihre Mönche gestillet (d. h. zum Schweigen gebracht) und die Klöster versperret" (Band 2 Seite 627).

„An einem Orte einerlei Predigt!“ Das war der Grundsatz, zu welchem man sich in jener Zeit des Übergangs und der Verwirrung rettete. Es war natürlich, daß in Stadt und Land die Obrigkeit vor allem ein Wort mitzureden hatte, wenn darnach zwischen der katholischen und der evangelischen Predigt Entscheidung getroffen werden mußte.

So traten in den evangelischen Ländern die Landesherren je mehr und mehr an die Stelle der Bischöfe, als „Notbischöfe“. Überhaupt war die Landeskirche, die man errichtete, nichts weiter als ein Notdach, unter welchem man nur vorläufig ein Unterkommen suchte, bis der Religionsstreit von Reichs wegen geschlichtet worden wäre. Denn beide Teile, Papisten und Evangelische, erwarteten von der Zukunft eine feste, einheitliche Regelung des Kirchenwesens für das ganze Reich.

Luther sah am allerwenigsten mit Zufriedenheit auf den Notbau der Landeskirche. Ihm stand ein ganz anderes Bild der wahrhaft christlichen Kirche auf Erden vor der Seele. Davon schreibt er in seinem Buch von der deutschen Messe wie folgt:

Der Gottesdienst, welcher „rechte Art der evangelischen Ordnung haben sollte, müßte nicht so öffentlich auf dem Platze geschehen unter allerlei Volk; sondern diejenigen, so mit Ernst Christen sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen und irgendwo in einem Hause allein sich versammeln, zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfahen und andere christliche Werke zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann thun nach der Regel Christi Matth. 18, 15 ff.

„Hier könnte man auch ein gemein Almosen den Christen auflegen, das man williglich gäbe und austeilete unter die Armen nach dem Exempel Sankt Pauli (2. Kor. 9, 1 f. 12). Hier bedürft's nicht viel und großen Gesänges. Hier könnte man auch eine kurze, feine Weise mit der Taufe und dem Sakrament halten und alles auf's Wort und Gebet und die Liebe richten. Hier müßte man einen guten, kurzen Katechismus haben über den Glauben, die Zehn Gebote und das Vaterunser. Kurz, wenn man die Leute und Personen hätte, die mit Ernst Christen zu sein begehrten — die Ordnungen und Weisen wären bald gemacht.“

So sehnte sich Luther nach einer Sammlung der echten Christen, welche im Geist und in der Wahrheit Gott dienen, nach einer sichtbaren Gemeinde der Heiligen auf Erden. Wie mancher fromme Christ hat schon diese Sehnsucht mit ihm geteilt! Und wie oft hat man schon versucht, diese Gemeinde der Heiligen auszusondern aus der weltverlorenen Kirche! Aber es ist niemals etwas dabei herausgekommen, als eine Sekte, und so heilig der Anfang war, so unheilig war manchmal das Ende.

Luther war viel zu besonnen und praktisch, als daß er seine Kraft an die Erreichung dieses hohen, aber unerreichbaren Zieles gesetzt hätte. Das zeigte sich, als man in Hessen ernstlich damit umging, sein Ideal zu verwirklichen. Da mahnte er dringend, sich nicht zu übereilen, sondern das Leben zu nehmen, wie es ist.

Er hatte das Volk zu lieb, als daß er hätte mit etlichen auserwählten, starken Geistern sich davon absondern können. Und so zog er's vor, mit allen Kräften an der christlichen Volkskirche zu bauen, mochte sie auch gar armselig sich ausnehmen neben jener Gemeinde von ernsten Christen, wonach er sich sehnte. „Die Einfältigen zu reizen und die Jugend aufzuziehen", indem er für reichliche Verkündigung des Wortes Gottes sorgte — das blieb in Wahrheit das Arbeitsziel, welches er zeitlebens fest im Auge behielt.

Und wie sehr es, auch selbst im sächsischen Lande, an den rechten Leuten fehlte für jene Gemeinde der Heiligen, das sollten ihm zu seinem Schmerze die Visitationen zeigen.

Drittes Kapitel.

Die Visitationen.

Johann war noch nicht Kurfürst, als der Zwickauer Pfarrer Hausmann in seiner schon erwähnten Denkschrift (Seite 10) an ihn schrieb: „Jetzt sieht Ew. Fürstliche Gnaden, daß nichts nötiger ist, denn zu visitieren."

Was verstand Hausmann darunter? Visitieren ist ein lateinisch Wort und heißt zu deutsch „besuchen". So sollten geschickte Männer umherziehen, Pfarrer und Gemeinden zu besuchen und überall nach dem Rechten zu sehen. Das ist „ein gar edeles Werk", rühmte Hausmann, „es ist nichts als Gebrechen wandeln, ermahnen zum sittlichen Leben, trösten und stärken." Doktor Luther, meinte er, sei am tauglichsten; der habe die Gewalt, das Herz und den Verstand dazu.

In Wahrheit hatte Luther schon oftmals solches Amt ausgeübt. Wie manche Reise hatte er schon gemacht, von einer Stadt des Kurfürstentums zur andern, seit seiner Rückkehr von der Wartburg (Band 2 Seite 588)! So waren auch seine Reisen in's Thüringer Land, als die Schwärmer und Bauern dort ihr Wesen trieben, nichts anderes als Visitationsreisen (Band 2 Seite 692 ff. 707. 719 f). Aber doch noch keine nach festem Plan und festen Grundsätzen.

Am Weimarer Hofe beschäftigte man sich bereits zu Friedrichs Lebzeiten viel mit dem Gedanken. Der junge Herzog Johann Friedrich wollte schon am 24. Juni 1524, daß Luther durch Thüringen ziehe und die untauglichen Geistlichen absetze. So visitierte auch im Januar

und März 1525 der Pfarrer Jakob Strauß von Eisenach die umliegenden Ämter.

Am 31. Oktober 1525, als am Jahrestage der fünfundneunzig Thesen, richtete Luther an den Kurfürsten Johann ein Schreiben, worin er ihm die Notlage der Kirche vor Augen malte und zur Abhilfe eine allgemeine ordentliche Visitation forderte. „Die Pfarren liegen allenthalben elend darnieder; da giebt niemand, da bezahlt niemand. Opfer und Seelpfennige sind gefallen; Zinsen sind nicht da, oder zu wenig; so achtet der gemeine Mann weder Prediger noch Pfarrer. Wo hier nicht eine tapfere Ordnung und stattliche Erhaltung der Pfarren und Predigtstühle wird vorgenommen von Ew. Kurfürstlichen Gnaden, werden in kurzer Zeit weder Pfarrhöfe noch Schulen dasein und also Gottes Wort und Dienst zu Boden gehen. Derhalben wollt' sich Ew. Kurfürstliche Gnaden weiter von Gott gebrauchen lassen und sein treues Werkzeug sein, weil sie dazu durch uns und durch die Not selbst, als gewißlich von Gott, gebeten und gefordert wird. Ew. Kurf. Gnaden wird da wohl Mittel finden. Es sind da Klöster, Stifter, Lehen und Spenden und des Dings genug, wo nur Ew. Kurf. Gnaden Befehl sich drein begiebt, die zu besehen, zu rechnen und zu ordnen. Gott wird dazu seinen Segen geben, daß Gottes Dienst nicht verhindert werde aus Mangel und Verlassung des armen Bauchs — das bitten wir auch seine göttliche Gnade. Amen."

Vier Wochen später, am 30. November 1525, gibt Luther auf Verlangen des Kurfürsten seine Meinung dahin ab: „daß Ew. Kurf. Gnaden alle Pfarren im Lande ließe besehen, und wo man fände, daß die Leute wollten evangelische Prediger haben und der Pfarren Gut nicht genugsam wäre sie zu unterhalten, daß alsdann dieselbige Gemeinde so viel jährlich reichen (aus eigenen Mitteln aufbringen) müßte. Solche Besichtigung möchte also geschehen, daß Ew. Kurf. Gnaden das Fürstentum in vier oder fünf Teile schiede und in einen jeglichen Teil zween, etwa vom Adel oder von den Amtleuten, schickte, die Pfarren und ihr Gut zu erkunden und was dem Pfarrer not sein sollte, zu erkennen (festzusetzen), dazu solchen Befehl von der jährlichen Steuer anzutragen (auszurichten)."

Was erwartete also Luther von den Visitatoren? Vor allen Dingen Aufrichtung und Sicherstellung der Pfarreien im ganzen Lande. Aber die Untersuchung sollte nicht nur auf die äußern Verhältnisse der Gemeinden sich erstrecken, sondern auch auf die innere Thätigkeit



Druck u. Verlag v. H. Oeser, Neusalza. L.70.

Übersetzung des alten Testamentes.

der Pfarrherrn und Prediger. Und so schreibt Luther weiter an den Kurfürsten:

„Daneben müßte nun auch auf die alten oder sonst untüchtigen Pfarrherrn Acht gehabt werden, daß, wo sie sonst fromm wären oder dem Evangelium nicht zuwider und doch nicht geschickt wären zu predigen, sie verpflichtet würden, die Evangelien mit der Postille entweder selbst zu lesen oder lesen zu lassen, damit dem Volke, das sie nähren soll, rechter Dienst im Evangelium geschähe."

Ein Jahr später, am 22. November 1526, muß Luther dem Kurfürsten immer wieder dasselbe Lied singen, klagen und mahnen:

„Erstlich, gnädigster Herr, ist des Klagens der Pfarrherrn fast an allen Orten über alle Maßen viel. Da wollen die Bauern schlechterdings nichts mehr geben und ist solcher Undank unter den Leuten für das heilige Gotteswort, daß ohne Zweifel eine große Plage vorhanden ist von Gott; und wenn ich's mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrherrn oder Prediger hätten und lebten wie die Säue, als sie doch thun — da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papstes Bann ist in Abgang kommen und thut jedermann, was er nur will.

„Weil aber uns allen, sonderlich der Obrigkeit, geboten ist, vor allen Dingen doch die arme Jugend, so täglich geboren wird und daherwächst, zu ziehen und zu Gottesfurcht und Zucht zu halten, muß man Schulen und Prediger und Pfarrherrn haben. Wollen die Alten nicht, so mögen sie immer zum Teufel fahren; aber wo die Jugend versäumt und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit, und wird dazu das Land voll wilder, loser Leute, daß nicht alleine Gottes Gebot, sondern auch unser aller Not zwingt, hierin Wegs fürzuwenden (vorbeugende Maßregeln zu treffen).

„Nun aber in Ew. Kurf. Gnaden Fürstentum päpstlicher und geistlicher Zwang und Ordnung aus ist und alle Klöster und Stifter Ew. Kurf. Gnaden als dem obersten Haupt in die Hände fallen, kommen zugleich mit (an Ew. Kurf. Gn.) die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen; denn sich's sonst niemand annimt, noch annehmen kann noch soll. Derhalben will es vonnöten sein, daß auf's förderlichste Ew. Kurf. Gnaden das Land von vier Personen visitieren lassen, zween, die auf die Zinsen und Güter, zween, die auf die Lehre und Personen verständig sind (d. i. zwei Räten und zwei Theologen), daß

dieselben aus Ew. Kurf. Gnaden Befehl die Schulen und Pfarren, wo es not ist, anrichten heißen und versorgen.

„Wo eine Stadt oder Dorf ist, die des Vermögens sind, hat Ew. Kurf. Gnaden Macht, sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigtstühle, Pfarren halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seligkeit thun noch bedenken, so ist Ew. Kurf. Gnaden da als oberster Vormund der Jugend und aller, die es bedürfen, und soll sie mit Gewalt dahin halten, daß sie es thun müssen; gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zu Brücken, Steg und Weg oder sonst zufälliger Landesnot geben und dienen müssen. Was das Land bedarf und not ist, dazu sollen die geben und helfen, die des Landes gebrauchen und genießen. Nun ist kein nötiger Ding, denn Leute ziehen, die nach uns kommen und regieren sollen.

„Sind sie aber des Vermögens nicht und sonst zu hoch beschweret, so sind da die Klostergüter, welche vornehmlich dazu gestiftet sind und noch dazu zu gebrauchen, den gemeinen Mann desto mehr zu verschonen. Denn es kann Ew. Kurf. Gnaden gar leichtlich bedenken, daß zuletzt ein böses Geschrei würde, auch nicht zu verantworten ist, wo die Schulen und Pfarren darniederliegen und der Adel sollte die Klostergüter zu sich bringen, wie man denn schon sagt und auch etliche thun. Weil nun solche Güter zu Gottes Dienst gestiftet sind, sollen sie billig hierzu am Ersten dienen. Was hernach übrig ist, mag Ew. Kurf. Gnaden zu des Landes Notdurft oder an arme Leute wenden."

So legte Luther als ein rechter „Sorgeträger für das Evangelium" dem Kurfürsten Notwendigkeit, Zweck und Sinn einer ordentlichen, allgemeinen Kirchenvisitation an's Herz. Wie man sie im einzelnen bewerkstelligen solle, das zu bestimmen war seine Sache nicht. Wenn man nur mit Ernst an's Werk ging, so mußte die Erfahrung die beste Lehrmeisterin sein.

Etliche vorläufige Visitationen in kleineren Bezirken zeigten dann beides: die Dringlichkeit und die Schwierigkeit des Unternehmens. Im Jahre 1526 wurden die Ämter Borna und Tenneberg visitiert: Borna von Spalatin als geistlichem, Michael von der Straßen (Band 2 Seite 455) als weltlichem Inspektor. Ernstlicher ging man im Jahre 1527 an die Aufgabe. Im Februar kam der sogenannte „Kurkreis" dran, in welchem Wittenberg lag; hier visitierten Melanchthon, Schurf und zwei adlige Herren. Dann im Juli folgte ein Teil von Thüringen, der sogenannte „Saalkreis"; hier visitierte wiederum Melanchthon mit

den Pfarrern Mykonius von Gotha und Menius von Erfurt, sowie drei weltlichen Räten. Auch den Altenburgischen Kreis besuchten die Visitatoren noch im September; neben Melanchthon trat hier Spalatin in die Arbeit.

So sammelte Melanchthon reiche Erfahrungen bei diesem Geschäft. Er war es denn auch, welcher auf Grund derselben eine Visitationsordnung entwarf, damit man in Zukunft das Werk darnach gründlicher und zweckmäßiger betreibe. Sie wurde von weltlichen wie geistlichen Räten, vor allem von Luther, Bugenhagen und Spalatin erwogen, begutachtet und verbessert, darnach vom Kurfürsten bestätigt. Gegen Ostern 1528 erschien sie im Druck unter dem Titel: „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn im Kurfürstentum zu Sachsen."

Dieser „Unterricht" bestand aus achtzehn Artikeln: von der Lehre, von den zehn Geboten, vom Gebet, von Trübsal, von der Taufe, vom Abendmahl, von der Buße, von der Beichte, von der Genugthuung, von menschlicher Kirchenordnung, von Ehesachen, vom freien Willen, von christlicher Freiheit, vom Türken, von Gottesdiensten, vom Bann, von Verordnung des Superintendenten, von Schulen. Alle diese Stücke waren kurz und bündig in dem Büchlein beschrieben, wie sie in der Christenheit sollten gehalten werden, mit großem Ernst und großer Milde, einfach, klar und bestimmt. Und gerade darum gefiel es Luthern sehr, „weil es für den Pöbel ist auf's einfältigste gestellet".

Luther fand wenig hinzuzufügen; doch schrieb er ein Vorwort, worin er aus dem Alten und Neuen Testament, an dem Beispiel der Propheten und Apostel, ja des Herrn Christus selber nachweist, „wie ein göttlich, heilsam Werk es sei, die Pfarrherrn und christlichen Gemeinden durch verständige, geschickte Leute zu besuchen. Welche Exempel auch die alten Väter, die heiligen Bischöfe, vor Zeiten mit Fleiß getrieben haben — denn eigentlich heißt ein ‚Bischof' ein ‚Aufseher' oder ‚Visitator' — bis daß zuletzt solch Amt ist eine solche weltliche, prächtige Herrschaft worden.

„Wer kann erzählen, wie nütze und not solch Amt in der Christenheit sei? Am Schaden mag man's merken, der daraus kommen ist, seit der Zeit es gefallen und gekehret ist. Ist doch keine Lehre noch Stand recht und rein geblieben, sondern sind so viel gräuliche Rotten und Sekten aufgekommen, als Stifter und Klöster sind, dadurch die christliche Kirche gar unterdrückt gewesen, der Glaube erloschen, die Liebe in Zank und Krieg verwandelt, das Evangelium unter die Bank gesteckt,

eitel Menschenwerk, Lehre und Träume anstatt des Evangelii regiert haben. Da hatte freilich der Teufel gut machen!

„Demnach, so uns jetzt das Evangelium durch überreiche, unaussprechliche Gnade Gottes wiedergekommen ist, hätten wir auch dasselbe Bischofs- und Besuchsamt, als auf's höchste vonnöten, gern wieder angerichtet gesehen. Aber weil unser keiner dazu berufen war oder gewissen Befehl hatte . . . haben wir zur Liebe Amt — welches allen Christen gemein und geboten — uns gehalten und demütiglich mit unterthäniger, fleißiger Bitte angelanget (angegangen) den durchlauchtigen, hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Johannes, daß Seine Kurfürstliche Gnaden aus christlicher Liebe — denn sie nach weltlicher Obrigkeit nicht schuldig (dazu nicht verpflichtet) ist — und um Gottes willen, dem Evangelio zu gut und den elenden Christen in Seiner Kurfürstlichen Gnaden Landen zu Nutz und Heil, gnädiglich wollten etliche tüchtige Personen zu solchem Amt fordern und ordnen. Gott geb', daß es ein selig Exempel sei und werde, allen andern deutschen Fürsten fruchtbarlich nachzuthun- welches auch Christus am letzten reichlich vergelten wird! Amen." —

Allerhand „beschwerliche Sachen" verhinderten noch immer den Kurfürsten, die Visitationen mit ganzem Eifer zu betreiben. Endlich, am 26. September 1528 erließ er den Befehl, welcher das Visitationsgeschäft in seinem Lande ordnete. Er ernannte sechs Kommissionen, welche in den sechs Kreisen des Kurfürstentums gleichzeitig an's Werk gehen sollten. Die Kommission für den Kurkreis bestand aus Luther, dem Wittenberger Stadthauptmann Hans Metzsch, dem Rechtsgelehrten Benedikt Pauli und dem edlen Herrn Hans von Taubenheim. Ähnlich waren auch die übrigen Ausschüsse zusammengesetzt; Melanchthon visitierte mit in Thüringen, Spalatin im Vogtlande.

So konnte nun Luther als Visitator sich selber von den traurigen Zuständen in den Gemeinden überzeugen, worüber Melanchthon und die andern, die früher mit visitiert hatten, so Schreckliches zu berichten wußten. In der That, an vielen Orten stand es schauderhaft, und wenn es Luther nicht schon zuvor gewußt hätte, daß ihm für seine Gemeinde wahrhaftiger Christen (Seite 21) die Leute fehlten, so mußte er es jetzt erfahren.

Mit den Pfarrern und Predigern stand es gerade im Kurkreise nicht am schlechtesten. Die Nähe von Wittenberg hatte gewirkt. Nur ein Fünftel der Geistlichen erwies sich als ganz unbrauchbar, die andern

waren mehr oder minder geschickt zu ihrem Amt und der evangelischen Lehre zugethan. Dagegen wurden im Meißnischen und im Vogtlande von 96 Geistlichen nur 26 tüchtig befunden; 48 bestanden die Prüfung kaum, und 22 mußten als untauglich verabschiedet werden.

Und dabei durften die Visitatoren keine hohen Ansprüche machen! Die meisten Geistlichen saßen noch von den Zeiten des Papsttums her in ihren Pfarren und hatten sich nur notdürftig von den papistischen Irrtümern bekehrt. Groß war die Verwirrung in den Gebräuchen; hier gebrauchte man noch das Weihwasser, dort feierte man noch die Messe; manche Geistliche, die zwei Kirchen zu besorgen hatten, hielten je nach Wunsch in der einen das Amt auf römische, in der andern auf evangelische Weise. Manchem fehlten die allernötigsten Bücher. In Elsnig war ein alter Pfarrer, der hatte bis nach Leipzig hin einen Ruf als Teufelsbanner, aber das Vaterunser und den Glauben konnte er nur mühsam zusammenbringen. Viele Prediger mußten angewiesen werden, ihre Gemeinden lieber durch Luthers Postille, als durch eigene Predigten zu erbauen, denn sie selber konnten nur „Gaukelwerk" predigen. Manche trieben lieber das Waidwerk als ihr Predigtamt; andere ernährten sich durch ein bürgerlich Gewerbe, etwa durch Schankwirtschaft! Viele waren verkommen in Trunksucht. Etliche hatten geheiratet; aber nicht wenige zogen es vor, nach der alten Weise in wilder Ehe zu leben.

Wie der Hirt, so die Herde. Die Leute ließen nicht nur ihre Pfarrherrn Armut und Mangel leiden, sie gingen auch nicht zur Kirche und lästerten. In dem einen Dorfe fielen sie ihrem Geistlichen in die Predigt und riefen: „Was predigt der lose Pfaff' von Gott? Wer weiß, was Gott ist? ob auch ein Gott ist? Er wird ja auch seinen Anfang und sein Ende haben." Mehr als einmal fanden die Visitatoren solche Verwilderung der Sitten, daß nur „Henker und Stockmeister" helfen konnten.

Unzählige mußten vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen werden, weil sie die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser nicht wußten. In Zinna weigerten sich die Bauern sogar, das Vaterunser zu lernen, weil es „zu lang sei"!

Die Gotteshäuser verwendete man zu allerhand bürgerlicher Hantierung. Zu Muckrehna lagerte man das Pfingstbier darin. In den Zeiten des Bauernkrieges hatten viele Gemeinden ihre kostbaren Altargeräte verkauft und den Erlös vertrunken.

Unter so heruntergekommenem Volke konnten selbst wackere Geistliche nicht viel schaffen. Wiederholt mußten sie daher von den Visitatoren angewiesen werden, das Wort nur „auf's gröbste" auszulegen, weil von tieferem Verständnis bei den Zuhörern doch nicht die Rede sein konnte.

Übrigens gaben sich die Visitatoren viel Mühe. Sie wurden nicht müde, zu ermahnen und zurechtzuweisen, und übten Geduld, wo sie konnten. Auch mit den Gemeindegliedern unterredeten sie sich über die Stücke des christlichen Glaubens. So wird uns von Luther erzählt, wie er einmal einen Bauern den Glauben hersagen ließ. Der that's auf Plattdeutsch: „Ick glöve in Gott allmächtigen."

„Was heißt denn ‚allmächtigen'?" fragte Luther.

Antwortet der Bauer: „Ick weet nich."

„Ja, mein Mann," spricht Luther zu ihm, „ich und alle Gelehrte wissen's auch nicht, was Gottes Kraft und Allmächtigkeit ist. Glaube aber du in Einfalt, daß Gott dein lieber und treuer Vater ist; der will, kann und weiß, als der klügste Herr, dir, deinem Weib und Kindern in allen Nöten zu helfen."

Schulen gab es auf dem Lande fast gar nicht. Da wurde nun der Küster angewiesen, den Kindern wenigstens die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser zu lehren. Auch in den Städten wurde noch mehr auf Schulen geachtet.

Natürlich gingen die Visitatoren auch an den Klöstern nicht vorüber, wo es deren noch gab. Hier fand sich oftmals großer Zwiespalt und Hader zwischen den Alt- und Neu-Gesinnten, auch zuweilen heftiger Widerstand gegen das Evangelium.

Die reichen Klostergüter suchte man so viel als möglich der Kirche zu erhalten, d. h. man billigte sie dem Landesherrn zu, damit er nun kirchliche Bedürfnisse davon bestreite. Dabei machten die Herren vom Adel zu schaffen, welche über das herrenlos gewordene Gut herstürzten wie die Raben. Luther war darüber so empört, daß er einmal, als der Kurfürst gerade in Wittenberg war, unangemeldet in dessen Kabinet eindrang und ihm die Not klagte. Zuvor hatte er schon bei dem Prinzen Johann Friedrich Beschwerde geführt. Es wurde denn auch den habgierigen Herren das Handwerk gelegt. Die Visitatoren sahen besonders auch auf eine christliche Verwendung des Kirchen- und Klostervermögens. Aber doch ging damals der Kirche viel verloren.

Alles in allem genommen zeigte sich, daß das Papsttum in Kursachsen keinen Boden mehr hatte. Die schlimmen Zustände in den Ge-

meinden, wie sie durch die Versäumnis der römischen Kirche seit lange bestanden, waren aber noch vorhanden. So gaben denn die Visitatoren die Losung aus, daß die Prediger und Pfarrherrn nicht im Schimpfen auf den Papst ihre Stärke suchen sollten, sondern vielmehr in ernstlicher Verkündigung des christlichen Glaubens und Lebens. So friedlich waren die Grundsätze, wonach sie die Predigt ordneten, daß die Papisten schon rühmten, die Evangelischen fange ihre eigene Lehre an zu reuen, sie widerriefen jetzt, was sie vorher gepredigt hätten. In Wahrheit zeigten die Evangelischen nur, daß sie bei solcher Kirchenvisitation keine neue Kirche gründen wollten, sondern allein das lange verschüttete Christentum überall wieder ans Tageslicht bringen. Und, schrieb Luther an den Kurfürsten, als er Melanchthons „Unterricht“ begutachtete: „daß die Widerwärtigen möchten rühmen, wir kröchen wieder zurück, ist nicht groß zu achten; es wird wohl still werden. Wer was Göttliches fürnimmt, der muß dem Teufel das Maul lassen, dawider zu plaudern und zu lügen.“ —

Diese Visitationen währten zunächst vom Jahre 1528 bis 1530. Sie wurden dann im Jahre 1532 wieder aufgenommen und haben von Jahr zu Jahr eine immer größere Ausdehnung gefunden. In Folgendem sei beispielsweise ein Stück aus dem Visitationsprotokoll des Amtes Wittenberg mitgeteilt, welches aber von einer zweiten Visitation daselbst im Jahre 1532 stammt.

„Groß-Marzahn.

„Diese Pfarr' hat 2 Dörfer, nämlich Groß-Marzahn: 12 Hüfner 3 Kossäten; Schmögelsdorf: 5 Hüfner, keinen Kossäten. Kirchendiener: Pfarrer, Küster.

„Erasmus Porretanus, Pfarrer zu Groß-Marzahn, hat in seinem Kirchspiel keine öffentlichen Laster. Kommunizieren alle; ausgenommen drei haben das hochwürdige Sakrament in dreien Jahren nicht empfangen, unter welchen der Richter einer ist, wiewohl der Pfarrer vom Brauch und Nutzen (des Sakraments) fleißig predigt. Und ist in der Lehr' geschickt befunden. So haben auch die Bauern keinen Mangel (nichts zu tadeln) an ihm. Predigt alle Sonntage und Feste zweimal, und soll alle Dienstage und Donnerstage den Katechismum fleißig predigen.

„Einkommen der Pfarr': 20 Groschen Zins, 32 Groschen ungefähres Opfer, 62 Scheffel Korn-, Gersten- und Haferzehnten — als ungefähr 14 Scheffel Korn, 32 Scheffel Gerste und 16 Scheffel

Hafer — auf folgenden Hufen: 59 Hufen auf Groß=Marzahner Mark, 24 Hufen auf Schmögelsdorfer Mark, 27 Hufen auf Körbitzer Mark. Hat darüber 1 Hufe auf Groß=Marzahner Mark, 3 Viertel auf Schmögelsdorfer Mark; 5 Hühner; Fleischzehnten das 3. Teil — 2 Teile folgen in's Amt, wie im Gebrauch und Alt=Herkommen. Kein Wiesenwachs, kein Holz; ein Wohnhaus, ist baufällig; eine Scheune, ist zu bessern, aber auch baufällig; sollen samt andern notdürftigen Gebäuden zwischen hier und Michaelis in ein beständig Wesen gebracht werden. So solches geschehen, soll es dann der Pfarrer erhalten. Und kann der Pfarrer halten: 4 Rinder, 15 Schweine, 20 Schafe.

„Inventarium der Pfarre: 2 melkende Kühe, 1 verschlossener Tisch, 1 Spanbette, 1 Wispel Roggen über Winter, 1 Wispel Gerste, 1 Wispel Hafer. Sollten vom Kirchspiel zum Inventarium auf einen Hufen in Groß=Marzahner Mark gesät worden sein, wie in der andern Visitation (1528) befohlen; ist aber, wie obbemeldet, abgeschafft.

„Superintendent: Pfarrer zu Wittenberg.

„Küsterei: Einkommen 30 Scheffel Korn; ein bös' Haus, soll erbauet und gebessert werden."

Von der Gemeinde Pollerstorf heißt es ebenda: „Der Pfarrer ist in der andern Visitation (1528) in der Lehre leidlich befunden. Ist von den Bauern verklagt, daß er sich mit Trinken zu Zeiten vergessen soll; wissen sonst keinen Mangel. Hat sich derhalben der Pfarrer zur Besserung erboten."

Von der Gemeinde Globig: „Der Pfarrer Herr Simon hat sehr ungeschlachte Bauern zu Globig: kommunizieren nicht, hören auch die Predigt nicht oder versäumlich. Ist sonst der Pfarrer im Lehren leidlich. Soll predigen alle Sonntage und Feste das Evangelium nach Inhalt der Postillen Doktor Martini zu Globig und am dritten Sonntag einmal (in der Filialkirche) zu Besewig. Desgleichen alle Donnerstage zu Globig den Katechismum. So geht der Küster alle Wochen einmal gen Besewig, die Kinder, Jugend und Gesinde auch den Katechismum zu lehren, welches er am Sonntagnachmittag zu Globig zu thun verpflichtet ist, angesehen daß die Bauern die Predigt Nachmittags nicht besuchen."

So stand es im Jahre 1533; da hatte sich seit der ersten Visitation schon manches gebessert. —

Die erste große Visitation des Kurkreises, bei welcher Luther mit thätig war, begann noch im Oktober 1528 und zog sich mit Unterbrechungen hin bis Ostern 1529. Luther selbst wurde durch Krankheit mehrfach gehindert, seinen Pflichten als Visitator nachzukommen. Auch that seine und Melanchthons Abwesenheit der Universität Wittenberg zu großen Abbruch, so daß ihn der Kurfürst am 12. März 1529 seines Visitatorenamtes enthob und ihm befahl, in Wittenberg zu bleiben. Doch visitierte er bald darauf noch die Stadt Torgau mit.

Der Zustand der Kirche erfüllte seine Seele mit Trauer. An Spalatin schrieb er damals:

„Ganz kläglich sieht es überall in den Gemeinden aus. Die Bauern lernen nichts, wissen nichts, beten nichts, thun nichts als ihre Freiheit mißbrauchen; sie beichten nicht, kommunizieren nicht, als wären sie aller Religion los und ledig. So haben sie das Papsttum mißachtet und verachten nun das Evangelium — es ist schrecklich zu sehen. wie diese papistischen Bischöfe gewirtschaftet haben."

Aber ob viel versäumt war seit Jahrhunderten, christliche Erkenntnis und christliches Leben sehr darniederlag, man arbeitete mutig und besonnen an der Besserung. Es ging von den Visitationen ein großer Segen aus. Vor allem durch sie und die in Folge derselben geschaffenen Einrichtungen (z. B. Einsetzung von Superintendenten) gestaltete sich die sächsische Landeskirche je mehr und mehr zu einem Muster für die übrigen evangelischen Länder.

Für Luther aber waren die Erfahrungen, die er als Visitator gemacht hatte, der Anstoß, seine beiden Katechismen zu schreiben. Das war die nächste und schönste Frucht der ersten großen Kirchenvisitation in Kursachsen.

Viertes Kapitel.

Die beiden Katechismen.

Das kennen wir schon an Luther, daß er vor allen Dingen ein Herz hatte für die „Einfältigen", d. i. für die Ungelehrten, für das Volk. Für sie arbeitete er schon, als er noch ein junger, neubackener Doktor war (Band 1 Seite 116 f); für sie arbeitete er zeitlebens, auch nachdem er ein berühmter, hochgelehrter Mann geworden.

So ist ihm denn der Gedanke nicht erst durch die Erfahrungen der Kirchenvisitation aufgedrängt worden, daß ein Katechismus, d. i. eine Unterweisung im Christentum, für seine lieben Deutschen ein großes Bedürfnis sei. Schon im Jahre 1518 hat er das Vaterunser für die Einfältigen ausgelegt (Band 1 Seite 384 ff). Zwei Jahre später gab er dann eine kurze Erklärung der zehn Gebote, des Glaubens und des Vaterunsers heraus; die sieht dem Kleinen Katechismus schon sehr ähnlich (Band 1 Seite 535). Es folgte wiederum zwei Jahre später das ‚Betbüchlein', welches außer den drei Hauptstücken noch das Ave Maria (Luk. 1, 28 ff) und etliche Psalmen enthielt. Dieses Betbüchlein fand eine ungeheure Verbreitung. Man fügte ihm allerhand andere Stücke von Luther, sowie auch einen Kalender bei.

Aber das war noch nicht der rechte Katechismus, wie er Luthern vorschwebte. Er wollte den Pfarrern, Lehrern und Hausvätern eine Anweisung in die Hand geben, wie sie die christliche Lehre mit ihren Leuten, sonderlich mit der Jugend, treiben und einüben sollten. Als er in seiner Schrift von der ‚Deutschen Messe' (Seite 16) den deutschen

Christen darlegte, wie sie ihren Gottesdienst einzurichten hätten, da sagte er:

„Auf's Erste ist ein grober, schlechter, einfältiger Katechismus vonnöten. ‚Katechismus' aber heißt in der alten Kirche ein Unterricht, damit man die Heiden, so Christen werden wollen, lehret und weiset, was sie glauben, thun, lassen und wissen sollen im Christentum, daher man ‚Katechumenen' genennet hat die Lehrjungen, die zu solchem Unterricht angenommen waren und den Glauben lernten, ehe denn man sie taufte. Diesen Unterricht oder Unterweisung weiß ich nicht schlechter noch besser zu stellen, denn sie bereits ist gestellet von Anfang der Christenheit und bisher geblieben, nämlich die drei Stücke: die Zehn Gebote, der Glaube und das Vaterunser. In diesen dreien Stücken steht es schlicht und kurz, fast alles, was einem Christen zu wissen not ist.

„Dieser Unterricht muß nun also geschehen, daß er auf der Kanzel zu etlichen Zeiten oder täglich, wie das die Not fordert, vorgepredigt und daheim in den Häusern des Abends und Morgens den Kindern und dem Gesinde, die man will zu Christen machen, vorgesagt oder gelesen werde. Nicht allein also, daß sie die Worte auswendig lernen und nachreden, wie bisher geschehen ist, sondern daß man sie von Stück zu Stück frage und sie antworten lasse, was ein jegliches bedeute und wie sie es verstehen.

„Nämlich, also soll man sie fragen: ‚Was betest du?' Antwort: ‚Das Vaterunser'.

„‚Was ist's denn, daß du sprichst: Vater unser in dem Himmel?' Antwort: ‚Daß Gott nicht ein irdischer, sondern ein himmlischer Vater ist, der uns im Himmel will reich und selig machen.'

„‚Was heißt denn: Dein Name werde geheiliget?' Antwort: ‚Daß wir seinen Namen sollen ehren und schonen, auf daß er nicht geschändet werde.'

„‚Wie wird er denn geschändet und entheiliget?' Antwort: ‚Wenn wir, die seine Kinder sein sollen, übel leben, unrecht lehren und glauben.'

„Und so fortan: was ‚Gottes Reich' heiße? wie es ‚kommt'? was ‚Gottes Wille', was ‚täglich Brot' u. s. w. heiße?

„Also auch im Glauben. ‚Wie glaubest du?' Antwort: ‚Ich glaube an Gott Vater.' Durchaus (so durch bis zu Ende). Darnach von Stück zu Stück, darnach's die Zeit gibt, eines (von den Kindern und vom Gesinde) oder zwei auf einmal.

„Also: ‚Was heißt ‚an Gott den Allmächtigen glauben?‘ Antwort: ‚Es heißt: wenn das Herz ihm ganz vertrauet und sich aller Gnaden, Gunst, Hilfe und Trost zu ihm gewißlich versiehet, zeitlich und ewiglich‘ u. s. w.“

Darauf gibt Luther noch Ratschläge, wie man etwa solch Lernen und Fragen den Kindern lieb und leicht machen könne und ihnen die christliche Lehre spielend beibringen. „Und lasse sich hier niemand zu klug dünken und verachte solch Kinderspiel. Christus, da er Menschen ziehen wollte, mußte er Mensch werden. Sollen wir Kinder ziehen, so müssen wir auch Kinder mit ihnen werden.“

Wenn solche Unterweisung geschähe in der Kirche und zu Hause, dann, hoffte Luther, sollte man „in kurzer Zeit einen großen Schatz von christlichen Leuten sehen.“ „Es stehet in Büchern genug geschrieben; ja, es ist aber noch nicht alles in die Herzen getrieben.“

So waren denn auch die Hausväter und die Pfarrer nicht vorhanden, welche ohne weitere Anleitung solchen Katechismus mit ihren Pflegebefohlenen hätten treiben können. Und darum mußte eben doch vor allem wieder ein neues Buch geschrieben werden, welches die nötige Anleitung dazu gab. Luther beauftragte damit zwei Freunde, Agricola und Jonas. Jonas brachte nichts zu Stande. Agricola, sowie etliche andere, schrieben wohl Katechismen, aber die ließen noch viel zu wünschen übrig. Da legte endlich Luther selbst Hand an, und er war der rechte Meister dazu.

Bei dem Examen, das er als Visitator mit Geistlichen und Laien hin und her angestellt hatte, war ihm die Unwissenheit des Volkes über die Grund- und Hauptstücke des Christentums mehr denn je vor die Seele getreten. Kaum zu Ruhe gekommen von den beschwerlichen Reisen, ja noch mittendrin, setzte er sich hin und schrieb — seinen Großen Katechismus.

Derselbe erschien im April 1529. Er war kein Lehrbuch nur für die Pfarrer, sondern eine Anweisung zum christlichen Unterricht auch für alle christlichen Hausväter; Luther selbst nannte ihn eine ‚Predigt‘. Aber natürlich legte er ihn zunächst in die Hand der Geistlichen, damit er durch sie in die Gemeinde komme. Und spricht er sich im Vorwort also darüber aus:

„Diese Predigt ist dazu geordnet und angefangen, daß es sei ein Unterricht für die Kinder und Einfältigen, darum sie auch von

Alters her auf Griechisch heißt ‚Katechismus‘, d. i. eine Kinderlehre, so ein jeglicher Christ zur Not wissen soll, also daß, wer solches nicht weiß, nicht könnte unter die Christen gezählet und zu keinem Sakrament zugelassen werden. Gleichwie man einen Handwerksmann, der seines Handwerks Recht und Gebrauch nicht weiß, auswirft und für untüchtig hält. Derhalben soll man junge Leute die Stücke, so in den Katechismum oder die Kinderpredigt gehören, wohl und fertig lernen lassen und mit Fleiß darinnen üben und treiben.

„Darum auch ein jeglicher Hausvater schuldig ist, daß er zum wenigsten die Woche einmal seine Kinder und Gesinde umfrage und verhöre, was sie davon wissen oder lernen, und wo sie es nicht können, mit Ernst dazu halte.

„Denn ich denke wohl der Zeit, ja es begiebt sich noch täglich, daß man grobe, alte, betagte Leute findet, die hiervon gar nichts gewußt haben oder noch wissen. Gehen doch gleichwohl zur Taufe und Sakrament und brauchen alles, was die Christen haben; so doch, die zum Sakrament gehen, billig mehr wissen und völligern Verstand aller christlichen Lehre haben sollten, denn die Kinder und neuen Schüler.“

Auf die Alten war Luther nach den gemachten Erfahrungen überhaupt nicht gut zu sprechen. Im Großen und Ganzen gab er sie auf und setzte seine Hoffnung einer besseren Zukunft der Kirche auf die Jungen. „Denn,“ sagt er im Beschluß des Großen Katechismus, „es ist doch nun fast mit den Alten geschehen, daß man solches und anderes (von ihnen) nicht erhalten kann, man ziehe denn die Leute auf, so nach uns kommen sollen und in unser Amt und Werk treten, auf daß sie auch ihre Kinder fruchtbarlich erziehen, damit Gottes Wort und die Christenheit erhalten werde.“ Von dem heranwachsenden Geschlecht hofft und fordert Luther, daß sie „alle uns helfen glauben, lieben, beten und wider den Teufel fechten.“

Natürlich hieß diese ‚Kinderpredigt‘, als sie erschien, noch nicht der ‚Große Katechismus‘. Denn noch gab es keinen ‚Kleinen‘. Der Titel des Buches lautete vielmehr: „Deutscher Katechismus.“ Zur „Deutschen Messe“ oder deutschen Gottesdienstordnung vom Jahre 1526 kam so der „Deutsche Katechismus“ oder die deutsche Christenlehre. —

Aber während Luther diese Schrift ausarbeitete und drucken ließ, merkte er wohl, daß sie ihrem Zwecke noch nicht völlig entsprach. Sie war ihm zu ausführlich geraten und redete zu wenig in Frage und Antwort, wozu er doch vor allem die Väter und Lehrer

anleiten wollte. Und so erkannte er, daß neben diesem großen Unterricht über die christliche Lehre noch ein kleinerer notwendig sei, der in Frage und Antwort kurz und bündig nur das Allerwesentlichste biete. Gedacht, gethan. Luther ließ dem Großen den Kleinen Katechismus folgen, der vermutlich im Juli 1529 ausgegeben worden ist.

Das Büchlein führte den Titel: „Der kleine Katechismus, für die gemeinen Pfarrherrn und Prediger.“ So sollten auch ihn vor allen Dingen die Geistlichen zur Hand nehmen und darnach unterrichten.

Aber das letzte Absehen war dabei doch auf die christlichen Hausväter gerichtet, welche nun daraus lernen konnten, in Frage und Antwort mit ihren Leuten die Hauptstücke der Christenlehre zu treiben. Das zeigen die Überschriften der einzelnen Abschnitte im Kleinen Katechismus, als z. B. „1. Die Zehn Gebote, wie sie ein Hausvater seinem Gesinde einfältiglich fürhalten soll. 2. Der Glaube, wie ein Hausvater denselbigen seinem Gesinde auf das einfältigste fürhalten soll. 3. Das Vaterunser — 4. Das Sakrament der heiligen Taufe — 5. Das Sakrament des Altars, wie ein Hausvater dasselbige seinem Gesinde einfältiglich fürhalten soll.“ Dazu noch ein doppelter Anhang. Der erste befaßte zwei Stücke, nämlich: „Wie ein Hausvater sein Gesinde soll lehren morgens und abends sich segnen,“ und: „Wie ein Hausvater sein Gesinde soll lehren das Benedicite (Segen vor Tische) und Gratias (Dankgebet nach Tische) sprechen.“ Der andere Anhang enthielt die Haustafel, d. h. eine Zusammenstellung „etlicher Sprüche für allerlei heilige Orden und Stände, dadurch dieselbigen, als durch eigene Lektion, zu ihrem Amt und Dienst zu vermahnen.“ Da bekam jeder Stand seinen Bibelspruch: die Pfarrherrn und Prediger, die weltliche Obrigkeit, Ehemänner und Ehefrauen, Eltern und Kinder, Knechte, Mägde, Taglöhner und Arbeiter, Hausherren und Hausfrauen, die gemeine Jugend, die Witwen und endlich die ganze Gemeinde. Diese bekam die Sprüche Röm. 13, 9 und 1. Tim. 2, 1: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst. In dem Wort sind alle Gebote verfasset. Und haltet an mit Beten für alle Menschen.“ Zum Schluß noch ein Verslein, das Luther selbst erdacht hat:

„Ein jeder lern' sein' Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.“

Dazu nun eine Vorrede, die also anhob:

„Diesen Katechismum oder christliche Lehre in solch kleine, schlechte,

einfältige Form zu stellen hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Not, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war. Hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherren ganz ungeschickt und untüchtig sind zu lehren. Und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sakramente genießen — können weder Vaterunser, noch den Glauben oder die Zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue. Und nun das Evangelium kommen ist, haben sie dennoch fein gelernet, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen.

„O ihr Bischöfe! Was wollt ihr doch Christo jemals antworten, daß ihr das Volk so schändlich habt lassen hingehen und euer Amt nicht einen Augenblick je beweiset? Daß euch alles Unglück fliehe! (d. h. Gott verschone euch mit dem Unglück, das ihr reichlich verdient habt!) Ihr verbietet einerlei Gestalt und dringet auf eure Menschengesetze, fraget aber dieweil nichts darnach, ob sie das Vaterunser, Glauben, Zehn Gebote oder sonst einiges Gotteswort können. Ach und Wehe über euern Hals ewiglich! (Wobei zu merken, daß unter den Bischöfen nicht nur die eigentlichen Bischöfe zu verstehen sind, sondern, wie Luther auch sonst zu reden pflegt, alle Pfarrer und Prediger.)

„Darum bitte ich um Gottes willen euch alle, meine lieben Herren und Brüder, so Pfarrherren und Prediger sind: wollet euch eures Amtes von Herzen annehmen, euch erbarmen über euer Volk, das euch befohlen ist, und uns helfen den Katechismum in die Leute bringen, sonderlich in das junge Volk. Und welche es nicht besser vermögen, (die bitte ich,) diese Tafeln und Formen (d. i. eben den Kleinen Katechismus) vor sich zu nehmen und dem Volk von Wort zu Wort vorzubilden."

Also Luther verlangt nicht, daß Prediger und Lehrer nunmehr bei der christlichen Unterweisung an seinen Katechismus sollen gebunden sein. Nur die sich nicht selber zu helfen wissen, sollen ihn gebrauchen. Und zwar weiß er als ein guter Schulmeister, daß für die Kinder und Einfältigen etwas darauf ankommt, daß der Lehrer „einerlei Form vor sich nehme, darauf bleibe und dieselbe immer treibe, ein Jahr wie das andre. Sonst wird das junge und alberne Volk gar leicht irre."

„Darum erwähle dir, welche Form du willst, und bleib'

dabei ewiglich. Wenn du aber bei den Gelehrten und Verständigen predigest, da magst du deine Kunst beweisen und diese Stücke so bunt, kraus machen und so meisterlich drehen, als du kannst. Aber bei dem jungen Volk bleib' auf einer gewissen, ewigen Form und Weise, und lehre sie für das Allererste die Stücke von Wort zu Wort, daß sie es auch so nachsagen können und auswendig lernen.

„Welche es aber nicht lernen wollen, denselbigen soll man sagen, wie sie Christum verleugnen und keine Christen sind; sollen auch nicht zu dem Sakrament zugelassen werden, kein Kind aus der Taufe heben, auch in keinem Stück (die Rechte) der christlichen Freiheit brauchen, sondern schlechtweg dem Papst und seinen Offizialen, dazu dem Teufel selbst heimgewiesen sein. Dazu sollen ihnen die Eltern und Hausherrn Essen und Trinken versagen und ihnen anzeigen, daß solche rohe Leute der Fürst aus dem Lande jagen wolle. Denn wiewohl man niemand zwingen kann noch soll zum Glauben, so soll man doch den Haufen dahin halten und treiben, daß sie wissen, was recht und unrecht ist bei denen, bei welchen sie wohnen, sich nähren und leben wollen. Denn wer in einer Stadt wohnen will, der soll das Stadtrecht wissen und halten, das er genießen will, gleichviel er glaube oder sei im Herzen für sich ein Schalk oder Bube."

Darnach schärft Luther ein, man solle sich nicht etwa damit zufrieden geben, daß die Leute den Katechismus auswendig lernen. „Wenn sie den Text wohl können, so lehre sie hernach auch der Verstand." Denn die Gebote, den Glauben und das Vaterunser hatte man ja auch unter dem Papsttum gelehrt, aber erklärt hatte man's den Leuten nicht, und gerade dafür wollte der Kleine Katechismus Handreichung thun. Weiter rät Luther:

„Wenn du sie nun solchen kurzen Katechismum gelehret hast, alsdann nimm den großen Katechismum vor dich und gieb ihnen auch reichern und weitern Verstand. Da streich' ein jeglich Gebot, Bitte, Stück heraus mit seinen mancherlei Werken, Nutz, Frommen, Gefahr und Schaden, wie du das alles reichlich findest in so vielen Büchlein, davon gemacht.

„Und insonderheit treibe das Gebot und Stück am meisten, das bei deinem Volk am meisten Not leidet. Als: das 7. Gebot vom Stehlen mußt du bei Handwerkern, Händlern, ja auch bei Bauern und Gesinde heftig treiben; denn bei solchen Leuten ist allerlei Untreu' und Dieberei groß. Item: das vierte Gebot mußt du bei den Kindern und

gemeinem Mann wohl treiben, daß sie stille, treu, gehorsam, friedsam seien, und mußt immer viel Exempel aus der Schrift, da Gott solche Leute gestraft und gesegnet hat, einführen. . . .

„Zuletzt: weil nun die Tyrannei des Papsts ab ist, so wollen sie nicht mehr zum Sakrament gehen und verachten's. Hier ist abermals not zu treiben, doch mit diesem Bescheid: wir sollen niemand zum Glauben oder zum Sakrament zwingen, auch kein Gesetz noch Zeit noch Stätte bestimmen, (wie oft und wo einer müsse zum h. Abendmahl gehen). Aber wir müssen also predigen, daß sie sich selbst ohn' unser Gesetz dringen und gleichsam uns Pfarrherren zwingen das Sakrament zu reichen.

„Dies thut man also, daß man ihnen sagt: Wer das Sakrament nicht sucht oder begehrt vier- oder zum wenigsten einmal des Jahres, da ist zu besorgen, daß er das Sakrament verachte und kein Christ sei, gleichwie der kein Christ ist, der das Evangelium nicht glaubt oder höret. Denn Christus sprach nicht: ‚Solches lasset!‘ oder: ‚Solches verachtet!‘ sondern: ‚Solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis!‘ Er will es wahrlich gethan und nicht allerdinge gelassen und verachtet haben. ‚Solches thut!‘ spricht er.

„Wer aber das Sakrament nicht groß achtet, das ist ein Zeichen, daß er keine Sünde, kein Fleisch, keinen Teufel, keine Welt, keinen Tod, keine Gefahr, keine Hölle hat, d. i. er glaubt deren keins, ob er wohl bis über die Ohren drinsteckt und ist zwiefältig des Teufels. Wiederum, so bedarf er auch keiner Gnade, Leben, Paradies, Himmelreich, Christus, Gottes noch einigen Gutes. Denn wo er glaubte, daß er so viel Böses hätte und so viel Gutes bedürfte, so würde er das Sakrament nicht so lassen, darin solchem Übel geholfen und so viel Gutes gegeben wird. Man braucht ihn auch mit keinem Gesetze zum Sakramente zu zwingen, sondern er wird selbst gelaufen und gerennet kommen, sich selbst zwingen und dich (den Pfarrer) treiben, daß du ihm müssest das Sakrament geben.

„Darum darfst du hier kein Gesetz stellen, wie der Papst. Streich nur wohl heraus den Nutz und Schaden, Not und Frommen, Gefahr und Heil in diesem Sakrament, so werden sie selbst wohl kommen ohne dein Zwingen. Kommen sie aber nicht, so laß sie fahren, und sage ihnen, daß sie des Teufels sind, die ihre große Not und Gottes gnädige Hilfe nicht achten noch fühlen. Wenn du aber solches nicht treibest oder machest ein Gesetz und Gift daraus, so ist es deine Schuld,

daß sie das Sakrament verachten. Wie sollten sie nicht faul sein, wenn du schläfst und schweigest?

„Darum siehe darauf, Pfarrherr und Prediger! Unser Amt ist nun ein ander Ding worden, denn es unter dem Papst war; es ist nun ernst und heilsam worden. Darum hat es nun viel mehr Mühe und Arbeit, Gefahr und Anfechtung, dazu wenig Lohn und Dank in der Welt. Christus aber will unser Lohn selbst sein, so wir treulich arbeiten. Das helfe uns der Vater aller Gnaden! Dem sei Lob und Dank in Ewigkeit durch Christum, unsern Herrn! Amen."

Kennst du Luthers Kleinen Katechismus, lieber Leser? Wenn nicht, so gehe hin und kauf' ihn dir um wenige Pfennige! Wenn du ihn aber kennst und hast ihn als Kind schon gelernt, seitdem aber vergessen und verachtet, nimm ihn einmal wieder hervor und freu' dich dran. So klein an Umfang und so reich an Inhalt ist das Büchlein, so einfältig und doch so tief. Wie hat dieser Luther sein Volk lieb gehabt, daß er so mit ihm hat reden können! Wie hat er das christliche Evangelium so wohl gekannt, daß er's Stück für Stück gar fein herausstreicht! Und ob viel große Schulmeister nach ihm gekommen sind, so müssen sie doch bekennen, daß er mit seiner Kinderlehre den Nagel auf den Kopf getroffen hat.

Der größte Geschichtsschreiber unsers Volkes, Leopold von Ranke, ein Mann, der mehr studiert und nachgedacht hat als mancher sonst, stellt dem Kleinen Katechismus Luthers dies Zeugnis aus: „Er ist ebenso kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält! Er besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Momente, hinter einer leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genugthut."

Freilich gab's damals wie heute solche überkluge Leute, denen die Weisheit solcher Kinderpredigt zu gering war. Gegen die konnte Luther schelten und wettern! Wie er denn that im Jahre 1530, da er den Großen Katechismus neu herausgab, und jenen überdrüssigen Geistern also den Spiegel vorhielt:

„Viele meinen, der Katechismus sei eine schlechte, geringe Lehre, welche sie mit Einem Male überlesen und dann alsobald können, werfen das Buch in den Winkel und schämen sich gleich, mehr drinnen zu lesen

„Ich bin auch ein Doktor und Prediger, ja so gelehrt und erfahren, als die alle sein mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben: dennoch thue ich wie ein Kind, das man den Katechismum lehret, und lese und spreche auch von Wort zu Wort, des Morgens und wenn ich Zeit habe, die Zehn Gebote, den Glauben, das Vaterunser, die Psalmen u. s. w. Und muß noch täglich dazu lesen und studieren und kann dennoch nicht bestehen, wie ich gern wollte, und muß ein Kind und Schüler des Katechismi bleiben, und bleib's auch gerne.

„Und diese zarten, eklen Gesellen (er hat vor allem Geistliche dabei im Auge!) wollen mit einem Überlesen flugs Doktor über alle Doktor sein, alles können und nichts mehr bedürfen. Wohlan, solches ist auch ein gewiß Anzeichen, daß sie beide, ihr Amt und des Volkes Seelen, ja dazu Gott und sein Wort verachten, und brauchen nicht zu fallen, sondern sind schon allzu gräulich gefallen, hätten's wohl not, daß sie Kinder würden und das ABC anfingen zu lernen, das sie meinen längst an den Schuhen zerrissen zu haben.

„Und was thun solche überdrüssige, vermessene Heilige, so nicht wollen oder mögen den Katechismus täglich lesen und lernen, denn daß sie sich selbst für viel gelehrter halten, als Gott selbst ist mit allen seinen Heiligen, Engeln, Propheten, Aposteln und allen Christen? Denn weil sich Gott selbst nicht schämet solches täglich zu lehren, als der nichts Besseres wisse zu lehren, und immer solches einerlei lehrt und nichts Neues noch Anderes vornimmt, und alle Heiligen nichts Besseres noch Anderes wissen zu lernen und nicht können auslernen: sind wir denn nicht die allerfeinsten Gesellen, die wir uns lassen dünken, wenn wir's einmal gelesen und gehöret haben, daß wir's alles können und nicht mehr zu lesen noch zu lernen brauchen und können das in einer Stunde auslernen, das Gott selbst nicht kann auslehren, so er doch dran lehrt von Anfang der Welt bis zu Ende und alle Propheten samt allen Heiligen dran zu lernen gehabt und noch immer Schüler sind blieben und noch bleiben müssen!

„Darum bitte ich abermals alle Christen, sonderlich die Pfarrherrn und Prediger: sie wollten nicht zu frühe Doktores sein und sich dünken lassen alles zu wissen — es gehet am Dünken und an gespanntem Tuch viel ab — sondern sich täglich wohl darin üben und immer treiben; dazu mit aller Sorge und Fleiß sich vorsehen vor dem giftigen Geschmeiß solcher Sicherheit und Dünkelmeister, sondern stetig anhalten

mit Lesen, Lehren, Lernen, Denken und Dichten und davon nicht ablassen, bis sie erfahren und gewiß werden, daß sie den Teufel tot gelehret haben und gelehrter worden sind, denn Gott selber ist und alle seine Heiligen.

„Werden sie solchen Fleiß thun, so will ich ihnen zusagen, und sie sollen's auch inne werden, welche Frucht sie erlangen werden und wie feine Leute Gott aus ihnen machen wird, daß sie mit der Zeit selbst fein bekennen sollen, daß, je länger und mehr sie den Katechismum treiben, sie je weniger davon wissen und je mehr daran zu lernen haben, und wird ihnen als den Hungrigen und Durstigen dann allererst recht schmecken, was sie jetzt vor großer Fülle und Überdruß nicht riechen mögen. Da gebe Gott seine Gnade zu! Amen."

Noch manches Wort hat Luther zu Ehren des Katechismus geredet und ist sein nicht müde geworden.

„Der Katechismus," sagt er einmal, „ist die rechte Laienbibel, darinnen der ganze Inhalt der christlichen Lehre begriffen ist, so einem jeden Christen zur Seligkeit zu wissen vonnöten. Wie das Hohelied Salomonis ein ‚Gesang über alle Gesänge' genannt wird, also sind die Zehn Gebote Gottes eine Lehre über alle Lehren, daraus Gottes Wille erkannt wird, was Gott von uns haben will und was uns mangelt.

„Zum Andern, so ist das Bekenntnis des Glaubens eine Historie über alle Historien, darinnen uns die unermeßlichen Wunderwerke der göttlichen Majestät von Anfang bis in die Ewigkeit fürgetragen werden: wie wir und alle Kreaturen erschaffen sind von Gott, wie wir durch den Sohn Gottes erlöset, wir wir auch durch den heiligen Geist erneuert, geheiliget und allesamt zu einem Volke Gottes versammelt, Vergebung der Sünden haben und ewig selig werden.

„Zum Dritten, so ist das Vaterunser ein Gebet über alle Gebete, welches der allerhöchste Meister gelehret und darinnen alle geistliche und leibliche Not begriffen hat, und ist der kräftigste Trost in allen Anfechtungen, Trübsalen und in der letzten Stunde.

„Zum Vierten sind die hochwürdigen Sakramente die allerhöchsten Zeremonien, welche Gott selber gestiftet und eingesetzet hat und uns darinnen seiner Gnade versichert.

„Derhalben sollen wir ja den Katechismum lieb und wert halten und der Jugend mit Fleiß einbilden; denn darinnen ist die rechte, alte wahre, reine göttliche Lehre der heiligen christlichen Kirche zusammengefasset,

und sollen, was dem entgegen ist, für Neuerung und falsche Lehre und Irrsal halten, es habe so lange gewähret und so einen großen Schein und Ansehen, als es immer wolle, es sei alt oder neu — davor sollen wir uns hüten."

Indem Luther durch seine beiden Katechismen der großen Unordnung und Verwirruug in den Gemeinden abhelfen wollte, hat er doch nicht Gesetze aufrichten wollen ohne Geist und Lehren ohne Leben. Das wird am besten beweisen die Erklärung des dritten Gebots, die wir aus dem großen Katechismus fast unverkürzt hier wiedergeben:

„Du sollst den Feiertag heiligen.

„Feiertag haben wir genennet nach dem hebräischen Wörtlein ‚Sabbath‘, welches eigentlich heißet ‚Feiern‘, d. i. die müssig stehen von der Arbeit, daher wir pflegen zu sagen ‚Feierabend machen‘ oder ‚heiligen Abend geben‘. Nun hat Gott im Alten Testament den siebenten Tag ausgesondert und ausgesetzt zu feiern und geboten, denselbigen vor allen andern heilig zu halten, und dieser äußerlichen Feier nach ist dies Gebot zuerst den Juden gestellt, daß sie sollten von groben Werken stille stehen und ruhen, auf daß sich beide, Mensch und Vieh, wieder erholeten und nicht von steter Arbeit geschwächt würden. Wiewohl sie es nachher allzu enge spannten und gröblich mißbrauchten, daß sie es auch an Christo lästerten . . . gerade als sollte das Gebot damit erfüllet sein, daß man gar kein äußerlich Werk thäte; welches doch nicht die Meinung war, sondern vielmehr die, daß sie den Feier- oder Ruhetag heiligen, wie wir hören werden.

„Darum gehet nun dies Gebot nach dem groben Verstand uns Christen nichts an, denn es ist ein ganz äußerlich Ding, wie andere Satzungen des Alten Testaments, an sonderliche Weise, Person, Zeit und Stätten gebunden, welche nun durch Christum alle freigelassen sind.

„Aber einen christlichen Verstand zu fassen für die Einfältigen, was Gott in diesem Gebot von uns fordert, so merke, daß wir Feiertage halten nicht um der verständigen und gelehrten Christen willen, denn diese brauchen 's nirgend zu, sondern erstlich auch um leiblicher Ursach' und Notdurft willen, welche die Natur lehret und fordert, für den gemeinen Haufen, Knechte und Mägde, so die ganze Woche ihrer Arbeit und Gewerbe gewartet, daß sie sich auch einen Tag einziehen zu ruhen und sich zu erquicken.

„Darnach allermeist darum, daß man an solchem Ruhetage — weil man sonst nicht dazu kommen kann — Raum und Zeit nehme, Gottesdienstes zu warten, also daß man zu Hause komme, Gottes Wort zu hören und zu handeln, darnach Gott zu loben, zu singen und zu beten.

„Solches aber, sage ich, ist nicht also an die Zeit gebunden, wie bei den Juden, daß es müsse eben jener oder dieser Tag sein, — denn es ist keiner an ihm selbst besser, denn der andre. Sondern sollte wohl täglich geschehen; aber weil des der Haufe nicht warten kann, muß man ja zum wenigsten einen Tag in der Woche ausschießen. Weil aber von Alters her der Sonntag dazu gestellet ist, soll man's auch dabei bleiben lassen, auf daß es in einträchtiger Ordnung gehe und niemand durch unnötige Neuerung eine Unordnung mache.

„Also ist das die einfältige Meinung dieses Gebots: wenn man Feiertage hält, daß man solche Feier anlege, Gottes Wort zu lernen, also daß dieses Tages eigentliches Amt sei das Predigtamt, um des jungen Volks und armen Haufens willen. Doch daß das Feiern nicht so enge gespannt werde, daß darum andere zufällige Arbeit, so man nicht umgehen kann, verboten wäre!

„Derhalben, wenn man fragt, was da gesagt sei: ‚Du sollst den Feiertag heiligen‘? so antworte: Den Feiertag ‚heiligen‘ heißt so viel als ‚heilig halten‘. Was ist denn ‚heilig halten‘? Nichts anderes als (den Tag über) heilige Worte, Werke und Leben führen. Denn der Tag braucht für sich keines Heiligens nicht, denn er ist an ihm selbst heilig geschaffen; Gott aber will haben, daß er dir heilig sei. Also wird er deinethalben heilig oder unheilig, so du heilig oder unheilig Ding daran treibst.

„Wie gehet nun solches Heiligen zu? Nicht also, daß man hinter dem Ofen sitze und keine grobe Arbeit thue oder einen Kranz aufsetze und seine besten Kleider anziehe, sondern, wie gesagt, daß man Gottes Wort handle und sich darin übe.

„Und zwar wir Christen sollen immerdar solchen Feiertag halten, eitel (lauter) heilig Ding treiben, täglich mit Gottes Wort umgehen und solches in Herz und Mund tragen. Aber weil wir, wie gesagt, nicht alle Zeit Muße haben, müssen wir die Woche etliche Stunden für die Jugend oder zum wenigsten einen Tag für den ganzen Haufen dazu brauchen, daß man sich alleine damit bekümmere und eben die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser treibe und

also unser ganzes Leben und Wesen nach Gottes Wort richte. Welche Zeit nun das in Schwang und Übung geht, da wird ein rechter Feiertag gehalten; wo nicht, so soll es kein rechter Christenfeiertag heißen. Denn feiern und müssig gehen können die Unchristen auch wohl. Wie auch das ganze Geschwürm unserer Geistlichen täglich in der Kirche stehen, singen und klingen, heiligen aber keinen Feiertag nicht, denn sie kein Gotteswort predigen noch üben, sondern eben dawider lehren und leben.

„Denn das Wort Gottes ist das Heiligtum über alle Heiligtümer, ja das einzige, was wir Christen wissen und haben. Denn ob wir gleich aller Heiligen Gebeine oder heilige und geweihte Kleider auf einem Haufen hätten, so wäre uns doch nichts damit geholfen; denn es ist alles tot Ding, das niemanden heiligen kann. Aber Gottes Wort ist der Schatz, der alle Dinge heilig macht, dadurch sie selbst, die Heiligen, alle sind geheiligt worden. Welche Stunde man nun Gottes Wort handelt, prediget, höret, lieset oder bedenket, so wird dadurch Person, Tag und Werk geheiligt, nicht des äußerlichen Werks halben, sondern des Worts halben, so uns zu Heiligen machet.

„Derhalben sage ich allezeit, daß all unser Leben und Werk in dem Wort Gottes gehen muß, soll es Gott gefällig oder heilig heißen. Wo das geschieht, se gehet das Gebot in seiner Kraft und Erfüllung. Wiederum: Was für Wesen und Werk außer Gottes Wort gehet, das ist vor Gott unheilig, es scheine und gleiße, wie es wolle . . .

„Darum merke, daß die Kraft und Macht dieses Gebotes stehet nicht im Feiern, sondern im Heiligen, also daß dieser Tag eine sonderliche heilige Übung habe. Denn Arbeiten und Geschäfte heißen eigentlich nicht heilige Übungen, es sei denn der Mensch zuvor heilig. Hier aber muß ein solch Werk geschehen, dadurch ein Mensch selbst heilig werde, welches allein durch Gottes Wort geschieht. Dazu sind gestiftet und geordnet Stätte, Zeit, Personen und der ganze äußerliche Gottesdienst, daß solches auch öffentlich im Schwange gehe.

„Weil nun so viel an Gottes Wort gelegen ist, daß ohne dasselbe kein Feiertag geheiligt wird, sollen wir wissen, daß Gott dies Gebot streng will gehalten haben und strafen alle, die sein Wort verachten, nicht hören noch lernen wollen, sonderlich die Zeit, so dazu geordnet ist.

„Darum sündigen wider dies Gebot nicht allein, die den Feiertag gröblich mißbrauchen und verunheiligen, als die um ihres Geizes und Leichtfertigkeit willen Gottes Wort nachlassen zu hören oder in

Schenken liegen, voll und toll sind wie die Säue; sondern auch der andere Haufe, so Gottes Wort hören als einen andern Tand und nur aus Gewohnheit zur Predigt und wieder herausgehen und wenn das Jahr um ist, können sie heuer so viel als zuvor.

„Denn bisher hat man gemeinet, es wäre wohl gefeiert, wenn man des Sonntags eine Messe oder das Evangelium hätte hören lesen, aber nach Gottes Wort hat niemand gefraget, wie es auch niemand gelehret hat. Jetzt, wo wir Gottes Wort haben, thun wir gleichwohl den Mißbrauch nicht ab, lassen uns immerdar predigen und vermahnen, hören's aber ohne Ernst und Sorge.

„Darum wisse, daß es nicht allein um's Hören zu thun ist, sondern soll auch gelernt und behalten werden, und denke nicht, daß es in deiner Willkür stehe und nicht viel dran liege, sondern daß es Gottes Gebot ist, der einst Rechenschaft fordern wird, wie du sein Wort gehöret, gelernet und geehret hast. —

Hierbei ist zu merken: zum Ersten, welch eine Freiheit über den Sonntag Luther den Christen giebt; gleichwie auch unser Herr Christus spricht (Mark. 2, 27 f): „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbaths willen; so ist des Menschen Sohn ein Herr auch des Sabbaths." Ganz in demselben Sinne redet das Visitationsbuch (Seite 27):

„Menschliche Kirchenordnungen sind gemacht, nicht damit Gnade zu erwerben oder für die Sünde genug zu thun, auch nicht, daß vonnöten sei, dieselbigen zu halten, sondern daß sie nützlich sind, z. B. daß man Sonntag, Ostern, Pfingsten, Weihnachten feire; welche Zeit geordnet ist, daß die Leute wissen, wenn sie zusammen kommen und und Gottes Wort lernen sollen, nicht, daß vonnöten sei, eben solche Zeit zu halten oder daß Sünde sei, daran Handarbeit zu thun — sondern, dieweil jedermann solche Zeit weiß, ist's gut, daß man sie halte, zusammenzukommen und zu lernen."

„Zum Andern: je mehr Freiheit Luther giebt über äußerlichen Gottesdienst, desto mehr dringt Luther mit großem Ernst auf den innerlichen, der allein vor Gott Wert hat. Was nützen heilige Orte, Zeiten und Bräuche, wenn der Mensch nicht heilig ist, der sie braucht? Und wodurch wird ein Mensch heilig? Allein durch das Wort Gottes. Darum freie Bahn dem Worte Gottes in die Herzen! — Das ist das dritte Gebot. (Vgl. Band 1 Seite 545 ff.)

Weil nicht viele Leser den großen Katechismus zur Hand haben werden, so sei noch ein Stücklein aus demselben mitgeteilt. Nämlich, was Luther damals von der Kirche lehrte. Daraus mag ein jeder ersehen, wie er nicht daran dachte, eine Lutherische Kirche zu errichten neben der katholischen, d. h. allgemeinen Kirche, und daß die sächsische Landeskirche, an welcher er mitbaute, etwas ganz anderes war in seinen Augen, als die Kirche, von welcher der Glaube bekennt: „Ich glaube an eine heilige, christliche Kirche."

Da heißt es in der Erklärung des dritten Artikels:

„Was meinst du mit den Worten: ‚Ich glaube an den heiligen Geist?' Antwort: Ich glaube, daß mich der heilige Geist heilig machet, wie sein Name ist. ‚Womit thut er aber solches, oder was ist seine Weise und Mittel dazu?' Antwort: Durch die christliche Kirche, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben.

„Denn zum Ersten hat er eine sonderliche Gemeinde in der Welt, welche ist die Mutter, so einen jeglichen Christen zeuget und trägt durch das Wort Gottes, außer welcher niemand zu Christo kommen kann.

„Die heilige christliche Kirche heißet der Glaube eine ‚Gemeinde der Heiligen'. Das ist nichts andres, denn die Glosse oder Auslegung, da jemand hat wollen deuten, was die christliche Kirche heiße, nämlich eine Gemeinde, darin eitel (lauter) Heilige sind, oder noch klärlicher eine heilige Gemeinde.

„Das ist aber die Meinung und Summa von diesem Zusatz: Ich glaube, daß da sei ein heiliges Häuflein und Gemeinde auf Erden von eitel Heiligen, unter Einem Haupte, Christo, durch den heiligen Geist zusammenberufen, in Einem Glauben, Sinn und Verstand, mit mancherlei Gaben, doch einträchtig in der Liebe, ohne Rotten und ohne Spaltung. Derselben bin ich auch ein Stück und Glied, aller Güter, die sie hat, teilhaftig und Mitgenosse, durch den heiligen Geist dahin gebracht und eingeleibet, dadurch daß ich Gottes Wort gehöret habe und noch höre, welches ist der Anfang hineinzukommen. Denn vorhin, ehe wir dazu gekommen sind, sind wir gar des Teufels gewesen, als die von Gott und Christo nichts gewußt haben.

„So bleibt der heilige Geist bei der heiligen Gemeinde oder Christenheit bis auf den jüngsten Tag und brauchet sie dazu, das Wort zu

führen und zu treiben, dadurch er die Heiligung macht und mehret, daß sie täglich zunehme und stark werde im Glauben und seinen Früchten, die er schaffet.

„Darnach weiter glauben wir, daß wir in der Christenheit haben Vergebung der Sünde, welches geschieht durch die heiligen Sakramente und Absolution, dazu allerlei Trostsprüche des ganzen Evangelii. Denn wiewohl Gottes Gnade durch Christum erworben ist, so sind wir doch nimmer ohne Sünde unsers Fleisches halben, das wir noch am Halse tragen. Darum ist alles in der Christenheit dazu geordnet, daß man da täglich eitel Vergebung der Sünde hole durch's Wort und Zeichen (Sakrament), unser Gewissen zu trösten und aufzurichten, so lange wir hier leben.

„Also macht der heilige Geist, daß, ob wir gleich Sünde haben, daß sie uns nicht schaden kann, weil wir in der Christenheit sind, da eitel (lauter) Vergebung der Sünden ist, beide, daß Gott uns vergiebt und wir unter einander vergeben, tragen und aufhelfen. Außer der Christenheit aber, da das Evangelium nicht ist, ist auch keine Vergebung nicht, wie auch keine Heiligkeit da sein kann.

„Indes aber, da die Heiligkeit angefangen ist und täglich zunimmt, warten wir, daß unser Fleisch hingerichtet und mit allem Unflat verscharret werde, wiederum herrlich herfürkomme und auferstehe zu ganzer und völliger Herrlichkeit in einem neuen, ewigen Leben. Denn jetzt bleiben wir halb und halb rein und heilig, auf daß der heilige Geist immer an uns arbeite durch das Wort und täglich Vergebung austeile bis in jenes Leben, da nicht mehr Vergebung wird sein, sondern ganz und gar reine und heilige Menschen, voller Frömmigkeit und Gerechtigkeit, entnommen und ledig von Sünde, Tod und allem Unglück, in einem neuen, unsterblichen und verklärtem Leibe.

„Siehe, das alles soll des heiligen Geistes Werk und Amt sein, daß er auf Erden die Heiligkeit anfange und täglich mehre durch die zwei Stücke: christliche Kirche und Vergebung der Sünden. Wenn wir aber verwesen, wird er's ganz auf einen Augenblick vollführen und uns ewig dabei behalten."

Das ist die heilige christliche Kirche, an welche Luther glaubte, eine Gemeinde wahrhaftiger Christen, die da heilig sind durch den Geist Gottes, der an ihnen arbeitet. Wo ist diese Kirche? Wo der heilige Geist ist. Wo ist der heilige Geist? Wo das Wort Gottes gepredigt

wird. Da ist Vergebung der Sünden, da ist Heiligkeit, da ist auch wahrhaftig eine Christenheit.

Sie äußerlich zu sammeln und abzusondern, daran denkt Luther nicht mehr. Aber indem er dem Worte Bahn macht, weiß er, daß er an dem Bau dieser wahren, allgemeinen, christlichen Kirche mitarbeitet und ein Werkzeug des heiligen Geistes ist.

Und Luther arbeitete nicht umsonst. Es gelang wirklich, manchen Schaden, welchen die Kirchenvisitation aufgedeckt hatte, zu heilen. Die Kenntnis der christlichen Wahrheit wurde durch seine beiden Katechismen bei Geistlichen und Laien mächtig gefördert.

Und auch der Wunsch ist ihm reichlich erfüllt worden, daß man in den Schulen und daheim in den Häusern fleißig die fünf Hauptstücke trieb, Kinder und Gesinde fein richtig und ordentlich lehrte, verhörte und examinierte. Ja das deutsche Volk ist durch Luther auf lange Zeiten hin ein rechtes Katechismusvolk geworden.

Den nächsten Segen hatte von seinen Bemühungen die sächsische Landeskirche. Hier zeigte sich, daß Gottes Geist doch auch gerne in solchem Notbau wohnen will, wenn man ihm nur Raum, Licht und Luft gönnte.

So konnte denn Luther, ein Jahr nach dem Erscheinen seiner beiden Katechismen, in betrübter, banger Zeit seinen Kurfürsten damit trösten, daß er ihn hinwies auf den sichtlichen Erfolg der vereinten Arbeit im kurfürstlichen Lande. Am 20. Mai 1530 schrieb er ihm:

„Wie gnädiglich erzeigt sich der barmherzige Gott, daß er sein Wort so mächtig und fruchtbar in Ew. Kurfürstlichen Gnaden Lande macht. Denn freilich Ew. Kurfürstlichen Gnaden Lande die allerbesten und meisten guten Pfarrer und Prediger haben, wie sonst kein Land in aller Welt, die so treulich und rein lehren und so schönen Frieden helfen halten. Es wächset jetzt daher die zarte Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechismo oder Schrift so wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stifter, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können.

„Es ist fürwahr solch junges Volk in Ew. Kurf. Gnaden Lande ein schönes Paradies, desgleichen auch in der Welt nicht ist. Und solches alles bauet Gott in Ew. Kurf. Gnaden Schoß zum Wahrzeichen, daß er Ew. Kurf. Gnaden gnädig und günstig ist. Als sollt' er sagen: ‚Wohlan, lieber Herzog Hans, da befehl ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustiges Paradies, du sollst Vater über sie sein. Denn unter deinem Schutz und Regiment will ich sie haben und dir die Ehre thun, daß du mein Gärtner und Pfleger sollst sein.'"

Fünftes Kapitel.

Zwiespalt der Mächtigen.

Wie war es möglich, daß der Aufbau der sächsischen Landeskirche so ungehindert von Statten ging? Wie konnte sich das der Kaiser, der doch noch immer am Wormser Edikt festhielt, gefallen lassen? Warum schwiegen die römisch gesinnten Fürsten?

Nun an Widerspruch und an dem guten Willen, dem Lutherischen Kurfürsten das Handwerk zu legen, hat es nicht gefehlt. Aber welche die Macht dazu gehabt hätten, die waren unter sich zwiespältig, und selbst Kaiser und Papst mußten widerwillige Helfer des Evangeliums sein. Die Dinge liefen zuweilen ganz wunderbar.

In Süddeutschland gab es schon seit dem Juni 1524 einen katholischen Fürstenbund (Band 2 Seite 662). Auf dem Regensburger Konvent hatten sich der Erzherzog Ferdinand von Österreich, Kaiser Karls Bruder und Vertreter im Reich, die Herzöge von Baiern, der Erzbischof von Salzburg und die meisten Bischöfe im Reiche dazu vereinigt, die Lutherische Ketzerei nach Kräften auszurotten. Durch den Bauernaufruhr war ihr Haß gegen die Reformation noch gewachsen, denn ihr allein gaben sie die Schuld an jener furchtbaren Revolution. Und da die Regensburger Verbündeten im Schwäbischen Bunde die Hauptmacht und -Stimme besaßen, so hatten in Süddeutschland die Evangelischen das Schlimmste zu gewärtigen und zu erfahren.

In Norddeutschland wühlte Herzog Georg von Sachsen unermüdet gegen Wittenberg. Wie zuvor Friedrich dem Weisen, so setzte er noch dringender seinem Nachfolger Johann zu, Luthern fallen zu lassen (Seite 10).

Luther sei ärger als die Bauern, ja das Haupt alles Frevels; man müsse endlich die Wurzel des Übels ausrotten.

Wie hatte Georg schon nach der Schlacht bei Frankenhausen angesichts der Richtstätte Thomas Münzers seinen Vetter Johann und seinen Schwiegersohn Philipp bearbeitet, um ihnen klar zu machen, daß Luther schlimmer sei als Münzer! Die beiden waren aber im Herzen zu gut evangelisch gesinnt, als daß er hätte etwas von ihnen erreichen können. Besser gelang es ihm bei den beiden Brandenburgern, nämlich Kardinal Albrecht und Kurfürst Joachim, und bei dem Herzog Heinrich von Braunschweig. Diese drei kamen am 26. Juni 1525 in Dessau zusammen und schlossen dort ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die Evangelisch-Gesinnten. Herzog Heinrich von Braunschweig ging selbst zum Kaiser nach Spanien, ihm das zu melden. So hatte der Kaiser, wenn er das Wormser Edikt ausführen wollte, in Süddeutschland und Norddeutschland Fürsten, auf die er zählen konnte: dort die Regensburger, hier die Dessauer Verbündeten.

Und die Zeit schien nahe, wo Kaiser Karl selbst ins Reich wiederkehrte, der Ketzerei ein Ende zu machen. Zwar in Spanien ging's noch immer unruhig zu; aber in dem großen Kriege mit König Franz I. von Frankreich hatte Karl ein ganz unglaubliches Glück gehabt.

Seit 1521 schlugen sich die Heere der beiden Fürsten, meist auf italienischem Boden, mit wechselndem Kriegsglück. Die Franzosen verloren Mailand und eroberten es wieder, um es bald für immer zu verlieren. Am 24. Februar 1525 kam's zur entscheidenden Schlacht: König Franz hatte bei Pavia mit seinen 27000 Franzosen und Schweizern ein festes Lager bezogen; da wurde er von 22000 Kaiserlichen (Spaniern und Deutschen) hinter den Schanzen angegriffen, trotz tapfern Widerstands besiegt und selber gefangen genommen.

Als Karl V. die Nachricht von diesem glänzenden Siege erhielt, kniete er vor dem Marienbilde nieder, das in seinem Schlafgemach stand, und brachte der Mutter Gottes sein Dankgebet dar. Sein mächtigster Gegner war in seinen Händen; Europa, die Welt lag ihm zu Füßen; Konstantinopel und Jerusalem konnte allein das nächste Ziel seiner Pläne sein.

Elf Monate brachte Franz I. in spanischer Gefangenschaft zu. Die Friedensbedingungen, welche Kaiser Karl ihm vorlegte, waren hart. Er mußte auf Mailand, Genua, Neapel, auf Flandern und Artois, und, was das Schlimmste war, auf Burgund verzichten. Weil er aber keinen

andern Weg sah, die Freiheit wiederzugewinnen, unterzeichnete er am 14. Januar 1526 den Madrider Frieden und beschwor ihn mit einem heiligen Eide. Ja, er vermählte sich auch noch mit Karls Schwester, der verwitweten Königin Eleonore von Portugal.

In diesem Friedensvertrage fand sich ein Artikel, worin Karl und Franz, die beiden mächtigsten Fürsten der Christenheit, sich verbanden, gemeinsam gegen die Türken vorzugehen, welche damals Ungarn bedrohten, und „gegen die Ketzer, die sich vom Schoße der Kirche losgerissen." Damit war dem Evangelium das Todesurteil gesprochen.

Und ganz in diesem Sinne schrieb nun Kaiser Karl am 23. März 1526 an die Dessauer Verbündeten, stellte in Aussicht, daß er demnächst von Rom aus die Ketzerei gründlich abthun werde, und belobte sie, daß sie einstweilen treue Vorarbeit thäten. —

Es wurde Zeit, daß sich die evangelischen Fürsten auch zusammenschlossen; denn nur vereint konnten sie den drohenden Gefahren trotzen.

Landgraf Philipp von Hessen, der Klügste und Entschiedenste unter ihnen, wollte das schon lange. Bei Friedrich dem Weisen war er damit nicht angekommen; ihm stand die Ordnung und Einheit des Reiches zu hoch. Aber Kurfürst Johann sah wohl die Notwendigkeit gegenseitigen Schutzes ein. Im November 1525 verabredeten sich die beiden auf dem Jagdschloß Friedewald bei Gotha, und schlossen bei einer nochmaligen Zusammenkunft in Gotha, Ende Februar 1526, einen förmlichen Bundesvertrag. Am 4. Mai 1526 unterzeichnete Johann die Vertragsurkunde zu Torgau — daher der Name „das Torgauer Bündnis." Es sollte alle evangelisch gesinnten Stände umfassen. In der That traten zu Anfang Juni bei die Herzöge Ernst von Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolf von Anhalt, Graf Albrecht von Mansfeld und die Stadt Magdeburg, welche zwar nicht einmal eine freie Reichsstadt war, sondern dem Erzbischof von Mainz und Magdeburg unterthan, aber den evangelischen Fürsten dennoch eine willkommene Bundesgenossin.

In Süddeutschland fand das Torgauer Bündnis keinen Anklang. Doch bildeten dort die großen freien Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm und Frankfurt einen starken Damm gegen die Gelüste der Regensburger Verbündeten. —

So war das deutsche Reich in zwei Lager geteilt, als am 25. Juni 1526 zu Speier der Reichstag zusammentrat. Dort mußte der Zwie-

spalt zu offenem Ausdruck kommen. Und dabei konnten, so schien es, nur die Evangelischen den Kürzern ziehn; denn hinter den Katholischen stand mächtiger und entschiedener als je der siegreiche Kaiser.

Die Torgauer Verbündeten waren auf das Schlimmste gefaßt. So nahmen sie aber auch ihrerseits keine Rücksichten mehr. Ungescheut bekannten sie sich zu der Lehre des gebannten und geächteten Mönches. Weil der Bischof von Speier den Lutheranern keine Kirche einräumen wollte, so ließen sich Johann und Philipp in ihren Herbergen evangelischen Gottesdienst halten, Johann von Spalatin und Agricola, welche er eigens dazu mit nach Speier gebracht hatte. Allen Vorstellungen der kaiserlichen Legaten zum Trotz mißachteten sie offen die kirchlichen Vorschriften. So ließ Landgraf Philipp an einem Freitag, als an welchem alle Fleischkost verboten war, vor seinem Hause einen Ochsen schlachten und aß vor aller Augen davon. Kurfürst Johann brachte, wo er konnte, seinen Wahlspruch an: ‚Verbum Dei manet in aeternum', d. i. „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit."

Das alles blieb ihnen unverwehrt. Ja der ganze Gang der Verhandlungen in Speier nahm eine für das Evangelium viel freundlichere Wendung, als man hatte hoffen dürfen.

Wie seinerzeit zu Worms, waren auch jetzt zu Speier viele katholische Stände mit den evangelischen darin einig, daß vor allen Dingen die schweren Mißbräuche in der Kirche abgestellt werden müßten. Es half nichts, daß die geistlichen Fürsten dagegen Verwahrung einlegten; man ging ernstlich an die Beratung dieses Notstandes. Da traten vor allem die freien Städte mit großen Forderungen hervor: sie verlangten Aufhebung der Klöster, sonderlich der Bettelklöster, welche den Stadtarmen das Almosen entzögen; sie verlangten verheiratete Priester, damit die Geistlichen nicht durch ihr eheloses Leben in Versuchung und Schande gerieten; sie verlangten, daß das Recht, Prediger zu berufen, die Spitäler zu verwalten, Fasten und Feiertage vorzuschreiben, von der geistlichen Obrigkeit an die weltliche abgetreten würde. Und wenn sie auch damit nicht durchdrangen, so kam es doch zu Beschlüssen, an welchen die Freunde der Reformation viel mehr Wohlgefallen haben konnten, als die Päpstlichen.

Eine Kommission von acht Mitgliedern, vier Geistlichen und vier weltlichen, worunter auch Landgraf Philipp von Hessen, sprach sich dahin aus, daß die Priesterehe und der Laienkelch zu empfehlen, die Privatmesse abzuschaffen, das Fasten und der Beichtzwang zu ermäßigen sei!

Und als dieses Gutachten der Kommission an einen weiteren Ausschuß von neun geistlichen und zwölf weltlichen Mitgliedern ging, war alle Aussicht vorhanden, daß die Vorschläge eine wohlwollende Aufnahme finden würden.

Da rückten auf einmal die Vertreter des Kaisers mit der bündigen Forderung heraus, daß man vom alten Herkommen nicht weichen dürfe und das Wormser Edikt (die Acht gegen Luther und seine Anhänger) ausführen müsse. Bis dahin hatten sie gezögert, das Gewicht des kaiserlichen Willens in die Wagschale zu werfen, aber jetzt war Gefahr im Verzuge. Und wirklich mußte nun alles, was die Evangelischen schon gewonnen hatten, verloren gehen, wenn die Regensburger und Dessauer Verbündeten auf das Verlangen des Kaisers eingingen und ihre Zugeständnisse zurückzogen.

Da half der Kaiser selbst den Evangelischen aus der Klemme. Oder, man kann auch sagen, der Papst kam ihnen zu Hilfe.

Seit dem Madrider Frieden hatte sich viel verändert. Franz dem I. fiel es gar nicht ein, die ihm auferlegten Bedingungen zu halten. Trotz Eidschwur und Heirat erneuerte er den Krieg gegen Karl, sowie er Freiheit und Thron wieder erlangt hatte. Und das französische Volk stand treu zu ihm, auch die Burgunder, die ganz und gar nichts davon wissen wollten, spanisch zu werden.

Und wer wurde nun bei seinem Kampfe gegen den Kaiser Karl Franzens eifrigster Bundesgenosse? Papst Klemens VII.

Er entband den König seines Eides (für einen Papst eine Kleinigkeit!). Er stellte sich an die Spitze des großen Bundes, den jetzt die italienischen Staaten mit Frankreich schlossen, um die Übermacht Kaiser Karls abzuwehren. Auch Heinrich VIII. von England stellte sich auf die Seite der Verbündeten, und mit Einem Male sah sich der siegreiche Kaiser, da er schon Alleinherrscher schien über die ganze christliche Welt, rings von Feinden umgeben.

Dieser Bund gegen Karl nannte sich „die heilige Liga“, und weil sie in dem Städtchen Cognac am 22. Mai 1526 zu Stande gekommen ist, heißt sie weiter noch die Liga von Cognac.

Das Merkwürdigste daran war doch, daß der Papst eben jetzt dem Kaiser in den Arm fiel. Denn was konnte einem Papste lieber sein, als Karls nächste Pläne: Ausrottung der Lutherischen Ketzerei und Kreuzzug wider die Türken? Größeren Dienst als damit konnte er der römischen Kirche nicht leisten!

Aber was kümmerten den Papst Klemens VII. die Interessen der Kirche! Wichtiger war ihm die Macht des Kirchenstaates und die Unabhängigkeit Italiens. Mehr Fürst als Papst, ging er in den Fußtapfen seines Vetters Leo X. und des noch größeren Julius II., und so paßte er viel besser auf den Stuhl Petri als der gute Hadrian VI. (Band 2 Seite 660 f). Für die kirchliche Bewegung in Deutschland hatte er gar kein Verständnis.

Weil Kaiser Karls Macht für das weltliche Fürstentum des Papstes und für seinen Einfluß in Italien nach dem Madrider Frieden zu bedrohlich schien, darum betrieb Klemens die „heilige Liga". Und so mußte es Karl erleben, daß ihm gerade in dem Augenblicke, wo er die Ketzer und die Türken niederwerfen wollte, der römische Papst mit seinen Bundesgenossen den Krieg erklärte.

So fromm war Karl nicht, daß er nun auf eigene Faust trotzdem die Ketzer um jeden Preis hätte vernichten mögen. Sollte er dem Papste, der ihn so behandelte, zu gleicher Zeit den Gefallen thun, ihn von der Verlegenheit des Lutherischen Handels zu befreien? Er wäre nicht der kluge Staatsmann gewesen, der er war, wenn er für seinen Feind die Kastanien aus dem Feuer geholt hätte.

Und weiter: Karl sah sich auf einmal in einen großen Weltkrieg verwickelt. Ganz Italien, Frankreich, auch England stand wider ihn. Da brauchte er die Hilfe der deutschen Reichsstände und durfte auch die Evangelischgesinnten nicht vor den Kopf stoßen.

Nichts ist deshalb begreiflicher, als daß Kaiser Karl fünf Wochen nach dem Abschluß der heiligen Liga an seinen Bruder Ferdinand nach Speier schrieb und ihm für den Reichstag andere Instruktionen gab. Von der Durchführung des Wormser Edikts, worauf seine Vertreter bisher bestanden (Seite 57), sollte nunmehr keine Rede mehr sein; die Entscheidung über Luther und seine Lehre sollte einem künftigen Konzil anheimgestellt werden.

Damit war jede Verfolgung der Lutheraner vom Kaiser untersagt und die Achtserklärung über Luther außer Kraft gesetzt. Erzherzog Ferdinand wagte es gar nicht, den Reichstag von dieser neuen Ansicht seines kaiserlichen Bruders in Kenntnis zu setzen. Was würden die Regensburger und Dessauer Verbündeten dazu gesagt haben, die noch immer im Haß gegen Luther einig waren, wenn sie auch sonst etwa von notwendigen Verbesserungen des Kirchenwesens redeten!

Aber dem Erzherzog Ferdinand mußte ebenso wie seinem Bruder

auch daran liegen, die Evangelischen unter den Ständen zu besänftigen. Die drohende Gefahr hatte dieselben fester als je verbunden; vor allem durch die Bemühung Philipps von Hessen war es zu einem „Verständnis für den Glauben" zwischen den Torgauer Genossen und den freien Städten Süddeutschlands gekommen. Ferdinand aber konnte sie nicht vor den Kopf stoßen, weil er ihren Beistand gegen die Türken dringend bedurfte, welche eben jetzt in gewaltigem Ansturm über Ungarn herfielen und, wenn das Glück ihnen hold war, bald vor Wien stehen konnten.

Unter diesen Umständen hielten sich die entgegengesetzten Wünsche, Absichten und Bestrebungen auf dem Speierer Reichstage die Wage. Ein Beschluß in Sachen der Lutherschen Reformation konnte einfach nicht gefaßt werden; man mußte die Entscheidung verschieben. Und weil denn doch ein „Reichstagsabschied" vereinbart werden mußte, wonach die Stände hinsichtlich des Wormser Edikts einstweilen sich zu verhalten hätten, kamen sie dahin überein, „bis zur Abhaltung eines demnächstigen — allgemeinen oder deutschen — Konzils mit ihren Unterthanen also zu leben, zu regieren und sich zu halten, wie ein jeder (Reichsstand) solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und getraue."

Dieser denkwürdige Reichstagsabschied vom 27. August 1526 verzichtete auf eine Regelung des Religionsstreites durch das Reich und stellte jedem Stande, d. i. jeder Landesobrigkeit, anheim, die kirchlichen Verhältnisse nach bestem Wissen und Gewissen selber zu ordnen. Das war eine öffentliche Bestätigung und Anerkennung der Landeskirchen, wie sie bereits angefangen hatten sich zu bilden. Man verzweifelte an der Einheit der deutschen Kirche und ergab sich drein, daß sie in eben so viel Stücke zerfiel, als Länder und Ländchen zum Reiche gehörten.

Den evangelischen Fürsten und Städten konnte das eben recht sein. Mehr zu erreichen war für's Erste doch nicht möglich. So ließ man sie wenigstens ihres Glaubens leben und hinderte sie nicht mehr daran, die Reformation in ihren Grenzen durchzusetzen. Von da ab hatte Kurfürst Johann bei den Neuerungen, die wir ihn haben in seinem Lande einführen sehen, Rechtsboden unter den Füßen. Vor Gott konnte er's verantworten, und vor dem Kaiser auch, solange die dermaligen Weltverhältnisse währten.

Die katholischen Fürsten dagegen waren auch mit dem Beschluß zufrieden. Sie durften in ihren Gebieten die Ketzer verfolgen nach Herzenslust. Und sie bekamen an ihrem Teil durch jene Abmachung

mehr Gewalt über das Kirchenwesen ihres Landes, als sie zuvor besessen hatten. So sehr sie Luther und sein Evangelium verabscheuten, so sehr gefiel ihnen diese neue Einrichtung von Landeskirchen. Sie trachteten trotz aller Anhänglichkeit an den alten Glauben mit habsüchtigem Herzen darnach, die geistlichen Güter an sich zu bringen, sowohl die im eigenen Lande, als auch die, welche den unabhängigen Kirchenfürsten gehörten. Säkularisationsgelüste nennt man das, indem man unter ‚Säkularisation‘ die Einziehung jedweden kirchlichen oder geistlichen Gutes von Seiten weltlicher Herren versteht. Solche Säkularisationsgelüste hatten die eifrigsten katholischen Fürsten, wie die Herzöge von Baiern, der Erzherzog Ferdinand von Österreich, ja gelegentlich, wie wir noch erfahren werden, der Kaiser selbst.

Der Reichstagsabschied vom 27. August 1526 war keine Entscheidung, sondern nur ein Vergleich; er sollte nichts Endgiltiges festsetzen, sondern nur eine vorläufige Ordnung treffen. In Wahrheit ist aber aus dieser vorläufigen Ordnung für das Reich ein dauernder Zustand geworden. Denn das „allgemeine oder deutsche Konzil“, auf welches die Entscheidung verschoben wurde, hat nie stattgefunden.

Luther kümmerte sich wenig um das, was in Speier vorging. So ein Reichstag war in seinen Augen nicht berufen und befähigt, das Evangelium zum Siege zu bringen oder zu unterdrücken. Er wußte aus Erfahrung, wie die Fürsten und Herren es dabei zu treiben pflegten. „Zu Speier,“ schreibt er am 28. August an Link, „feiert man Reichstag, wie der Deutschen Gewohnheit ist zu feiern; da wird nichts getrieben als Saufen und Spielen.“

Von den politischen Verhältnissen, die so wesentlich mit auf den Stand der kirchlichen Frage einwirkten, kannte und verstand er wenig, kümmerte sich auch nicht darum. Wie sehr er aber sich über die Personen täuschen konnte, das hatte er im Dezember 1525 dem Herzoge Georg gegenüber bewiesen. Herzog Georg von Sachsen war vielleicht unter allen Widersachern Luthers derjenige, welchem die Treue gegen den alten Glauben am meisten Herzenssache war. Er war ein ernster, ehrlicher Mann, verhältnismäßig frei von Nebenabsichten. Aber so fest er an der römischen Kirche hielt, so grimmig haßte er auch Luthern.

Dennoch ließ sich Luther von etlichen adligen Herren aus dem Herzogtume bereden, daß Herzog Georg sich wohl für sein Evangelium

gewinnen lassen werde, wenn er nur einmal freundlich an ihn schreiben wollte. „Große, feine Leute, seine Landsassen," erzählt er später, „ersäuften mein Gewissen mit großen Fudern voll Vertröstungen, als sollt's dem Evangelio förderlich sein, das er bisher verfolget. Da fuhr ich daher, ein einfältiger, armer Mensch, ließ mich mein gemacht Gewissen dringen, daß ich ja nicht Ursach' wäre solchen Schadens und Hindernisses."

Ob nun Luther sich mit dem Briefe, den er am 22. Dezember 1525 an den Herzog richtete, weggeworfen hat, oder ob dieser Brief nicht vielmehr ihm Ehre macht, weil er so frei die Hand bot zur Versöhnung und nicht Ursache sein wollte, daß sein Feind sich an dem Evangelium ärgere und darüber ewiglich verderbe — das mag der einsichtige Leser selber entscheiden. Der Brief lautet also:

„Gnade und Friede in Jesu Christo unserm Herrn und Heiland, und meine unterthänigsten Dienste zuvor!

„Durchlauchtiger hochgeborener Fürst, gnädiger Herr!

„Wir wissen, wie alle Schrift von Gott sagt, daß er zuerst scharf und hart mit den Menschen handelt, hernach aber freundlich und väterlich. Also plagte und verfluchte er das ganze israelitische Volk durch das schwere Gesetz Moses, ehe er sie durch das Evangelium segnete und freundlich tröstete, wie geschrieben stehet (1. Sam. 2, 6): ‚Der Herr tötet und macht lebendig u. s. w.' Demnach bin ich, wie mit andern vielen, also auch mit Ew. Fürstl. Gnaden umgegangen, und hab' dieselbige mit harter und scharfer Schrift angetastet. Ich hab' auch daneben freundlich gebeten, daß mir Gott wollt' Ew. Fürstl. Gnaden zum gnädigen Herrn machen, und sonst viel liebliche und tröstliche Büchlein und Predigten lassen ausgehen, darin jedermann ja wohl möchte greifen, wie ich's mit niemand arg meine, sondern einem jeglichen gern zum Besten dienen wollte.

„So ich aber merke, daß sich Ew. Fürstl. Gnaden gar nichts von der Ungnade wendet, sondern immer fortfährt, bin ich zu Rat worden, Ew. Fürstl. Gnaden noch einmal demütiglich und freundlich zu ersuchen mit dieser Schrift, vielleicht zum letztenmal; denn mich's fast ansieht, als wollte Gott, unser Herr, gar bald unser ein Teil von hinnen nehmen, und darauf steht die Sorge, Herzog Georg und der Luther müßten auch mit.

„Was ich aber thue, des berufe ich mich auf Gott, so viel

mein Herz mir sagen kann, daß ich's Ew. Fürstl. Gnaden zum Besten, aus meiner Pflicht und Schuld thue, die mich dringt zu verhüten und zu verwahren Ew. Fürstl. Gnaden Seelen Fährlichkeit, welches ich auch meinen Feinden mich schuldig erkenne zu thun. Es nehme nun Ew. Fürstl. Gnaden an, das Gott gebe, oder nicht, da Gott vor sei, so soll's doch Ew. Fürstl. Gnaden in kurzer Zeit erfahren, daß ich's besser mit meiner harten Schrift gemeint habe und noch meine, denn alle die, so jetzt Ew. Fürstl. Gnaden höchlich preisen und auch weidlich heucheln.

„So komme ich nun, und falle mit Herzen Ew. Fürstl. Gnaden zu Füßen und bitte auf's allerdemütigste, Ew. Fürstl. Gnaden wollt' doch noch ablassen von dem ungnädigen Fürnehmen, meine Lehre zu verfolgen. Nicht, daß mir viel Schaden möchte geschehen durch Ew. Fürstl. Gnaden Verfolgung — ich hab' nicht mehr zu verlieren, denn diesen armen Madensack, der doch nun täglich zum Grabe eilt: so hab ich auch wohl einen größern Feind, nämlich den Teufel mit allen seinen Engeln, und Gott hat mir doch den Mut bisher gegeben, wiewohl ich ein armer, gebrechlicher, sündiger Mensch bin, daß ich bin vor ihm geblieben. Und wenn ich sollte meinen Nutzen suchen, so kann mir nicht besser geschehen, als daß ich hart verfolgt werde. Denn wie trefflich mir die Verfolgung bisher genutzt hat, kann ich nicht erzählen; daß ich billig drum meinen Feinden danken soll. Und wenn mir Ew. Fürstl. Gnaden Unglück lieb wäre, wollt' ich Ew. Fürstl. Gnaden auch weiter reizen und wünschen, mich immer mehr zu verfolgen. Aber das ist genug gewesen: nun ist's Zeit anders zu thun. Denn wiewohl Ew. Fürstl. Gnaden nicht will glauben, daß meine Lehre Gottes Wort ist — denn so wüßte sie sich selbst wohl zu weisen und bedürfte meiner Vermahnung nicht: weil ich's aber weiß, und bin's gewiß, muß ich bei Fährlichkeit meiner Seelen, für Ew. Fürstl. Gnaden Seele sorgen, bitten, flehen und ermahnen, ob ich könnte etwas ausrichten.

„Ew. Fürstl. Gnaden wolle nicht ansehen meine geringe Person, denn Gott hat auch einmal durch eine Eselin geredt; so schilt er im 14. Psalm, die des Elenden Rat verschmähen. Es wird doch weder Ew. Fürstl. Gnaden noch kein Mensch meine Lehre dämpfen, noch hindern, sie muß fort und soll fort, wie

sie denn auch bisher gethan hat; denn sie ist nicht mein. Allein ist mir leid, daß ich sehen soll, wie Ew. Fürstl. Gnaden so gräulich anläuft an den Eckstein Christum, so doch Gott sonst Ew. Fürstl. Gnaden viel guter Tugend und Art in andern Sachen gegeben hat. Gott der Allmächtige gebe, daß ich zur guten Stunde komme und meine Schrift eine gnädige Statt finde in Ew. Fürstl. Gnaden Herzen! Denn wo Ew. Fürstl. Gnaden — da Gott für sei — solche meine demütige und herzliche Vermahnung nicht annähme, müßte ich's Gott befehlen. Will aber hiermit vor Gott und Ew. Fürstl. Gnaden mein Gewissen entschuldigt haben, daß ich das Meine gethan habe und alles noch zu thun und zu lassen willig und bereit bin, was ich wüßte, daß Ew. Fürstl. Gnaden wohlgefiele, ausgenommen meine Lehre; dieselbige kann ich nicht lassen vor meinem Gewissen. Sonst bitte ich und unterwerfe mich und suche Gnade, worin ich mich verwahrlost habe, es sei mit Schriften oder Worten. Vergebe auch von Herzen alles, was Ew. Fürstl. Gnaden wider mich gehandelt hat und will bitten, auch gewißlich erwerben Vergebung bei meinem Herrn Jesu Christo für alles, das Ew. Fürstl. Gnaden wider sein Wort thut und gethan hat. Allein Ew. Fürstl. Gnaden lasse sich erweichen in dem einigen Stück, daß Christus Wort, so durch mich an Tag gekommen, frei sei, des werden sich ohne Zweifel alle Engel im Himmel über Ew. Fürstl. Gnaden freuen (Luk. 15, 10).

„Denn das soll Ew. Fürstl. Gnaden wissen, daß ich bisher für Ew. Fürstl. Gnaden Herz fleißig gebeten habe und auch noch bitte, und wollt' ich gern zuvorkommen mit dieser Schrift, daß ich nicht müßte, aus Not der Sachen gezwungen, wider Ew. Fürstl. Gnaden bitten. Denn wiewohl wir ein geringes armes Häuflein sind: so wir aber doch sollten wider Ew. Fürstl. Gnaden bitten, wie wir's gar ungern thun, und uns doch die Länge dahin wird bringen das unabläßliche Verfolgen des Evangelii und seiner Prediger, so stünde es darauf, daß Ew. Fürstl. Gnaden nicht wohl gelingen möchte. Denn wir wissen: was uns Christus zugesagt hat, das wird er halten. Und möchte vielleicht Ew. Fürstl. Gnaden innewerden, daß nicht ein gleich Ding sei wider den Münzer und wider den Luther streben. Es wäre mir aber lieber, Ew. Fürstl. Gnaden müßte das nicht erfahren. Ich halt' mein

und der Meinen Gebet stärker, denn den Teufel selbst, und wo das nicht wäre, sollt' es längst anders um den Luther stehen; wiewohl man das große Wunder Gottes an mir nicht sieht noch merkt.

„Das will ich auf's allerdemütigste und treulichste geschrieben haben, und Gott gebe, daß mir Ew. Fürstl. Gnaden gnädiglich und christlich, mehr mit lebendiger That, denn mit toten Buchstaben antworte. Amen.

„Hiemit Gott befohlen! Freitags nach Sankt Thomas, 1525.

Ew. Fürstlichen Gnaden
williger unterthäniger
Martinus Luther."

Luther brauchte auf die Antwort nicht lange zu warten. Sie fiel grob genug aus. Georg hatte ihm die „Wasserblase mit ihrem hohen Bauche" (Band 2 Seite 659) noch nicht vergessen. So ließ er denn seinem Groll gegen Luther tüchtig die Zügel schießen; Geiz, Ehrgeiz, Fleischeslust und alles Schändliche warf er ihm vor. Offen bedrohte er ihn: „Daß Gott Münzern um seine Bosheit durch Uns gestraft, das kann er Luthern auch wohl thun; Wir wollen Uns auch als ein unwürdig Werkzeug dazu gern nach seinem Willen brauchen lassen." Er erklärte, daß er lieber „der Kirche" glauben wolle, als Luthern: „Mein Luther, behalte du dein Evangelium, das unter der Bank hervorgezogen ist; Wir wollen bei dem Evangelio Christi bleiben, wie das die christliche Kirche angenommen hat und hält; da soll uns Gott zu helfen!"

Luther berichtete seinen Freunden: „In guter Hoffnung habe ich an den Herzog Georg geschrieben, demütig und aufrichtig; aber ich habe mich geirrt und meine Demut vergeblich verschwendet. Antworten werde ich ihm nicht. Was kümmert mich sein Lügen und Lästern!"

Es kann einem fast leid thun, daß die beiden trotz aller ihrer Grobheit so ehrlichen und biedern Männer sich nicht zu verständigen vermochten. Wie wenig Georg Luthern Gutes zutraute, davon wird uns noch ein hübsches Geschichtchen überliefert.

Luther schrieb im Jahre 1526 ein Büchlein, worin er die Frage beantwortete: „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können?" mit andern Worten, ob das Soldatenhandwerk Sünde sei? Luther

meinte, daß auch Kriegsleute selig werden, aber er verurteilte streng alle ungerechten Kriege und verwarf insonderheit jegliche Erhebung gegen den rechtmäßigen Oberherren, auch wenn dieser ein noch so großer Tyrann wäre. Wie denn Luther mit allem Eifer auf der Meinung bestand, daß die evangelischen Fürsten unter keinen Umständen gegen den Kaiser zu den Waffen greifen dürften, auch wenn er sie wegen ihres Glaubens mit Krieg überziehen würde. Und war Luther mit die Ursache dazu, daß Kurfürst Johann so lange zögerte, ehe er mit Landgraf Philipp das Torgauer Bündnis schloß, weil er alle Selbsthilfe so hart verdammte.

Nun denn, jenes Schriftchen, worin Luther seinen ganzen Abscheu vor Aufruhr wieder einmal zu Worte kommen ließ, spielte man dem Herzog Georg in die Hände und verheimlichte ihm dabei, daß es von Luther sei. Georg fand seine helle Freude dran. Er zeigte sie auch dem Lukas Kranach und sagte zu ihm:

„Du rühmst immer deinen Mönch zu Wittenberg, den Luther, wie der allein so gelehrt sei und allein gut Deutsch reden und gute Bücher schreiben könne; aber du irrst hierin so wohl als auch in andern Stücken mehr. Siehe, da hab' ich auch ein Büchlein, das ist so gut und besser, als es der Luther nimmermehr machen könnte."

Kranach wies ihm hierauf ein ander Exemplar des Büchleins, worauf der Name des Verfassers und der Druckort zu lesen war. Da wurde Georg ungehalten und rief aus: „'s ist doch schade, daß ein so heilloser Mönch so ein gutes Büchlein hat machen sollen."

Inzwischen war gar keine Gefahr, daß die Evangelischen ihren Glauben wider den Kaiser mit Waffengewalt hätten schützen müssen. Sie und der Kaiser hatten jetzt einen gemeinsamen Feind, den Papst.

Klemens VII. war die Seele der „heiligen Liga". Vergebens stellte ihm Karl V. vor, daß sie beide vielmehr darauf angewiesen wären, Hand in Hand zu gehen, statt sich zu befehden. „Ich glaube," schrieb er am 6. Oktober 1526 nach Rom, „es giebt keinen Fürsten, der der römischen Kirche mit größerem Eifer ergeben wäre, als ich. Sehr großes Unrecht geschieht mir deshalb vom Papste, dem ich so viel zu Liebe gethan, daß ich mir eben dadurch die Fürsten des Reiches nicht wenig entfremdet habe." Er erinnert den Papst an seine Pflicht als Oberhaupt der Kirche und an die Notwendigkeit, endlich zur Beilegung der

kirchlichen Wirren das längst versprochene Konzil zu halten. „Wenn wegen Nichteinberufung oder längerer Verzögerung des Konzils die Christenheit Schaden leiden sollte, so muß ich feierlich erklären, daß dafür am wenigsten mich irgend ein Vorwurf treffen würde.“

Aber Papst Klemens rüstete und wühlte weiter gegen den Feind Italiens und seiner päpstlichen Hausmacht.

Da kam, von Erzherzog Ferdinand angeworben, ein kaiserliches Heer über die Alpen: deutsche Landsknechte unter Georg Frundsberg, dem berühmten Feldhauptmann. Frundsberg soll geäußert haben: ‚wenn er nach Rom komme, so wolle er den Papst hängen‘; daß er schon zu Worms sich Luthern freundlich erwies, wissen wir (Band 2 Seite 138). Er sah Rom nicht; unterwegs starb er, vom Zorn gegen meuternde Soldaten überwältigt, eines plötzlichen Todes. Aber sein Kriegsvolk führte ein andrer kaiserlicher Feldherr, Karl von Bourbon, zugleich mit einem spanischen Heerhaufen gegen Rom.

Am 6. Mai 1527 erklommen Deutsche und Spanier die Mauern Roms. Ihr Führer, Karl von Bourbon, fiel dabei, von einer Kugel getroffen; um so wütender stürmten die Sieger in die Stadt, mordend und plündernd. Klemens VII., der darauf nicht gefaßt war, rettete sich mit knapper Not in die Engelsburg, die mit Geschützen trefflich versehen war.

Schrecklich war in damaligen Zeiten das Los einer eroberten Stadt. Die Wehrlosen zu morden und zu schänden, die Häuser zu plündern und zu zerstören, war des siegreichen Kriegsvolks unantastbares Recht. Acht Tage lang machten die Eroberer Roms von diesem furchtbaren Kriegsrecht Gebrauch und wüteten entsetzlich, die Spanier noch toller, als die Deutschen.

Ungeheure Schätze barg die heilige Stadt, aufgehäuft von der Habsucht der Geistlichen und Weltlichen Jahrhunderte lang. Die plündernden Horden teilten kostbare Perlen unter einander mit Schaufeln; mancher gemeine Knecht raubte sich drei-, viertausend Dukaten zusammen. Sie waren durch Italien gezogen hungernd und darbend; jetzt gingen sie zu Rom einher in Purpurkleidern, die Taschen voll Edelsteine, goldene Bänder um die nervigen Arme, den Hals umwunden mit dem kostbaren Schmuck edler Frauen oder heiliger Madonnen. Man sah Landsknechte, welche die wertvollsten Perlen in ihre Schnurrbärte eingeflochten hatten.

Sie tafelten in den Prachtpalästen von den goldnen und silbernen

Geschirren der Kardinäle; ihre Köche, Stallknechte, Wasserknechte waren die vornehmsten Römer. Die stolzen und reichen Herren mußten froh sein, wenn sie mit dem Leben davonkamen um schweres Lösegeld; mancher kaufte sich mehrmals los. Gefoltert, zerschlagen, zerlumpt wankten sie durch die Straßen, zitternd vor neuer Unbill und Roheit. Es war ein unerhörter Wechsel des Schicksals.

Herrliche Paläste sanken in Trümmer, unersetzliche Kunstwerke gingen zu Grunde. Mit dem Heiligen trieb man den ärgsten Spott, und zwar die frommen katholischen Spanier so gut wie die ketzerischen Deutschen. Keine Kirche, kein Kloster blieb verschont. Auf den Hochaltären würfelten sie um die kostbaren Kirchengeräte und zechten aus den Meßpokalen. Die teuersten Reliquien wurden aus ihrem Schrein gerissen, vernichtet oder zum Andenken mit in die Heimat genommen. So nahm ein deutscher Hauptmann den Strick an sich, mit welchem sich Judas erhängt haben sollte und brachte ihn glücklich mit nach Deutschland. Die Apostelgräber, selbst das Grab Sankt Peters, wurden durchwühlt. Auch die Gräber von Päpsten, wie Julius II., erlitten dasselbe Geschick.

Priester und Kardinäle wurden gräßlich mißhandelt. Den Kardinal Kajetan, der mit Luther neun Jahre zuvor die denkwürdige Verhandlung in Augsburg hatte, schleppten deutsche Landsknechte in der Stadt umher, eine Sackträgermütze auf dem Kopfe, bald ihn tragend, bald mit Fußtritten ihn fortstoßend. Trunkene bekleideten einen Esel mit geistlichen Gewändern und zwangen einen Priester, ihm das Sakrament zu reichen. In tollen Aufzügen zogen sie nach dem Vatikan oder vor die Engelsburg, tranken dem heiligen Vater Tod und Gefangenschaft zu und riefen Luthern zum Papst aus.

In der Engelsburg saß Klemens VII. mit 13 Kardinälen und etwa 3000 Römern, die auch so glücklich gewesen waren, hinter diesen Mauern eine Zuflucht zu finden. 90 Schweizer und 400 Italiener bildeten die Besatzung; stündlich donnerten die Geschütze. Aber zu allem Jammer litten die Eingeschlossenen bald Hungersnot; Eselsfleisch wurde ein Leckerbissen für den Papst und seine Kardinäle.

Was mochte wohl in dem Herzen Klemens VII. vorgehen, wenn er von seiner Burg herabschaute auf die Gräuel der Verwüstung ringsumher? Ob ihm denn nicht das Gewissen schlug? Denn wer anders war schuld an dem Falle Roms, als er, der lieber den Fürsten dieser Welt hatte spielen wollen, als den Diener der Kirche Jesu Christi? „Pfaffen sollen beten und nicht regieren!“

Aber Klemens erntete auch, was seine Vorgänger gesäet hatten. Es mußte ja einmal ein Strafgericht hereinbrechen über das verweltlichte Papsttum, über das in Sünden versunkene Rom. Den frommen Papst Hadrian hatten sie zu Tode geärgert; sie konnten nur noch Bösewichter auf dem päpstlichen Stuhle brauchen. Aber jetzt bekamen sie's einmal zu spüren: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust."

Als die Botschaft von diesen furchtbaren Ereignissen sich in der Christenheit verbreitete, da erkannten denn wohl die meisten die Hand des allmächtigen Gottes. Die Lutheraner jubelten über den Fall Babylons; aber auch gute Katholiken wußten, daß Roms Sünden solch ein Strafgericht verdient hatten.

Luther schrieb am 13. Juli an einen Freund: „Rom ist elend verwüstet worden. Also regiert Christus, daß derselbe Kaiser, der für den Papst Luthern verfolgt, für Luther den Papst zertrümmern muß! Es muß ja alles dem Herrn dienen, zu Nutz der Seinen und zum Schaden der Widersacher."

Und doch konnte Luther der herrlichen Stadt, die er einst auch geschaut hatte mit allen ihren Wundern, nicht das Schlimmste gönnen. „Ich möchte nicht," äußerte er am 10. November, „daß Rom gar ein Raub der Flammen würde; das wäre zu entsetzlich."

Wie langsam die Kunde von dem, was geschehen war, damals durch die Welt lief, mag man daraus sehen: Kaiser Karl erhielt die Meldung von der Erstürmung Roms (am 6. Mai!) erst ende Juni. Das furchtbare Schicksal der Stadt erschreckte und bekümmerte ihn; zum Zeichen der Trauer untersagte er jede öffentliche Feier der Geburt seines Sohnes Philipp. Doch frohlockte er im Herzen, daß er den Papst nun ganz in den Händen hatte. Er konnte, wenn er wollte, dem Papsttum ein Ende machen. Zum mindesten konnte er den Kirchenstaat annektieren oder, wie der Kunstausdruck lautete, säkularisieren (Seite 60). In der That dachte Karl daran, in Rom eine kaiserliche Vogtei aufzurichten, wie sie vor Zeiten bestanden hatte, und dem Papste alle Sorgen weltlicher Regierung abzunehmen.

Inzwischen konnte Klemens VII. die Engelsburg nicht länger halten. Er kapitulierte am 5. Juni 1527. Mit 400 000 Dukaten erkaufte er sein Leben von dem kaiserlichen Heere. In drei Raten mußte er die Summe zahlen: um nur die erste Zahlung leisten zu können, schlug er Kreuze, Kelche und was er sonst noch an kirchlichen Kleinodien hatte,

los und ließ die dreifache päpstliche Krone einschmelzen. Wahrlich, tiefer konnte ein Papst nicht gedemütigt werden!

Noch blieb er in der Engelsburg als Gefanger des Kaisers. Der wollte ihn nicht eher freilassen, als bis er Bürgschaft hätte, daß er ihm nicht mehr schaden könnte. So schlimme Erfahrungen, wie mit Franz I., dem er allzu unvorsichtig die Freiheit wiedergeschenkt hatte, mochte er mit Klemens VII. nicht machen.

Der heiße Sommer kam und mit ihm die Pest. Sie richtete unter dem siegreichen Heere zu Rom fürchterliche Verheerungen an. Von 30 000 schmolzen sie auf 13 000 zusammen. So ungern sie die Stadt verließen, wo es immer noch etwas zu erpressen und zu erschinden gab, so zwang das bleiche Gespenst der Seuche sie doch endlich, in gesünderer Gegend Quartier zu suchen. Wohin sie kamen, verbreiteten die wilden Krieger Mord und Entsetzen. Im September kehrten sie dann wieder nach Rom zurück und hausten ärger wie zuvor: plünderten, machten Gefangene, verwüsteten Häuser und Paläste, als sollte kein Stein auf dem andern bleibe. Alle Manneszucht war dahin. Auf den Papst, der ihnen noch einen großen Teil seines Lösegeldes schuldete, waren sie so wütend, daß sie ihn erwürgt hätten, wäre er in ihre Hände gefallen.

Endlich, am 31. Oktober 1527, gerade zehn Jahre nach dem Anschlag der fünfundneunzig Thesen, einigten sich Papst und Kaiser über einen vorläufigen Friedensvertrag. Karl war davon abgekommen, den Papst wieder zum Bischof zu machen, was er einst gewesen und seit 1870 wieder ist; die Zeit war dazu noch nicht reif. Er ließ ihm den Kirchenstaat, indem er nur Pfänder und Geißeln für seine künftige Neutralität und die Zusage eines behufs Reformation der Kirche zu berufenden Konzils in Anspruch nahm.

Erst am 29. Juni 1529 ist aus diesem vorläufigen Vertrage ein endgiltiger Friede geworden, der Friede zu Barcelona. Mancherlei Zwischenfälle wären aus dieser Zeit von beinahe zwei Jahren zu berichten: wie der Papst, der noch immer in der Engelsburg gefangen gehalten wurde, am 8. Dezember 1527 floh; wie er dann wieder nicht wußte, mit wem er's halten sollte, mit dem Spanier oder mit dem Franzosen; wie er endlich doch durch Karls Kriegsglück belehrt wurde, daß er sich mit ihm vertragen müsse. Aber das alles hat wenig Bedeutung für die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland. Genug, daß weder der Kaiser noch der Papst sich in dieser Zeit um die Lutherische Ketzerei ernstlich bekümmern konnten.

Und das Eine war durch den Zwiespalt des geistlichen und des weltlichen Oberhauptes der Christenheit erreicht: der Reichstag von 1526 hatte den evangelischen Landesobrigkeiten Luft und Recht gewährt, und das verdammte und geächtete Evangelium durchdrang unter der Gunst der Weltlage immer mehr die deutsche Nation. Rom, das einst den Bannstrahl zuckte, war gefallen — wenn auch nur durch rohe Kriegerhaufen und darum nicht für immer; aber der Mönch zu Wittenberg trotzte noch erhobenen Hauptes seinem ohnmächtigen Wüten.

Sechstes Kapitel.

Die Protestation der evangelischen Stände zu Speier.

Die Lage der evangelischen Stände in Deutschland war auch nach dem Speierer Reichstage von 1526 keine glänzende. Zwar gab ihnen der einmütig beschlossene Reichstagsabschied das Recht, in ihrem Gebiete nach Gutdünken zu reformieren. Und nahmen auch Länder und Städte, die sich bisher noch mehr oder minder dagegen verschlossen hatten, jetzt das Evangelium an. So trat Markgraf Georg von Brandenburg, seit 1527 alleiniger Herr der brandenburgischen Lande in Franken (Brandenburg-Baireuth und Ansbach), offen auf die Seite der evangelischen Fürsten, ließ sich von Luther über die Neuordnung des Kirchenwesens beraten und veranstaltete gemeinschaftlich mit der benachbarten Reichsstadt Nünberg eine Kirchenvisitation, nach dem Muster der Visitationen in Kursachsen. In Norddeutschland wurden etliche große Städte um dieselbe Zeit Lutherisch: Braunschweig, Göttingen, Hamburg, Goslar, wie denn auch in Lübeck unter mancherlei Kämpfen die evangelische Partei immer mehr die Oberhand gewann.

Aber trotz dieser sichtbaren Erfolge der Reformation, ja gerade auch deswegen, war die politische Lage im Reich für die evangelischen Stände eine sehr gespannte und gefahrvolle. Die katholischen Fürsten bildeten noch immer die Mehrheit. Je kräftiger die Lutherische Bewegung wurde, desto mehr erregte sie Bedenken und reizte zu Gegenmaßregeln. Und nun breitete sich noch dazu von Süden her eine andere Reformation aus, die Reformation Zwinglis, von der wir bald mehr hören werden, während die unruhigen Geister der Schwärmer und

Wiedertäufer allen Verfolgungen zum Trotz immer auf's neue Boden faßten und ihre Irrtümer unter die Leute brachten. Luthers Zorn gegen die Wiedertäufer kennen wir; so wollte er von den Zwinglischen auch nichts wissen. Aber die katholischen Herren warfen alle in Einen Topf, Lutheraner, Zwinglianer und Wiedertäufer. Und während die evangelischen Stände den Speierer Beschluß damit befolgten, daß sie die Reformation einführten, nutzten dies die katholischen auf ihre Weise aus, indem sie die Ketzerei nach Kräften ausrotteten.

Die Brandenburger in Norddeutschland ließen sich durch das Beispiel ihres fränkischen Vetters nicht umstimmen. Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg spielte freilich noch immer den Aufgeklärten und Unparteiischen. Aber er ließ es doch geschehen, daß sein oberster Gerichtshof den Hallischen Prediger Georg Winkler (aus Bischofswerda gebürtig) nach Aschaffenburg vorlud, weil er in Halle das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt austeilte. Er sollte nicht wieder zu seiner Gemeinde zurückkehren. Zwar entließen ihn seine geistlichen Richter nach geschehener Verantwortung; aber zwei Meilen hinter Aschaffenburg wurde er in einem Holze überfallen und meuchlings ermordet am 23. April 1527. So war jedes Mittel gegen die Ketzer recht. Und ob Albrecht dazu keinen Befehl gegeben, so hat er doch die Meuchelmörder nicht gestraft, sondern dazu geschwiegen.

Luther schwieg um so weniger dazu. Er veröffentlichte um Ende September 1527 eine „Trostschrift an die Christen zu Halle über Herrn Georgen, ihres Predigers, Tod"; denn, sagte er, „es wäre doch unbillig, solchen schändlichen, verräterischen Mord also hingehen zu lassen und solch Blut in die Erde zu verscharren, womit das heilige Wort Gottes bezeuget und bekannt ist. Darum will ich's in Schrift bringen und ihm helfen rufen und schreien gen Himmel, auf daß, so viel an uns ist, solcher Mord nimmermehr geschwiegen werde, bis so lange daß Gott, der barmherzige Vater und gerechte Richter, solch Geschrei erhöre und schaffe Recht und Rache über den Mörder und Verführer, den alten Feind, der solches hat angerichtet, und gebe, daß Magister Georgens Blut müsse ein göttlicher Same sein, den er durch des Satans und seiner Glieder Hände in die Erde gesäet hat, und hundertfältige Frucht bringe — also, daß an Statt Eines ermordeten Georg hundert andere rechte Prediger aufkommen, die dem Satan tausendmal mehr Schaden und Leid thun, denn der einzige Mann gethan hat. Ich höre den Bischof zu Mainz höchlich rühmen als unschuldig, welches ich auch von

Herzen wünsche und lass' es also sein. Wollte eher glauben, die Kapiteltyrannen zu Mainz (die Domherren) hätten solchen Mord zugerichtet. Die Meuchelmörder haben nicht so viel redlicher Blutstropfen in ihrem Leibe, daß sie ihre Gewalt und weltliche Obrigkeit dürften frei gebrauchen, sondern handeln damit als die Verräter und Bösewichter. Und sind zu schelten als die Straßenräuber und Strauchdiebe, auf ihrer eigenen Landstraße, und Verbrecher des kaiserlichen Landfriedens, daß sie einen Mann lassen ermorden, unverhöret und unverurteilet, wider alle Billigkeit und kaiserlichen Rechte, und thun nichts dazu. Aber fahret fort, lieben Meuchelmörder, ihr gehet auf rechter Bahn! Wie Kain that, der ermordet' seinen Bruder auch heimlich. O, wie fein blieb das verschwiegen!"

Die Gemeinde dieses evangelischen Märtyrers tröstet Luther vor allem damit, daß er ermordet sei „im Gehorsam seiner Obrigkeit", nämlich als ein treuer Unterthan gehorchend der Vorladung seines Herrn, und zum Andern „um des Evangelii willen, allermeist um des Artikels willen, daß er beide Gestalten des Sakraments hat gelehret und reichen wollen". Und befestigt Luther die erschreckten Christen zu Halle in der Wahrheit durch freie Rechtfertigung dieses Artikels. —

Im Kurfürstentum Brandenburg kam es zwar nicht zum Blutvergießen. Aber Joachim I. und seine Landstände waren einig darin, daß man das Gift der Ketzerei nicht dürfe aus Kursachsen über die Grenze dringen lassen. Ja, wenn Gedanken und Lehren so leicht aufzuhalten wären! Die eigene Gemahlin Kurfürst Joachims, eine dänische Prinzessin, dem kursächsischen Hause nahe verwandt, Elisabeth, fand ihren Frieden in dem Evangelium Martin Luthers und genoß im Berliner Schloß heimlich das Abendmahl nach evangelischer Weise. Als Joachim dies erfuhr, sperrte er sie ein; es hieß sogar, er wolle sie lebendig einmauern lassen. Sie aber entfloh zu ihrem Oheim, dem Kurfürsten Johann, nach Torgau und nahm dann in Wittenberg Wohnung, wo sie freundschaftlich mit Luther verkehrte.

Ähnliches wie Joachim mußte auch Herzog Georg von Sachsen erfahren. Wo er konnte, verfolgte er die Lutheraner, ohne doch zum Äußersten zu greifen. So maßregelte er die Herren von Einsiedel auf Gnandstein, welche sowohl im kurfürstlichen als im herzoglichen Sachsen Besitzungen hatten, mit ihrem Glauben aber gut kursächsisch, d. h. lutherisch waren. Sie sollten nicht nur katholische Priester in ihren herzoglichen Herrschaften einsetzen (was Georg nach dem Speierer Beschluß

verlangen konnte), sondern auch persönlich als gute katholische Christen sich dadurch ausweisen, daß sie von ihrem Bischof Absolution erbäten, die Messe hörten und das Sakrament unter einerlei Gestalt genössen. Andernfalls sollten sie ihre Güter verkaufen und das Herzogtum verlassen.

Luther gab dem gegenüber die Losung: Unrecht leiden, aber auf keinen Fall um irdischen Gutes willen Gottes Wort verleugnen. „Lieber Gott!" rief er aus, „will denn der tolle Kopf nicht einmal aufhören? Ist er zu bekehren, mein Herr Jesu Christe, so bekehre ihn doch; wo nicht, so wehre ihm doch bald!"

Kurz darauf hatten die beiden, Herzog Georg und Luther, wieder einen ganz ärgerlichen Handel zusammen. Georg bekam Kenntnis von einem vertraulichen Briefe, den Luther an seinen Freund Link in Nürnberg geschrieben hatte, der allerhand Anklagen gegen den Herzog enthielt. Darüber ergrimmt, fährt er gegen Luther los; Luther dagegen beschuldigt ihn, daß er den Brief gestohlen habe; darauf eine neue Schmähschrift Georgs gegen Luther und immer heftigere Beschwerden gegen ihn beim Kurfürsten Johann — endlich war Luther derjenige, der stille schwieg. Die beiden konnten sich nun einmal nicht verständigen.

Aber wieso es dem Herzog Georg ähnlich ging wie dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg? Die Macht des Lutherischen Glaubens erwies sich in seinem eigenen Lande und in seiner eigenen Familie stärker als seine Gesetze. Die Leipziger Buchhändler klagten dem Magistrat ihre Not: Schriften, die von Wittenberg ausgingen, dürften sie weder drucken noch verkaufen, und doch sei nach diesen die größte Nachfrage; die andern (katholischen) Schriften wolle niemand kaufen! Und Georgs leiblicher Bruder, Herzog Heinrich, der zu Freiberg residierte, sowie dessen Gemahlin Katharina hingen in ihrem Herzen auch der Wittenbergischen Lehre an, wenn sie sich gleich noch nicht offen dazu bekannten.

Selbst eine edle Fürstin aus Habsburgischem Hause erkannte in der Lehre Luthers das wahrhaftige, lautere Evangelium. Das war Maria, die Schwester Kaiser Karls und Erzherzog Ferdinands, Gattin König Ludwigs von Böhmen und Ungarn. Sie hat wohl im Jahre 1522 dem Paul Speratus Leben und Freiheit gerettet (Band 2 Seite 602). Aber leider war es ihr nicht beschieden, Gatten und Land für ihren Glauben zu gewinnen. König Ludwig fiel in der furchtbaren Türkenschlacht bei Mohacz am 29. August 1526 mit fast allen seinen Rittern,

erst zwanzig Jahr alt und kinderlos. Sein rechtmäßiger Erbe war nach alten Verträgen sein Schwager Erzherzog Ferdinand von Österreich; aber nur mit Mühe konnte sich dieser in den Besitz der Königskrone setzen: in Böhmen gab es einen harten Wahlkampf, da mehrere Mitbewerber auftraten, worunter die gefährlichsten die beiden bairischen Herzöge, und in Ungarn gelang es einem Gegenkönig, dem Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, auf viele Jahre hinaus einen großen Teil des Landes an sich zu reißen. Trotzdem war es für Ferdinand und für das Haus Habsburg überhaupt ein glücklicher Tag, als zu den fünf Herzogtümern, die bisher ihre Hausmacht im Reiche bildeten (Österreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol), die zwei Königreiche als willkommener Zuwachs ihnen zufielen, Böhmen mit Mähren, Schlesien und der Lausitz, und Ungarn. Damit war die heutige habsburgische Monarchie in ihren Grundzügen vollendet.

Was für Habsburg ein Glück, war für die Reformation ein Unglück. König Ferdinand unterdrückte die evangelischen Regungen, wo er konnte, und auch seine Nachfolger haben dem Papsttum die größten Dienste gethan.

Im Jahre 1528 kamen zwei Prediger nach Wittenberg, die Ferdinand aus Österreich vertrieben hatte: Michael Stiefel, früher Augustiner in seiner schwäbischen Vaterstadt Eßlingen, zuletzt Pfarrer der edlen Familie Jörger von Tolleth, ein vertrauter Freund Luthers, und Konrad Kordatus, der auch alsbald sich der Freundschaft Luthers erfreute.

Der verwitweten Königin Maria zum Troste schrieb Luther eine Auslegung des 37., 62., 94. und 109. Psalms und ließ sie mit einer herzlichen Widmung in Druck ausgehen: „Vier tröstliche Psalmen, an die Königin zu Ungarn, ausgelegt durch Martin Luther". Über solche Kühnheit Luthers ärgerten sich seine Gegner nicht wenig. Die Königin Maria aber bekam von ihrem Bruder Ferdinand wegen ihrer Lutherischen Gesinnung ernste Vorwürfe zu hören. —

Mit Ferdinand wetteiferten in der Verfolgung des Evangeliums die beiden Herzöge von Baiern. Sonst standen die Häuser Habsburg und Wittelsbach seit der böhmischen Königswahl auf sehr gespanntem Fuße, aber in ihrem Widerspruch gegen Wittenberg blieben sie eins. Hier in Baiern war man auch besonders schnell mit dem Todesurteil. In Landsberg starben neun Ketzer den Feuertod, in München wurden neunundzwanzig ersäuft; ebenda mußten drei Männer mit ihren Frauen

auf den Scheiterhaufen steigen, weil sie nicht zum Glauben der allein seligmachenden römischen Kirche zurückkehren wollten. Größeres Aufsehen machte in der evangelischen Welt der Märtyrertod Leonhard Kaisers, weil derselbe mit den Wittenbergern nahe befreundet war und Luther die Geschichte seines Endes allen Gläubigen zur Stärkung veröffentlichte. „Ich halte dafür," hob Luther seinen Bericht an, „daß wir, so wir Christen sein wollen, nicht ohne Sünde schweigen können von dem herrlichen Bekenntnis der Wahrheit, das Herr Leonhard Kaiser aus großer Gnade Gottes gethan hat; und sind wir schuldig, Gott zu danken für seine überschwängliche Gnade, daß er unsern Glauben und Lehre mit solchem großen, schönen Exempel hat wollen stärken und trösten zu dieser bösen Zeit, da so viel Gräuel und Ärgernisse toben und wüten wider das heilsame Wort Gottes."

Leonhard Kaiser, wie ihn Luther schreibt, oder Käser, wie sein Name wohl eigentlich lautete, war kein großer, außerordentlicher Geist, aber ein treuer, evangelischer Christ. Gebürtig aus einer angesehenen Familie zu Raab (heut in Österreich, damals in Baiern gelegen) widmete er sich dem geistlichen Stande und führte zu Waizenkirchen bei Passau „ein ehrbares züchtiges Leben als ein sonderlicher frommer Priester, bei jedermann darum lieb und wert gehalten." Wie er nun die evangelische Wahrheit kennen lernte, predigte er sie auch der Gemeinde. Schon im Sommer 1524 wurde er deshalb von dem Fürstbischof zu Passau zur Verantwortung gezogen. Weil man ihm da Schweigen auferlegte und er nicht schweigen konnte, verließ er Amt, Heimat und Freundschaft. Sein Vorsatz war, das Evangelium nun erst recht zu erforschen, und so ging er nach Wittenberg, blieb auch und studierte da eine Zeit lang. So wurde er Luthern persönlich bekannt und lieb.

Da, im Winter 1526 auf 27 erhielt er Nachricht, daß sein Vater sterbenskrank darniederliege. Obwohl er wußte, daß ihm in seiner Heimat das Ärgste drohe, eilte er doch als ein guter Sohn zu seinem Vater und traf ihn glücklich noch zwei Stunden vor seinem Tode. Darnach wurde er selbst krank und mußte fünf Wochen lang in Raab auf Genesung warten. So hatte der Pfarrer von Raab Zeit, ihn zu verraten und seine Verhaftung zu bewirken. Am 10. März 1527 kamen auf Befehl des Bischofs von Passau die Häscher und führten ihn ab. Man warf ihn im Passauer Schlosse in ein Loch, „darin er Mäuse und Stanks genug hatte."

Die Verhöre zogen sich lange hin. Er bekannte frei die evangelische Lehre: aus der Schrift wolle er sich gerne weisen lassen; wenn man ihn aber unüberwunden verurteile, wolle er auch gerne sterben. Angesehene Männer, auch Kurfürst Johann von Sachsen thaten Fürsprache für ihn — vergebens. Am 11. Juli las ihm der Bischof selbst zu Passau das Todesurteil vor und übergab ihn dann dem weltlichen Richter. (Denn die römische Kirche tötet beileibe niemanden, das muß weltliche Obrigkeit für sie thun. Ungefähr wie die Juden Christum nicht gekreuzigt haben, sondern ließen's Pilatum für sich thun! Wer ist aber der Mörder? Der den Befehl dazu giebt, oder der ihn ausführt?)

Das Urteil wurde von dem Landgericht Schärding vollzogen, auf einer Insel im Inn, nahe bei Schärding, am 16. August 1527. Als man ihn auf den Scheiterhaufen band, bat er das Volk, ihm Luthers Lied zu singen: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott.“ Wie mag er sich da gestärkt haben an dem dritten Vers:

Du heilige Brust, süßer Trost!
Nun hilf' uns fröhlich und getrost
In deinem Dienst beständig bleiben,
Die Trübsal uns nicht abtreiben.
O Herr, durch dein' Kraft uns bereit'
Und stärk' des Fleisches Blödigkeit,
Daß wir hie ritterlich ringen,
Durch Tod und Leben zu dir dringen.
Halleluja, Halleluja!

Als das Feuer um ihn aufloderte, rief er laut: „Jesus, ich bin dein, mach' mich selig!“ So starb er als ein treuer Zeuge der Wahrheit. Noch mancher evangelische Christ sollte in Baiern denselben Weg gehen. —

Noch im Gefängnis empfing Kaiser einen Trostbrief Luthers, der immer zur Hand war, wo es galt Angefochtene und Verfolgte aufzurichten. Derselbe schrieb ihm unter dem 20. Mai, wie folgt:

„Gnade, Stärke und Friede in Christo! Euer alter Mensch, lieber Herr Leonhard, ist gefangen; so will und gebeut's Christus, Euer Heiland, der auch seinen neuen Menschen für Euch und Eure Sünde dargegeben hat in die Hände der Gottlosen, daß er mit seinem Blut Euch erlösete zum Bruder und Miterben des ewigen Lebens.

„Uns ist ja leid für Euch, thun auch Fleiß und Bitten, daß Ihr freikommet; nicht um Euretwillen, sondern daß Ihr vielen möget nütze sein, Gott zu Ehren, wo es sein Wille ist. Ist's aber der Wille im Himmel, daß Ihr nicht freikommen sollt, so bewähret doch Eure herrliche Freiheit im Geist und sehet zu, daß Ihr tapfer und beständiglich die Schwachheit des Fleisches überwindet und geduldig leidet durch die Kraft Christi, der mit Euch im Kerker ist, wird auch bei Euch sein in aller Not. Wie er denn gar freundlich und treulich verheißt: ‚Ich bin bei ihm in der Not‘ (Psalm 91, 15). Darum müßt Ihr mit ganzer Zuversicht zu ihm schreien im Gebet und mit Trostpsalmen Euch aufrichten und erhalten unter diesem grimmigen Wüten des Satans, daß Ihr möget im Herrn gestärkt werden und nicht etwa für die Zähne des Teufels zu demütig oder zu weich reden, als wäret Ihr überwunden und füchtetet seinen Hochmut. Ruft Christum treulich an, der überall gegenwärtig und gewaltig ist, bietet darauf dem Satan Trotz und spottet seines Wütens und Übermuts. Denn Ihr dürft gewiß sein, daß er Euch nicht schaden kann, und so viel weniger, so viel mehr er wütet. Wie Sankt Paulus sagt: ‚Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?‘ (Röm. 8, 31). Alle Dinge sind unter seine Füße gethan. Er kann helfen allen, die angefochten werden, der auch allenthalben versucht ist worden.

„Also, mein allerliebster Bruder, seid stark im Herrn und getrost in seiner mächtigen Kraft, auf daß Ihr erkennet, leidet, liebet und lobet aus gutwilligem Herzen den väterlichen Willen Gottes, Ihr werdet ledig oder nicht. Daß Ihr aber solches vermöget zu Ehren seines heiligen Evangelii, das wolle in Euch wirken der Vater unseres Herrn Jesu Christi nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, der ein Vater ist der Barmherzigkeit und ein Gott alles Trostes, Amen. Hiemit Gott befohlen und bittet auch für uns. Gegeben in Wittenberg am Montag nach Kantate 1527.“

Der Tod Kaisers ging Luthern sehr nahe, wie sehr er auch seines standhaften Bekenntnisses sich freute. Der Sommer und Herbst des Jahres 1527 war überhaupt schwere Zeit für ihn. In Wittenberg wütete die Pest. Die meisten Professoren und Studenten siedelten, ihr zu entfliehen, nach Jena über. Luther blieb. Auch in sein Haus kam Krankheit, wenn gleich nicht die Pest. Er selbst hatte beängstigende

Anfälle; schon meldete sich das böse Steinleiden, das ihm noch so viel sollte zu schaffen machen. Aber schlimmer als sein Leib litt seine Seele; der „Geist der Traurigkeit", der auch früher manchmal über ihn kam, plagte ihn schlimmer als je, und so war er des Zuspruchs seiner Freunde gar bedürftig.

Als ihm Michael Stiefel über Kaisers Ende ausführlichen Bericht zuschickte, antwortete er ihm am 22. Oktober 1527:

„Bittet ernstlich für mich, der ich schier heftig von des Satans Engel geplagt und geschlagen werde, daß mich Christus nicht verlasse. Ach ich elender Mensch, wie gar ungleich bin ich dem Leonhard; ich bin mit vielen Worten ein Prediger des Worts. Ach, daß ich des würdig wäre, nicht mit dem doppelten, nein nur mit der Hälfte eines solchen Geistes den Satan zu überwinden und dies Leben zu lassen. Gelobt sei Gott, der unter so vielen Ungeheuern doch einmal uns Unwürdigen so einen herrlichen Anblick seiner Gnade hat schauen lassen, daran wir merken sollen, daß er nicht gar uns verlassen hat. Bittet für mich, mein Bruder Michael; Christus gebe, daß auch wir des Leonhard Nachfolger werden. Er heißet billig nicht allein ein König, sondern ein Kaiser; denn er hat den überwunden, des Gewalt so groß ist, daß ihr keine auf Erden mag verglichen werden. Zudem ist er nicht allein Priester, sondern ein rechter Bischof, ja Papst, der seinen Leib geopfert hat zu einem lebendigen, heiligen, Gott wohlgefälligen Opfer. Also heißt er auch recht und billig Leonhard, d. i. Löwenhart, denn er ist wahrhaftig ein harter und unerschrockener Löwe gewesen."

Wenige Tage später feierte er im Freundeskreise das zehnjährige Gedächtnis der „Zertretung des Ablasses". Aber eben am 1. November schrieb er dem Amsdorf einen Brief voll Klagen:

„Wie es dem Herrn gefällt, mein Amsdorf, so widerfährt mir; ich, der ich bisher alle andern zu trösten pflegte, bin jetzt selber jeder Tröstung bedürftig."

Im Pfarrhause raffte die Pest die Gattin des Diakonus Rörer hinweg, im eignen Hause machten Frau und Kind ihm Sorge. Dazu nun allerhand Erfahrungen sonst und die großen Erinnerungen der letzten zehn Jahre. Aber so zaghaft der Brief anfängt, so mutig und glaubensstark schließt er. „So giebt's draußen Kampf, drinnen Schrecken, und das arg genug; Christus sucht uns heim. Ein Trost, den wir dem Satan entgegenhalten, nämlich, daß wir doch Gottes Wort haben

das der Frommen Seele errettet, wenn er schon den Leib verschlingt. Darum laß uns den Brüdern und Dir selber befohlen sein, für uns zu beten, daß wir unter der Hand des Herrn tapfer aushalten und Satans Macht und List überwinden, es sei durch Leben oder durch Tod. Amen."

Und mitten unter der Trübsal und Angst jener Tage griff er in die Saiten seiner Harfe, wie einst den beiden Märtyrern von Brüssel (Band 2 Seite 643 ff), so jetzt dem wackeren Leonhard Kaiser ein Grablied zu singen, und all seine Schmerzen und all seinen Glaubensmut legte er in dies Lied hinein, und so ging aus seiner Seele hervor das gewaltige Trutzlied der evangelischen Kirche. Kennst du dies Lied? Jeder gute Protestant kennt es, und wo es gesungen wird, da kommt es auch über manchen, der nicht mehr viel hat von jenem Welt, Tod und Teufel überwindenden Glauben Luthers, wie eine Ahnung von der göttlichen, seligen Kraft jenes Glaubens. Und ob du's kennst und lieb hast, so wirst du ihm gern einen Raum in diesem Buche gönnen; es möchte auch etwa einer darin blättern, der es noch nicht kennt. Mir thut nur leid, daß ich nicht auch gleich die Melodie mit herschreiben kann.

Es ist der sechsundvierzigste Psalm, neu gesungen aus einem deutschen, evangelischen Herzen, aus Luthers Erfahrung heraus, ein Siegeslied mitten in der Schlacht, und wo man's von Herzen mitsingt, da stärkt es zum Siege.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint.
Groß' Macht und viel' List
Sein' grausam' Richtung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren;
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,

Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht:
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib —
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben.

Auf dieses Trutzlied des Protestantismus will nun nichts besser sich schicken, als die Protestation der evangelischen Stände auf dem andern Reichstage zu Speier. Aber zuvor muß ich noch von einem ärgerlichen Zwischenfall berichten, welcher unter dem Namen der „Pack'schen Händel" bekannt ist.

Wie viel Ursache die evangelischen Fürsten hatten, vor den katholischen auf der Hut zu sein, das ist aus obigem wohl zu verstehen. Den bösen Willen, das Evangelium zu unterdrücken, zeigten diese nur zu deutlich, und in der Übermacht waren sie schließlich auch. Wenn sie nur untereinander einig gewesen wären!

Die stete Gefahr, in welcher die Reformation seit dem Reichstagsabschiede von 1526 stand, erkannte am klarsten Landgraf Philipp von Hessen. Er war auch bereit, jederzeit für die bedrohte Sache das Schwert zu ziehen. Da spielte ihm sein leidenschaftlicher Eifer einen schlechten Streich.

Eines Tages entdeckte ihm Otto von Pack, Kanzleibeamter Herzog Georgs von Sachsen, ein großes Geheimnis. Er wies ihm einen Vertrag vor, welchen Herzog Georg mit König Ferdinand, den bairischen

Herzögen, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Kardinal Albrecht, den Bischöfen von Salzburg, Würzburg und Bamberg, kurz mit allen hervorragenden Vertretern des alten Glaubens im Reich geschlossen haben sollte, um ihn, den Landgrafen Philipp, und den Kurfürsten Johann, die Hauptvertreter des Luthertums im Reiche, zu verderben. Philipp hätte das seinem Schwiegervater, der bisher, trotz ihrer großen Meinungsverschiedenheit in Glaubenssachen, sich immer väterlich gegen ihn gezeigt hatte, nicht zutrauen sollen. Er hätte auch wissen müssen, daß König Ferdinand und die Baiernherzöge damals infolge des böhmischen Wahlkampfes viel zu feindlich gestimmt waren, als daß sie miteinander hätten solch ein Bündnis schließen können. Aber Thatsache war, daß im Mai 1527 Herzog Georg von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg in Breslau bei König Ferdinand zu Gaste gewesen waren, und daß eben jetzt — im Februar 1528 — Herzog Georg unter allerhand Drohungen seinen Vetter Johann bestürmte, endlich dem Luther seinen verdienten Lohn zu geben. Und kurzum, Landgraf Philipp fand die Enthüllung sehr glaubwürdig, und obwohl Otto von Pack nicht die Vertragsurkunde selber beibrachte, zahlte er ihm für seinen Verrat eine große Geldsumme.

Sofort rüstete Philipp 18 000 Mann, um die Bischöfe von Würzburg und Bamberg anzugreifen, welche auch mit im Bunde sein sollten. Schnell den feindlichen Plänen zuvorzukommen, das war sein kurz gefaßter Entschluß. Sogleich reiste er auch selber nach Weimar, um mit Kurfürst Johann Gegenmaßregeln zu treffen, und sandte sogar eben jenen Pack als Unterhändler an König Ferdinands Gegner Zapolya (Seite 75), damit dieser in Ungarn gleichzeitig gegen den Österreicher vorgehe.

Kurfürst Johann ließ sich von dem jugendlichen Landgrafen nicht so schnell mit fortreißen. Zwar hielt auch er den Bund der Gegner für Wahrheit. Aber er hatte Gewissensbedenken, ob auch sie, die evangelischen Fürsten, das Recht hätten, ihren Glauben durch einen Krieg zu verteidigen. Darüber forderte er von seinen Wittenberger Theologen Gutachten.

Luther, Melanchthon und Bugenhagen waren zwar über diese schwierige Frage nicht sofort einig. Endlich, am 16. Mai, sprachen sie sich zu Torgau in einem gemeinschaftlichen Bedenken dahin aus:

„Erstlich gefällt uns sehr wohl, daß der Angriff von dieser Seite nachbleibe (die Evangelischen sollten nicht den ersten Schlag

thun). Denn damit sind unsere Gewissen desto sicherer, als die wir nicht angefangen, noch Ursach' sind, Blut zu vergießen; auch ist der Glimpf bei der Welt desto größer, wenn man den Angriff abgewartet, allerlei Geduld erlitten und Wege gesucht, Frieden zu halten.

„Zum Andern, daß man auf's förderlichste (so schnell als möglich) eine Botschaft an Kaiserliche Majestät abfertige, die solche verräterische Anschläge, hinter Seiner Kaiserl. Majestät Wissen und Willen wider Seiner Kaiserl. Majestät Unterthanen vorgenommen, anzeige und bitte, ein Gebot zu erlassen, das solchen Mordfürsten stille zu stehen gebiete.

„Zum Dritten, daß man indes gleichwohl dieselbigen Mordfürsten ersuchen lasse und bitte, von solchem Vornehmen abzustehen, weil es wider Gott und Recht und Kaiserliche Majestät ist . . .

„Zum Vierten soll man gleichwohl daneben das Unsre thun, in der Richtung sich schicken, andere Fürsten und Städte besuchen und anregen, wie uns Gott befohlen hat, der alles ohn' unsre Macht und Rat und doch durch unsre Faust, Zung' und Herz denken, reden und schaffen will als durch Werkzeuge seiner göttlichen Weisheit und Gewalt."

Kurfürst Johann hielt sich nun ganz im Sinne dieses Gutachtens, aber Landgraf Philipp schlug los. Er hatte keine Lust, „sich überziehen zu lassen", sondern zog es vor, „mit Gottes Hilf' dem Schaden zuvorzukommen". Rasch fiel er mit seinen Truppen in das Bistum Würzburg ein und bedrohte gleichzeitig Mainz und Bamberg. Niemand war auf seinen Angriff gerüstet. Pfalz und Trier nahmen sich der Überfallenen an und vermittelten den Frieden: 60 000 Gulden ließ sich Philipp von Würzburg und Bamberg als Kriegsentschädigung zahlen.

Inzwischen stellte sich heraus, daß Otto von Pack ein Schwindler war. Das ganze Breslauer Bündnis war von ihm erlogen, der Vertragsentwurf gefälscht. Als Philipp auf Johanns Drängen die Mitteilungen Packs veröffentlichte, wiesen die beschuldigten Fürsten mit Entrüstung den ausgesprochenen Verdacht zurück. Bitter beklagte sich Herzog Georg, daß ihm sein Schwiegersohn so schmählichen Verrat zutraute. Pack beteuerte zwar nach wie vor die Richtigkeit seiner Angaben; aber da er die echte Vertragsurkunde nicht beibringen konnte, entließ ihn Philipp.

Für die evangelische Sache hatte der böse Handel einen großen

Nachteil. Die evangelischen Fürsten standen, weil Philipp auf unbegründeten Verdacht hin losbrach, als Friedensstörer da. Man hatte auf einmal viele Gutgesinnten gegen sich. Philipp selbst hat später seine Unbesonnenheit bitter bereut. Er bekannte: „Wir wissen keinen Handel, der uns mehr mißfallen, als unser Vorgehen."

In Wittenberg war man auch betrübt über diese Wendung. „Es verzehrt mich fast," äußerte damals Melanchthon, „wenn ich bedenke, mit welchen Flecken unsere gute Sache dadurch behaftet wird. Nur durch Gebet weiß ich mich aufrecht zu erhalten."

Trotz alledem blieben viele Evangelische davon überzeugt, daß die katholischen Fürsten mit heimlichen Anschlägen gegen die evangelische Partei umgingen. Luther gehörte zu denen, die ihnen das Schlimmste zutrauten. Als Herzog Georg seine Erklärung abgegeben hatte, schrieb er am 14. Juni dem Link nach Nürnberg:

„Ich sehe in der höchst frostigen Rechtfertigung Herzog Georgs fast ein Geständnis. Sie mögen sich weiß waschen, wie sie wollen, ich weiß zu gut, daß jenes Bündnis kein bloßer Wahn ist, so ungeheuerlich es aussieht. Alle Welt kennt es ja, wie jene Fürsten mit Fleiß und hartnäckigem Eifer, mit Erlassen und Thaten ganz öffentlich solches versucht und verübt haben und noch verüben. Ausrottung des Evangeliums ist ihr Ziel, das kann niemand leugnen. Nun, Gott wird jenen Törichten unter den Toren zu schanden machen (nämlich den Herzog Georg), der wie Moab mehr wagt, als er vermag und über seine Kräfte sich spreizt, wie er stets und immer gethan hat."

Das war der Brief, der durch irgendwelche dienstfertige Hand dem Herzog Georg zugetragen wurde (Seite 74). Kein Wunder, daß dieser vor Wut darüber schäumte, aber kein Wunder auch, daß Luther sich über Verletzung des Briefgeheimnisses beschwerte.

Pack fuhr indessen fort, seine Unschuld zu beteuern, besonders Luther gegenüber. Eine Weile noch trieb er sich abenteuernd umher; im Jahre 1536 wurde er in den Niederlanden festgenommen und auf Betreiben Herzog Georgs am 8. Februar 1537 hingerichtet, nachdem er sich auf der Folter selbst als Fälscher bekannt hatte. Gemeine Habgier verleitete ihn zu dem verhängnisvollen Betruge.

Die Spannung zwischen den beiden Parteien war eine große, als im Frühjahr 1529 sich die Stände des Reiches wiederum in Speier zu einem Reichstage versammelten. Niemand hatte es eilig dahin zu kommen: auf den 2. Februar war der Reichstag vom Kaiser seit November 1528 ausgeschrieben; am 4. März hielt König Ferdinand, der kaiserliche Statthalter, in Speier seinen Einzug, und da war er noch immer von allen Fürsten der erste!

Am 15. März fand die Eröffnung statt. Im Namen des abwesenden Kaisers stellte König Ferdinand folgende drei Forderungen: Hilfe gegen die Türken, welche das Reich ernstlicher denn je bedrohten; Geldmittel zur ferneren Unterhaltung des Reichsregiments und Reichskammergerichts; Abstellung der religiösen Irrungen.

Die kaiserliche Botschaft führte eine sehr entschiedene Sprache, besonders hinsichtlich der kirchlichen Frage. Karl V. war mit dem Papste nach der unsanften Lektion, die er ihm gegeben, wieder einig, wenn auch der Friedensvertrag von Barcelona noch nicht unterzeichnet war (Seite 69); auch gegen die andern Genossen der heiligen Liga von Cognac hatte ihn das Kriegsglück begünstigt, und so waren sie, Franz I. auch, notgedrungen auf dem besten Wege, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Am 5. August 1529 kam zu Cambray der Friede zwischen Karl V. und Franz I. zu Stande, der zwar für Franz billigere Bedingungen enthielt, als der Madrider Frieden (Seite 55), indem Karl seinen Anspruch auf Burgund aufgab, der aber den Verlust von Mailand, Flandern und Artois für Frankreich bestätigte. Und diese Entscheidung sollte einen festeren Bestand haben als die von Madrid, wenn auch der letzte Strauß zwischen Franz und Karl noch nicht ausgefochten war.

Obwohl diese Friedensverhandlungen noch schwebten, stand Kaiser Karl doch schon vor den Augen der Welt als Sieger da, was das Gewicht seiner Forderungen im Reichstage wesentlich verstärkte. Und wenn die evangelischen Stände auf dem letzten Speirer Reichstage im Sommmer 1526 davon Nutzen gezogen hatten, daß Papst und Kaiser sich ernstlich verfeindeten (Seite 55 ff), so mußten sie jetzt darunter leiden, daß die beiden wieder Hand in Hand gingen. Für Karl war es immer ein ernstes Vornehmen gewesen, das Wormser Edikt auszuführen und Ketzerei im Reiche zu unterdrücken; widerwillig nur und sonderbarer Weise mit durch den Papst genötigt, hatte er vor drei Jahren sich abhalten lassen, auf diesem seinem Willen zu bestehen. Sobald er wieder mit Klemens VII. verhandelte, brachte er die kirchliche Frage zur

Sprache (Seite 69), und nun war Klemens VII. selbst auf dem Punkte, daß er den Kaiser aufforderte, sich der Religionssache auf dem neuen Reichstage kräftiger anzunehmen als bisher, wogegen er das Versprechen gab, zur Abstellung der vorhandenen Irrungen eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen.

So verkündete denn der Kaiser durch seine Vertreter den Ständen des Reichs, daß ein Konzil nahe bevorstünde. Was aber die Frage anlange, wie es bis dahin im Reiche gehalten werden solle, so erklärte der Kaiser jenen Artikel des Reichstagsabschiedes von 1526 (Seite 59), den er bisher nur stillschweigend hatte gelten lassen, „aus Kaiserlicher Machtvollkommenheit“ für null und nichtig. Denn derselbe sei von vielen Ständen nach ihrem Gefallen verstanden, ausgelegt und erklärt worden und „großer Unrat und Mißverstand wider den Glauben“ daraus entstanden. Deshalb sollte nun auch der Reichstag jene Artikel förmlich widerrufen und einen solchen Beschluß fassen, dadurch niemand genötigt wäre, „sich zu unrechtem oder fremdem Glauben zu geben oder sich den neuen Sekten anhängig zu machen.“ D. h. die Stände sollten den Schutz des alten Glaubens für Reichssache erklären.

Die kaiserliche „Proposition“ redete eine entschiedene Sprache. Und die Mehrheit des Reichstages war nicht abgeneigt, in ihrem Sinne zu beschließen. Die geistlichen Fürsten waren zahlreicher zugegen als sonst. Die römisch-gesinnten unter den weltlichen Fürsten waren durch die Pack'schen Händel gegen die evangelische Partei erbittert. Der schwäbische Bund, welcher noch immer in Süddeutschland die Hauptmacht bildete, bewies seine altgläubige Gesinnung dadurch, daß er die Reichsstadt Memmingen aus dem Bundesrat ausschloß — weil man zu Memmingen die Messe abgeschafft hatte. Besonders aufgebracht war man gegen Straßburg, wo eben erst am 20. Februar 1529 der Rat der Dreihundert auch die Aufhebung der Messe beschlossen hatte: König Ferdinand brachte es dahin, daß der Vertreter Straßburgs deshalb aus dem Reichsregimente ausgeschlossen wurde. (Im Reichstage war Straßburg dafür durch Jakob Sturm um so besser vertreten.) Auch Fürsten und Städte, die sonst der Reformation günstig gestanden hatten, ließen sich einschüchtern; so Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der allen Verkehr mit dem Sachsen abbrach, und Herzog Heinrich von Mecklenburg.

In dem Ausschuß, welcher nach der gewohnten Geschäftsordnung

zunächst die kaiserlichen Forderungen beriet, hatten die Altgläubigen die Oberhand. Doch machte sich eine vermittelnde Strömung darin geltend, welche die Vorlage ein wenig milderte. So kam folgendes Gutachten zu Stande:

‚Wer bis jetzt das Wormser Edikt gehalten, soll dies auch ferner thun. In den Ländern, wo man davon abgewichen ist, soll man „so viel möglich und menschlich", alle weitere Neuerungen verhüten und niemanden verwehren, Messe zu halten. Kein geistlicher Stand soll seiner Obrigkeit, Renten und Güter entsetzt werden dürfen, bei Acht und Aberacht. Die Sekten, welche dem Sakramente des wahren Leibes und Blutes widersprechen (d. i. die Zwinglianer), soll man ganz und gar nicht dulden, so wenig wie die Widertäufer.‘

Damit war erstens der Reformation Stillstand geboten auch in den Ländern, welche evangelisch-gesinnte Obrigkeiten hatten.

Zweitens war den Katholiken in den evangelischen Ländern vollständige Religionsfreiheit zugesprochen, während umgekehrt die Evangelischen in katholischen Ländern keine Duldung finden sollten. Infolgedessen sollten die evangelischen Länder sich der religiösen Einheit, welche für jene Zeit um des inneren Friedens willen unentbehrlich schien, nicht erfreuen, sondern nur die katholischen.

Drittens waren den geistlichen Ständen ihre obrigkeitlichen Rechte und ihre Einkünfte nachdrücklich gewahrt: d. h. die Bischöfe sollten nach wie vor auch in den evangelischen Teilen ihrer Sprengel Gericht üben und jede Verwendung kirchlichen Guts im Sinne der Reformation, zu Gunsten evangelischen Gottesdienstes, verboten sein. Darnach hätten z. B. die Bischöfe von Meißen, Merseburg, Naumburg und Brandenburg im Kurfürstentum Sachsen ungestört „Prediger setzen und entsetzen" dürfen.

Viertens schloß man diejenigen Stände, welche der schweizerischen Reformation des Zwingli zuneigten, von aller Duldung aus. Das traf etliche süddeutsche Städte auf's empfindlichste.

Nun, die evangelischen Stände dachten nicht daran, sich diesen Beschlüssen des Ausschusses zu beugen. Hatte sich der Gegensatz verschärft und die Haltung der Mehrheit sich sehr zu ihren Ungunsten verändert, so war ihr Mut darum nicht gebrochen.

Landgraf Philipp und Kurfürst Johann hatten wieder ihre Prediger mitgebracht, jener den Erhard Schnepf, dieser den Agricola (Seite 56). Auch Melanchthon und Spalatin waren in Begleitung des Kur-

fürsten. Täglich gab es denn wieder zu Speier evangelische Predigt, wenn auch in keiner Kirche, so doch in den Herbergen der Fürsten, vor vielen Zuhörern. Als Agricola am Sonntag Judica, den 14. März, gleich am nächsten Tage nach Ankunft des Kurfürsten in Speier, zum ersten Male predigte, hörten ihn bei tausend Personen; am Sonntage darauf zählte man im Vormittags- und Nachmittagsgottesdienst bei viertausend.

„Das Wort Gottes wird herrlich und klar gepredigt von dem sächsischen und hessischen Prädikanten. Dazu hat Markgraf Georg von Brandenburg (Seite 71) auch einen Prädikanten mitgebracht.“ So meldete am 3. April ein Straßburger von Speier nach seiner Heimat.

Vergebens ersuchte König Ferdinand den Kurfürsten Johann, das Predigen einstellen zu lassen. Vergebens verbot er seinen Leuten, die Predigten zu besuchen; sie gingen erst recht hin. So mächtig war trotz allem noch zu Speier das Evangelium.

Inzwischen kam das Gutachten des Ausschusses an die drei Stände (welche bekanntlich jeder für sich berieten).

Der geistliche Stand war begreiflicherweise ganz einverstanden.

In der Versammlung der Fürsten war die Mehrheit auch dafür. Aber die evangelischen Fürsten, nämlich Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt und Markgraf Georg von Brandenburg legten entschieden Verwahrung dagegen ein. ‚Der Reichstagsbeschluß von 1526, erklärten sie, sei einmütig gefaßt; er könne nicht durch bloße Mehrheit aufgehoben werden; das Reich habe damals seinen Gliedern freie Hand gegeben bis zum Konzil, dabei müsse es bewenden.‘

Die Städte aber, welche gewohnt waren, einstimmige Beschlüsse zu fassen, beschlossen am 3. April eine „Supplikation“, daß man beim letzten Speirer Reichstagsabschiede verharren möge. Denn diesem sei es zu verdanken, daß bis dahin im Reiche Ruhe geblieben. Wollte man ihn umstoßen, so müsse „unbeschreibliche Beschwerde“ daraus erfolgen. Auch die katholischen Städte schlossen sich um der Einigkeit willen diesen Vorstellungen an.

Die Sache ging nun wieder an den Ausschuß. Hier ließ man die Forderung fallen, daß dem geistlichen Stande seine „Obrigkeit“ (Seite 87; der 3. Punkt) gewahrt bleiben müsse, und begnügte sich, nur die Entziehung seiner Einkünfte zu verbieten. Dafür wurde der Satz eingefügt, daß niemand eines andern Standes „Verwandte und Unterthanen“ gegen denselben in Schutz nehmen dürfe: ein

neuer Anstoß für die Evangelischen, denn wie leicht konnte daraufhin ein Bischof (als ein geistlicher Stand) jeden Prediger seines Sprengels für seinen „Verwandten und Unterthanen“ erklären und, wenn es ihm recht dünkte, maßregeln. Damit waren alle Mönche und Priester, welche sich dem Evangelium zuwandten, geliefert.

Gleichwohl, als die Vorlage mit diesen Änderungen wieder an die ständischen Kollegien ging, wurde die Einheit des Kollegiums der Städte gesprengt. Ihr Wortführer, Jakob Sturm von Straßburg, wiederholte zwar die Bitte, daß man fernerhin auf dem Reichstagsabschiede von 1526 bestehen wolle. Aber unter Führung des Abgeordneten für Rottweil fielen die meisten Städte von dem am 3. April einmütig gefaßten Beschlusse ab. Nur achtzehn Städte, d. i. kaum ein Vierteil, blieben fest. Damit trat das Kollegium der Städte dem Beschlusse der andern beiden Kollegien bei. So geschehen am 12. April.

Nun eilte König Ferdinand, den Reichstag zu schließen. Hilfe wider die Türken war ihm zugesagt, die Forderung für Reichsregiment und Kammergericht bewilligt, der unbequeme Beschluß des Reichstags von 1526 aufgehoben. So erklärte er denn am 19. April, daß er samt den übrigen Vertretern Kaiserlicher Majestät kraft der ihnen verliehenen Vollmacht die Beschlüsse der Ständemehrheit annehme und demgemäß den Reichstagsabschied abfassen werde; die Fürsten und Städte, welche in der Minderheit verblieben, würden sich einfach zu unterwerfen haben.

Die evangelischen Fürsten, durch so runden und unzweideutigen Bescheid überrascht, ersuchten den König, noch eine kurze Zeit zu verweilen und ihre Antwort entgegenzunehmen. Um sich über diese zu vereinigen, begaben sie sich in ein Nebenzimmer.

Ferdinand erklärte: es müsse bei dem Gesagten sein Bewenden haben; die Artikel seien beschlossen — und verließ mit den kaiserlichen Kommissaren das Haus. Die übrige Reichsversammlung aber blieb noch im Saale zurück und erwartete die Erklärung der evangelischen Fürsten.

Diese waren schnell entschlossen, gegen die Vergewaltigung durch die Mehrheit zu protestieren und das Rechtsmittel der Appellation zu ergreifen. So kehrten sie denn in den Sitzungssaal zurück und ließen vor versammelten Ständen ihre Protestation vorlesen, welche ihnen und ihren Glaubensgenossen bis auf unsere Tage den Namen „Protestanten“ eingebracht hat.

Sie erklärten, daß sie fortfahren würden, nach dem vorigen Abschiede (Seite 59) mit ihren Unterthanen in Hinsicht der

Religion sich also zu verhalten, wie sie es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getrauten. Denn was damals einmütig beschlossen worden sei, könne jetzt nicht ohne ihre Mitbewilligung durch die übrigen Stände aufgehoben werden. Wollte man dennoch den Reichstagsabschied nach den Beschlüssen der Mehrheit abfassen, so möge man demselben auch ihre Protestation einverleiben.

Das fiel nun dem Könige Ferdinand gar nicht ein. Als ihm die Protestation am andern Tage überreicht wurde, weigerte er sich, sie anzunehmen. Für ihn waren die Verhandlungen abgeschlossen. Vermittelungsversuche, die dennoch eingeleitet wurden, verliefen erfolglos.

Auf den Reichstag hatte das entschiedene Auftreten der Protestanten doch großen Eindruck gemacht. Diese selber waren zum Äußersten entschlossen. Angesichts der gemeinsamen Gefahr ließen auch die lutherisch gesinnten Fürsten ihre Bedenken gegen die zwinglische Richtung fallen. Und so kam es am 22. April zu einem festen Bündnis zwischen Hessen, Kursachsen, Nürnberg, Straßburg und Ulm: die Fürsten verpflichteten sich sofort 1200 Reiter, die Städte 3000 Landsknechte auszurüsten; im Notfalle wollte man's auf 2000 Reiter und 10000 Fußsoldaten bringen; die Losung war: alle für einen, einer für alle.

Inzwischen wurde eine ausführliche Appellationsurkunde aufgesetzt, welche unter Beifügung aller Aktenstücke veröffentlicht werden sollte. Sie wurde von sämtlichen protestierenden Ständen unterschrieben, nämlich von sechs Fürsten: Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen und Fürst Wolfgang von Anhalt — und von vierzehn Städten: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, Sankt Gallen, (fränkisch) Weißenburg und Windsheim. Köln und Frankfurt, die sich anfangs auch mit beschwert fanden, besannen sich noch eines anderen, als es Ernst wurde.

Und an wen ging nun diese Appellation? An eine zweifache Instanz: Kaiserliche Majestät — und die nächste „gemeine, freie Versammlung der heiligen Christenheit" (das in Aussicht gestellte allgemeine Konzil) oder auch ein „Zusammenkommen der deutschen Nation" (ein Nationalkonzil).

Am Sonntage Kantate, den 25. April, wurde dieser Appellation in der Wohnung des Kaplans Peter Mutterstadt an der Johanniskirche zu Speier, in der Johannisgasse daselbst, in der untern kleinen Stube des Hauses, die nötige gerichtliche Form gegeben.

Bald darauf wurde sie öffentlich bekannt gemacht. Der Zwiespalt sollte nicht verborgen bleiben, sondern jedermann sollte wissen, daß die evangelischen Fürsten und Städte den neuen Reichstagsabschied für unverbindlich erachteten und an dem Beschlusse von 1526 festhielten.

Wir Protestanten aber schämen uns der Protestation von Speier und des Namens, den wir davon tragen, nicht; denn es ist damals durch das kräftige Bekenntnis der Fürsten und Städte gerettet worden die edle Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche heute ein Gemeingut aller Bürger des deutschen Reiches ist, daran nicht nur die Evangelischen, sondern auch die Katholiken sich freuen.

Freilich, die Freiheit, um welche man damals stritt, war nicht sowohl die Freiheit des Einzelnen, sich in Glaubenssachen zu entscheiden, wie er wolle, sondern vielmehr die Freiheit der Obrigkeiten, in ihrem Lande ein evangelisches Kirchenwesen aufzurichten. Das wollten die katholischen Fürsten nicht leiden. Wäre ihr Beschluß durchgegangen, so gab es in Deutschland keine Freistatt mehr für das Evangelium.

Schon aber war für die Evangelischen der Gedanke kein fremder mehr, daß in Glaubenssachen jedermann selber für sich verantwortlich ist und darum allein für sich entscheiden kann. Das hatte ja Luther gelehrt, als er zu Worms sprach: „Ich kann nicht anders". Und so sprachen es die protestierenden Stände während der Verhandlungen in Speier auch einmal aus, daß in Glaubenssachen die Minderheit von keiner Mehrheit unterdrückt werden dürfe, „da die Sache nicht ihrer viel insgemein, sondern jeden sonderlich belanget."

Siebentes Kapitel.

Zwingli.

Mehr als einmal schon ist Zwinglis Name im Laufe unserer Geschichte uns begegnet. Auf dem zweiten Speirer Reichstage traten sogar unter den deutschen Ständen Anhänger seiner Lehre auf. Und beinahe wäre der Unterschied der Zwinglisch-Gesinnten und der Lutherisch-Gesinnten für den Gang der Verhandlungen verhängnisvoll geworden. Die altkirchliche Partei wollte den Zwinglianern versagen, was sie den Lutheranern zuzugestehen bereit war (Seite 87). Und die Lutheraner zögerten ihrerseits, mit den Zwinglianern gemeinsame Sache zu machen; denn sie sahen sie für halbe Ketzer an (Seite 90). Trotzdem gelang es besonders dem unermüdlichen Philipp von Hessen, Zwinglianer und Lutheraner zu gemeinsamer Abwehr der von seiten der kaiserlich-päpstlichen Mehrheit drohenden Gefahr zusammenzuhalten, und so haben denn beide evangelische Parteien einmütig die Protestation beschlossen und unterschrieben. Darum heißen sie beide „Protestanten" bis auf den heutigen Tag.

Leider war mit dieser gemeinsamen That dennoch kein festes Band geknüpft zwischen Wittenberg und Zürich, zwischen der deutschen und der schweizerischen Reformation. Schon hatten sie heftige Streitschriften gewechselt, Luther und Zwingli samt ihrem Anhang, und je mehr sie schrieben, desto größer wurde der Riß zwischen ihnen.

Da war es ein großes Unternehmen, daß Landgraf Philipp von Hessen, anknüpfend an das Einverständnis von Speier, allen Ernstes die gründliche Einigung der beiden Richtungen betrieb. In seiner Haupt-

stadt Marburg veranstaltete er zu diesem Zwecke, wenige Monate nach Schluß des Speirer Reichstages, ein Religionsgespräch, wobei die Häupter beider Richtungen Auge in Auge ihre Meinungen austauschen und erproben konnten.

Ehe wir aber davon das Nähere berichten, müssen wir den Mann ein wenig kennen lernen, der wie ein ebenbürtiger, gleichberechtigter Reformator zu Marburg Luthern gegenübertrat, müssen auf seinen Lebensgang merken und, was er geleistet, würdigen.

Hoch oben in den Schweizer Bergen, im Toggenburger Ländchen, liegt das Dorf Wildhaus. Dort wurde am 1. Januar 1484, sieben Wochen nach Luther, Ulrich Zwingli geboren.

Sein Vater war ein wohlhabender Bauer, von der Gemeinde zu ihrem Vorsteher, zum „Landammann" gewählt; er hieß wie sein berühmter Sohn Ulrich (oder wie man damals auch noch sagte „Huldreich") Zwingli (oder Zwingling). Acht Söhne und zwei Töchter wuchsen ihm heran, unter den Söhnen der dritte unser Ulrich. Wie angesehen das Geschlecht im Dorfe war, geht auch daraus hervor, daß die Wildhauser eben im selben Jahre 1484, wo sie zum ersten male für ihre Kapelle einen eigenen Kaplan zu wählen hatten, ihres Landammanns Bruder wählten, den Bartholomäus Zwingli.

Ein wetterhartes, festes Volk wohnt dort in den Alpen; man erkennt die Art wohl wieder an unserm Ulrich Zwingli. Im Elternhause ging es einfach zu; die Kinder lernten arbeiten und sich begnügen, auch die Beschwerden des Lebens fröhlich tragen. Fromme Sitte und Gottesfurcht wurde ihnen früh eingepflanzt. Die Großmutter erzählte dem Enkel manche Heiligengeschichte. Aber den Vater hinderte sein Christentum nicht, die Rechte und Freiheiten seiner Gemeinde als ihr Ammann gegen die Ansprüche des Abtes von Sankt Gallen, dem das Land gehörte, zäh und entschieden zu verteidigen.

So wuchs Ulrich auf in der frischen Bergluft unter den Wundern der Alpennatur, gesund an Leib und Seele, fromm und frei. Wenn er früh morgens die Schneegipfel drüben im ersten Sonnenlichte erglühen sah, meinte er ernstlich, der Herr Zebaoth trete auf die Gletscherhöhen, und wenn die Gewitter in den Bergen rollten, hörte er Jehova selber rufen: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm!"

Wie man in kinderreichen Häusern damals gerne that, so widmeten

die Eltern einen ihrer Söhne dem geistlichen Stande. Ulrich zeigte die Gaben dazu. Man gab ihn deshalb zu dem Oheim Bartholomäus Zwingli, der inzwischen Pfarrer in Wesen unten am Walensee (ohnweit Glarus) geworden war.

Der that für seine Erziehung, was er konnte; aber schon in seinem zehnten Lebensjahre hatte der Knabe so viel gelernt, daß er in Wesen nichts mehr dazulernen konnte. So kam er nach Basel zu einem gelehrten Schulmeister, der ihn in der lateinischen Sprache, in der Musik und in der Kunst zu disputieren unterrichtete. Er wurde da ganz auf die herkömmliche scholastische Manier geschult. (Vgl. über die Scholastiker Band 1 Seite 14 f.)

Schnell entwuchs Ulrich auch dieser Schule. Man schickte ihn deshalb nach Bern. Hier hatte der Poet Heinrich Wölflin eine humanistische Schule eröffnet, die erste derart in der Schweiz. (Vgl. Band 1 Seite 15.) Nun studierte Ulrich nicht mehr das Latein der Mönche und Kirchenväter, sondern las die alten heidnischen Dichter und Schriftsteller, für welche das Latein Muttersprache gewesen ist. Und er lernte nicht nur ihre Sprache kennen, sondern auch ihren Geist, ihre Wissenschaft, ihre Lebensauffassung. Da wurde in ihm der Sinn für alles Schöne, für Kunst, Poesie und Bildung mächtig erregt.

Beinahe wäre dort zu Bern seine Jugend in einem Kloster begraben worden. Die Dominikaner daselbst warfen ein Auge auf den begabten Jüngling. Aber sein Vater und sein Oheim hatten nicht so viel an ihn gewendet, damit er ein Mönch würde. Sie wollten, daß er sich vielmehr in den Wissenschaften und Künsten noch weiter ausbildete. Dazu schickten sie ihn auf die Universität nach Wien.

In seinem sechzehnten Lebensjahre (1499) wurde er Student, zwei Jahre früher als Luther. Und wie sein Leben bisher schon viel glätter und freundlicher verlaufen war als Luthers, so glückte es ihm auch ferner. Nicht umsonst saß er in Wien zu den Füßen ausgezeichneter Humanisten; bald erlangte er durch seine philosophischen Kenntnisse und seine Fertigkeit im Disputieren vor anderen Studenten einen Ruf.

In seinem neunzehnten Jahre (1502) siedelte er nach der Universität Basel über. Er wollte hier weiter studieren und die für einen Gelehrten nötigen Titel erwerben, wie er's denn in der That 1504 zum Baccalaureus, 1506 zum Magister brachte. (Luther wurde 1502 Baccalaureus, 1505 Magister. Band 1 Seite 15.) Zugleich aber verwaltete

er die Stelle eines Lehrers an einer Baseler Schule und legte dabei großes Geschick zum Lehramt an den Tag.

Mit der Theologie stand er auf gespanntem Fuße, obwohl er noch immer auf den geistlichen Beruf lossteuerte. Die Theologie, in der sich noch immer die Scholastik breitmachte, war ihm, dem eifrigen Humanisten, halb verächtlich, halb verhaßt. Er machte sich mit ihr bekannt, „als um den Feind kennen zu lernen, den er dereinst würde bekämpfen müssen". Und je mehr er sie studierte, desto mehr fand er in ihr „nichts als Verwirrung und Barbarei, weltliche Weisheit und leeres Geschwätz".

Trotzdem zögerte er nicht, dem Rufe zu folgen, als ihn die Gemeinde Glarus zu ihrem Pfarrer erwählte. Noch im Jahre 1506 (während Luther im Kloster seine schwerste Zeit durchmachte) ließ er sich vom Bischofe zu Konstanz die Priesterweihe erteilen, las in seinem Geburtsorte Wildhaus die erste Messe und trat sein Amt in Glarus an, vierundzwanzig Jahre alt.

Und meine niemand, daß es von ihm gewissenlos war, trotz seiner Abneigung gegen die Theologie ein Pfarrer zu werden. Wie viele wurden das damals, ohne ein Ahnung von theologischer Bildung zu haben! Und er war nur ein Feind der Scholastik, die damals noch für die wahre Theologie galt und welche Luther hat so hart bekämpfen müssen, nicht aber ein Feind echter, christlicher Frömmigkeit. Vielmehr hatten die von Glarus alle Ursache, mit ihrem jungen Geistlichen zufrieden zu sein.

Zehn Jahre wirkte er in Glarus. Es war für ihn eine Zeit ernster Erfahrungen, heftiger Kämpfe und vielverheißender Erfolge. Die gelehrten Studien hatten ihm den Blick für das Leben nicht getrübt; vielmehr erkannte er schnell die schweren Schäden, woran seine Gemeinde Glarus und das ganze Schweizervolk krankte, und nahm alsbald entschlossen den schweren Kampf dagegen auf.

Als ein unerträgliches Unwesen erschien ihm das „Reislaufen". Die kriegslustigen Schweizer ließen sich nämlich von auswärtigen Fürsten als Söldner anwerben und fochten draußen in Italien oder sonstwo die Kriege des Papstes oder des Königs von Frankreich aus. Zwingli begleitete mehrmals von Glarus aus als Feldprediger die Heerscharen seiner Heimat über die Alpen, zu Sieg und Niederlage. Was er da erlebte, gefiel ihm nicht. Es kam vor, daß Schweizer gegen Schweizer kämpften, wenn sie von feindlichen Herren Sold genommen hatten; ja

schlimmer noch, es kam vor, daß Schweizer auf dem Schlachtfelde von einem Gegner zum andern übergingen, wenn dieser ihnen höheren Lohn bot. Der Krieg war da nicht mehr eine Pflicht der Vaterlandsliebe, er war zum Handwerk geworden. Dabei verwilderten die Leute, fanden Gefallen an dem wüsten und rohen Soldatenleben, fochten lieber um Beute, statt daheim rechtschaffen zu arbeiten, vergaßen fromme Sitte und Gottesfurcht. Die Behörden der Heimat pflegten aber dies Unwesen des „Reislaufens", weil sie ihren Vorteil dabei fanden. Wenn der Papst oder der König von Frankreich in der Schweiz Söldner warben, so thaten sie das durch die Hand der Obrigkeiten und zahlten nicht nur an die Geworbenen ihren Sold, sondern entrichteten auch große Summen (Pensionen) an die betreffende Stadt oder Landschaft und die Mächtigen darin. So kam Geld in die arme Schweiz, und nicht nur der gemeine Mann, der in den Krieg zog und mit vollen Taschen heimkehrte, sondern auch die Mächtigen und Angesehenen, die zu Hause blieben, fanden ihre Rechnung dabei.

Zwingli erkannte, daß der Schaden dieses Söldner- und Pensionswesens für das Schweizervolk viel größer war als der Gewinn. Er fing an, in der Kirche und im Rathause das Übel zu bekämpfen. Darüber entstand große Aufregung in Glarus. So sehr man Zwingli als Prediger schätzte, so wurde seine Stellung doch unhaltbar. Er mußte sich entschließen, sich eine Weile aus seinem bisherigen Wirkungskreise zurückzuziehen.

Ohne sein Pfarramt in Glarus aufzugeben, welches er vielmehr durch einen Vertreter verwalten ließ, ging er als Leutpriester nach Einsiedeln. Einsiedeln, auf dem halben Wege von Glarus nach Zürich gelegen, war schon damals ein berühmter Wallfahrtsort. Das Marienbild daselbst heilte Kranke und nahm die Last der Sünden vom Gewissen. So kam Zwingli da an eine rechte Stätte römischen Aberglaubens.

Zwinglis erste That, der Kampf gegen die Söldnerei, war eine That der Vaterlandsliebe. Er trat da auf als Bürger des freien Schweizervolks, als ein Staatsmann, der das Heil seines Landes in dem Worte fand: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben". Ein politischer Reformator war Zwingli von Anfang seines Auftretens an, und das ist er geblieben.

Daß auch die Kirche einer Reformation dringend bedürfe, sah er freilich auch ein. Er sagte es einem Kardinal offen heraus, daß „das

Papsttum einen schlechten Grund habe". Ihn verdroß die Herrschsucht, Habgier, Unwissenheit, Schwelgerei und Unkeuschheit der Bischöfe, Priester und Klosterleute. Er hatte von seiner Knabenzeit her in guter Erinnerung, wie der Abt von Sankt Gallen seine Unterthanen drückte und sich nicht scheute, 8000 Mann fremde Truppen ins Land zu rufen, um mit ihrer Hilfe die Rechte und Freiheiten zu brechen. Die Kirche war in der Schweiz wie in Deutschland keine Kirche mehr, sondern eine Anstalt die Leute zu schinden und auszubeuten. Nur daß die Schweizer, die sich schon vom Reich und von Österreich fast ganz unabhängig gemacht hatten, auch vom Papste bei aller treuen Anhänglichkeit an Rom sich nicht alles gefallen ließen. Z. B. als auch in der Schweiz die Ablaßprediger ernten wollten, nötigten sie die Eidgenossen, ein anderes Arbeitsfeld zu suchen, nur auf Bitten des Papstes die schon gefüllte Kasse schonend.

Die Not der Kirche sah Zwingli, aber er fühlte zunächst keinen Beruf, offen dagegen aufzutreten. Er machte dem Bischofe und den päpstlichen Gesandten dringende Vorstellungen, man möge doch von Rom aus die schreienden Mißbräuche abstellen, sonst werde der Unwille des Volkes alles verderben. Aber er selbst wollte lieber still für sich studieren, als die Kirche reformieren. Und als der Papst ihm ein Jahrgeld aussetzte, um den hoffnungsvollen Gelehrten sich zu verpflichten, fand Zwingli darin nichts Arges, diese Unterstützung anzunehmen.

Der Wallfahrtsort Einsiedeln, wo Zwingli seit 1516 wirkte, lockte das abergläubische Volk in Scharen herzu durch seine vermeintlichen Wunder. Aber Zwingli traf da im Kloster sehr aufgeklärte Leute; der Abt hielt auf Mönchsstand und Messe nichts und stand ganz auf Seiten der humanistischen Bildung, welcher auch Zwingli huldigte. So fehlte es Zwingli in Einsiedeln nicht an gleichgesinnten Freunden.

Und jetzt sollte er den Schatz entdecken, der ihn zum Reformator auch der Kirche machte. Das war das griechische Neue Testament. Eben im Jahre 1516 gab Erasmus es zum ersten Male heraus (Band 2 Seite 407). Schon von Basel her studierte Zwingli eifrig die Schrift in der lateinischen Übersetzung und zog sie den Kirchenvätern weit vor. Man rühmte ihm schon in Glarus nach, daß er das Alte wie das Neue Testament auswendig wisse. Jetzt konnte er nun das Neue Testament in der Ursprache lesen. Immer deutlicher ging ihm der Unterschied auf zwischen dem ursprünglichen und echten Christentume, welches die Schrift hat, und zwischen dem verfälschten Christentume der Papstkirche. So

fing er auch an, das Evangelium, wie er's in der Schrift fand, zu predigen, ernst, eindringlich, einfach, zuerst ohne ausdrückliche Bekämpfung der kirchlichen Mißbräuche.

Luthern kannte Zwingli damals noch nicht. Er bezeugte später von sich: „Ich habe das Evangelium Christi im Jahre 1516 zu predigen angefangen, ehe in unserer Gegend noch irgend ein Mensch etwas von Luthers Namen gewußt hat". Als dann Luther gegen Tetzel auftrat und Schritt für Schritt weiter getrieben wurde in den Kampf gegen Rom, folgte Zwingli dem Gange der Dinge mit gespannter Aufmerksamkeit. Luthers Schriften wurden in der Schweiz massenhaft verbreitet; Zwingli ließ sich das vor andern angelegen sein. Er nannte Luthern einen Elias und bekannte sich offen zu seiner Sache. Dennoch wurde er kein Lutheraner, sondern ging seine eigenen Wege.

Aber noch hatte er den rechten Boden seiner reformatorischen Wirksamkeit nicht gefunden. Da wurde er im Dezember 1518 von den Züricher Domherren zum Leutpriester (Pfarrer) am Großmünster erwählt. Das war ein ehrenvoller Ruf. Zürich hatte zwar damals nur 7000 Einwohner, aber es stand doch hochangesehen da in der Eidgenossenschaft. Nicht ohne Kämpfe war die Wahl geschehen. Die Altkirchlichen mißtrauten dem Humanisten Zwingli, die Freunde des ausländischen Geldes dem strengen Patrioten. Aber er bekam 17 von 24 Stimmen.

Am Neujahrstage 1519, als an welchem er sein 35. Lebensjahr vollendete, hielt er im Großmünster von Zürich seine Antrittspredigt. Sein Amt hätte er sich leicht machen können. Nur die Kinder der „Bessern und Vornehmern" sollte er taufen, auf besonderes Verlangen zuweilen Messe lesen, das Predigen andern überlassen. Zwingli erklärte, daß er die Predigt für seine hauptsächlichste Aufgabe ansehen wolle, und begann sofort, das Evangelium Matthäi Kapitel um Kapitel auszulegen, „nicht nach menschlichem Gutdünken, sondern zur Ehre Gottes und Jesu Christi". Darüber schüttelte mancher den Kopf; denn bisher predigte man nur über etliche ausgewählte Abschnitte, die sogenannten Perikopen (Seite 15). Ein Buch der heiligen Schrift nach dem andern legte er so in seinem Zusammenhange gemäß seinem einfachen, nächsten Sinne der Gemeinde aus.

Und wie wußte er mit dem Gotteswort die vorhandenen Zustände zu beleuchten! Zürich war eine arg verdorbene Stadt. Leben, Ehre, Vaterlandsliebe war hier verkäuflich. Da predigte nun Zwingli scharf

und unerbittlich gegen alles, was schlecht und faul und böse war in Zürich: gegen die ausländischen Gelder, welche nicht viel anderes waren als Bestechungsgelder, gegen die Bedrückung der Armen, gegen Müssigang und Luxus.

So etwas hatte man in Zürich noch nicht gehört. Das Volk strömte zu ihm in die Kirche. Auch angesehene Ratsherrn, die längst verlernt hatten, die Predigt zu besuchen, saßen regelmäßig unter Zwinglis Kanzel.

Wie schon in Glarus, so wurde auch in Zürich die Gemeinde durch Zwinglis Forderungen tief erregt. Was er in der Kirche sagte, das hallte in den Zunftstuben und im Ratssaale wieder. Diejenigen, welche von der herrschenden Verderbnis ihren Vorteil hatten, wurden ihm feind; aber im Rat und Volke von Zürich waren weit mehr, welche ihm Recht gaben. Und es dauerte nicht lange, so erlebte die Stadt eine völlige Umwälzung des politischen und kirchlichen Herkommens.

Nur zwölf Jahre war es Zwingli vergönnt, in Zürich zu wirken; seine Erfolge in dieser kurzen Frist sind staunenswert. Und sie sind doppelter Natur: Zwingli war beides, Staatsmann und Kirchenmann, und zwar so, daß diese beiden Seiten sich schwer auseinanderhalten lassen.

Zürich stand seit lange in besonders inniger Verbindung mit Rom. Die Päpste waren gewöhnt, ihre getreuen „Schweizer" gerade von Zürich zu beziehen. So standen die einflußreichsten Personen in päpstlichem Dienste. Da will es etwas sagen, daß diese Stadt sich entschloß, vom Papste abzufallen. Als es zum offenen Bruch kam, verlor der Magistrat 25000 Gulden rückständigen Soldes; denn der Papst war offenbar der Ansicht, daß man an Ketzer keine Schulden zu zahlen brauche.

Diese alte geschäftliche Verbindung mit Rom erleichterte freilich auch den Abfall. Wie es für Luther den Bruch mit Rom erleichterte, daß er bei seinem Besuche der heiligen Stadt die Achtung vor ihrer Heiligkeit verloren hatte, so kannten die Züricher Rom und den Papst viel zu gut von ihrer weltlichen Seite, als daß sie große Ehrfurcht vor ihnen hätten haben können. Bisher war man leichtsinnig genug gewesen, sich an das römische Wesen nicht zu stoßen; jetzt, wo der strenge Mann auf der Kanzel des Großmünster Gottes Wort als die alleinige Richtschnur des Lebens geltend machte und die Leute anfingen, ernstlich über sich, über die Welt und über die Kirche nachzudenken, merkte man bald, daß eine Reformation, wie den Gliedern, so vor allem

dem Haupte der Christenheit dringend nötig sei. Und weil dort in Rom nichts besser wurde, so reformierten sie in Zürich selber. In solcher Republik waren die Bürger gewohnt, selbst Entschlüsse zu fassen und durchzuführen.

Im Jahre 1522 schrieb Zwingli seine erste Reformationsschrift: „Von Erkiesen (Auswählen) und Freiheit der Spysen (Speisen)". Sie richtete sich gegen die Fastengebote und rechtfertigte vor Gott und den Menschen die evangelische Freiheit. Darüber kam es zum offenen Kampfe. Der Bischof von Konstanz hatte schon vorher Lust gezeigt dem unbequemen Prediger das Handwerk zu legen, und eine mächtige Partei in Zürich half ihm dabei. Jetzt forderte der Bischof die Chorherren von Großmünster, sowie den Rat der Stadt ausdrücklich auf, die Predigt ketzerischer Lehre zu wehren. Die gleiche Forderung stellte auf Anlaß des Bischofs die Tagsatzung von Luzern, d. i. die Bundesversammlung der schweizerischen Eidgenossen. Und auch die Mönche in Zürich rührten sich und verklagten Zwingli beim Magistrat, daß er sie öffentlich in Predigten angreife. Er war freilich auf den „faulen Hausen" der Klosterleute nicht gut zu sprechen.

Der Rat versuchte, Zwingli zu bedeuten und ermahnte ihn, nichts zu predigen, was Streit bringen könnte. Aber Zwingli erklärte entschieden, daß er nichts anderes predige als das Evangelium, und damit gab der Rat sich zufrieden.

Dem Bischofe antwortete Zwingli durch zwei Schriften. In der einen führte er aus, daß die heilige Schrift mehr gelten müsse, als die überlieferte Kirchenlehre. In der andern forderte er mit seinen Freunden freie Predigt des Evangeliums und Erlaubnis der Priesterehe. Das war viel verlangt. Er selbst ging in demselben Jahre 1522 eine heimliche, aber förmliche Ehe ein mit Anna Reinhard, der Witwe des Hans Meyer von Knonau. So halfen sich damals manche Priester, und zwar die Besseren, daß sie heimlich in aller Form den Ehebund schlossen, während die meisten sich auch über diese Form hinwegsetzten. Alle die Übelstände, welche die erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen im Gefolge hatte, legten Zwingli und seine Freunde in jener Eingabe dem Bischofe dringend ans Herz.

Durch Zwinglis Schriften wurde die Gährung noch größer und allgemeiner, als durch seine Predigten. Es mußte etwas geschehen, um den Gemütern zur Ruhe und Klarheit zu helfen. Denn daß etwa

Bischof und Papst ungestimmt werden könnten, erwies sich doch als vergebliche Hoffnung.

So schlug denn Zwingli dem Rate von Zürich vor, er möge ein öffentliches Religionsgespräch veranstalten. Nämlich nicht eine Gelehrtendisputation in lateinischer Sprache, wie sie längst herkömmlich waren, und wie wir sie aus Luthers Leben kennen (1519 die Leipziger Disputation). Sondern es sollte ein Gespräch kundiger Leute sein, vor jedermann und jedem verständlich in der Landessprache abgehalten, damit jeder Gelegenheit hätte, sich ein Urteil zu bilden.

Im Jahre 1523 lud der Magistrat von Zürich alle Priester des Kantons, auch andere Theologen, auch den Bischof von Konstanz, zu einem solchen Religionsgespräch auf das Züricher Rathaus. Er sicherte jedem völlige Redefreiheit zu, bestimmte aber zugleich, daß alle Glaubensfragen einzig und allein nach dem Worte Gottes in der heiligen Schrift zu entscheiden wären.

Für dieses Gespräch stellte nun Zwingli siebenundsechzig „Schlußreden" oder Thesen auf, Sätze, in welchen seine ganze Lehre kurz und bündig zusammengefaßt war. Davon lauteten die ersten fünf:

1) „Alle, die da reden, das Evangelium sei nichts ohne die Bewährung der Kirche (d. i. ohne die Bestätigung der Kirchenlehre), irren und schmähen Gott.

2) „Summa des Evangeliums ist, daß unser Herr Jesus Christus, wahrer Gottessohn, uns den Willen seines himmlischen Vaters kundgethan und mit seiner Schuldlosigkeit uns vom Tode erlöst und mit Gott versöhnt hat.

3) „Christus ist daher der einzige Weg zur Seligkeit für alle, die je waren, sind und sein werden.

4) „Wer eine andere Thür sucht oder zeigt, der irrt, ja der ist ein Mörder der Seelen und ein Dieb.

5) „Darum alle, die andere Lehren dem Evangelium gleich oder höher achten, irren und wissen nicht, was Evangelium ist".

So wird das „Evangelium Christi" gegen alle Irrlehren und Mißbräuche der Kirche von Zwingli ins Feld geführt und die Gerechtigkeit aus dem Glauben, das Priestertum aller Gläubigen, die alleinige Mittlerschaft Jesu Christi gegen die Ansprüche des Papstes und seiner Priester mit klaren Worten bewährt. Es ist ein vollständiger Grundriß der evangelischen Lehre.

Diese siebenundsechzig Sätze erbot sich Zwingli gegen jedermann zu

verteidigen. Es hätte aber geschehen können, daß sich niemand fand, sie anzufechten, wenn nicht der Bischof von Konstanz fünf Herren zu der Disputation abgeordnet hätte, darunter seinen Generalvikar Doktor Johannes Faber. Ihm fiel die Aufgabe zu, die alte Kirchenlehre gegen das neue Evangelium zu vertreten. Auch sonst fanden sich viele angesehene Männer geistlichen und weltlichen Standes von Nah und Fern auf erhaltene Einladung ein; von den Priestern des Kantons Zürich fehlte keiner. Die Versammlung belief sich auf etwa 600 Personen.

In der Mitte des Rathaussaales saß Zwingli allein an einem Tische, vor sich die Bibel in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache. Um ihn im Halbkreis die Mitglieder des Kleinen und Großen Rates.

Zuerst sprach der Bürgermeister von Zürich, zeigte die Ursachen an, weshalb die Disputation ausgeschrieben worden, und forderte jedermann auf, seine Klagen gegen Zwinglis Lehre frei auszusprechen.

Darauf erhob sich Zwingli und sagte: ‚Wie Gott je und je seine Wahrheit auch nach langer Verdunkelung wieder ans Licht gebracht, so sei auch jetzt das Licht des Evangeliums durch die menschlichen Aufsätze und Lehren wieder siegreich hindurchgebrochen — „aus was für Meinung und Willen solches der allmächtige Gott durch mich als seinen unwürdigen Diener hat wollen geschehen lassen, kann ich nicht wissen; denn er allein erkennt und weiß die Heimlichkeiten seiner Ratschlüsse."

‚Seit beinahe fünf Jahren predige ich nun in Zürich das Evangelium und werde darum ein Verführer und Ketzer gescholten. Aber „ich hoffe und vertraue, ja ich weiß auch, daß meine Predigt und Lehre nichts anderes ist, als das heilige, wahrhaftige, lautere Evangelium, das Gott durch mich unter dem Anhauch und der Eingebung des heiligen Geistes hat reden wollen. Darum erbiete ich mich auch, jedem, der meine Predigt und Lehre für unchristlich und ketzerisch hält, Aufschluß, Rede und Antwort zu geben. Nun wohl her im Namen Gottes! Hier bin ich!"

Das Gespräch wollte anfangs nicht so recht in Gang kommen. Der bischöfliche Generalvikar war schlau genug, zu erklären, daß er gern glaube, Zwingli predige das Evangelium, wie denn auch er, Faber, es jederzeit gelehrt habe. Er sei auch gar nicht gekommen, die evangelische Lehre zu bekämpfen, sondern nur zu hören und zum Frieden zu reden. „So aber jemand wider alte, löbliche Gebräuche dis-

putieren wollte, so sage ich als Gesandter und Diener meines gnädigen Herrn (des Bischofs), daß ich mich nicht unterfange, (darüber) hier zu disputieren. Solche Sachen gehören vor ein allgemeines Konzil der ganzen Christenheit."

Damit bestritt der Generalvikar der Versammlung, wie man zu sagen pflegt, die Kompetenz, die Befugnis, in Religionssachen etwas zu entscheiden. Zwingli aber erklärte, daß diese Versammlung auch eine große, christliche Versammlung sei und berief sich auf Christi Wort: ‚Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen (Matth. 18,20).' Nach alten löblichen Gebräuchen frage er nicht, sondern vielmehr, was die Wahrheit sei. Die werde Gott durch sein göttlich Wort jedem aufrichtigen Herzen offenbaren und bedarf es dazu keines Konzils: „Denn der Geist Gottes fließt darin (in dem Worte der heiligen Schrift) so reichlich und weht in ihm so fröhlich, daß jeder fleißige Leser, welcher nur demütigen Herzens hinzutritt, durch die Schrift zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen wird, gelehrt vom Geiste Gottes".

Der Generalvikar war aber nicht zu bewegen, sich auf eine Auseinandersetzung über die Sätze Zwinglis einzulassen. Zuletzt geriet er doch wider Willen mit Zwingli über die Anrufung der Heiligen in Streit; das fiel für ihn kläglich genug aus, da laut Erlaß des Rates bei diesen Verhandlungen die heilige Schrift allein maßgebend sein sollte.

Am Vormittage des 29. Januar 1523 fand dieses Religionsgespräch statt. Der Sieg der Reformation war für Zürich damit entschieden. Am Nachmittage wurde als Beschluß des Kleinen und Großen Rates verkündigt: daß Meister Zwingli fortfahren und weiter wie bisher das heilige Evangelium und die echte göttliche Schrift nach dem Geiste Gottes und nach bestem Vermögen verkünden solle, bis er eines Besseren belehrt werde. In gleicher Weise sollten auch alle anderen Pfarrer lehren. Dabei aber sollten sie sich alles Schimpfens, Schmähens und Verketzerns enthalten.

Wie kam nun aber die Obrigkeit dazu, in Glaubenssachen eine solche Entscheidung zu treffen?

Zwingli sprach der ganzen Gemeinde das Recht zu, auf Grund der heiligen Schrift Predigt und Kirchenwesen zu ordnen. Aber, sagte er, das sei nur in kleinen Gemeinden durchführbar. Zürich mit seinen 7000 Einwohnern

sei zu groß dazu. Da müsse der Große Rat (der Rat der Zweihundert) als Stellvertreter der Gesamtgemeinde anordnen und entscheiden. Übrigens sprach er der Obrigkeit als solcher das Recht zu, in allen äußerlichen Stücken die Kirche zu leiten und den neu ans Licht gebrachten Glauben wider äußere feindliche Gewalten zu verteidigen und zu schützen.

Eigentümlich war die Stellung, die Zwingli selbst gegenüber dem Rate von Zürich einnahm. Als Geistlicher der Stadt hatte er keinerlei Sitz und Stimme im Rat, wollte das auch nicht haben. Aber als Geistlicher wußte er sich berechtigt und verpflichtet, allen Bürgern und auch den Ratspersonen die Wahrheit zu sagen. Der Große und Kleine Rat hatten zu regieren, die Prediger aber hatten Gottes Wort zu verkündigen und damit immer wieder die christlichen Grundsätze geltend zu machen, nach welchen weltliches und kirchliches Regiment geführt werden mußte. Unermüdet mahnte und strafte Zwingli von der Kanzel und sonst, öffentlich und in seelsorgerlichem Gespräch, Hoch und Niedrig. Unerbittlich drang er darauf, im Großen und Kleinen das Leben der Bürgerschaft und die Ordnungen des Staates nach dem Maßstabe des göttlichen Wortes einzurichten. Wie Luther machte er die weltliche Obrigkeit völlig unabhängig von der Kirche und ihren Ansprüchen; aber offen und streng verkündete er in allen Stücken eben dieser Obrigkeit den Willen Gottes und forderte, daß sie den erkenne und darunter sich beuge. Wie ein Prophet des Alten Bundes mit den Königen in Israel, so redete er mit dem Rate von Zürich.

Und so groß war die Macht von Zwinglis Person, daß der Rat nicht nur im Kirchlichen, sondern auch in der Politik sich je länger je mehr von ihm leiten und bestimmen ließ.

Schritt für Schritt ging man mit den kirchlichen Neuerungen vor. Manchem ging es langsam. Unberufene zerschlugen die ewigen Lampen in den Kirchen, gossen das Weihwasser aus, ließen Heiligenbilder verschwinden. Ein Schuster mit etlichen Genossen warf am hellen lichten Tage das große hölzerne Bild des Gekreuzigten zu Stadelhofen um. Das durfte nicht ungestraft bleiben.

Dieselbe Obrigkeit aber, welche die Bilderstürmer ins Gefängnis warf, veranstaltete doch alsbald am 26. Oktober 1523 wieder ein Religionsgespräch zur Erörterung der Frage, ob Bilder und Messe wider Gott seien. Sie war noch zahlreicher besucht und währte drei Tage. Zwingli kämpfte mit scharfen Gründen gegen die Messe und gegen die

Bilder; aber jene Bilderstürmer wurden mit seiner Zustimmung in die Kosten verurteilt und landesverwiesen.

Die Abschaffung der Bilder, wie überhaupt die Durchführung einer evangelischen Kirchenordnung, nahm nun der Rat selbst in die Hand. Noch war nichts Durchgreifendes geschehen. Das Jahr 1524 aber brachte eine Anzahl gründlicher Reformen.

Den Nonnen in Stadt und Land wurde der Austritt aus den Klöstern gestattet. Das Domstift wurde in eine hohe Schule verwandelt, in welcher „eine ehrsame, wohlgelehrte und züchtige Priesterschaft" herangebildet werden sollte. Zwingli selbst bekannte sich im Jahre 1524 öffentlich als verheiratet, und damit war der Cölibatszwang gebrochen.

Am Pfingstmontag 1524 unterblieb zum ersten Male die herkömmliche Wallfahrt der Züricher Bürger nach Einsiedeln. Bald darauf beschloß der Rat die Entfernung aller Bilder aus den Kirchen (nach 2. Mos. 20, 4. 5). Sie erfolgte in Zürich am 29. Juni in aller Ruhe und Ordnung. Vertreter des Rates, der Zünfte, der Geistlichkeit waren zugegen, während der Baumeister der Stadt mit Schmieden, Schlossern, Steinmetzen und Zimmerleuten bei verschlossenen Thüren die Wegnahme der Bilder besorgte. Das forderte dreizehn Tage Arbeit. Auch in den meisten Landgemeinden ging die Beseitigung der Bilder unter Leitung des Pfarrers und etlicher angesehener Männer glatt und friedlich von statten. Draußen bei den Eidgenossen freilich erregte dieses Vorgehen Zürichs heftigen Unwillen.

Die Bilder waren abgeschafft, die Messe noch nicht. Man war im Züricher Rate doch sehr vorsichtig. Erst Ostern 1525, nachdem die alte Messe schon beinahe von selbst eingeschlafen war, fand im Großmünster die erste Abendmahlsfeier nach der neuen evangelischen Weise statt unter großer Teilnahme der Gemeinde. Auch die mancherlei Prozessionen, das Frohnleichnamsfest und andere Feiertage kamen von nun ab in Wegfall. Die Taufe wurde von allem abergläubischen Beiwesen gereinigt, das Sterbesakrament (‚die letzte Ölung') ganz abgeschafft. Der Gottesdienst wurde aufs äußerste vereinfacht: Predigt und Gebet, das war alles. Der Chorgesang mußte verstummen, und die Gemeinde konnte noch nicht singen. Auch die Orgel mußte im Jahre 1527 aus dem Gotteshause weichen, nachdem sie schon seit 1524 nicht mehr gespielt worden war. So musikalisch Zwingli war, so gründlich räumte

er auf mit allem, was er für menschlich und überflüssig hielt im Gottesdienste: Gottes Wort allein ließ er gelten.

Aber nicht nur dem Aberglauben, sondern vor allem auch der Sittenlosigkeit ging der Rat von Zürich auf Zwinglis Mahnen kräftig zu Leibe. Die Zahl der Wirtshäuser wurde beschränkt, das Weinausschenken in Privathäusern abgeschafft, Trunkenbolde bestraft, Festmahlzeiten vereinfacht, Glücksspiele verboten; dem üppigen Kleiderluxus wurde entgegengetreten, unzüchtiges Treiben in Zucht genommen. Dagegen wurde zum Besuche des Gottesdienstes von Obrigkeitswegen angehalten und, wer nicht gehorchte, in Strafe genommen. Die christliche Gemeinde fühlte sich für alle ihre Glieder verantwortlich. Sittengerichte setzte man im ganzen Kanton ein, bestehend aus dem Pfarrer und einigen Ältesten; dieselben hatten über Zucht und Sitte zu wachen, den Ausspurigen nachzugehen, die Widerspenstigen der Obrigkeit anzuzeigen. Anständige und heitere Geselligkeit hatte von diesen Sittengesetzen und Sittengerichten nichts zu fürchten. Zwingli war selbst gern fröhlich, begünstigte öffentliche Feste, besonders Vaterlandsfeste, pflegte Musik und Gesang und Unterhaltung auf den Zunftstuben. Nur der Leichtsinn, der Mutwille, die Gemeinheit bekamen durch die neue Ordnung einen Zaum ins Maul, wie er dem verrufenen Zürich gar heilsam war.

Sehr ernst nahm man es mit Ehesachen. Zwar scheinbar milderte man das strenge Eherecht der römischen Kirche, indem man um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen (Matth. 19, 8) eine Scheidung der Ehe aus gewissen Ursachen für zulässig erklärte, während die römische Kirche bis auf den heutigen Tag nicht in Ehescheidung willigt, sondern nur den Ausweg getrennten Lebens der Ehegatten kennt. In Zürich entschied man sich für das kleinere Übel der Ehescheidung, um größeres zu vermeiden. Sonst wurden über Trauung, eheliches Leben, Kindererziehung sorgfältige Anordnungen erlassen und zur Überwachung des häuslichen Friedens überall Ehrichter bestellt.

Auch der Schulen gedachte man, wenn auch weniger der Volksschulen, als der Gelehrtenschulen; die Hauptsorge war, wie man sich einen tüchtigen Nachwuchs von Pfarrern sichern könne. Übrigens durften und sollten den gelehrten Übungen in der heiligen Schrift, wie sie die Geistlichen und Studenten Zürichs öffentlich in der Kirche abhielten, auch die Bürger der Stadt beiwohnen. Was die Theologen lateinisch verhandelten, trug alsbald einer aus ihrer Mitte den anwesenden Laien

in deutscher, erbaulicher Auslegung vor, und so wurden in der That auch die Ungelehrten der evangelischen Lehre in ausgezeichneter Weise mächtig.

Trefflich ordnete man die Armenpflege. Das planlose, sinnlose Almosengeben, das die römische Kirche gepflegt hatte, indem sie große himmlische Belohnungen dafür in Aussicht stellte, hörte auf. Damit hatte man nur die Bettelei großgezogen. Der Rat bestellte ordentliche Armenpfleger, welche die Almosenempfänger auch zu beaufsichtigen hatten; er richtete Herbergen für arme Durchreisende ein, baute Häuser für die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten und erweiterte das Spital. Für Armen- und Schulwesen wurde verwendet, was früher den Klöstern, Stiften und Brüderhäusern zugeflossen war.

Alle diese neuen Ordnungen gingen auf Zwingli zurück. Er verkündigte nicht nur das Evangelium, sondern er wurde auch der Urheber einer neuen Gesetzgebung für Stadt und Landschaft. Willig beugte sich Rat und Volk seiner Einsicht.

Zwar an Widerstand fehlte es nicht. Der Bauernkrieg machte auch im Züricher Gebiete zu schaffen. Die Wiedertäufer stellten auch hier alle kirchliche und weltliche Ordnung in Frage. Zwingli gab seine Zustimmung zu strengen, unnachsichtigen Maßregeln. Aber während er Aufrührer das Schwert der Obrigkeit fühlen ließ, bewies er gerade den Bauern gegenüber, daß er billige Forderungen gelten ließ. Im Züricher Gebiete haben die Bauern damals mehr erreicht, als sonst irgendwo. Der Rat von Zürich hob für seine Bauern die Leibeigenschaft auf. In dem Bescheide, welchen Zwingli nicht nur angeraten, sondern der Hauptsache nach entworfen hat, heißt es: „Wir erklären alle unsere Leute der Eigenschaft frei und erlassen ihnen die Sterbefälle, die Geläsße und die Ungenoßsame, welche von der Eigenschaft herkommen.“ Als Ursach' wird ausdrücklich angegeben: „Da wir alle als Kinder Gottes brüderlich einander lieben sollen.“ So erließ der Rat auch den sogenannten „kleinen Zehnten“ und den „lebendigen Zehnten“ (Band 2 Seite 701), unter der Bedingung, daß sie den „großen“ treu und ohne Verzug fernerhin entrichteten. Der Rat versprach auch, „diesen Nachlaß zu erwirken von den übrigen Zehntherren in unserm Gebiete, womöglich auch von auswärtigen“. Überdies sollte jede zweite Jahressaat vom Zehnten frei sein.

Das war die Züricher Reformation: nicht nur eine freie Verkündigung des Evangeliums nach der Schrift, sondern eine völlige Um-

gestaltung des kirchlichen, sittlichen und wirtschaftlichen Zustandes in Stadt und Landschaft Zürich.

Aber diese Reformation sollte nicht auf die Grenzen von Zürich beschränkt bleiben. Zwinglis Wille war, in der ganzen Eidgenossenschaft dem Worte Gottes freie Bahn zu machen. Zugleich aber wollte er seine politischen Grundsätze auch in den übrigen Kantonen durchsetzen, vor allen Dingen die Abschaffung der Pensionen und fremden Kriegsdienste. In diesem Sinne richtete er schon im Jahre 1522 eine „göttliche Vermahnung" an die Eidgenossen, welche großen Eindruck machte, aber ihm auch große Feindschaft zuzog. Weil er selbst nicht nur die Kirche reformieren wollte, sondern auch das Vaterland, stieß er überall auf doppelten Widerspruch, kirchlichen und politischen. Und während er für die Kirchenreformation in Zürich nur mit der Waffe des Wortes kämpfte, hat er als Führer seines Volkes später gegen feindliche Länder noch zur Waffe des Schwertes greifen müssen. Sein Sinn für eine äußere Neuordnung der gesamten Lebensverhältnisse, durch den er sich vor Luther auszeichnete, war gerade auch seine schwache Seite.

Die Schweiz schied sich in zwei Lager. Mit Zürich stand vor allem das mächtige Bern, wo im Jahre 1524 die Reformation siegte, bald auch Appenzell, Solothurn, Sankt Gallen, Basel. Dagegen hielten fest an ihrem alten Glauben und an ihren alten Ordnungen die fünf Urkantone, von denen einst die politische Befreiung der Schweiz ausgegangen war: Schwyz, Zug, Luzern, Unterwalden und Uri.

Verwickelungen konnten nicht ausbleiben. Dafür sorgten schon die sogenannten „gemeinen Herrschaften" (Thurgau, Rheinthal, Aargau u. s. w.), welche von den Eidgenossen gemeinsam regiert wurden. In diesen „gemeinen Herrschaften" hatte Zürich gewisse Rechte, aber die katholischen Kantone auch. Da mußte sich's ja bei dem schroffen Gegensatze, der zwischen den Eidgenossen hervortrat, schnell bewähren, daß niemand zween Herren dienen kann.

Waren erst die Verwickelungen gegeben, so blieben auch Gewaltthätigkeiten nicht aus, und das Ende war — der Krieg.

Aber diesen Dingen noch mehr nachzugehen, das dürfen wir Luthern nicht anthun, der selber nicht die mindeste Teilnahme dafür hatte. Schon haben wir ja die Züricher Reformation ein wenig kennen gelernt und müssen nun zusehen, wie Zwingli und Luther aneinander gerieten.

In seinen ersten Züricher Jahren hat Zwingli Luthers Schriften immer noch eifrig gelesen und verbreitet. Im Jahre 1523 schrieb er von ihm, wie folgt:

„Luther ist, als mich bedünkt, so ein trefflicher Streiter Gottes, der da mit so großem Ernst die Schrift durchgeforscht, als keiner in tausend Jahren auf Erden gewesen ist, und mit dem männlichen, unbewegten Gemüt, damit er den Papst in Rom angegriffen hat, ist ihm keiner gleich geworden, so lange das Papsttum gewährt hat. Wessen ist aber solche That? Gottes oder Luthers? Frag' den Luther selbst; ich weiß, er spricht: Gottes. Warum schreibst du denn solche Lehre dem Luther zu, so er sie selbst Gott zuschreibt und nichts neues hervorbringt? Sondern was in dem ewigen, unwandelbaren Wort Gottes enthalten ist, das bringt er reichlich hervor und zeigt den himmlischen Schatz den armen abgeführten Christen und achtet nicht, was die Gottesfeinde dawider unternehmen, und gibt auch nichts um ihr Sauersehen und Drohen.

„Was ich in seinen Schriften gelesen habe, das ist gemeiniglich so wohl besehen und gegründet im Wort Gottes, daß nicht möglich ist, daß es eine Kreatur umkehre. Ich weiß, daß er den Blöden viel nachgiebt in etlichen Dingen, die er viel anders handeln möchte, worin ich nicht seiner Meinung bin; nicht, daß er zuviel, sondern zu wenig geredet hat. Aber denen, die solche Meinung der Schrift, wie heute durch ihn und andere wird hervorgebracht, mutwillig nicht verstehen wollen, denen läßt er nicht nach; denn sie sind verzweifelt ungläubig und in eigener Konscienz (im eigenen Gewissen) verurteilt (Titus 3, 11). Und die sich mit der Schrift nicht wollen richten lassen, unterstehen sich, mit Falschheit die Lehre unkräftig zu machen und haben den weidlichen, vortretenden Knecht Christi, Martin Luther, zum ersten verdammt und darnach legen sie seinen Namen den Unverdienten auf, machen damit aus der Lehre Christi eine Sekte oder Ketzerei."

Welch ein warmes Zeugnis für Luther ist das! Freilich eins hat Zwingli an diesem Knechte Christi zu tadeln: daß er in etlichen Dingen den Blöden zu viel nachgiebt. Luther nahm ihm zu große Rücksicht auf die Schwachen, er ging ihm zu schonend vor, bei Abstellung der päpistischen Gebräuche. Und es ist wahr, da liegt ein großer Unterschied zwischen Luther und Zwingli: jener ließ gerne bestehn, was er nicht geradezu für unchristlich erkannte, dieser ließ nichts gelten, was Gottes Wort nicht geradezu forderte und vorschrieb. Daher der Wittenbergische

Gottesdienst trotz aller Neuerungen, die seit dem Jahre 1525 durchgesetzt wurden, dem altherkömmlichen doch in vielen Stücken, die Luther nicht für wesentlich hielt, sehr ähnlich blieb, während Zwingli in Zürich jenen kahlen, nüchternen Gottesdienst einführte, der das gerade Widerspiel war von der prunkenden römischen Meßfeier. Ein anderes Beispiel ihrer Meinungsverschiedenheit, welches Zwingli ohne Zweifel mit seinen obigen Worten im Auge hat, ist ihr entgegengesetztes Verhalten zu den Bildern. Luther begnügte sich, die Herzen der Gläubigen von der Bilderverehrung zu entwöhnen, ließ aber die Bilder ruhig an den Wänden hängen (Band 2 Seite 494—500); Zwingli wollte durch völlige Beseitigung der Bilder den Aberglauben mit der Wurzel ausrotten und berief sich dafür einfach auf das klare Gebot des Alten Testamentes: 2. Mos. 20, 4. 5.

Die heilige Schrift in ihrem wörtlichen, buchstäblichen Verstande war für Zwingli nicht nur die Quelle des seligmachenden Evangeliums, sondern es war für ihn zugleich das Gesetzbuch, nach dessen Forderungen das christliche Leben in Haus und Stadt geordnet werden mußte. Daher der strenge Ernst, mit dem er auf die Herstellung schriftgemäßer Einrichtungen im häuslichen und öffentlichen Leben, auf christliche Zucht und Sitte drang. Das ist ein Vorzug der reformierten Kirche geblieben.

Luthern war es vor allen Dingen darum zu thun, daß er den armen Sündern den gnädigen Gott predigte. Diese frohe Botschaft that nach seiner eigenen Herzenserfahrung den Christen mehr als alles andere not, nachdem das Papsttum sie so schmählich um diesen köstlichen Schatz gebracht hatte. ‚Siehe ich verkündige euch große Freude! Ihr habt einen Vater im Himmel, der will euch Sünder zu seinen Kindern haben, durch Christum! Von dem laßt euch Frieden ins Gewissen bescheren. Sünde, Tod, Teufel — sie können dem nichts mehr anhaben, der da glaubt, d. h. der da seine Zuversicht setzt auf seines Heilands Wohlthat und Gottes umsonst geschenkte Barmherzigkeit.‘ Das war Luthers Predigt. Die verkündete er unermüdet. Und er meinte, wenn einer nur den Glauben daran, d. i. das rechte fröhliche Vertrauen darauf gefaßt hätte, da müßte sich alles andere von selber finden: frommer Wandel und gute Werke. Darum war er von Haus aus nicht so darauf bedacht, wie Zwingli, neue, feste, gesetzliche Ordnungen für christliche Zucht und Sitte zu schaffen. Wo er dann freilich wahrnehmen mußte, daß die Leute das Evangelium annahmen und ließen's

fehlen an den rechten Früchten, da betrübte er sich tief über solche Undankbarkeit und hielt ihnen mit strengen Worten vor, wie schwer sie sich versündigten.

Diese Verschiedenheit in dem reformatorischer Vorgehen Luthers und Zwinglis erklärt sich aus der verschiedenen Art, wie sie Reformatoren geworden sind. Luther hatte sich gequält, auf dem von der römischen Kirche gewiesenen Wege, Frieden des Gewissens, Frieden mit Gott zu erjagen. Umsonst; er geriet nur immer tiefer hinein in Angst und Schrecken. Da endlich ging's ihm auf wie eine Offenbarung: durch Christum haben wir Vergebung der Sünden, durch Christum haben wir einen gnädigen Gott — glaube nur, so wirst du selig. Und er glaubte und wurde fröhlich und getrost durch solche frohe Botschaft. (Vergl. Band 1 Seite 33—47.) Seitdem predigte er nichts so gewaltig, als die Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein durch den Glauben. Das war und blieb für ihn Kern und Hauptinhalt der heiligen Schrift, das Eine, rechte Hauptevangelium.

Zwingli hat solche innere Seelenkämpfe niemals durchzumachen gehabt. Das ist kein Vorwurf für ihn. Gott führt nicht einen Menschen wie den andern. Zwingli kannte schon das Leben und hatte sich in der Welt umgesehn, auch wohl gemerkt, daß in der Kirche nicht alles richtig stand, aber sein Urteil und sein Verhalten war noch ohne die göttliche Richtschnur. Da gab ihm Gott die heilige Schrift in die Hand. Die öffnete ihm die Augen, daß er sah, wie der jetzige Zustand der Kirche ein ganz anderer war, wie der Zustand der ersten Christenheit. Von da an reformierte er die Kirche seiner Heimat nach dem Worte Gottes. Und so schaffte er auch das falsche Mittlertum der Heiligen, des Papstes und der Priester ab, die sich zwischen Christum und seine Gemeinde eingedrängt hatten, und wies den Christen, daß sie allein im Glauben an Christum Kinder Gottes und damit selig würden. So hatte er auf Grund der heiligen Schrift dieselbe Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben neu aufgefunden, wie Luther, aber er hatte nicht die tiefe Erfahrung davon, wie Luther. Und während sie für Luther die Summa des ganzen Evangeliums war, daß, wer sie hatte, eigentlich nichts weiter brauchte, fand Zwingli in der heiligen Schrift noch andere Wahrheiten, welche auch in der Christenheit durchzusetzen ihm hehre Gewissenspflicht war, vor allem die Heiligung der Gemeinde in Zucht und Sitte.

Wir werden uns heutzutage nur freuen, daß die beiden im Grunde genommen doch ein und dasselbe Evangelium wiederentdeckt haben. Wir

werden eine göttliche Bestätigung dieses Evangeliums darin finden, daß sie es entdeckt haben fern und unabhängig von einander. Wir werden auch an der verschiedenen Art uns freuen, wie sie nun darnach die Reformation jeder an seinem Orte durchführen. Im Grunde sind sie eins, und worin sie verschieden sind, darin ergänzen sie einander. Aber sie selber sollten je länger je mehr ihre Verschiedenheit viel deutlicher inne werden, als ihre Einheit und Zusammengehörigkeit.

Und ein Unterschied allerdings besteht zwischen Luther und Zwingli, der trennte die beiden freilich und trennt sie noch heute in unsern Augen. Luther war Reformator der Kirche und nur dieses. Er hat zwar auch in vielen Stücken sich um sein deutsches Volk verdient gemacht. Er hat manchmal, zumal in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation (Band 1 Seite 597 ff.), geredet wie ein Staatsmann. Aber der Eifer für die Reformation der Kirche, für das Evangelium war doch das Treibende in ihm. Dahinter mußten alle andern Wünsche und Unternehmungen zurücktreten. Und darum steht auch sein Reformationswerk so rein da, trotz alles Menschlichen, was sich im Laufe der Geschichte daran angesetzt hat, wie das nun einmal auf dieser unvollkommenen Welt nicht ausbleibt.

Zwingli dagegen war nicht nur kirchlicher Reformator, sondern früher schon politischer Reformator. Die Pläne, die er als Staatsmann für Zürich, für die gesamte Eidgenossenschaft und selbst darüber hinaus hegte und verfolgte, waren ihm so teuer wie die Erneuerung der Kirche in evangelischem Geiste. Für ihn verschmolz beides in Eins, und damit litt beides Schaden.

Luther trägt in seinem Standbilde zu Worms allein die Bibel im Arme, aber dem Zwingli hat man mit Recht, als man ihm jüngst in Zürich ein Denkmal setzte, in die eine Hand die Bibel, in die andere das Schwert gegeben.

Für den ferneren Gang der Geschichte sollte auch diese Verschiedenheit der beiden Reformatoren ernste Folgen haben. Aber zunächst gerieten sie auf theologischem Gebiete zusammen. Es kam zu dem verhängnisvollen Abendmahlsstreit.

Achtes Kapitel.

Der Abendmahlsstreit.

Unser Herr, Jesus Christ, in der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot, dankt' und brach's und gab's seinen Jüngern und sprach: ‚Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Solches thut zu meinem Gedächtnis.‘

„Desselbengleichen auch den Kelch nach dem Abendmahl, danket', gab ihnen den Kelch und sprach: ‚Nehmet hin und trinket alle daraus; dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Solches thut, so oft ihr's trinkt, zu meinem Gedächtnis‘."

So hat Jesus Christus vor seinem Scheiden die Feier des Abendmahls gestiftet, daß in ihr seine Jünger sich immer wieder vereinigen und sein Gedächtnis erneuern sollen. Und so haben sie's auch gefeiert in der ältesten Christenheit: wenn sie zusammenkamen zum Liebesmahl, da brachen sie einander das gesegnete Brot und reichten sich den gesegneten Kelch und verkündeten mit Loben und Danken den Tod des Herrn.

Dann als die Gemeinde wuchs und nicht mehr eine Familie war, sondern ein großes Volk, hörten diese Liebesmähler auf, und die Feier des Abendmahles wurde als ein Stück des Gottesdienstes in der Kirche begangen. Und zwar als ein Hauptstück desselben: denn nirgends so wie im Genusse dieses Sakraments fühlten sich die Christen eins mit ihrem Heilande und eins mit einander.

Wie kam es nun, daß die Stiftung Jesu Christi, statt ein Binde-

mittel aller Gläubigen zu sein, ein Zankapfel wurde unter den Theologen und unter den verschiedenen christlichen Bekenntnissen?

Es lag ein Geheimnis über den Worten des Heilands: „Nehmet, esset, das ist mein Leib", und „Trinket alle daraus, das ist das neue Testament in meinem Blute". Wie konnte Christus vom Brote sagen, daß es sein Leib sei, und vom Kelche, er sei der neue Bund in seinem Blute? Da fingen sie bald an, darüber zu grübeln, zu lehren und zu streiten. Und dieses Streiten über die rechte Deutung der Einsetzungsworte ist es vor allem mit gewesen, worüber die Einheit der Kirche in die Brüche ging, es hat sich besonders verhängnisvoll erwiesen in den Tagen der Reformation.

Wie oft ist das beklagt worden! Und gewiß ist's nicht im Sinne Jesu Christi, wenn die Christen sich um dieses sein teures Vermächtnis zanken, beißen und fressen. Aber der Streit ums Abendmahl hat doch auch noch eine andere Seite. Eben weil sie es so hoch und heilig hielten, darum haben die frömmsten Christen so geeifert für diejenige Deutung, die sie in ihrem Gewissen für die rechte erkannt hatten.

Das bewährt sich an niemandem so klar, wie an Luther. Unerbittlich, unmäßig schlug er auf die Männer los, die ihm seine Meinung vom Sakrament bestritten, mochten sie sonst noch so eins mit ihm sein in den allerwichtigsten Stücken. Für ihn war die rechte Auffassung des heiligen Abendmahls zu innig verwachsen mit dem Einen göttlichen Evangelium selber: wer darin abwich, der konnte auch nicht das lautere Evangelium haben. Nicht weil er am Buchstaben klebte, hielt er so starr auf die Worte: „Das ist mein Leib". Er hat sonst verstanden, durch den Buchstaben hindurch den Geist zu finden; er hat mit der Freiheit, die er als Christ hatte, über Propheten und Apostel geurteilt (Band 2 Seite 535 ff); er hat aus der Bibel nicht eine Sammlung von Sprüchen und Paragraphen, nicht ein Gesetzbuch gemacht, sondern das Wort Gottes, das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo als das Eine, was not thut, mit sicherer Hand aus ihr herausgehoben und besser als viele, besser auch als Zwingli, das Wesentliche darin unterschieden von dem Unwesentlichen. Aber das heilige Abendmahl gehörte ihm mit zum Kern und Wesen der christlichen Religion, gehörte ihm mit zur Erlösung und Rechtfertigung selber.

Es war ihm die Predigt des Evangeliums noch nicht genug Frieden darin zu finden für das Gewissen, das Sakrament mußte noch

dazukommen, den Sünder seines Heiles froh zu machen. „Denn," sagt er, „es ist ein Unterschied da: wenn ich Christi Tod predige, das ist eine öffentliche Predigt in der Gemeine, darin ich niemandem sonderlich gebe — wer es fasset, der fasset's; aber wenn ich das Sakrament reiche, so eigne ich solches dem sonderlich zu, der es nimmt, schenke ihm Christi Leib und Blut, daß er habe Vergebung der Sünden, durch seinen Tod erworben und in der Gemeine gepredigt. Das ist etwas mehr als die gemeine Predigt".

Und den Segen solchen sonderlichen und persönlichen Empfangs der göttlichen Gnade preist er aus eigener Erfahrung in hohen Worten. „Die zum Sakrament gehen, sollen glauben und sicher sein, nicht allein, daß sie Christi wahrhaftigen Leib und Blut darin nehmen, sondern auch, daß es ihnen da geschenkt werde und ihr eigen sei. Wozu? Für uns zur Vergebung der Sünde. Wenn ich nun der Sünde los und frei bin, so bin ich auch des Todes, Teufels und der Hölle los und bin ein Sohn Gottes, ein Herr Himmels und der Erde.

„Also soll ein jeglicher wissen zu antworten, sonderlich wenn er angefochten wird, daß er könne sagen: So verstehe ich die Worte, daß da sein Leib und Blut mir geschenkt wird zur Vergebung der Sünde. Darum muß ein jeglicher Christ wissen diese Worte von Buchstaben zu Buchstaben. Da hat mir mein Herr seinen Leib und sein Blut im Brot und Wein gegeben, das ich essen und trinken soll, und soll mein sein, soll dazu sicher sein, daß mir meine Sünden vergeben sind, und daß ich des Todes und der Hölle los sein soll und das ewige Leben haben, Gottes Kind und ein Erbe des Himmels sein. Darum gehe ich zum Sakrament, solches zu suchen."

Ja, Luthers eigene Herzenserfahrung war es, die ihn so heftig streiten ließ für seine Lehre vom Sakrament. Den Trost, den er darin gefunden hatte, wollte er seinen armen, einfältigen christlichen Brüdern auch mit allen Kräften wahren und hüten.

„Das ist mein Glaube, das weiß ich und soll mir niemand nehmen. Das bekenne ich, darum daß ich für mich oft und manchmal großen Trost aus solchem Glauben im Sakrament empfangen habe in meinen hohen, großen Ängsten und Nöten, welche Erfahrung mir für meine Person genug ist zur Bestätigung meines Glaubens".

Und noch so ein Zeugnis aus der Tiefe seiner Seele: „Ich hab's

ja von Herzen lieb, das liebe, selige Abendmahl meines Herrn Jesu Christi, darin er mir seinen Leib und sein Blut auch leiblich in meinen leiblichen Mund zu essen und zu trinken giebt, mit so überaus süßen, und freundlichen Worten: ‚Für euch gegeben, für euch vergossen'."

Schon lange hatte Luther um und für das heilige Abendmahl gekämpft. Zuerst gegen die römische Kirche.

Die römische Kirche hat die Stiftung Jesu Christi ganz verwahrlost. Aus dem Jüngermahl, das der Herr anordnete, hat sie die Messe gemacht, eine Feier, wie sie der Herr niemals gewollt hat. Der Herr sagte: „Trinket alle daraus!" Und „solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis!" Die römische Kirche versagt jedem Christenmenschen, welcher nicht Priester ist, den Kelch. Der Herr stiftete ein Mahl für die ganze Gemeinde, aber die römische Kirche braucht zu ihrer Messe gar keine Gemeinde. Ganz still für sich, ganz allein hält der Priester am Altar seine Feier — das nennen sie „stille Messe". Ja, eine stille Messe mag's sein, aber kein heiliges Abendmahl. Nach der Lehre der römischen Kirche geht freilich etwas Großes vor, wenn der Priester Messe hält: da wird durch sein Zauberwort Brot und Wein in Leib und Blut Christi verwandelt. Nun ist von dem Augenblick an, wo der Zauberspruch ergangen ist, kein Brot mehr da, sondern nur noch der leibhaftige Leichnam Christi. Der wird dem staunenden Volke gezeigt, das in Andacht niederfallen muß und anbeten, der wird herumgetragen in feierlichen Umzügen (sonderlich am Frohnleichnamsfeste d. i. am Feste des Herrenleichnams). Auch genossen wird dieser Leib und dieses Blut Christi, aber vom Priester; ob die Gemeindemitglieder unter den Schranken des Altarraumes, ob die wenigstens vom Brote etwas davonbekommen, ist Nebensache. Genug, daß der Priester Christum durch sein Wort in die Hostie hineinzaubert, den Gläubigen zur Anbetung darreicht und Gotte immer wieder aufs neue opfert. Denn das ist die römische Messe: die auf unblutige Weise vom Priester wiederholte Opferung Jesu Christi. In ihr kommt die übermenschliche Macht des römischen Priesterstandes am großartigsten zur Geltung. Und darum gefällt die Messe dem Papste und seinen Priestern so sehr. Zum Andern aber auch darum, weil sie eine vortreffliche Einnahme davon haben, wenn sie für die Seelen der Gläubigen Messe lesen.

Luther hatte kaum angefangen, Mißbräuche in der römischen Kirche

zu bekämpfen, so geriet er auch schon an die Messe. Das ganze Ablaßwesen war mit dem Meßwesen eng verknüpft. Bald erkannte er in der Messe die Wurzel alles römischen Aberglaubens. Sie mußte fallen, damit das Jüngermahl nach der Stiftung Jesu Christi wieder an ihre Stelle trete. Wenn er die beiden verglich, die Messe und das heilige Abendmahl, da konnte er ausrufen:

„Gott gebe allen frommen Christen ein solch Herz, daß, wenn sie das Wort ‚Messe‘ hören, erschrecken und sich segnen als vor einem Teufelsgräuel. Wiederum wenn sie hören das Wort ‚Sakrament‘ oder ‚Abendmahl des Herrn‘, vor lauter Freuden springen, ja auch nach rechter geistlicher Freuden Art süßiglich weinen“.

Luther hat die Winkelmessen abgeschafft und dafür das Abendmahl wiederhergestellt als eine Gemeindefeier (vgl. Seite 11). Er hat den Laien den Kelch wieder zugesprochen, obwohl er es für eine Sache der Freiheit erklärte, ob man einerlei Gestalt oder beiderlei Gestalt genieße (Band 1 Seite 501. 690. Band 2 Seite 343 f. 505 f.) Er hat den schriftwidrigen Aberglauben gebrochen, als ob Christus immer aufs neue müßte wieder geopfert werden (Band 2 Seite 519 f.). Er hat darum zugleich die römische Lehre bekämpft, daß durch des Priesters Segen das natürliche Brot und der natürliche Wein verwandelt würden in Leib und Blut Christi, so daß nur die äußere Erscheinung von Brot und Wein bleibe, in Wahrheit aber nichts anderes da sei als der Leichnam Christi (Band 1 Seite 690). Er hat endlich den römischen Wahn beseitigt, als könne nur ein reiner und heiliger Mensch das Sakrament genießen, und dafür dessen wahren Sinn aufgedeckt, nämlich die schwachen Gewissen zu stärken wider alle Not und Anfechtung, so daß es also gerade für die suchenden und ringenden Christen gestiftet ist, die noch nicht heilig sind, sondern es werden wollen (Band 1 Seite 687 ff. Band 2 Seite 509).

Das war Luthers erster Abendmahlsstreit, der mit der römischen Kirche. Er hat ihn geführt bis an sein Lebensende, mit ungeschwächter Kraft.

Dabei machte er sich zunächst wenig Gedanken darüber, wie Brot und Wein einerseits, Leib und Blut Christi andererseits sich zu einander verhielten. Daß der Leib Christi im Abendmahl wirklich da sei und von dem Empfänger des Sakraments wirklich genossen werde, daran hielt er fest. Aber wie das zugeht, darnach zu fragen dünkte ihm eitel Vorwitz. (Band 1 Seite 690).

Doch bald sollte er Veranlassung haben, weiter darüber nachzudenken.

Im Jahre 1522 lernte er die Abendmahlslehre der böhmischen Brüder näher kennen (Band 2 Seite 602). Er hatte schon früher gehört, daß sie die Anbetung Christi im Sakramente (die Anbetung der verwandelten Hostie oder des verwandelten Brotes) verwürfen, und seine Freude darüber ausgesprochen; er hoffte, an ihnen Genossen seiner Meinung zu haben (Band 1 Seite 657). Da kamen nun im Frühjahr 1522 Boten von den böhmischen Brüdern nach Wittenberg. Mit ihnen konnte er sich unterreden. Auch erhielt er die vornehmlichen Schriften der Brüder. Da merkte er nun freilich, daß sie nicht in allen Stücken die echte evangelische Lehre hatten, aber er fand vieles Gemeinsame und schrieb ihnen (im Jahre 1523) freundlich über alle die Punkte, welche zwischen ihnen waren zur Verhandlung gekommen. Er betitelte die Schrift: „Vom Anbeten des Sakraments des heiligen Leichnams Christi.“ Sie handelte also zum großen Teil vom heiligen Abendmahl.

Ausdrücklich weist Luther in dieser Schrift ab, daß man darüber grüble, wieso Christi Leib im Abendmahl dasei, worüber die böhmischen Brüder ihre sonderliche Meinung hatten. „Hüte dich davor, lasse Vernunft und Witz fahren, die sich vergeblich bekümmert, wie Fleisch und Blut da sein möge, und weil sie es nicht greift, will sie es nicht glauben. Fasse das Wort, da Christus spricht: ‚Nehmet hin, das ist mein Leib, das ist mein Blut, für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden‘.

„An diesen Worten liegt es ganz und gar; die soll und muß ein jeglicher Christ wohl wissen und behalten und sich sie nicht nehmen lassen, wenn es auch ein Engel vom Himmel wäre. Es sind Worte des Lebens und der Seligkeit, daß, wer daran glaubt, dem sind durch solchen Glauben alle Sünden vergeben, und er ist ein Kind des Lebens, hat Hölle und Tod überwunden. Es ist unaussprechlich, wie groß und mächtig diese Worte sind; denn sie sind die Summa des ganzen Evangelii.

„Darum weit mehr an diesen Worten gelegen ist, denn an dem Sakrament selbst (d. i. an der äußeren Handlung bei der Sakramentsfeier). Und ein Christ soll sich auch gewöhnen, viel mehr auf diese Worte zu achten, denn auf das Sakrament. Wiewohl es allenthalben umgekehrt ist durch die Lügenlehrer (die Papisten), daß man vor dem Volke die Worte gering geachtet, dazu auch hart verborgen

hat (indem man sie lateinisch sprach), und nur auf das Sakrament gewieset. Da ist denn der Glaube gefallen und ein äußerlich Werk ohne Glauben aus dem Sakrament worden.

„Du kannst ohne das Sakrament leben, fromm und selig werden, (Band 2 Seite 252. 508); aber ohne das Wort kannst Du nicht leben, fromm noch selig werden, ob du gleich des Tags nicht allein dreimal — wie die Priester zu Weihnachten thun — sondern auch alle Stunden dreimal das Sakrament empfingest.

„Das ist aber die rechte Ehre, die du dem Worte thun mußt, daß du es zu Herzen fassest, nämlich, daß du es für ein lebendig, ewig, allmächtig Wort haltest, das dich kann lebendig, von allen Sünden und vom Tode frei machen und ewig behalten, und bringe mit sich alles, was es bedeutet, nämlich Christum mit seinem Fleisch und Blut und alles, was er ist und hat. Und kürzlich ist diese Ehre nichts anderes, denn ein rechter Glaube von Herzens Grund, der solche Worte für wahr hält, verläßt und waget sich darauf ewiglich“.

Die böhmischen Brüder ließen sich durch diese Schrift Luthers nicht überzeugen. Ihr Ältester antwortete darauf in einer Gegenschrift, welche an der Lutherschen Reformation viel zu tadeln hatte. Vor allen Dingen trat er mit aller Entschiedenheit für die alte Abendmahlslehre, der Brüder ein.

Wäre Luther der Streitkopf gewesen, für den viele ihn halten, und hätte am Streiten ein Wohlgefallen gehabt, so würde er dem Böhmen, der die dargebotene Hand so herb zurückwies, eine derbe Antwort geschickt haben. Er zog es vor zu schweigen. „Meine Meinung über das Abendmahl werden sie ja aus dem Buche wider Karlstadt genügend erfahren können“.

So hatte der Abendmahlsstreit mit den böhmischen Brüdern keine großen Folgen. Ernster lief der mit Karlstadt aus.

Denn unter den „wunderbaren Dingen“, die Karlstadt zu Luthers Entsetzen trieb, war auch eine neue Lehre vom heiligen Abendmahl. Daß er die Messe so stürmisch abgeschafft hatte (Band 2 Seite 343 ff), das konnte ihm Luther wohl leichter nachsehen; aber daß er an den Worten herumdeutete, womit der Herr Jesus das Abendmahl eingesetzt hatte, das zog ihm Luthers ganzen Zorn zu. Gegen diese Irrlehre vom Abendmahl wandte sich darum vornehmlich dessen Schrift „Wider die

himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakrament", die im Winter 1524 auf 1525 erschien (Band 2 Seite 695).

Und welches war denn Karlstadts Lehre vom Abendmahl?

Er lehrte, niemand empfange und genieße im Abendmahl den wirklichen Leib des Herrn, sondern es komme alles darauf hinaus, daß man mit Inbrunst an den Opfertod Jesu gedenke und in solcher Gedächtnisfeier sich als Eine Gemeinde, Ein Leib Jesu Christi fühle (nach 1. Kor. 10, 16 f). Die Einsetzungsworte deutete er so. Christus sprach zu den Jüngern: ‚Nehmet, esset (das Brot)', zeigte dann auf seinen Leib hin und sagte: ‚Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird'.

Das Schönste war, daß er diese eines Schwarmgeists würdige Auslegung nicht nur mit allerhand gelehrten und vernünftigen Gründen beweisen wollte, sondern sich dafür auf höhere Eingebung berief.

Kein Wunder, daß Luther über solche Einfälle seinen ganzen Zorn ergoß. Erst widerlegte er „die Gründe und Ursachen, so Doktor Karlstadt für seinen Traum aus der Schrift anführet". Da weiß er über seine Erklärung der Einsetzungsworte zu scherzen: „Gerade als wenn ich spräche: ‚Nimm und iß; hier sitzt Hans mit der roten Joppen'." Darnach fährt er fort: „Hinfürder lehrt uns Doktor Karlstadt, was Frau Hulda, die natürliche Vernunft, zu diesen Sachen sagt — gerade als wüßten wir nicht, daß die Vernunft des Teufels Hure ist und nichts kann, denn lästern und schänden alles, was Gott redet und thut". In Glaubenssachen läßt Luther die Vernunft nicht hineinreden, da gilt nur Gottes Wort. Und weiter:

„Daß er (Karlstadt) nun viel spöttische und höhnische Worte daherlästert, wie man möge Christum ins Brot und in den Wein bringen? ob er (Christus) müsse aufpfeifen, wenn wir wollen? und dergleichen viel schändliche Lästerworte: siehet man wohl, daß es Worte sind eines leichtfertigen Geistes oder Teufels, die dazu dienen, daß man den losen Pöbel errege und diejenigen reize, denen nicht viel am Glauben und Gewissen gelegen ist. Wo aber gute Herzen sind, die nach dem Gewissen und Glauben fragen, die lassen sich wahrlich mit solchen Scherz- und Lästerworten nicht genügen. Sie wollen Gottes Wort haben und sprechen also: ‚Was liegt mir an Karlstadts Träumen, Spotten oder Lästern? Ich sehe hier dürre, helle, gewaltige Worte Gottes, die mich zwingen, zu bekennen, daß Christi Leib und Blut im Sakrament sei. Wie Christus ins Sakrament gebracht werde, weiß ich nicht; das weiß ich aber wohl, daß Gottes

Wort nicht lügen kann, welches da sagt, es sei Christi Leib und Blut im Sakrament".

Karlstadt war nicht der Mann, in diesem Streite Luthern Stand zu halten. Der Ausgang des Bauernaufruhrs, an dem er selber nicht unschuldig war (Band 2 Seite 705), demütigte ihn sehr. Er widerrief seine sonderlichen Lehren und erhielt daraufhin durch Luthers Vermittelung vom Kurfürsten Johann die Erlaubnis, nach Sachsen zurückzukehren. Aber zu Amt und Ansehen kam er in Sachsen nicht mehr. Dafür hatte er die Genugthuung, daß sein Abendmahlsstreit mit Luthern von ganz andern Männern, als er war, und mit ganz andern Mitteln, als sein Geist sie hergab, fortgeführt wurde und daß seine Lehre wenigstens stückweise bei einem Teile der Evangelischen zur Anerkennung kam.

Die Streitfrage, inwiefern Christus im Sakrament gegenwärtig sei, bewegte nämlich damals die Herzen vieler frommen und gelehrten Männer. Selbst Karlstadts Meinung, so unreif sie war, wollten manche doch der Lutherschen Meinung vorziehen. Man verzichtete gern auf Karlstadts wunderliche Gründe, aber man gab ihm darin recht, daß im Abendmahl nicht von einer leiblichen, sondern nur von einer geistigen Gegenwart Christi die Rede sein könne. Ein Rechtsgelehrter in den Niederlanden war es, namens Honius, der zuerst die Einsetzungsworte Jesu dahin erläuterte: ‚das ist mein Leib', sei so viel als ‚das bedeutet meinen Leib'; Jesus wolle damit sagen: wie ihr das Brot mit dem Munde empfanget, so sollt ihr zugleich mich, und was ich für euch durch meinen Tod erworben habe, im Glauben empfangen.

Diese Ansicht wurde berühmt durch Zwingli, der sie sich ganz zu eigen machte, weil sie seinen eigenen Gedanken durchaus entgegenkam. Lange schon neigte er sich der Meinung zu, daß das heilige Abendmahl nichts weiter sei als eine Gedenkfeier an den Tod Jesu Christi und das Essen und Trinken nur ein Zeichen des Glaubens, der sich an die Wohlthat Jesu Christi halte. Als nun Karlstadt eine ähnliche Lehre gegen Luther vertrat und deshalb auch von dem Prediger Alber zu Reutlingen (Seite 16) angefochten wurde, trat Zwingli in einem Briefe an Alber für Karlstadts Lehre ein, indem er jedoch das ‚ist' in den Einsetzungsworten für eins erklärte mit „bedeutet".

Dieser Brief ist datiert vom 16. November 1524. Er ist das erste Stück in dem Abendmahlsstreit zwischen Zwingli und Luther. Er

war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, wurde aber schnell in vielen Abschriften verbreitet. Zwingli selbst schickte ihn seinen Freunden zu. In Basel fand er damit den Beifall des Ökolampad, in Straßburg den des Kapito und Butzer.

Fast an demselben Tage, wo die Straßburger diesen Brief Zwinglis erhielten, empfingen sie jenes Sendschreiben Luthers, worin er sie so eindringlich vor Karlstadt und besonders auch vor seiner Abendmahlslehre warnt. Es ist jener Brief vom 15. Dezember 1524 (Band 2 Seite 694). Da schreibt er unter anderm die merkwürdigen Worte:

„Das bekenne ich: wo Doktor Karlstadt oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sakrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab' wohl so harte Anfechtungen da erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gern heraus gewesen wäre, weil ich wohl sehe, daß ich damit dem Papsttum hätte den größten Puff geben können. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus: der Text ist zu gewaltig da und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinne reißen". Ja, der helle Text und die Erfahrungen, die Luther selbst als Sakramentsempfänger gemacht, ließen ihn nicht zweifeln an Christi leibhaftiger Gegenwart. Sonst war er wahrlich gescheut genug, um auch allerhand vernünftige Zweifel zu spüren; wie er denn später einmal dem Zwingli gegenüber bekennt: „Auch ich selbst mich wohl darum bekümmert habe, warum es vonnöten sei und wie da in so einem kleinen Stück Brot ein so großer Leib sei, dazu ungeteilet und ganz in einem jeglichen Stück."

Aber ein Glaube, der sich durch Zweifel hindurchgearbeitet hat, ist um so gewisser. Das sollten die alle erfahren, die Luthers Abendmahlslehre antasteten, Zwingli voran.

In Wittenberg wußte man wenig von Zwingli. Weder Luthern, noch Melanchthon, noch Bugenhagen war er persönlich bekannt. Sonst hatte man ja mit der Schweiz viele Beziehungen. Besonders mit Basel. Jene zwei Studenten, die Luther im „Schwarzen Bären" zu Jena traf (Band 2 Seite 460 ff), waren nicht die einzigen Schweizer, die den weiten Weg von den Alpen zur Elbe machten, um zu Doktor Luthers Füßen zu sitzen. So konnte es also zu Wittenberg nicht verborgen bleiben, daß man in Zürich ernstlich reformierte. Man hörte es mit

Freuden. Noch am 1. Februar 1524 schrieb Luther an Spalatin: „Was sich zu Breslau begeben hat und zu Zürich in der Schweiz, wirst Du gehört haben. Da müssen doch die närrischen Fürsten und Bischöfe einmal sehen, daß nicht der ohnmächtige Mensch Luther, sondern Christus solches schafft“.

Gleichwohl ahnte Luther nicht, wie das gerade zu Zürich in besonderer Weise zutraf, indem Zwingli dort aus eigenem Triebe vorging, völlig unabhängig von Luther. Er kannte Luthers Schriften, schätzte Luthers Person, aber er war nicht sein Schüler, wie die andern alle. Was an der Züricher Reformation eigentümlich war, davon erfuhr Luther nur bruchstückweise etwas.

Nun war Luther nicht wenig erstaunt, als Zwingli in dem Streite mit Karlstadt über das Abendmahl gegen ihn Partei nahm. Wieder ein Abtrünniger! Wieder ein Undankbarer! So rechnete er den Züricher Reformator mit zu denen, die erst bei ihm in die Schule gegangen waren, zu großen Hoffnungen berechtigt hatten und nun, statt am schlichten Evangelium festzuhalten, auf die Abwege der Schwärmer gerieten. Zwingli ein Gesinnungsgenosse Karlstadts, ein Schwarmgeist also. Damit war Luthers Urteil über ihn entschieden.

Der Brief Zwinglis an Alber war ohne Zweifel das Erste, was Luther von Zwingli zu lesen bekam. Sich in seinen früheren Schriften umzusehen, hatte er weder Zeit noch Lust; was lohnte es sich, eines Schwärmers Geschwätz zu studieren! Und als nun dieser Zwingli heftiger für des Karlstadt Abendmahlslehre wider Luthers eintrat, da hatte Luther eben genug damit zu thun, seinen Angriff abzuschlagen: die Zeit, ihn ruhig zu würdigen und sich mit ihm zu verständigen, war vorüber für immer.

Luthern war seine Abendmahlslehre ans Herz gewachsen. Wer sie ihm streitig machte, traf ihn ins Herz. Und nun hatte er dem Karlstadt heimgeleuchtet, da trat ihm wieder dieser Schweizer entgegen; und nicht allein, sondern in der Schweiz und in Deutschland fand er Genossen! Vor allem Oekolampad in Basel, auf den Luther etwas hielt, der wirklich bis dahin ein ‚Lutheraner‘ gewesen war, kämpfte an seiner Seite. Und hier und da erhoben die Abendmahlsfeinde immer kühner ihr Haupt, wie in Schlesien Schwenkfeld und Krautwald und wie sie alle hießen, jeder mit einer anderen Meinung, aber alle eins wider Luther und wider das klare, helle Evangelium. Wohlan, Luther war bereit zum Kampfe auch gegen diese neuen Feinde; er war auch gegen sie des

Sieges so gewiß wie gegen den Papst. Aber mit einer Bitterkeit, die ihm früher nicht eigen war, zog er in diesen Kampf. Es that ihm in der Seele weh, daß der Teufel der Wahrheit immer neue Schlingen legte.

Bittre Worte sind es, die er im Jahre 1527 schrieb, als der Streit um das Sakrament eben recht aufloderte:

„Was soll ich auf die Papisten hinfürder zornig sein, welche meine öffentlichen, abgesagten Feinde sind, und was sie an mir thun, das thun sie nach Feindes Recht, wie sich's gebühret. Aber das sind mir allererst die recht Schuldigen, meine zarten Kinder, meine Brüderlein, meine güldnen Freundlein, die Rottengeister und Schwärmer, welche, wie mich dünkt, weder von Christo noch vom Evangelium etwas Tapferes hätten gewußt, wo der Luther nicht zuvor hätte geschrieben, und freilich durch ihre Kraft aus des Papstes Tyrannei in solche Freiheit und Licht sich schwerlich hätten gewirkt, oder wo sie es hätten thun können, hätten sie es dennoch nicht gewagt.

„Denn zu der Zeit, da ich allein im Kampfe stand, Bulle und Bann, beide Papsts und Kaisers, dazu aller Papisten Anfechten leiden mußte, waren sie über die Maßen kühne, freudige, unverzagte Helden, stille zu schweigen und mich allein im Schlamm arbeiten zu lassen. Nun mir aber Gott gnädig geholfen hat, daß ich mir und ihnen ein wenig Luft und Raum gemacht habe und sie mir sollten beistehen und helfen vollends den Streit ausführen, wie ich mich auf sie verließ und vertröstete, fallen sie von hinten über mich armen, wohl gemarterten Menschen her und greifen mich dazu gräulicher an, denn die Papisten thun".

Luther hatte ein gutes Recht zu solcher Beschwerde. Allein hatte er dem Bannstrahl widerstanden, allein die gute Sache verantwortet vor Kaiser und Reich, allein hatte er die alte Papstherrschaft gestürzt in einem Kampfe auf Leben und Tod — jetzt galt es nun eine neue Kirche zu bauen, dem Evangelium zur Herrschaft zu helfen über alle Ordnungen und Stände des Lebens, im Gottesdienst und im Verkehr, in den Häusern und in den Herzen. Da brauchte es einmütige Arbeit! Und da kamen sie nun und stritten mit ihm um das Sakrament des Abendmahls, sie, die sonst sich seine Brüder und Freunde nannten. Er hatte ein Recht zu klagen, sich zu beschweren, aufzubrausen wider die Schwär-

mer. Aber er that zugleich Unrecht, wenn er Zwingli mit ihnen in Einen Topf warf.

Freilich Zwingli machte ihm allermeisten zu schaffen, weil er der bedeutendste und tüchtigste war unter seinen Gegnern.

Zwingli hatte schon im Jahre 1523 gelehrt: im heiligen Abendmahl komme es nicht auf das Essen des Brots und das Trinken des Weines an, sondern darauf, daß wir glauben, Christus habe seinen Leib dahingegeben zur Reinigung unserer Seele von ihren Sünden. Es handle sich also um ein geistliches Genießen Christi und seiner Erlösung im Glauben, und sei das leibliche Essen und Trinken nur ein Gedächtnis dieser Erlösung, von der gläubigen Gemeinde gefeiert. Brot und Wein nichts weiter als sichtbares Zeichen des Leibes, der für uns gegeben, des Blutes, das für uns vergossen ist.

Zwingli meinte damals, das sei Luthers Ansicht vom Sakramente auch. Da belehrte ihn Luthers Streit mit Karlstadt eines Anderen Sofort trat er mit jenem Briefe vom 16. November 1524 auf Karlstadts Seite.

Und eben diesen Brief gab er selbst im Frühjahr 1525 in Druck. Die gleiche Ansicht über das Sakrament begründete er ausfürlicher noch durch zwei Schriften in dem nämlichen Jahre. Das alles in lateinischer Sprache, wie man gelehrte Fragen unter Gelehrten zu behandeln pflegte. Dabei vermied Zwingli Luthers Namen zu nennen. Daß aber Luthers Lehre von ihm gemeint war, wußte jedermann.

Der erste, der von Wittenbergischer Seite den Fehdehandschuh aufhob, war Bugenhagen. Er ließ einen kleinen Sendbrief ausgehen „Wider den neuen Irrtum beim Sakrament". Luther selbst kannte die Bedeutung des Züricher Predigers damals viel zu wenig, als daß er es hätte der Mühe wert halten sollen, ihm selbst zu antworten.

Da, im September 1525 trat Oekolampad von Basel für Zwinglis Lehre ein. Er war viel bekannter und angesehener in Deutschland, als Zwingli. Auch er spielte noch Verstecken mit Luther; indem er dessen Abendmahlslehre bekämpfte, gab er vor, er bekämpfe nur die römisch-katholische. Er richtete seine Schrift ausdrücklich an die evangelischen Prediger Schwabens. Damit suchte er also die Süddeutschen für die Meinung der Schweizer zu gewinnen. Auch Zwingli selbst gab sich alle Mühe, die Theologen im deutschen Grenzlande von seiner Ansicht zu überzeugen, und konnte in Briefen ziemlich scharf gegen Luther hetzen, den er öffentlich noch nicht angegriffen hatte.

In der That bewegte die Streitfrage die Gemüter der Evangelischen immer mehr. Zu Anfang desselben Jahres 1525 war ja Luthers Buch „Wider die himmlischen Propheten“ erschienen, worin er Karlstadts Abendmahlslehre ausführlich bekämpfte. Ein badischer Prediger schrieb in Luthers Sinn gegen Zwingli. Vierzehn schwäbische Prediger bekannten sich im Spätherbst 1525 zu Luthers Ansicht in einer kleinen Schrift: das war ihre Antwort an Oekolampad. Fast ein Jahr später erschien diese ursprünglich lateinische Schrift der vierzehn Prediger deutsch — mit einem Vorwort Luthers. Das war das erste Mal, daß Luther gegen die Schweizer selber auf den Plan trat: im September 1526. Anderthalb Jahre hatte er an sich gehalten.

Die Sache war ihm zu klar. Er hatte das Streiten mit den Schwärmern satt. Und etwas anderes als Schwärmer waren ihm nun einmal die Schweizer nicht.

„Zwingli und Oekolampad,“ so schrieb er Ende September 1525 an Hausmann, „gehen wider uns los; aber das wollen wir andern überlassen oder vielmehr verachten. Der Satan tobt überall, aber Christus ist weise und stark.“

Ähnlich äußerte er sich am 27. Oktober in einem anderen Briefe: „Karlstadt hat die Meinung zuerst vorgebracht, die nun Zwingli und Oekolampad vertreten; von seinen Gründen wollen sie freilich nichts wissen und suchen seine Meinung anders zu beweisen, aber die Narren bringen doch nur dieselben Gründe zum Vorschein, die sie an Karlstadt verworfen haben.“

Um dieselbe Zeit suchten die Straßburger, Kapito und Butzer, noch zu vermitteln; aber schon brannte das Feuer zu heftig. Luther erwiderte ihnen am 5. November: „Zu schweigen ist für uns nunmehr unmöglich, Ihr müßtet denn von uns verlangen, daß wir des Predigtamtes und der Seelsorge uns enthalten sollen; so sehr haben jene — nämlich Zwingli und Oekolampad — durch ihre Bücher die Gemüter aufgeregt. Schmähreden wird man besser lassen, aber muß man nicht Irrlehren beim rechten Namen nennen? So steht es: welche müssen Satans Diener sein, sie oder wir. Frieden wollen wir gerne halten, wenn nur der Friede mit Gott, den Christus uns erworben, darunter nicht leidet.“

Zwingli war unermüdlich, in Briefen und kleinen Schriften seiner Meinung Freunde zu gewinnen. So wandte er sich auch zuerst in

deutscher Sprache im Februar 1526 an weitere Kreise mit der Schrift: „Eine klare Unterrichtung vom Nachtmahl Christi". Im Herbst antwortete Luther auch deutsch, erst mit der schon erwähnten Vorrede zu jenem Büchlein der schwäbischen Prediger, dann mit einer eigenen Schrift: „Sermon von dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwarmgeister". Damit waren nun die beiden Hauptkämpfer an einander, Luther und Zwingli.

Das schwere Geschütz kam aber von beiden Seiten erst in den Jahren 1527 und 1528. Vom Januar bis März 1527 arbeitete Luther an einer größeren Schrift, die er jenem Sermon vom Sakrament nachschickte, ohne Zwinglis Antwort abzuwarten; was sie enthielt, sagt ihr Titel: „Daß diese Worte ‚das ist mein Leib' noch feststehen, wider die Schwarmgeister".

Gleichzeitig verfaßte Zwingli eine Antwort auf Luthers „Sermon", deutsch und lateinisch: „Freundliche Auslegung oder Auseinandersetzung des Handels vom Abendmahl" betitelte er sie, widmete sie Luthern persönlich und schrieb ihm noch einen besonderen Brief, der mit dem Buche zugleich Anfang Mai bei Luther eintraf.

Aber während Luther von dem Briefe so wenig wie von der „Freundlichen Auslegung" selber freundlich gestimmt wurde, war Zwingli erst recht nicht erbaut, als er um dieselbe Zeit Luthers Buch in die Hände bekam: „Daß diese Worte noch feststehen". Sofort erschien von ihm eine Antwort darauf (Juni 1527), welche den langen, aber deutlichen Titel führt: „Daß diese Worte Jesu Christi: ‚Das ist mein Leichnam, der für Euch hingegeben wird', ewiglich den alten, einigen Sinn haben werden, und Martin Luther mit seinem letzten Buch seinen und des Papstes Sinn gar nicht gelehrt noch bewährt habe". Zwingli widmete diese Schrift dem Kurfürsten Johann von Sachsen. Im August traf sie in Wittenberg ein.

Nun war Luther an der Reihe. Er schrieb im folgenden Winter eine umfangreiche Gegenschrift. Sie erschien im März 1528. „Bekenntnis vom Abendmahl" hieß er sie, und weil er später noch ein kleineres Büchlein herausgegeben hat mit dem gleichen Titel, so geht die Schrift gemeiniglich unter dem Namen: Luthers großes Bekenntnis vom Abendmahl.

Zwingli und Oekolampad blieben auch darauf die Erwiderung nicht schuldig: „Ueber Luthers Bekenntnis" lautete ihr Titel. Wieder widmeten sie dieselbe dem sächsischen Kurfürsten. Für Luther aber war das „Bekenntnis"

sein letztes Wort gewesen. Er hatte seine Meinung gesagt und wollte nun die Gegner fahren lassen.

Von diesem Streite ausführlich zu berichten, ist unmöglich, thut auch nicht not. Unmöglich ist es, weil es trotz der deutschen Sprache, in welchen die hauptsächlichen Streitschriften geschrieben sind, doch zumeist ein Streit der Gelehrten und Theologen bleibt, darum auch nur diesen ganz verständlich. Auch thut's nicht not, denn um was es sich handelte bei dem Streit, und wie er geführt wurde, läßt sich in Kürze erzählen.

Nach Zwingli ist das heilige Abendmahl eine Gedächtnisfeier der christlichen Gemeinde an Christi Tod; wer den rechten Segen davon haben will, muß glauben, daß Christus auch für ihn gestorben sei — das ist das geistliche Essen, worauf alles ankommt, wovon Brot und Wein nur Symbole, Zeichen, Pfänder sind: das Brot „bedeutet" den Leib, der für uns gegeben ist, der Kelch „bedeutet" das Blut, das für uns vergossen ist.

Dagegen konnte nun mit Recht Luther sagen, daß das geistliche Essen u. s. w. auch für ihn die Hauptsache sei und bleibe. „Es soll nichts mehr gelten," schreibt er, „denn den Tod verkündigen und predigen. Ja freilich soll man Christi Tod verkündigen; wir haben's auch gepredigt, herrlicher denn sie immer, und hätten sie es nicht von uns, sie würden wohl nichts davon wissen; die Papisten haben je nichts davon geredt." Ein andermal: „Da ist ein solch Lehren und Loben vom geistlichen Essen des Leibes Christi und von seinem Gedächtnis, darüber doch niemand mit ihnen habert, und wir's so wohl und eher gewußt haben, denn sie."

In Wahrheit hat Luther sehr wohl gewußt, so gut wie Zwingli, welches das Hauptstück ist im Sakrament, das leibliche Essen von Brot und Wein oder das Glauben an die Wohlthat des Todes Christi. Man sehe nur zu, was er im Kleinen Katechismus unmittelbar nach dem großen Abendmahlsstreit von diesem Sakrament gelehrt hat. Da wirft er selbst die Frage auf:

„Wie kann leiblich Essen und Trinken solche große Dinge thun?" (Nämlich: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit mitteilen.)

Antwort: „Essen und **Trinken thut's** freilich nicht, sondern die

Worte, so dastehen: ‚Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden‘. Welche Worte sind neben dem leiblichen Essen und Trinken als das Hauptstück im Sakrament, und wer denselben Worten glaubet, der hat, was sie sagen und wie sie lauten, nämlich Vergebung der Sünden“.

Tiefer, klarer, einfacher hat auch Zwingli nie gesagt, worauf es ankommt im Sakrament: auf das Glauben an die Worte „Für euch“.

Wenn gleichwohl Luther auf das leibliche Essen einen Wert legt, den Zwingli nicht darauf legt, und sich's nicht nehmen lassen will, daß der Abendmahlsempfänger wahrhaftig Christi Leib und Blut genießt, so vergißt er jene Hauptsache auch mitten im hitzigen Streite nie: „Ich will seinen Leib mit dem Brot leiblich essen und im Herzen dennoch zugleich glauben, daß es sei der Leib, der für mich gegeben wird zur Vergebung der Sünden, wie die Worte lauten: ‚Das ist mein Leib, für euch gegeben‘, welches ihr doch selbst heißt, geistlich essen‘.“

Und: „Daß er (Zwingli) sagt: ‚Wenn man lehret, daß Christum leiblich essen vergebe die Sünde u. s. w., das sei wider den Glauben‘, antwort' ich: „Das halt' ich wahrlich auch. Ja, ich habe wohl mehr gesagt: nämlich, daß Christum leiblich essen ohne Geist und Glauben — Gift und Tod sei“.

Wenn sie denn in dem Hauptstück einig waren, warum stritten sie sich nun so hart um das andre Stück? Warum stand Luther so unbeugsam fest auf der Lehre, daß Christus auch leiblich im Abendmahl genossen werde?

Er selbst hatte mit dem Wahne der Römischen gebrochen, als ob Brot und Wein durch das weihende Wort des Priesters in Leib und Blut Christi verwandelt werde. Aber daß Leib und Blut Christi in, bei, mit, unter dem Brot und Wein zugleich dasei, ließ er sich nicht nehmen.

Zwingli begnügte sich damit, daß Christus mit Brot und Wein „ein Bedeutnis seines wahren Fleisches und Blutes eingesetzt habe“, und sein Glaube an Christi Versöhnungstod war darum nicht geringer. Er hatte freilich nicht die inneren Stürme durchgemacht wie Luther, aber er war darum nicht minder ein ernster, evangelischer Christ. Er glaubte an Wunder so gut wie Luther. Und wenn er für seine Ansicht Gründe der Vernunft anführte, so that Luther das gelegentlich auch

(vgl. Luthers Wort auf dem Reichstage zu Worms Band 2 Seite 144: ‚oder durch helle Gründe‘!). Dagegen sollten auch nach Zwinglis Erklärung Vernunftgründe in dieser Streitsache nicht den Ausschlag geben, sondern allein das Wort Gottes. Wie er durch das Studium der Bibel überhaupt zum Reformator herangereift war, so meinte er auch, mit seiner Deutung des Abendmahls die Bibel für sich zu haben.

Das verkannte Luther ganz und gar. Während Zwingli die Einsetzungsworte nach diesem oder jenem andern Spruche der Schrift erklärte, hielt Luther dafür, daß sie so einfach und klar seien, daß sie gar keiner Erklärung bedürften. Für ihn waren die Worte: „Das ist mein Leib“ das Bollwerk, hinter dem er sich für alle Fälle verschanzte und aus dem ihn niemand hervortreiben konnte.

Zwei Einwände Zwinglis sind es, die immer wiederkehren unter vielen andern; Luther nennt sie darum auch die beiden „Hauptstücke und Eckteine der Schwärmer.“ Erstens: Christus sitzet zur Rechten Gottes — wie kann er also auf Erden sein in Brot und Wein bei jedem Abendmahl? Zweitens: Jesus selber sagt (Joh. 6, 63): „Fleisch ist kein nütze“ — was soll es also nützen, ob sein Fleisch im Abendmahle vorhanden ist?

Wie Luther antwortete, dafür nur einige Sätze zum Beispiel:

„Sie bekennen, daß Christus sei zur Rechten Gottes, und damit wollen sie gewonnen haben, daß er nicht sei im Abendmahl. Das ist freilich das gräuliche Schwert des Riesen Goliath, darauf sie pochen. Wie aber, wenn wir auch dasselbige Schwert nähmen und schlügen euch damit den Kopf ab und beweiseten eben mit dem Spruch daß Christi Leib müsse im Abendmahl sein? Wollt ihr's nicht für ein rechtes Davidsthätlein halten? Wohlan, sehet und höret zu! Christi Leib ist zur Rechten Gottes; das ist bekannt. Die Rechte Gottes ist an allen Enden, wie ihr müßt bekennen nach unserer vorigen Überweisung. So ist sie gewißlich auch im Brot und Wein über Tische. Wo nun die rechte Hand Gottes ist, da muß Christi Leib und Blut sein (also auch im Brot und Wein über Tische).

„Sitzen zur Rechten ist so viel als Regieren und Macht haben über alles. Soll er Macht haben und regieren, muß er freilich auch dasein gegenwärtig und wesentlich durch die rechte Hand Gottes, die allenthalben ist.“

Das macht Luthern keine Schwierigkeit, zu glauben, „daß der einige Leib an hunderttausend Enden sei, so viel Brot gebrochen wird". „Er hat sich ins Wort gefasset und durchs Wort fasset er sich auch ins Brot". „Ein viel größer Wunder ist, daß er durch den Glauben ins Herz kommt, denn daß er im Brot ist". „Wie er nun ins Herz kommt und nicht ein Loch hineinbricht, sondern allein durchs Wort und Hören gefasset, so kommt er auch ins Brot, daß er kein Loch darf hineinmachen".

„Gott ist nun ein solcher Mann, der da Lust hat, zu thun, was vor der Welt närrisch ist". „Ach, wir elenden Menschenkinder, die wir Gott und sein Thun richten nach unserm Dünkel und meinen, es sei ein Schuster und Tagelöhner".

Seiten lang versucht Luther, es begreiflich zu machen, wie so der verklärte Christus seinen Leib den Christen könne zu essen geben. „Das thät' ich darum, daß ich doch eine einige Weise anzeigte, damit Gott vermöchte, daß Christus zugleich im Himmel und sein Leib im Abendmahle sei, und hab' seiner göttlichen Weisheit und Macht wohl mehr Weisen vorbehalten, dadurch er dasselbige vermöchte, weil wir seiner Gewalt Ende noch Maß nicht wissen". Und so bescheidet er sich immer wieder: „Gott ist allmächtig, vermag mehr, denn wir sehen; drum glaub' ich seinen Worten, wie sie lauten".

Spottend ruft er darum denen zu, die das Geheimnis gar ergründen wollen: „Daß du nun solches ausmessen willst, wie es zugehe, wirst du wohl lassen". Spottend geißelt er die Vorstellung der Gegner von Christi ‚Sitzen zur Rechten Gottes', die da meinen, Christus sei da oben „auf einem güldnen Stuhl, auf einem Sammetpolster, und lasse sich die Engel singen, geigen, klingen und spielen und sei unbeladen mit der Mühe des Abendmahls". Sie stellen sich Christum vor, sagt er ein ander Mal, „daß er sitze an einem sondern einzelnen Ort, wie ein Vogel im Bauer". —

Wider den andern Haupteinwand Zwinglis, daß Christus selbst spricht (Joh. 6, 63): „Fleisch ist kein nütze", antwortet Luther, daß Fleisch, wo es dem Geist entgegengesetzt wird, niemals könne Christi Leib heißen. Nun hält Christus an jener Stelle allerdings Fleisch gegen Geist. „Denn also lauten klärlich seine Worte: ‚Der Geist macht lebendig, Fleisch ist kein nütze. Meine Worte, die ich euch sage, sind Geist und Leben'. Welches wir nicht anders verstanden haben, denn also: Meine Lehre ist geistlich. Wer fleischlich sie will ver-

stehen, der fehlet, und ist solches Verstehen nichts nütze; wer aber geistlich sie verstehet, der lebet. So muß ja ‚Geist‘ hier heißen ‚geistlicher Verstand oder Lehre‘, ‚Fleisch‘ dagegen ‚fleischlicher Verstand oder Lehre‘."

Wenn Christi Fleisch nichts nütze wäre, „wie kann's nütze sein, wenn's im Himmel ist, und wir dran glauben? Dann kann's auch am Kreuze nichts nütze sein!" Vielmehr „wo es ist, da muß es nütze sein, denn es ist eitel (lauter) Nutz und Gut drinnen — ohne wo es ohne Glauben ist, denn ohne Glauben ist nichts nütze".

„Aber unsre Schwärmer haben den Schwindel und Flattergeist, meinen, es möge da nichts Geistliches sein, wo etwas Leibliches ist, geben vor, Fleisch sei kein nütze, so doch das Widerspiel wahr ist, daß der Geist bei uns nicht sein kann anders, denn in leiblichen Dingen, als im Wort, im Wasser, in Christi Leib und in seinen Heiligen auf Erden. Haben wir nun die eiserne Mauer schier umgestoßen?"

Und Luther giebt auch Rechenschaft von dem Nutzen, den der Leib Christi denen gewährt, welche ihn gläubig genießen. „Wir, so da glauben, wissen, daß der Leib uns nütze ist, wo er auch ist. Ist er im Brot und wird mit Glauben leiblich gegessen, so stärket er die Seele, damit, daß sie glaubt, es sei Christi Leib, was der Mund isset, und haftet also der Glaube an dem Leibe, der im Brote ist. Nun ist das nicht unnütze, sondern seliglich, was den Glauben hebt, trägt und fest macht.

„Desselbigengleichen der Leib, der Christum isset, soll seinen Nutzen auch davon haben, daß er ewiglich lebe und am jüngsten Tage auferstehe zur ewigen Seligkeit".

Als solch Stärkungsmittel seines Glaubens kannte Luther das heilige Abendmahl, darum aus Herzenserfahrung redete und stritt er für die beglückende Kraft seiner Abendmahlslehre. Aber im Streite selber berief er sich nicht auf diese seine Erfahrung, sondern sein letzter Grund, auf den er sich stellte mit beiden Füßen, waren immer die Worte: „Das ist mein Leib".

Sie wollte er nur in ihrem nächsten Wortsinne gelten lassen, daß eben das Brot der Leib wirklich sei oder der Leib im Brote sei, nach der Regel: „Man soll in der Schrift die Worte lassen gelten, wie sie lauten nach ihrer Art, und keine andre Deutung geben, es zwinge

denn ein öffentlicher Artikel des Glaubens“. Letzteres aber war hier nicht der Fall, also — blieben die Worte feststehn und damit seine Lehre.

Daß nun die Zwei nicht einer Meinung wurden, war nicht das Schlimmste. Das kommt immer wieder vor auch unter den Besten, auch bei großen Fragen. Schlimmer war, daß die Beiden, welche aus vielen Ursachen darauf angewiesen waren, Hand in Hand zu gehen, durch diesen Streit einander immer mehr entfremdet wurden. Und nie standen die Aussichten auf eine Verständigung zwischen ihnen so schlecht, wie am Ende ihres Schriftenwechsels.

Das lag mit an der beiderseitigen Kampfesweise. Luthers Art kennen wir schon, wie er unbarmherzig auf seine Gegner losschlug, wie er spotten und zausen, schelten und wettern konnte. Ehrlich, wie er war, konnte er nichts auf dem Herzen behalten; das Ärgste und Derbste sagte er seinen Gegnern ins Gesicht, wenn er einmal davon überzeugt war. Und so fällt's nicht schwer, aus den Streitschriften gegen Zwingli und Genossen ganz ebenso, wie aus denen gegen die Papisten eine erschreckende Reihe von Schelt- und Schimpfwörtern zusammenzustellen, die freilich oft gerade in volkstümlichen Redensarten so mitunterlaufen, wie Luther sie gerne seinen Schriften einzuflechten liebt.

Da sind die Schweizer Narren, Lügner, Schwarmgeister vor allen Dingen, Flattergeister, irrige, aufgeblasene Rattengeister, Buben, Spötter unseres Herrn Jesu Christi. Ihre Gedanken sind Tölpelgedanken, ihre Schriftauslegung ist Deutelei und Gaukelwerk, ihre Beweisführung ist loses Geschwätz und Kinderwerk. Unablässig beschwert er sich, daß sie ihn nicht widerlegen, auf seine Fragen nicht antworten. „Alle ihre Kunst ist viel Plaudern und Schreien, aber Nichts antworten noch verstehen können; und je mehr Schrift sie führen, je mehr Thorheit sie an den Tag geben.“

Zwingli ist ihm besonders ein Anstoß und Ärgernis. Von Oekolampad hat er noch eine bessere Meinung sich bewahrt. In einer früheren Schrift sagt er: „Gott weiß, daß ich nicht zu nahe reden will dem Zwingel (so schreibt Luther den Namen immer), sonderlich dem Oekolampad nicht, welchem Gott viel Gaben hat geschenkt vor vielen andern, und mir ja herzlich für den Mann leid ist“. Und in seiner letzten Schrift: „Den Oekolampad wollen wir nun auch hören, wie derselbige

antworte, von welchem ich hoffe, daß er's nicht mit Zwingel in allen Stücken halte.

Zwingli behandelt er viel schlechter. Er ist noch guter Laune, wenn er ihn den „großen Christoffel“ oder den „großen Riesen von Zürich“ nennt. Schlimmer ist, wenn er schreibt: „Das sage ich aber, wer sich will warnen lassen, der hüte sich vor dem Zwingel und meide seine Bücher als des höllischen Satan Gift, denn der Mensch ist ganz verkehret und hat Christum rein ab verloren. Die andern Sakramentierer bleiben doch auf Einem Irrtum; dieser bringt kein Buch herfür, er schüttet neue Irrtümer aus, je länger je mehr“.

Und in derselben Schrift, dem ‚Bekenntnis vom Abendmahl‘: „Ich bekenne für mich, daß ich den Zwingel für einen Unchristen halte mit aller seiner Lehre; denn er hält und lehret kein Stück des christlichen Glaubens recht, und ist ärger worden siebenmal, denn da er ein Papist war, nach dem Urteil Christi (Matth. 12, 45)“. Das war nun freilich weit über das Ziel geschossen.

Und so gab Luther seinen Gegnern den Abschied: „Drum will ich auch hiermit aufhören von diesem Stücke zu reden. Wem zu raten ist, der hat hieran genug; wer aber nicht will, der fahre immer hin. Und insonderheit ist der Zwingel nicht wert, daß man ihm antworten solle“.

„Ich habe Sorgen, leider, daß ich ein wahrer Prophet sein muß, da ich geschrieben habe, es werde kein Ketzermeister bekehret. So will ich sie nun fahren lassen nach der Lehre Sankt Pauli (Tit. 3, 10)“. Wie er denn auch gethan hat.

Daß Luther so oft vom Teufel redet, als der all das angestiftet habe durch Zwingli und Genossen als seine Werkzeuge, das könnte manchem ganz besonders gehässig und unchristlich scheinen, ist aber lange nicht so schlimm, wie die obigen Äußerungen über Zwingli. Luther sagt selbst, wie wir solche Reden auffassen sollen:

„Ich sehe nicht auf sie, sondern allein auf den hoffärtigen, spöttischen Teufel, der sie also betrogen hat und verführet, daß ich wiederum auch meine Lust an ihm büße Gott zu Ehren, und spotte ihn wieder“. Es ist also gewissermaßen eine mildere Weise, zu schelten, wenn Luther nicht auf die Gegner schilt, sondern auf den Teufel, der sie besessen hat.

Freilich seine Gegner nahmen das nicht eben gut auf. Sie warfen ihm vor, er habe in einer Schrift bei siebenundsiebzigmal den Teufel genannt!

Luther erwiderte schlagfertig: „Warum zählen sie nicht auch, wie vielmal ich Gott und Christum nenne?“ Und weiter: „Soll ich denn nun so scheu werden um der zarten, hochgeistlichen, tiefheiligen Schwärmer willen, daß ich auch meinen Feind (den Teufel) nicht nennen soll? Ich will's auch gerne gelästert und getobt heißen lassen, wo ich den Teufel so frisch und fröhlich angreife in seinen Boten; denn es soll mir mein frei, öffentlich, einfältiges Beißen wider den Teufel lieber sein, als ihr giftiges, meuchlinges Mordstechen, so sie unter dem Scheine des Friedens und der Liebe wider die Aufrichtigen üben“.

An dem Vorwurfe, den Luther da seinen Gegnern zurückgiebt, war etwas. Derb, grob, ungeschlacht war Luther oft genug gegen Zwingli und Genossen, auch übereilt und ungerecht im Urteil. Aber immer bleibt er dabei aufrichtig, ehrlich, ohne Hintergedanken. Wenn er nur den Mund aufthat, so mußte jeder merken, woran er mit ihm war.

Dagegen Zwingli? Er hatte sich ganz anders in der Gewalt als Luther. Bei diesem polterten die Worte nur so heraus aus seiner vollen Seele; Zwingli schrieb mit allem Bedacht, mit Feinheiten und mit Spitzen, mit Anspielungen und Verschweigungen. Viel höflicher weiß er zu reden, den Anstand trefflich zu wahren; wenn er mit Luther sich streitet, so ist's zuweilen, als hörte man den feingebildeten Städter mit dem groben Bauern streiten. Aber viel verletzender kann das scharfe Wort sein, das unter strenger Wahrung des äußeren Anstands gesagt ist, als das derbste Poltern des Aufrichtigen. In der Form, im Ton, in der Sprache ist Zwingli bei weitem maßvoller als Luther, aber in der Sache ist er so schroff und scharf wie dieser, ja womöglich noch verletzender.

Luthers Art kennen wir zur Genüge. Eine Probe, wie Zwingli den Streit führte, soll der geneigte Leser nun auch noch haben. Der erste Brief soll es sein, den Zwingli an Luther schrieb, als er ihm seine „Freundliche Auslegung des Handels vom Abendmahl“ zuschickte (Seite 127). Er lautet unverkürzt wie folgt:

„Huldreich Zwingli dem hochgelahrten Manne, Martin Luther seinem im Herrn aufzunehmenden Bruder.

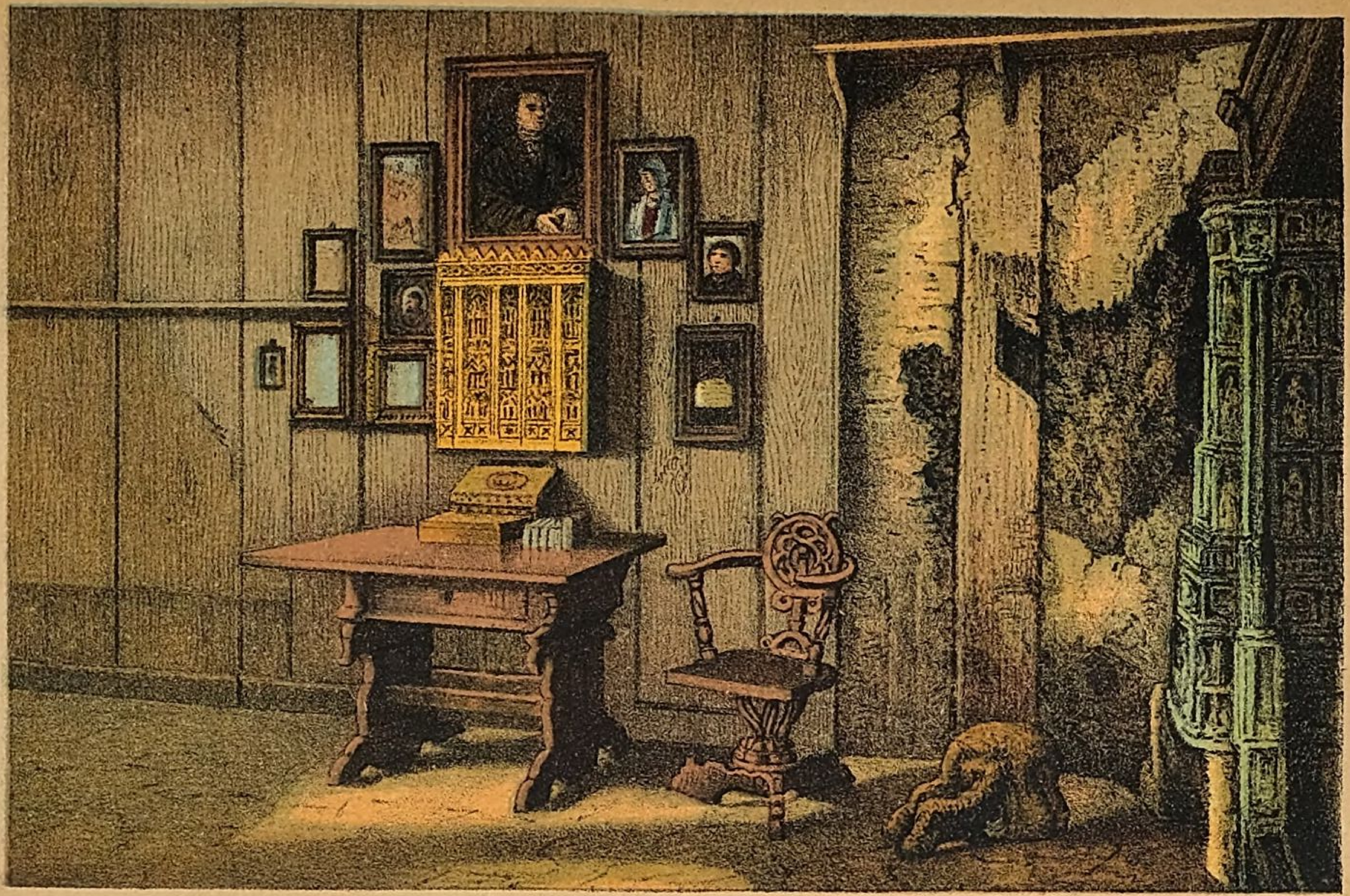
„Gnade und Friede vom Herrn. Ihr habt mich gezwungen, hochgelahrter Luther, sehr wider Willen gegen Euch beifolgende ‚Auslegung‘ zu schreiben, worin ich es ein wenig freimütig, aber

ohne allen Vorwurf mit Euch aufnehme. Ich habe Euch ja immer wie meinen Vater verehrt, wenn ich das auch nicht so durch Briefe als durch mein Verhalten sonst bezeugte, und ich werde nicht aufhören, Euch hochzuschätzen, es wäre denn, Ihr wolltet kein Ende finden, der Wahrheit hartnäckig zu widerstehen.

„Ich will in diesem Briefe ganz offen mit Euch reden. Ihr forschtet einst emsig in der Schrift, und was Ihr da ergründet habt, das bekanntet Ihr vor allen Menschen und verteidigtet es wider jede Art von Feinden. In dies alles mischte sich eine gewisse, für die Feinde unerträgliche Bitterkeit, welche wir jedoch eine Zeit lang hinuntergeschluckt haben, während die Sache selber noch einen guten Gang nahm. Als nun die Feinde Euch von Tag zu Tage heftiger bedrängten, wuchs Eure Unduldsamkeit, welche Euch nun dergestalt auf Abwege führte, daß Ihr Euch jetzt manches zu Schulden kommen lasset, was Ihr vorher am Feinde verdammtet.

„Früher wolltet Ihr alles vor das Urteil der Gemeinde bringen, jetzt seid Ihr, wenn das wahr ist, was man von Euch schreibt und erzählt, so viel an Euch ist, die Ursache, daß diese Frage vom Abendmahl nicht vor die Gemeinde kommt. Wo darf denn nun also reden, wer zur Gemeinde gehört?

„Früher verdammtet Ihr das Wüten und Morden der Päpste, jetzt schiebt Ihr die Entscheidung den Fürsten zu, jenen Menschen, die so unmenschlich und grausam, auch wenn niemand sie aufhetzt, mit Feuer und Schwert gegen die armen Unterthanen wüten, nicht nur gegen die aufrührerischen, sondern auch gegen die vielen unschuldigen, deren ganzes Verbrechen ist, daß sie glauben, was sie für wahr erkannt haben. Ihr wollt, daß die Fürsten den Glaubensstreit mit dem Schwerte zu Ende führen, ganz wie Faber (Seite 102), Murner (Band 2 Seite 10) und Eck das wollen. Denn warum habt Ihr an den Landgrafen von Hessen geschrieben: ‚jetzt müsse das Schwert die Sache ausfechten?‘ (Was hatte sich Zwingli da über Luther „schreiben und erzählen“ lassen! Wie Unrecht that er dem viel verleumdeten Manne mit allen diesen Fragen und Vorwürfen! Luther hat nie an den Landgrafen oder sonst einen Fürsten dergleichen geschrieben. Und von seiner Haltung im Bauernkriege wird auch jeder Verständige, der die



Druck u. Verlag v. H. Oeser, Neusalza. L. 75.

Lutherstube auf der Wartburg.

Wahrheit kennt, ein anderes Bild haben, als offenbar Zwingli hatte. Nach solchen grundlosen Verdächtigungen und Vorwürfen fährt Zwingli fort:)

„Darüber, hochgelahrter Luther, betrüben wir uns sehr. Nicht als ob wir uns fürchteten und ängsteten, sondern weil wir besorgen — Ihr mögt es eingestehn oder nicht — Eure Unduldsamkeit sei gar in Wut verkehrt und Ihr wendet Euch an die Gewalt der Waffen, weil Ihr verzweifelt, Eure Sache mit der Feder durchführen zu können. Und das zu einer Zeit, da noch niemand irgendwo in der Lage gewesen ist, sich wirklich einmal frei über die Sache auszusprechen. Wären wir überwiesen, so würde ja niemand etwas dagegen haben, daß die Obrigkeit strenge Maßregeln gegen uns ergriffe, wenn wir nicht wollten Vernunft annehmen.

„Nun also, da Ihr auch gar nichts vorbringt, was Euer oder der christlichen Religion würdig wäre, und die Erkenntnis der Wahrheit selbst täglich wächst, während Ihr hingegen nicht an Milde und Menschenfreundlichkeit, sondern an Verwegenheit und Härte zunehmt, so giebt es viele, die da glauben, es gehe mit Euch etwas Ähnliches vor, wie mit denen, die vom Herrn verworfen werden. (Wie fein und vorsichtig ist hier das Allerböseste gesagt!)

„Aber das widerfahre dem Luther nicht! Denn wenn er seiner Sache noch so zuversichtlich gewiß ist und er nicht allein, so bin doch ich mit vielen der Überzeugung: er wird seine Schranken wohl kennen. Denn niemand war je so vollkommen gelehrt, daß er alles gewußt, nie etwas vergessen, nie einen Fehler gemacht hätte; daher das alte Wort: ‚Zuweilen schläft auch der große Homer‘. So meine ich, daß Ihr, mein Luther, schon längst zu der Selbsterkenntnis gekommen sein müßt, daß Ihr vieles nicht wisset, wie sehr Ihr auch mit Gott auf vertrautem Fuße stehen mögt. So müßt Ihr also auch in diesem Punkte Euch sagen: ‚Wie leicht kann ich da irren!‘ Sonst möchte durch die unglückliche Verteidigung eines schwachen Punktes Eure ganze Lehre hinfällig oder wenigstens verdächtig werden.

„Denn was Ihr hofft, darin täuscht Ihr Euch völlig. Ihr fragt, was Ihr denn hoffet? Ich will's offen sagen. Ihr hofft

für die Sache, die Ihr jetzt betreibt — indem Ihr den natürlichen Genuß des Fleisches (nach römischer Lehre) aufgebt und dafür zu dem Fleische Euch bekehret, das da in Kraft des heiligen Geistes lebendig macht, womit Ihr Großes und Wunderbares betreibt — Ihr hofft, fürchte ich, dort einen Dunst zu erregen, der die Fürsten und Streitköpfe so blendet und betäubt, daß sie sagen: ‚Man darf den Leib des Herrn nicht ganz aus dem Abendmahle beseitigen‘. Aber Eure Hoffnung ist vergeblich. Denn der Leib ist sowohl im Abendmahl als in den Herzen der Gläubigen auf keine Weise sonst, als durch fromme Andacht. Niemals werdet Ihr eine andre Lehre durchsetzen. Wenn wir einmal hervorgetreten sind, werden wir all Eure Erfindungen an den Tag bringen.

„Ihr seid zu solchem Ansehen gelangt, daß Ihr meint, diese Sache sei dadurch gesichert. Nun ist unser großer Wunsch, daß Euer Ansehen ungeschmälert bleibe; jedoch wenn's nicht anders angeht, werden wir ihm doch ein klein wenig Eintrag thun.

„Was ich da sage, meine ich von Herzen gut. Wir kennen Eure Gelehrsamkeit, Eure Geisteskraft und Euern Scharfsinn, aber wir kennen zugleich die Wahrheit. Wenn Ihr fortfahrt, diese auf irgend eine Weise zu verdunkeln oder aufzuhalten, so werde ich es unerschrocken mit Euch aufnehmen.

„Aber werden solche Kämpfe der Kirche Christi zum Besten dienen? Ja. Denn es wird der Geist der Wahrheit da sein, der uns in alle Wahrheit leitet; er wird auch die Fehler, die wir machen, zum Besten wenden.

„Ihr selbst habt an den Landgrafen von Hessen geschrieben, die ganze Sache sei dem Richterstuhle Gottes übergeben. Das lasse ich gelten, aber zugleich hoffe ich, daß dieser Richter die Heuchler, welche ihre Weisheit predigen statt Gottes Wort und seine arme Herde täuschen, ans Licht bringen und ihnen ihr Handwerk legen wird. Viele prangen mit großen Worten, aber wenige leiden und thun um Gottes willen Großes. (Sollte sich Luther davon getroffen fühlen?!) Gut wird es drum sein, jenem Richter über das Prahlen und Heucheln mit Worten das Urteil anheimzustellen; gut wird's sein, alles zu tilgen, was da im Übereifer und nur für den Pöbel ist geredet worden; gut wird's sein, diejenigen, welche durch Gottes Güte

emporgekommen ihm nicht mehr dienen, sondern lieber sich selber dienen wollen, in ihrer ganzen Häßlichkeit zu brandmarken.

„Unsre Aufgabe, hochgelahrter Luther, wird die sein, nichts durch Streit erzwingen zu wollen, nichts auf unser Ansehen zu gründen, damit wir um so getroster dem Urteile jenes Richters entgegensehen können. Wir wollen doch den Papisten durch unsre Zwietracht keinen Raum geben, sich zu erholen; wir wollen auch nicht auf die Schärfe der Feder vertrauen. Denn auch andere haben eine Feder, wenn auch nicht eine gar so spitzige, so doch eine gar sichere.

„Darum, mein Luther, was Ihr auch endlich beschließet, enthaltet Euch doch der schroffen Härte. Haben wir in beifolgender „Auseinandersetzung" etwas gefehlt, so sagt's uns öffentlich, wenn Ihr es nicht lieber im Vertrauen thun wollt. Aber hütet Euch ja, daß Ihr nicht auf bösen Weg geratet; denn wir werden nicht schonen.

„Lebt wohl, und übt Euern Geist in Betrachtung des Todes und der Auferstehung Christi. Denn wenn Ihr den natürlichen Leib (Christi im Abendmahle) dabei haben wollt, so vertraut doch nicht auf dies äußere Kleid, und hoffet nicht, daß die Welt beständig so thöricht sein wird, daß sie nimmer unterscheiden lernt zwischen der Einkleidung der Worte und dem Wahrheitskern.

„Seid überzeugt, daß wir beständig Euch hoch verehren werden, wofern Ihr bleibet, was Euer Name besagt: lauter, rein, von Eigenliebe frei, daß wir aber den Schmutz der Schmähreden weniger als nichts fürchten werden.

„Nochmals lebt wohl! Und thut nichts Unbedachtes!

„Zürich, den 1. April 1527.

Huldreich Zwingli,
von Herzen der Eurige, so lange in Eurem Herzen
aufrichtige Liebe zur Wahrheit wohnt."

Wie Luther dieses Schreiben aufnahm, wissen wir aus seinen Briefen an die Freunde. „Zwingli", berichtet er am 4. Mai 1527 dem Spalatin, „hat mir einen Brief geschrieben, voll Hochmut, Verleumdung, Trotz, Haß und aller erdenklichen Bosheit, doch unter schönen glatten

Worten. So tobt dieser Geist". Und um die nämliche Zeit an Michael Stiefel: „Kein Verbrechen, keine Grausamkeit, deren mich Zwingli nicht beschuldigte, so daß auch meine Feinde, die Papisten, mich nicht so gräulich zurichten, wie jene unsre lieben Freunde, die ohne uns und vor uns nichts waren, ja nicht einmal zu mucksen wagten, aber nun steigt ihnen unser Sieg zu Kopfe, daß sie wider uns losstürmen. Das ist Dankbarkeit, das der Welt Lohn. Jetzt erst erkenne ich, was das heißt: ‚Die Welt liegt im Argen', und daß der Satan der Fürst dieser Welt ist".

Luther war noch dazu gerade in jenen Tagen reizbarer denn sonst. schwere Sorgen um Haus, Stadt und Universität, aufreibende Amtsgeschäfte, Anfechtungen Leibes und der Seele. Und nun machte ihn Zwingli herunter wie einen Schuljungen! Ihn, der wahrlich von sich sagen konnte mit dem Apostel Paulus: „Ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle" (1. Kor. 15, 10). Dazu: um des heiligen Sakraments willen griff man ihn also an, das eben in jener schweren Zeit sein besonderer, seliger Trost war!

Kein Wunder, daß die Dinge liefen, wie sie liefen, der Streit immer heftiger, der Riß immer breiter wurde.

Wir haben gehört, wie Luther den Zwingli offen einen ‚Unchristen' schalt und endlich ‚fahren ließ' (Seite 134). War es besser, wenn Zwingli in seiner „Freundlichen Auslegung", schon ehe diese Absage Luthers geschehen war, vier Sätze seines Gegners heraushob und bei jedem feierlich und ausdrücklich erklärte: „Das ist Irrtum und, wenn man dabei beharrt, Gottlosigkeit?"

So ganz sagten die beiden besten, evangelischsten Männer bei dem Streite über das Liebesmahl ihres Herrn Jesu Christi einander Glauben und Christentum ab.

Niemand konnte daran seine Freude haben, als allein die Papisten.

Neuntes Kapitel.

Das Religionsgespräch zu Marburg.

Die Folgen des Abendmahlsstreites zeigten sich auf dem Reichstage zu Speier (März, April 1529). Wir haben schon gesehen, wie die päpstlich-kaiserliche Partei den Schweizerisch-Reformierten die Zugeständnisse weigerte, welche sie den Lutheranern zu machen bereit war, und wie die Lutheraner sehr geneigt waren, ihre Sache ganz von der des Zwinglischen Anhangs zu trennen (Seite 87 ff). Luther selbst riet seinem Kurfürsten, „willig und billig dem Gebot des Kaisers wider die Wiedertäufer und Sakramentierer (worunter er eben die Schweizer mit inbegriff) zu gehorchen". Aber das Gefühl der gemeinsamen Gefahr war doch dort in Speier zu mächtig: die feindlichen Brüder reichten sich die Hand und vollzogen gemeinsam die Protestation, wie das alles schon ist beschrieben worden.

Das Hauptverdienst an der zu Stande gekommenen Einigung hatte Landgraf Philipp von Hessen. Er ließ es auch nach dem Speirer Reichstage seine vornehmste Sorge sein, zwischen Zürich und Wittenberg Frieden zu stiften. Erst wenn das gelungen war, konnte Ein festes Schutz- und Trutzbündnis alle evangelischen Fürsten und Städte umschließen, erst dann war nach menschlichem Erwägen das Werk der Reformation gesichert gegen Kaiser und Reich.

Landgraf Philipp verfiel auf den Gedanken, die Häupter der beiden evangelischen Parteien persönlich mit einander zusammenzubringen, damit sie in einem Religionsgespräch (Kolloquium) ihre Meinung austauschten. Er hoffte, daß sie so Auge und Auge über manches Miß-

verständnis hinwegkommen und ihre Einigkeit in den Hauptsachen wohl erkennen würden.

Ein kühner Plan, Luthern und Zwingli sich gegenüberzustellen. Melanchthon hatte viel Bedenken, als ihn Philipp auf dem Reichstage ins Vertrauen zog. Er wurde dann in Wittenberg krank vor Aufregung. Aber noch von Speier aus schrieb Philipp auch schon an Zwingli (am 9. Mai):

„Wir stehen in Arbeit und Handlung, den Luther, Melanchthon und dann auch andere, die des Sakraments halben Eurer Meinung sind, an gelegenem Orte zusammenzubringen, ob Gott der Barmherzige und Allmächtige Gnade verleihen wollte, daß man sich desselben Artikels (vom Abendmahl) auf Grund der heiligen Schrift vergleichen und in einhelligem christlichen Verstande leben möchte. Denn auf diesem Reichstag wissen die Papisten zur Erhaltung ihres verkehrten Lebens und Wandels sich anders nicht zu behelfen, denn daß wir, die dem reinen, lautern Wort Gottes anhangen, unter einander selbst über unsern Glauben nicht Eines Verstandes seien. Sonst wäre den Dingen leichtlich zu raten, daß das Bubenwerk (der Papisten) einmal verändert würde. Darum so langt an Euch Unser ganz gnädig Begehren, daß Wir der Euern und desgleichen der Lutherischen etliche auf benannte Zeit und Stelle bei einander bringen mögen, damit, wie oben gezeigt, die Sachen möchten auf rechten Grund zu christlichem, einhelligen Verstand gebracht werden."

Die Sache kostete den Landgrafen noch manchen Brief. Zwar die Schweizer willigten gern in seinen Plan, aber um so widerwilliger waren die Wittenberger. Melanchthon bearbeitete den Kurfürsten Johann, daß er ihm und Luthern die Reise zu dem Kolloquium nicht erlauben möge. Sah es nicht aus, als ob es ihnen mit ihrer Abendmahlslehre kein rechter Ernst wäre, wenn sie nun mit den Schweizern zusammenkamen und darüber noch disputierten, wie über eine offene Frage? Und wenn sie entschlossen waren, auf ihrer Meinung zu beharren, wozu dann das Kolloquium? Am Ende konnte die Zwietracht ärger werden, als sie bereits war.

Indessen Landgraf Philipp verhandelte ernstlich mit Kurfürst Johann und gewann dessen Zustimmung zu seinem Plane. Darauf wandte er sich mit einer Einladung an Luther selbst. Als Ort der Zusammenkunft bestimmte er seine Stadt Marburg. Hier hatte er selbst erst vor zwei Jahren eine Universität gegründet und mit lauter evange-

lischen Männern besetzt; es war also die rechte Stätte für ein offenes Zwiegespräch der feindlichen Brüder. Übrigens schrieb er Luthern nichts davon, daß Zwingli selbst ihm in Marburg gegenübertreten sollte; als Vertreter der Schweizer wurde bei diesen Verhandlungen immer nur Oekolampad genannt.

Luther antwortetete:

„Durchlauchtiger, hochgeborner Fürst, gnädiger Herr.

„Ich hab' Euer Fürstlichen Gnaden Schrift und Begehren, ohn' Zweifel aus christlicher, gnädiger Meinung an mich gethan, gern und mit hohem Fleiß empfangen, samt der Schrift meines gnädigsten Herrn Kurfürsten Johann, darin Seine Kurfürstliche Gnaden auch mit großem Fleiß anhält, zu gut der Sache Ew. Fürstl. Gnaden gute Antwort zu geben, ob Gott seine Gnade geben wollte, daß solcher Zwiespalt unter uns des Sakraments halben möchte weggethan werden. Dazu bestimmet mir Ew. Fürstl. Gnaden, Michaelstag zu Marburg einzukommen, mit dem Gegenteil gütlicher, heimlicher Weise zu unterreden.

„Fürwahr, ich glaub' gänzlich, daß es Ew. Fürstl. Gnaden ganzer Ernst und herzlich wohlgemeint sei. Darum ich auch willig und geneigt bin, solchem Ew. Fürstl. Gnaden christlichen Fürnehmen einen — als ich sorge — verlornen, vielleicht auch uns gefährlichen Dienst zu leisten. Denn ich freilich auch Lust und Lieb' zu Frieden habe, des sich andere so hoch rühmen mit dem Maul und mit der Feder, aber mit der That sich also stellen, daß keine Hoffnung da bleibe.

„Ich will aber Ew. Fürstl. Gnaden ebensomehr bei Zeiten dürre heraussagen, was ich denke. Mich siehet die Sache an, als suchte der Gegenteil durch solchen Euer Fürstl. Gnaden Fleiß ein Stücklein, daraus nichts Gutes folgen will. Nämlich, daß sie hernach rühmen mögen, wie es kein Fehl an ihnen gewesen sei, hätten solchen großen Fürsten (den Landgrafen) bewegt; und werden uns also durch Ew. Fürstl. Gnaden Namen mit Unglimpf beschweren, als hätten wir nicht Lust zu Friede und Wahrheit. Ich kenne den Teufel wohl. Gott gebe, daß ich kein Prophet sei. Ich bin nun bisher ins zwölfte Jahr mit solchen Stücken und Tücken wohl gewitzigt und oft gar sehr gebrannt.

„Denn wo das nicht ein falscher Tück, sondern rechter Ernst bei ihnen wäre, dürften sie solche prächtige Weise, als durch große, mächtige Fürsten, die wohl anders zu thun haben, nicht fürnehmen, noch fürwenden. Es thut's wohl ein dürr' Hölzlein (ein Brief, eine Schrift); sintemal wir nicht so hohen Standes, auch nicht so wild und wüst — sie hätten ihren großen Ernst zu Friede und Wahrheit, wie sie rühmen, uns durch Schrift wohl längst können anzeigen und lehren.

„Demnach, wo es Ew. Fürstl. Gnaden thun wollt', sähe ich gar gerne, daß, weil Ew. Fürstl. Gnaden ja doch sich in die Sache schlagen will, Ew. Fürstl. Gnaden bei ihrem Teil erforschet, ob sie (die Schweizer) geneigt wären von ihrer Meinung zu weichen, damit zuletzt nicht Übel ärger werde. Denn Ew. Fürstl. Gnaden kann das leichtlich bedenken, daß alle Unterredung verloren und Zusammenkommen umsonst ist, so beide Teile mit dem Vorsatz kommen, nichts zu vergeben (nachzugeben). Wie ich denn bisher nicht anders erfunden, denn daß sie auf ihrem Sinn bestehen wollen, nachdem sie unsern Grund recht gesehen, — so weiß ich ja wohl, daß ich nicht weichen kann, weil ich gewiß bin, daß sie irren, nachdem ich ihren Grund auch gesehen.

„Wenn wir dann uneins scheiden von einander, so wären nicht allein Ew. Fürstl. Gnaden Kosten und Mühe, dazu unsere Zeit und Arbeit verloren; sondern sie (die Schweizer) würden auch ihr Rühmen nicht lassen, wie sie bisher gewohnt und gethan, damit sie uns zwingen uns aufs neue zu verantworten. So wäre es denn besser, man hätt's lassen stehen und gehen, wie es jetzt stehet und gehet. Denn kurz, ich kann mich nichts Gutes zu dem Teufel versehen, er stelle sich wie hübsch er immer wolle.

„Daß aber Ew. Fürstl. Gnaden sorget, es möcht' aus solcher Uneinigkeit Blutvergießen folgen (weshalb eben Philipp den Einigungsversuch für durchaus notwendig hielt) — so weiß auch Ew. Fürstl. Gnaden, daß, wo dies folgen würde, da Gott vor sei, wir des alles unschuldig sein werden. Doch ist's nicht neu, daß die Rottengeister Blutvergießen anrichten. Das haben sie bei Franz von Sickingen zuvor und durch Karl-

stadt und Müntzer auch beweiset, da wir darnach durch Gottes Gnade ganz unschuldig erfunden sind. Christus aber, unser Herr, zertrete den Satan unter seine und unser aller Füße. Amen.

„23. Juni 1529. Ew. Fürstl. Gnaden williger

Martinus Luther.“

Schweren Herzens sagten Luther und Melanchthon zu. In den Freundesbriefen spricht Luther offen sein Mißtrauen gegen den Plan des Landgrafen aus. So schreibt er am 2. August an Johann Brismann in Königsberg:

„Der Landgraf von Hessen hat uns auf den Michaelistag gen Marburg berufen. Er will versuchen, zwischen uns und den Sakramentierern eine Einigung zu Stande zu bringen. Melanchthon und ich haben uns lange geweigert und vergebens Schwierigkeiten gemacht; endlich sind wir durch sein Ränkespiel gezwungen worden unser Kommen zu versprechen; aber noch weiß ich nicht, ob die Reise glücken wird. Wir haben keine große Hoffnung, argwöhnen vielmehr überall Fallen, die sie uns gelegt haben, damit sie sich des Sieges rühmen können. Auch Osiander von Nürnberg ist geladen, Johann Brenz (von Schwäbisch Hall) und andere; aber auch sie weigern sich tapfer zu kommen“.

Noch am 29. August riet Luther dem Brenz dringend ab, dem Rufe des Landgrafen zu folgen. „Wie sehr mich's verlangt Euch zu sehen, will ich doch lieber auf diese Freude verzichten, als sie genießen mit Gefahr für das gemeine Wohl (für das Evangelium). Ich bitte Euch, wenn möglich, kommt nicht. Wir haben anfangs entschieden abgelehnt; aber weil dieser junge hessische Held unsern Fürsten so quälte, sehen wir uns gezwungen zuzusagen. Dabei haben wir's zwei- oder dreimal gründlich ausgesprochen, daß keine Hoffnung, keine Frucht, kein Gewinn davon zu erwarten ist, sondern die Sache dadurch nur schlimmer werden wird. Aber jener bestand darauf.“

Jener, der Landgraf, war überhaupt den Wittenbergern damals sehr verdächtig. Sie versahen sich von seiner Seite immer wieder eines Gewaltstreichs, wie jüngst aus Anlaß des Pack'schen Betruges (Seite 81 ff). „Der junge Landgraf“, klagte Luther, „ist ein unruhiger Kopf und voll von großen Plänen. Der Herr hat uns in den letzten zwei Jahren zweimal vor furchtbarem Kriegsbrand behütet, der ganz Deutschland ergriffen hätte, wenn nicht unser Gott in seinem Erbarmen

mit mächtiger, wunderbarer Hand Einhalt gethan und die Anschläge zerstört hätte. So droht uns überall von unsern Freunden viel mehr Gefahr, als von unsern Widersachern."

Als nun der Michaelistag herannahte und es Zeit wurde zum Kolloquium aufzubrechen, hielt Luther noch zu Wittenberg eine öffentliche Disputation über das Abendmahl; es war, wie wenn er die Zurückbleibenden noch einmal vergewissern wollte, welches die feste Meinung sei, die er in Marburg zu verantworten gedachte. Der Weg nach Marburg wurde ihm saurer, als einst der nach Worms, aber über die Wahrheit, die er zu bekennen hatte, kam ihm auch jetzt kein Zweifel.

An der sächsischen Landesgrenze machten die Reisenden Halt und warteten auf das sichere Geleit, das ihnen der Landgraf bis dahin entgegensandte. Eine übertriebene Vorsicht, denn drüben im Hessischen hatten sie nichts zu befürchten. Aber nur zu gern ließen sich die Männer unterwegs aufhalten: nach Marburg kamen sie immer noch zu früh.

Als sie am 30. September, dem Tage nach Michael, in Marburg eintrafen, fanden sie ihren Widerpart schon vor: auch den Zwingli, den sie doch mochten erwartet haben, obwohl er ihnen nicht gemeldet war.

Zwingli war mit Freuden gekommen.

Zwar hatte er den Weg nicht viel weiter von Zürich bis Marburg, als Luther und Melanchthon von Wittenberg. Aber er mußte durch feindliches Gebiet, nämlich durch die Länder Ferdinands von Österreich, des Bischofs von Speier und des Erzbischofs von Mainz.

So getraute er sich auch nicht, bei dem Rate der Stadt Zürich um Urlaub einzukommen. Er hatte Grund zu fürchten, daß man ihn um der mancherlei Gefahren willen, womit die Reise verbunden war, nicht würde ziehen lassen. Auch schien er in der Heimat unentbehrlich. Dennoch trieb's ihn nach Marburg. Heimlich verließ er Zürich und schickte dann ein Entschuldigungsschreiben an den Großen und Kleinen Rat. „Wollet mir meine Fahrt nicht als Verachtung auslegen", bittet er, „sondern bedenken, daß mein Ausbleiben zum Nachteil der Wahrheit und zur Minderung eures Namens gereichen möchte".

Von Zürich her begleitete ihn Rudolf Kollin, Lehrer der griechischen Sprache daselbst, und auf sein Ansuchen schickte der Rat auch noch

einen aus seiner Mitte ihm nach, den jungen und zuverlässigen Ratsherrn Ulrich Funk, Glasermeister seines Zeichens.

Bern und Basel waren auch geladen. Bern folgte der Einladung nicht, aber in Basel schloß sich ihm sein Kampfgenosse Oekolompad an, und auch ein Ratsherr, Rudolf Frey. Der Baseler Magistrat stellte den Herren auf seine Kosten ein Schiff bis Straßburg.

Hier blieben die Schweizer, gastfreundlich aufgenommen, vierzehn Tage. Zwingli predigte auch einmal in Münster. Die Straßburger ordneten ihre Prediger Butzer und Hedio gen Marburg ab nebst dem wackeren Jakob Sturm, dem Haupte der Bürgerschaft (Seite 89). So waren's ihrer acht, die sich am 18. September von Straßburg zum Religionsgespräch auf den Weg machten. Am 27. langten sie in Marburg an, wo sie im Schloß Herberge fanden. Der Fürst eilte ihnen entgegen und grüßte jeden aufs herzlichste mit seinem Namen.

Zwingli kam mit großen Hoffnungen. Er konnte bei der Zusammenkunft nur gewinnen. Zwar Luthern und die Wittenberger zu seiner Abendmahlslehre zu bekehren, das mochte auch er schwerlich hoffen. So dachte er seinerseits nicht im entferntesten daran, seine Ansicht vom Abendmahl aufzugeben und die Luthersche anzunehmen. Wozu also das Gespräch? Wozu die weite Reise? Luther, das hörten wir, hielt in eben dieser Voraussicht Reisen und Reden und Zusammenkommen für höchst unnütz, ja gefährlich.

Anders Zwingli. Er hatte bei der ganzen Fahrt ins Reich seine Nebengedanken. So verdächtig Luthern der kühne und rasche Landgraf Philipp war, so glücklich war Zwingli, in ihm den Bundesgenossen gefunden zu haben, den er brauchte.

Zwingli plante einen großen Bund der Evangelischen, an dem sich die Macht des Kaisers und des Papstes, die eben wieder einig geworden waren, brechen sollte. Am 29. Juni war der Friede zu Barcelona geschlossen worden (Seite 69). Schon hatte Kaiser Karl Spanien verlassen und war nach Italien übergefahren. Er war also auf dem Wege nach Deutschland. Wenn er ins Reich kam, hatten die Evangelischen alles von ihm zu fürchten.

Da sollte nun nach Zwinglis Plan die evangelische Eidgenossenschaft wie eine starke Vorhut dem Kaiser die Alpenpässe verlegen, hinter ihr aber sollten die Evangelischen im Reiche stehen, entschlossen Gut und Blut für die Freiheit ihres Glaubens einzusetzen. Daher seine unausgesetzten Bemühungen, die Reichsstände des benachbarten Süd-

deutschlands für seine Reformation und für sein Bündnis zu gewinnen: Ein „christliches Burgrecht" sollte sie mit den Eidgenossen umschließen. Und er hatte die Genugthuung, daß, wie in der Schweiz, so drüben im Reich immer mehr Städte ihm zufielen. Straßburg, Lindau, Konstanz, Ulm, die zuvor gut Lutherisch gewesen waren, entschieden sich für Zwinglis Lehre und traten in das christliche Burgrecht ein. Das war ein großer Erfolg.

Und nun reichte Landgraf Philipp, der thatkräftigste unter den evangelischen Fürsten, ihm die Hand und lud ihn nach Marburg — brachte ihn das nicht seinem großen Ziele ein gut Stück näher?

In der That, Zwingli konnte durch seine Fahrt ins Reich nur gewinnen. Er kam mit der Hoffnung, daß auch die Wittenberger ein Auge haben würden für die gemeinsame Gefahr und darum, wenn auch Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Teilen bestehen blieben, doch die Hand reichen zu gemeinsamer Abwehr. Er kam mit der Hoffnung, wenn auch nicht Luthern, so doch den Landgrafen Philipp ganz für seine Lehre zu gewinnen, und sollten die Sachsen nicht mit sich reden lassen, ihn von diesen loszumachen und ganz in sein „Burgrecht" zu ziehen. Übrigens sprach es Kapito gegen Zwingli ausdrücklich aus: wenn man nur den Hessen für die wahre Lehre (die Zwinglische) gewonnen habe, werde man durch ihn auch die Kurfürsten von Sachsen und den Markgrafen Georg von Brandenburg mit leichter Mühe bekehren, als welche sich von dem Hessen ganz leiten und bestimmen ließen. Das hieß doch: man schmeichelte sich, die Lutherischen Fürsten allesamt Zwinglisch zu machen und so Luthern schließlich an die Wand zu drücken!

Einstweilen aber mochten Zwingli und die Seinen ehrlich daran glauben, daß es in Marburg zu einer Vereinigung mit den Wittenbergern kommen könnte. In Straßburg noch erhielt Zwingli erschreckende Auskunft über die Absichten der Papisten, so daß der Wunsch nach Verständigung im evangelischen Lager ihn lebhafter bewegen mußte, denn je.

Im Schlosse zu Marburg tauschten nun der Pfarrer von Zürich und der Fürst von Hessen ihre Gedanken aus. Zwingli schilderte die dem Protestantismus drohenden Gefahren und fand bei Philipp ein offenes Ohr dafür. Auch in das christliche Burgrecht einzutreten spürte Philipp nicht übel Lust. Die Bundesgenossenschaft der Städte konnte ihm wohl zu Statten kommen, wenn er, wie er willens war, seinen Schützling Ulrich von Württemberg wiedereinsetzte in sein Herzogtum.

Dieser junge Fürst war nämlich im Jahre 1519 durch den schwäbischen Bund seines Thrones und Landes verlustig gegangen; Württemberg gehörte jetzt dem Hause Österreich. Da nun Philipp einst am Württembergischem Hofe war erzogen worden, gedachte er auch etwas für den jungen Herzog Ulrich zu thun, der sich an ihn um Hilfe wandte Luther hatte nicht Unrecht: dieser Landgraf Philipp hatte immer kriegerische Abenteuer im Kopfe. Was ließ sich nun machen, wenn Philipp im Süden die Städte und die Eidgenossen zu Bundesgenossen hatte! Aber freilich konnte er seine Lutherischen Vettern und Freunde darum nicht vor den Kopf stoßen. Also: Beilegung des Religionsstreites zwischen den Sachsen und Schweizern, das blieb immer wieder die notwendige Vorbedingung einer glücklichen gemeinsamen Unternehmung.

Drei Tage lang hatten Philipp und Zwingli Zeit zu politischen und theologischen Unterredungen, bis die Wittenberger kamen. Inzwischen predigten die fremden Gäste einer nach dem andern: am 28. Oekolampad, am 29. Zwingli, am 30. Hedio.

Donnerstag den 30. vormittags trafen Luther und Melanchthon ein, mit ihnen die Wittenberger Professoren Jonas und Kreuziger und der Pfarrer Mykonius von Gotha. Luther stieg zuerst im Gasthause zum Bären ab; aber auch er mit seinen Gefährten wurde vom Landgrafen aufs herzlichste bewillkommt und erhielt Tisch und Herberge im Schlosse.

Der Tag verging mit freundlichen Begrüßungen. Oekolampad suchte Luthern gleich nach der Mahlzeit auf, ebenso den Melanchthon. Die Straßburger brachten Luthern einen Brief von seinem Freunde, dem Juristen Gerbel mit. Als er den las, meinte er: „Der schreibt von guten Leuten; wenn ihr also seid, so steht die Sache desto besser“. Butzer konnte eigentlich kein gutes Gewissen gegen Luther haben; er hatte nämlich Luthern dadurch bitter gekränkt, daß er einer lateinischen Übersetzung seiner Kirchenpostille eine Vorrede beigab, worin er Zwinglis Abendmahlslehre vortrug, wie er auch sonst das, was Luther in seinen Predigten sagte, durch beigefügte Anmerkungen besserte und widerlegte. Das hatte zu heftigen Auseinandersetzungen geführt; jetzt war Luthers Zorn verraucht — nur drohte er Butzern mit dem Finger und sagte: „Ihr seid ein Schlingel!“

Davon wird nichts gemeldet, daß auch Zwingli und Luther sich besucht hätten.

Freitag, den 1. Oktober, veranstaltete Philipp vorläufige Unterredungen zwischen Luther und Oekolampad einerseits, Melanchthon und Zwingli andrerseits. So hatte er sie absichtlich gepaart, damit nicht die beiden Hauptgegner gleich von vornherein aufeinanderplatzten.

Melanchthon und Zwingli verständigten sich über etliche Glaubensartikel, welche neben dem Artikel vom Abendmahl beiläufig Gegenstand des Streites gewesen waren; jedoch als sie dann auf das Abendmahl zu reden kamen, war's mit der Einigkeit zu Ende. Noch weniger näherten sich Luther und Oekolampad, da sie gleich auf diesen Hauptpunkt, die Abendmahlslehre, zugekommen waren.

Sonnabend, den 2., sollte nun das eigentliche Kolloquium beginnen. Es sollte ein ‚öffentlich, freundlich, undisputierlich Gespräch' sein. Viele waren herbeigeeilt, davon Zeuge zu sein. Doch blieb die Öffentlichkeit beschränkt. Zwingli zwar wollte, daß jedermann zuhören solle, der da wäre und zuzuhören begehrte. Luther meinte, das sei weder gut noch fruchtbar. So entschied der Landgraf mit seinen Räten, daß der Zutritt nur den Fürsten, Herren, Edlen, Botschaftern frei sein solle und den Gelehrten insonders der Hohen Schulen Marburg, Wittenberg u. s. w. Er selbst mit seinem Schützling Ulrich von Württemberg war der allereifrigste Zuhörer.

Einer wäre gern dabei gewesen, und nicht nur als Zuhörer: Karlstadt. Er hatte auch bei dem Landgrafen um freies Geleit zum Kolloquium nachgesucht; der hatte ihn nicht eben abgewiesen, aber ihn geheißen mit den Wittenbergern zusammen auf deren Geleitsbrief zu kommen. Aber Karlstadt war nicht mehr in Wittenberg; sein abenteuerlicher Drang hatte ihn von Sachsen fortgetrieben. Zur Zeit lebte und wirkte er in Ostfriesland, nicht ohne Beifall und Anhang. Luthern sich anzuschließen war ihm unmöglich, und so blieb er davon.

Noch waren auch die süddeutschen Lutheraner nicht eingetroffen: Osiander von Nürnberg, Brenz von Schwäbisch Hall, Stephan Agrikola von Augsburg. Sie kamen am selben Sonnabend.

Inzwischen begann früh um 6 Uhr das öffentliche Kolloquium. Der Fürst hatte ein Zimmer im östlichen Flügel des Schlosses dazu hergegeben; aus den Fenstern sah man die schön gelegene Stadt und die berühmte Kirche der heiligen Elisabeth.

Man verhandelte deutsch, gegen Zwinglis Wunsch, der mit seinem Latein sich besser verständlich zu machen hoffte als mit seinem Schweizerdeutsch. Auch mit einem andern Antrage drang Zwingli nicht durch.

Er wollte, daß die ganze Unterredung nachgeschrieben werden sollte. Aber Luther meinte, an diese Niederschriften würde sich nur nachträglicher Streit hängen. Und so sah man davon ab. Das hinderte aber nicht, daß man auf beiden Seiten sich Aufzeichnungen machte.

Im Namen des Fürsten, der von der Eröffnung an zugegen war, begrüßte dessen Kanzler die Männer beider Parteien in feierlicher Anrede, vermahnte sie ihre bisherigen Anfeindungen bei Seite zu lassen, nicht das Ihre zu suchen, sondern die Ehre Christi, die Einigkeit der Kirche und die lautere Wahrheit.

Hierauf wurde zuerst Luther aufgefordert, das Wort zu nehmen. Er wandte sich an den Landgrafen. „Hochgeborner Fürst, gnädiger Herr", sagte er. „Ich zweifle nicht, daß das Gespräch in guter Absicht ist veranstaltet worden. Vor zwei Jahren hätte ich mich nimmer drauf eingelassen, denn es war, das wußte ich, genug geschrieben von beiden Seiten und kein neuer Grund mehr zu finden Für oder Wider. Ich hatte meine Meinung klar ausgesprochen, so daß ich drauf bestehen will bis an mein Lebensende. Und mein Wille war, nun auch nichts mehr zu der Sache zu schreiben. Aber da seit dem Speirer Reichstag der Herr Landgraf dieses Gespräch betrieben, habe ich zugesagt: nicht als ob ich wollte meine Meinung ändern, welche bei mir gänzlich feststeht, sondern daß ich Rechenschaft gebe von meinem Glauben und worin die andern irren. Ehe wir aber anfangen vom Abendmahl zu disputieren, muß ich etliche Lehren vorbringen, deren die Kirchen von Zürich, Basel und Straßburg sich rühmen — und irren darin, dünkt mich, sehr, wenn sich's also verhält — nämlich die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Person Christi, von der Erbsünde. So beschuldigen sie mich auch, ich halte nicht recht vom Fegefeuer, von der Rechtfertigung aus dem Glauben und anderem."

Zwingli und Oekolampad versicherten hierauf, daß sie in diesen Stücken die rechte Lehre hätten; des Zeuge seien ihre Bücher und Gemeinden. Sie verlangten, daß man vom Abendmahl sich unterrede; denn dazu sei man zusammengekommen. Zum Schluß wollten sie gern auch über die übrigen Artikeln und über den ganzen Handel Rede stehen.

Luther war damit einverstanden. Doch, sagte er, ihre Bücher stimmten mit ihrer Erklärung nicht. Er habe das aussprechen müssen, damit man daheim nicht sage, er habe das Maul nicht dürfen aufthun.

Nach diesem Vorspiel handelten sie nun mit einander vom Abendmahl. Von Seiten der Wittenberger sprach fast nur Luther, von Sei-

ten der Schweizer beide, Oekolampad und Zwingli. Sie redeten doch ganz anders mit einander, da sie sich Auge in Auge sahen, als sie wider einander geschrieben hatten. „Liebster Herr“, „Euer Lieben“ und andre höfliche, freundliche Reden tauschten sie herüber und hinüber, und wenn einer einmal im Eifer des Gefechts hitzig oder anzüglich wurde, so machte er's wohl nachher mit einem Worte der Entschuldigung wieder gut.

Luther bestand mit eiserner Festigkeit auf den Worten: „Das ist mein Leib“. Vor diesen Worten und ihrem buchstäblichen Verstande sollte jeder Einwurf verstummen, jede andre Schriftstelle darnach erklärt werden. Die Schweizer ließen diesen Standpunkt nicht gelten. Diese Worte sind an und für sich gar nicht so klar, sagten sie; darum müssen sie erklärt werden aus andern klaren Stellen der heiligen Schrift. Und darauf gingen sie nun aus, andere Schriftstellen beizubringen, welche den Einsetzungsworten zur Erklärung dienten. Da wies denn Zwingli wieder mit allem Nachdruck auf Joh. 6 hin (Seite 130).

„Die Stelle,“ sagte er zu Luther, „bricht Euch den Hals“.

„Rühmt Euch nicht zu sehr!“ erwiderte dieser. „Die Hälse brechen nicht also. Ihr seid in Hessen, nicht in der Schweiz“. Und beklagte sich heftig darüber, daß Zwingli solche Reden führe.

Zwingli verteidigte sich. „Im Schweizerland hält man auch gut Gericht und Recht und bricht niemandem den Hals wider Recht. Es ist aber bei uns Landesart, also zu reden, wenn wir sagen wollen, einer hab' eine verlorene Sach', also auch die Rede Christi Joh. 6 Eure Lehre niederlegt“.

Landgraf Philipp mengte sich da selber drein und begütigte Luthern: der Doktor solle die Art zu reden nicht so genau nehmen.

Darüber war's Mittag geworden (10 Uhr); man brach das Gespräch ab und ging zur Mahlzeit.

Nachmittags disputierten sie wieder. Das Gespräch wurde sehr theologisch, so daß ein einfacher, ungelehrter Christenmensch da nicht mehr mitkann. Luther erklärte: wenn Christus vom Brote sage ‚das ist mein Leib‘, so sei das eine „eingefaßte Red'“; Synekdoche nennen's die Gelehrten. So sage man wohl auch: ‚das ist mein Schwert‘ und meine die Scheide, oder ‚das ist mein Krug‘ und meine das Bier im Kruge.

Zwingli dagegen brachte seinen alten Beweis vor, Christi Leib könne nicht überall im gesegneten Brote sein, weil er vielmehr im Him-

mel sei an einem bestimmten Ort (Seite 130). Es war für die, welche die von beiden Seiten gewechselten Streitschriften kannten, bei dem ganzen Gespräch nicht viel Neues zu hören.

Luther fand auch kein Wohlgefallen an dem Streiten. Er hielt es doch für unnütz. Zweimal forderte er an diesem Nachmittage den Melanchthon auf, für ihn einzutreten. „Ich hab' mich müde gewaschen," sagte er, führte aber doch dann immer wieder das Wort.

Der Tag ging vorüber, ohne daß man sich über den Hauptpunkt irgendwie verständigt hätte.

Am andern Tage, Sonntag den 3. Oktober, hielt Luther die Predigt. Sie handelte über das Sonntagsevangelium vom Gichtbrüchigen (Matth. 9, 1—8). Ohne auf das Kolloquium und seinen Gegenstand sich einzulassen, predigte er auf Grund dieses Textes über „den großen, hohen Artikel des Glaubens, der da heißet: Vergebung der Sünden. Wo er recht verstanden wird, machet er einen rechtschaffenen Christen und giebt das ewige Leben". Dabei bekannte er: „Ich habe nun selber so viel Jahre drüber gelernet und mit allem Fleiß getrieben — mehr denn keiner derer, die sich dünken lassen, sie können's — mit Predigen, Schreiben, Lesen u. s. w.; dennoch kann ich mich keiner Meisterschaft rühmen und muß froh sein, daß ich ein Schüler bleibe mit denen, die erst anfangen zu lernen".

Die Predigt fand in der Frühe statt, und so konnte man nachher bis zur Mahlzeit (10 Uhr) wieder disputieren. Man kam auch heute nicht vom Flecke. Zwingli mochte vorbringen, was er wollte — Luther steifte sich auf die Worte: „Das ist mein Leib". Zwingli warf ihm vor, daß er ja immer nur behaupte, was zu beweisen sei (eine petitio principii nennen das die Gelehrten und erkennen es für einen unverzeihlichen Fehler). Gleichviel: Luther hatte die Worte mit Kreide auf den Tisch geschrieben; er hob die Decke auf, die darüber gebreitet lag, und wies sie dem Zwingli.

Wurden sie nicht einig, so lange sie über die Lehre der heiligen Schrift stritten, so konnte es noch viel weniger helfen, als man am Nachmittage die Kirchenväter vornahm. Oekolampad und Zwingli gaben sich viel Mühe, zu beweisen, daß ihre Abendmahlslehre schon bei den angesehensten Lehrern der alten Kirche sich fände. Als das auf Luther keinen Eindruck machte, brachen sie ab.

Noch einmal ermahnte der hessische Kanzler die beiden Parteien, sich zu einigen. Hierauf erklärte Luther, es gebe nur Einen Weg zur

Einigung, daß nämlich die Schweizer dem Worte Gottes die Ehre gäben. Wogegen diese eifrig protestierten: ihre Lehre sei in Gottes Wort wohl begründet und Luther seines Irrtums überwiesen. Luther: „Wie euch mein Text (‚Das ist mein Leib‘) nicht überzeugt, so wenig rühren mich eure Beweise“.

Nun dankte Luther noch seinen Gegnern für die freundliche Haltung im Gespräch, bat den Zwingli insonderheit um Verzeihung, falls er verletzende Rede wider ihn geführt habe: „ich bin auch Fleisch und Blut“, bekannte er. Er wolle sie nun fahren lassen, sie dem gerechten Gerichte Gottes befehlen; der werde wohl finden, wer Recht habe. „Bittet Gott, daß ihr euch bekehret“.

Oekolampad: „Bittet auch Ihr darum, Euch thut's auch not“.

Auch Zwingli bat Luthern, ihm bittre Worte zu verzeihen. „Immer habe ich Eure Freundschaft von Herzen begehrt, und verlangt mich noch jetzt darnach“. Die Thränen traten ihm in die Augen: so war die Hoffnung, mit den Wittenbergern eins zu werden, zerronnen wie ein schöner Traum!

Als das Gespräch schon beendet schien, erhob sich noch Jakob Sturm, der Stadtmeister von Straßburg, und erinnerte daran, daß Luther zu Anfang der gepflogenen Unterredung (Seite 151) auch der Gemeinde Straßburg vorgeworfen habe, sie dulde Irrlehren über die Dreieinigkeit u. s. w. Das könne die Christenheit von Straßburg sich nicht gefallen lassen, und so sei er mit zweien Predigern seiner Stadt hier, gegen solche Vorwürfe Verantwortung zu thun. So möge man denn dem Martin Butzer das Wort vergönnen zur Verteidigung.

Nach kurzer Beratung gestattete der Fürst dem Butzer, zu reden. Dieser trug die Lehren vor, zu denen die Straßburger Gemeinde sich bekannte, und forderte dann von Luther, daß er nun auch sein Urteil darüber abgebe. Luther verweigerte das. „Ich will nicht euer Lehrmeister sein. Meine Schriften und mein Bekenntnis habt ihr“. Und so übergab er auch die Straßburger dem Gerichte Gottes.

Damit endete das Religionsgespräch zu Marburg. Zwei Tage hatte es gewährt. Nichts von dem, was der Landgraf davon gehofft hatte, war eingetreten; es schien, als sollten Luthers trübe Prophezeiungen Recht behalten.

Aber so ließ Philipp seine feindlichen Gäste nicht auseinandergehen. In der Sache zwar hatten sie sich nicht verständigt, aber der persönliche Verkehr hatte doch auf ihr gegenseitiges Verhalten wohlthätig gewirkt.

Er bat sie noch zu bleiben, um ferneren Rat mit ihnen zu pflegen. Und nun nahm er die Männer vor in freundlichem, vertrautem Gespräch, lud sie zu Tisch und veranlaßte die einzelnen noch zu privaten Unterredungen.

Diese privaten Unterredungen führten wirklich noch zu einem erfreulichen Ergebnis. Nämlich Zwingli und Genossen meinten, man sollte wenigstens über die Punkte, worüber man einig sei, ein gemeinsames Bekenntnis aufstellen. Luther übernahm das und stellte fünfzehn Sätze auf: von der Dreieinigkeit, von der Person Christi, von der Erbsünde, von Glauben und Rechtfertigung, vom Worte Gottes, von der Taufe, von guten Werken, von weltlicher Obrigkeit und kirchlichen Ordnungen, von der Beichte und vom Abendmahl. Er nahm nicht etwa sonderlich Rücksicht darauf, ob seine Artikel auch den Schweizern gefallen möchten, im Gegenteil, er legte blank und klar sein Glaubensbekenntnis darin nieder. Aber doch vermied er Anspielungen und Spitzen.

Und so geschah es, daß Zwingli und Genossen, gewiß zu Luthers Verwunderung, ohne Widerspruch seinen Artikeln beitraten, mit Ausnahme natürlich des letzten Artikels vom Abendmahl. Aber auch über diesen einigte man sich teilweise. So lautete denn der letzte von diesen fünfzehn Artikeln, welche unter dem Namen der „Marburger Artikel“ bekannt sind, wie folgt:

„Zum Fünfzehnten glauben und halten wir alle von dem Abendmahl unsers lieben Herrn Jesu Christi, daß man beide Gestalten (Brot und Kelch) nach Einsetzung Christi gebrauchen soll: daß auch die Mess' nicht ein Werk ist, womit einer für den andern, Toten oder Lebendigen, Gnad' erlange (gegen die stillen Messen); daß auch das Sakrament des Altars sei ein Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi und die geistliche Nießung desselbigen Leibes und Blutes einem jeglichen Christen vornehmlich vonnöten, desgleichen der Brauch des Sakraments, wie das Wort, von Gott dem Allmächtigen gegeben und geordnet sei, damit die schwachen Gewissen zum Glauben und zur Liebe zu bewegen durch den heiligen Geist.

„Und wiewohl wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brot und Wein, dieserzeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Teil gegen den andern christliche Liebe erzeigen, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle. Amen.“

Folgen die Unterschriften: Martin Luther, Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Andreas Osiander, Johannes Brenz, Stephan Agrikola, Johannes Oekolampadius, Ulrich Zwingli, Martin Butzer, Kaspar Hedio.

Das war doch ein Erfolg, den sich niemand konnte träumen lassen, als Luther und die Schweizer ihre letzten Streitschriften wechselten! Das war ja in der That die ersehnte Union, d. i. Einigung der beiden evangelischen Parteien. Was wollte die kleine Meinungsverschiedenheit im letzten Artikel besagen, wenn man in den Hauptstücken des christlichen Glaubens sonst eins war?

Was am Sonnabend und Sonntag noch ein unerfüllbarer Wunsch schien, das hatte der Montag mit überraschender Leichtigkeit zu Stande gebracht. Was blieb noch viel zu wünschen übrig?

Ach, doch noch vieles! Während man sich von beiden Seiten dazu verstand, die fünfzehn Artikel zu unterschreiben, war doch immer wieder der Eifer Luthers um die rechte Lehre dazwischen getreten, wenn's nun wirklich zu Bund und Handschlag kommen sollte.

Jene Worte im fünfzehnten Kapitel, daß ein Teil dem andern christliche Liebe erzeigen solle, „sofern jedes Gewissen immer leiden kann", klingen gewiß freundlich und entgegenkommend; in Wahrheit aber waren sie das Ergebnis herber Auseinandersetzungen.

Nämlich der Landgraf, der schon glücklich am Ziele zu sein wähnte, verlangte von den beiden Widerparten, sie sollten sich in diesem Schlußartikel ausdrücklich als Brüder anerkennen.

Die Schweizer waren gern bereit. Zwingli versicherte: „Es sind keine Leut' auf Erden, mit denen ich lieber wollte eins sein, denn mit den Wittenbergern", und bot Luthern unter Thränen die Hand.

Luther ließ sich nicht bewegen. „Ihr habt einen andern Geist als wir", sagte er. Ein hartes Wort, das ihm die Schweizer bitter nachgetragen haben.

Daß aber dieser Luther auch gar so unbeugsam war und den wackeren Männern die Bruderhand weigerte, die sie ihm so freundlich entgegenstreckten! Ja, eben diese Freundlichkeit und Nachgiebigkeit war ihm gerade verdächtig. Er begriff die Schweizer nicht. Da stritten sie nun mit ihm so eifrig um die rechte Deutung des Nachtmahls Christi und wollten dann doch seine „Brüder" sein, als ob sie nichts weiter trennte. So war es ihnen am Ende gar nicht Ernst mit ihrer Lehre? Vielleicht hielten sie nur darum so zäh an ihr fest, weil sie

meinten, eine Sinnesänderung vor ihren Gemeinden daheim nicht verantworten zu können — also aus Menschenfurcht! Denn von Rechts wegen mußte sie das klare Schriftwort, auf das er sie immer hingewiesen, ihres Irrtums überführt haben. Wie nachgiebig waren sie in allen andern Lehren gewesen! Luther meinte doch ganz genau zu wissen, daß sie über Erbsünde, Taufe, Person Christi u. s. w. in ihren Schriften anders gelehrt hatten als er, und nun waren sie in allen diesen Stücken so ohne Weiteres den von ihm aufgestellten Artikeln beigetreten! Dahinter mußte irgend welche Falschheit stecken!

Solche Gedanken bewegten Luthern und machten ihn mißtrauisch. Als er's dann aussprach: „Ihr habt einen andern Geist als wir", sagte er nur offen heraus, was er trotz des freundlichen Verkehrs mit den Gegnern während der ganzen Tage tief in der Seele empfunden hatte.

Und so ganz unrecht hatte er damit nicht. Zwingli war von anderer Art als Luther. Hätte Zwingli Luthern seine politischen Pläne mitgeteilt, dieser würde mit Abscheu davon gehört haben. Ein Kriegsbündnis wider den Kaiser, Verteidigung des Evangeliums mit dem Schwert — das waren ganz unchristliche Gedanken in Luthers Augen. Hätte er diese Bestrebungen Zwinglis gekannt, er würde ihn nun erst recht zu Münzer und Karlstadt, kurz zu den Aufrührern und Schwarmgeistern gezählt haben.

Nun, man weihte ihn nicht ein. Aber er mißtraute. Und darum konnte er die Schweizer nicht für „Brüder" anerkennen. „Christliche Liebe" wollte er ihnen gern zugestehen, die Liebe nämlich, die ein Christ auch seinem Feinde schuldig ist.

Konnte ihn denn nicht Melanchthon milder stimmen? Ja — wer sollte das denken? — Melanchthon bestärkte trotz seines weicheren und zugänglicheren Wesens Luthern noch in seiner schroffen Haltung. Und zwar darum, weil er wie Zwingli politische Hintergedanken hatte. Freilich gingen diese Hintergedanken in einer ganz anderen Richtung als Zwinglis. Er hatte auf dem jüngsten Reichstage zu Speier wohl bemerkt, daß die kaiserlich-päpstliche Partei viel eher bereit war, den Lutheranern Zugeständnisse zu machen, als den Zwinglianern. Darauf baute er seine Zukunftshoffnungen. Er glaubte, daß eine Aussöhnung mit Kaiser und Reich für die Lutheraner wohl noch möglich wäre. Dann aber durfte man sich mit den allzu unruhigen Schweizern nicht tiefer einlassen; im Gegenteil, ein Bruch mit ihnen konnte die Aussichten auf die Freundschaft des Kaisers nur stärken. Daher that der fried-

liche Melanchthon dort in Marburg das Möglichste, einen wirklichen Friedensschluß zu hindern. So blieb's beim Waffenstillstand. „Christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann", das war alles, was die Lutheraner zugestehen mochten.

Bitter klagt nachher Butzer in einem Freundesbrief über diese Haltung Melanchthons. „Der Fürst", erzählt er, „hob an in Luther und die Seinen zu dringen, daß sie uns als Brüder anerkannten, aber vergebens. Luther gab schon einmal seine Zustimmung, aber Melanchthon stimmte ihn bald wieder um. Melanchthon hält zum Kaiser und zu Ferdinand".

Eines begehrten die Schweizer noch, nämlich daß man sich des heftigen Schreibens wider einander enthalte. Dazu waren die Wittenberger bereit, wo auch der Widerpart sich dazu verpflichten wolle. So versprachen sie sich zum Abschiede, künftighin freundlich mit einander zu handeln. Ob sie's auch halten werden?

Alle diese Verhandlungen spielten am Montage, dem 4. Oktober. Am Dienstag früh ritt zuerst der Landgraf von Marburg weg. Er war seinen Gästen ein trefflicher Wirt gewesen. Sie alle rühmten nachher in ihren Briefen seine fürstliche Gastfreundschaft.

Auch Luther nahm eine viel bessere Meinung von ihm mit hinweg, als er mitgebracht hatte. Er hatte ihn kennen gelernt als einen „fürtrefflichen, frommen, verständigen Fürsten", der in seinem Lande guten Frieden hielt. Von eben diesen Marburger Tagen erzählt er später einmal seinen Tischgenossen: „Da ging Seine Fürstliche Gnaden wie ein Stallbub einher (in geringer Kleidung), daß ihn niemand hätte für den Landgrafen angesehen, und ging doch mit hohen, großen Gedanken um".

Am selben Dienstag nachmittag brach Luther mit den Seinigen von Marburg auf. Unmutig war er gekommen; auch da er heimkehrte, war sein Gemüt bekümmert. Wie er vorausgesehen, hatte das Streitgespräch keine Frucht gebracht. Dazu lag ihm der drohende Türkenkrieg und manche andre Sorge auf der Seele.

Zwingli kehrte in ganz andrer Stimmung heim. In den theologischen Unterredungen schrieben er und seine Genossen sich unbedingt den Sieg zu. Und für seine politischen Pläne hatte er bei Landgraf Philipp volles Verständnis gefunden. Einem Freunde berichtete er am Tage nach seiner Rückkehr triumphierend von seinem Marburger

Erfolge. Er warf da seinem Gegner Luther ‚unzählige Widersprüche, Sinnlosigkeiten und Thorheiten‘ vor und fuhr dann fort:

„Aber er ist widerlegt worden von uns, so daß selbst der Landgraf unserer Meinung geworden ist, obgleich er etlicher Fürsten wegen seine Ansicht noch nicht öffentlich bekennt. Am hessischen Hofe sind beinahe alle von Luther abgefallen. Der Fürst hat erlaubt, daß unsre Bücher ungestraft gelesen werden dürfen. Er wird nicht ferner dulden, daß Geistliche, die unsre Meinung teilen, vom Amte entsetzt werden. Die Wahrheit siegte so offenkundig, daß wenn je einer überwunden worden, Luther, der anmaßende und unbändige Mann, sichtlich überwunden worden ist, vor jedem verständigen und gerechten Richter, obwohl er immer rief, er sei unüberwunden.

„Auch das Gute haben wir erreicht, da wir in den übrigen Glaubenssätzen der christlichen Religion einstimmig geworden, daß die Papisten nun nicht mehr hoffen können, daß Luther der Ihrige werde“. Wer von den Papisten hoffte das wohl? Und bedurfte es dazu der Marburger Artikel, um Luthern von dem Verdacht zu reinigen, daß er zu den Papisten neige?

Seine politischen Erfolge deutet Zwingli nur geheimnisvoll an: „Ich glaube, wir haben auch anderes mitgebracht, was zum Schutze der Religion und wider die Tyrannei des Kaisers dienen soll; davon will ich Euch seinerzeit ausführlicher berichten.“

So hatte jeder Teil über das Marburger Gespräch seine eigenen Gedanken. In Wahrheit war dadurch nichts entschieden, sondern nur ein Waffenstillstand geschlossen zwischen den gleich starken Gegnern. Ob der hessische Hof wirklich Zwinglisch geworden war, mußte ja bald an den Tag kommen.

Das war die erste und letzte Begegnung Luthers mit Zwingli.

Zwar sind die beiden Parteien noch gar manchmal aneinandergeraten; auch an Verhandlungen zum Frieden hat es zwischen ihnen nicht gefehlt, und erst in einem spätern Kapitel (von der Wittenberger Konkordie) wird es an der Zeit sein, über Luthers Verhalten in der ganzen Sache ein Urteil zu geben. Doch so viel schon jetzt:

Das Gespräch von Marburg war entscheidend für die dauernde Spaltung der Lutherischen und der reformierten Kirche. Evangelische Kirchen sind sie beide, wie denn auch ihre tiefgehende Übereinstimmung

in den Marburger Artikeln niedergelegt worden ist; aber wie sie in Einem Artikel sich nicht einigen konnten, so blieb auch ein Unterschied der Art und des Bekenntnisses. Schwestern sind sie, die zu einander gehören, aber einen verschiedenen Charakter haben.

Was hat nun heute, nach 350 Jahren, ein evangelischer Christ von den Marburger Tagen zu halten?

Was wir von dem Kolloquium erzählt haben, lehrt, daß die Theologen sich dort in der wissenschaftlich-gelehrten Weise damaliger Theologie unterredeten, in einer Weise, für die ein evangelischer Laie kein Verständnis zu haben braucht. Schwerlich würden gegenwärtig um solcher Meinungsverschiedenheiten willen evangelische Männer und Kirchen sich trennen. Denn standen sie sich nicht auch in der Lehre vom Abendmahl sehr nahe, wenn die einen sagten: ‚Der wahre Leib Christi wird im Abendmahl genossen. aber geistlich‘, und die andern: ‚Ja, der Leib Christi wird geistlich genossen, das ist die Hauptsache, aber zugleich wird er auch leiblich genossen‘? Wir streiten heute um andere Dinge, und auch Glieder derselben Kirchengemeinschaft, sowohl der Lutherischen, als auch der reformierten, machen sich über Christi Gegenwart im Abendmahl ihre besonderen Gedanken, ohne daß deshalb die Losung gleich lautete: Brechen und austreten!

Man hat wohl etwas lernen müssen in den 350 Jahren. Die Zeiten ändern sich, und im Wechsel der Zeiten ändern sich auch die Menschen, ändern sich auch die Dinge, um welche der Kampf der Geister sich dreht. Die Gegensätze verschieben sich; hier wird die Kluft enger, dort weiter.

Damals erregten auch gelehrte theologische Fragen die Menge der Laien aufs tiefste. Mit theologischen Gründen — so weit das dem Ungelehrten möglich war — wurde in Hütten und Schlössern, in Schenken und Rathäusern heftig darüber gestritten, ob und wie der Herrenleib im heiligen Sakramente gegenwärtig sei. Diese Frage zerschlug Bündnisse, entschied das Schicksal von Städten und Ländern, bestimmte Krieg und Frieden.

Im Kampf um diese Frage stand Luther seinen Mann. Viel verhandeln und schwanken, horchen und zugeben war seine Sache nicht. Was er als die göttliche Meinung der heiligen Schrift erkannt hatte, darauf stellte er sich mit beiden Füßen und sah weder rechts noch links. Gefällt euch das nicht und ihr wolltet ihn gern freundlicher und biegsamer haben?

Wenn er euch zu Worms gefällt, so laßt ihn auch zu Marburg euch gefallen. Es ist derselbe im Feuer innerer Erfahrungen geglühte Stahl, der den Felsen Roms gesprengt hat und der auch durch des Landgrafen Zureden und Zwinglis Thränen sich nicht erweichen ließ: hart überall, wo's ihm die göttliche Wahrheit gilt.

Seine Beweisführung mag zuweilen mangelhaft sein, seine Kampfesart menschlich. Wie es denn keinem Zweifel unterliegt, daß die einfache Berufung auf die Worte „Das ist mein Leib" in der Streitfrage zwischen ihm und den Schweizern nicht entscheiden kann. Denn das Wörtchen „ist", worauf doch für Luther alles ankommt, hat der Heiland wahrscheinlich gar nicht gesprochen! Das Neue Testament ist bekanntlich in der griechischen Sprache geschrieben, und steht da zu lesen, wie in der deutschen Übersetzung: „Das ist mein Leib". Aber der Heiland hat mit seinen Jüngern nicht Griechisch, sondern Hebräisch geredet. Und nun ist es die Art der hebräischen Sprache, daß sie in solchen Sätzen des verbindenden Zeitworts ‚sein' entbehrt. Also wird der Heiland gesagt haben: „Das — mein Leib". Es geht mithin nicht an, sich auf die drei Buchstaben zu steifen: „ist".

So hat auch Luther bei anderer Gelegenheit den Grundsatz aufgestellt, daß streitige und dunkle Stellen der heiligen Schrift durch solche müssen erklärt werden, welche unmittelbar klar sind, ein Grundsatz, den die Schweizer zu ihren Gunsten verwendeten (Seite 152. Vgl. Band 2 Seite 333 f). Und es war doch eben nur Luthers Überzeugung, das die Worte „Das ist mein Leib" keine anderweite Erklärung brauchten noch vertrügen. Er hätte darin wohl den ernsten Zweifeln der Gegner mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen mögen.

Aber da kommen wir ja schon wieder in die Theologie hinein. Und davon will heutzutage auch ein frommer Laie wenig wissen. Mit Recht: man lasse den Gelehrten die gelehrten Streitigkeiten und vertraue darauf, daß die Wahrheit, wenn sie ins Gedränge kommt, auch wohl unter den Gelehrten ihren Ritter finden wird.

Dagegen zweierlei kann und soll jeder fromme evangelische Christ dort zu Marburg lernen:

Erstens, was das heilige Abendmahl betrifft, daß Luther mit seinem ganzen Herzensglauben an diesem Sakramente hing und sich davon nichts wollte rauben lassen, weil er in schweren Tagen einen reichen Trost und Segen davon erfahren hatte und noch erfuhr. Und soll ein ungelehrter Christenmensch, der auch gern hinter diese Erfahrung

kommen möchte, sich einfach halten an den Kleinen Katechismus. Dort kann er lernen, wer da geschickt ist, solche Erfahrung zu machen — nämlich der den Glauben hat an diese Worte: ‚Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden'.

Zweitens, daß es für einen frommen Menschen Überzeugungen giebt, die er um keinen Preis hergeben kann. Wenn die besten Menschen ihn nicht begreifen, wenn noch so viel daran hängt, wenn die Pflicht der Liebe es zu fordern scheint — er kann nicht weichen von dem, was er für recht und wahr erkannt hat. Die Wahrheit ist zuweilen hart und will harte Menschen haben. Auch zu Marburg zeigte Luther — und wir danken's ihm — daß es nichts Freieres und Festeres giebt, als ein Gewissen, daß sich in Gott gebunden weiß.

Zehntes Kapitel.

Der Kaiser kommt ins Reich.

Mit großen Hoffnungen erwarteten die Katholischen, mit Sorgen und Mißtrauen die Evangelischen des Kaisers Rückkehr ins Reich. Er war durch unvorhergesehene Fügungen lange ferngehalten worden. Aber näher war er nun doch schon gekommen: seit dem August (1529) weilte er in Italien.

Der große Krieg mit der heiligen Liga war im Verlöschen. Der Kaiser hatte sich stärker erwiesen als seine verbündeten Feinde. Oder das Kriegsglück war ihm freundlicher gewesen. Am 29. Juni schloß er zu Barcelona endgiltig Frieden mit dem Papst. Mit diesem verband ihn jetzt eine enge Freundschaft. Am 5. August kam auch mit König Franz von Frankreich wieder ein Friede zu Stande, der Friede von Cambray. Da es dem König Franz geringe Gewissensbedenken machte, Verträge und Eide zu brechen, war wenig Verlaß darauf; aber eine Weile mußte er wohl Ruhe halten. Mit seinen Gegnern in Italien wurde der Kaiser auch noch fertig: Venedig, Mailand, Ferrara bequemten sich zu Unterhandlungen und Geldbußen; nur Florenz widerstand ernstlich und mußte mit Waffengewalt bezwungen werden. Mochte ihn das alles noch ein paar Monate aufhalten, so stand er doch schon an des Reiches Thoren.

Und was die Protestanten von dem Kaiser zu erwarten hatten, wenn er in seiner neu befestigten Macht und im Glanze seiner Siege wieder ins Reich kam, das konnten sie wohl wissen. Er hatte noch von Spanien aus ihre Protestation ausdrücklich verworfen. Darauf

ordneten die evangelischen Stände eine Gesandschaft an ihn ab, welche ihr Verhalten rechtfertigen sollte. Sie erklärten ihm durch dieselbe: Den Speirer Abschied (den durch Ferdinand verkündigten Beschluß der katholischen Reichstagsmehrheit) hätten sie nicht annehmen können, um nicht „durch dergleichen Bewilligungen öffentlicher, verdammlicher Sünden in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen; in Sachen der Ehre Gottes und des Gewissens müsse ein jeder vor Gott für sich selbst Rechenschaft geben; man solle sie des Irrtums aus Gottes Wort berichten, so würden sie davon abstehen".

Der Kaiser empfing diese Gesandschaft zu Piacenza in Oberitalien. Seine Antwort fiel sehr ungnädig aus. Er habe bereits an den Kurfürsten von Sachsen und seine Genossen Befehl erlassen, daß sie den Abschied von Speier anzuerkennen hätten, „denn sonst werde er genötigt sein, als Reichsoberhaupt und des Beispiels wegen strenge gegen sie zu verfahren".

Als die Gesandten es wagten, die Protestation auf den Tisch des kaiserlichen Sekretärs, der mit ihnen verhandelte, niederzulegen, und einer von ihnen gar eine evangelische Schrift, die ihm der hessische Landgraf mitgegeben hatte, in die Hände des Kaisers brachte, geriet der ganze kaiserliche Hof über sie in Entrüstung. Sie wurden behandelt wie Gefangene, und ihre Heimkehr war mehr einer Flucht ähnlich.

Und nun traten noch dazu Kaiser und Papst in den allerinnigsten Verkehr. Kaiser Karl nahm vom 5. November ab seinen Sitz in Bologna, wo er den Papst Klemens VII. bereits vorfand. Sie wohnten Haus an Haus, und zu der Verbindungsthür zwischen den beiden Häusern hatte jeder einen Schlüssel. Bei so hohen Herren ist schwer zu sagen wie tief ihre Freundschaft ging; aber allen Anschein nach ließ sie nichts zu wünschen übrig. Der Kaiser hegte als frommer Katholik gewiß den aufrichtigen Wunsch, daß das freundliche Verhältnis zum Papste von Dauer sein möge. Nicht er, sondern Klemens VII. hatte seinerzeit den Krieg vom Zaune gebrochen (Seite 57 f). Und Klemens VII. sah sich jetzt auf die Freundschaft des Kaisers angewiesen, nicht nur wie der Besiegte auf die Freundschaft des Siegers, sondern vielmehr, weil er vom Kaiser die Züchtigung von Florenz und die Wiederaufrichtung der Herrschaft seines Hauses daselbst erwartete. In der That hat Kaiser Karl das Geschlecht der Medici, wozu Papst Klemens gehörte (Band 2 Seite 661), in die Herrschaft von Florenz wiederein-

gesetzt, und Alexander von Medici, des Papstes Neffe, ist sein Schwiegersohn geworden.

So verbanden weltliche Interessen den Papst und den Kaiser innig miteinander, nachdem weltliche Interessen sie so heftig entzweit hatten.

Nichts lag nunmehr im Wege, mit vereinten Kräften die Ketzerei im Reiche zu unterdrücken. Und auch dies machte sich gleichsam von selbst, daß zum Siegel des beiderseitigen Einverständnisses der Papst dem Kaiser die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, ehe er über die Alpen ging.

Was thaten die Protestanten, um der drohenden Gefahr vorzubeugen? Die Uneinigkeit zwischen Kaiser und Papst, sowie die mancherlei weltlichen Händel in Spanien und Italien, die der Kaiser erledigen mußte, waren die Ursache gewesen, daß sie bisher Luft und Freiheit gehabt hatten, sich einzurichten und mit einander zu streiten. Was nun, wenn Papst und Kaiser mit einander gingen und der Kaiser freie Hand bekam?

Auf dem (zweiten) Reichstage zu Speier hatten sie im Gefühl der gemeinsamen Gefahr sich trotz aller Unterschiede und Bedenken zusammengefunden, gemeinsam protestiert und ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die katholische Wahrheit geschlossen (Seite 90). Die Zwinglisch Gesinnten waren eifrig bestrebt, diesen Bund der Protestanten ins Große auszudehnen. Aber die Lutherischen Theologen arbeiteten ihnen mit allen Kräften entgegen: Luther und fast mehr noch Melanchthon, neben den Wittenbergern vor allem die Nürnberger. Vergebens stellte Landgraf Philipp die Streitenden in Marburg sich Auge in Auge gegenüber. Zwar über vieles einigten sie sich, über vierzehn Artikel und einen halben — eine Annäherung, die wichtig genug ist für alle Zeiten; aber zu dem erwünschten politischen Bündnis half sie nichts.

Mehrmals schickten die oberländischen Städte (Ulm und Straßburg vor allen) ihre Gesandten, mit dem Kursachsen und dem brandenburgischen Markgrafen zu verhandeln; aber es kam nichts zu Stande. Zu Schwabach im Oktober legte man ihnen siebzehn Artikel vor, die den Marburger sehr ähnlich sahen; nur Lutherischer waren sie geworden: Luther selbst mit seinen Freunden hatte auf seiner Heimreise von Marburg ihnen diese schärfere Fassung gegeben. Die zu unterschreiben brachten sie von ihren Magistraten keinerlei Vollmacht mit.

Dasselbe wiederholte sich ende November, anfang Dezember in

Schmalkalden. Die Lutherischen forderten die Unterschrift, die Oberländer weigerten sie. Damit zerschlugen sich die Verhandlungen, und der Gedanke eines allgemeinen Schutz- und Trutzbündnisses der Protestanten wurde fürs erste begraben.

Wer sich am meisten darüber betrübte, das war Philipp von Hessen. Wie mühte er sich noch in Schmalkalden, den Riß zu verhindern. „Luther und Melanchthon", schrieb er nachher an Zwingli, „haben zu viel gethan, daß sie solche Trennung anrichten. Es ist mir allweg zuwider gewesen; ich hab's auch genugsam angezeigt und Gründe aus der Schrift und auch aus menschlichen Ursachen dermaßen in das Licht gethan, daß man mir mit keiner beständigen Antwort die zu widerlegen gewußt. Es hat aber nicht wollen gehört sein, was ich gesagt und aufs höchste gebeten habe, welches ich muß Gott befehlen".

Übrigens war es nicht nur der Gegensatz der zwei Lehren, welche den Lutherischen das Bündnis verleidete, sie hatten noch andere schwere Gewissensbedenken.

Nachdem die Gesandtschaft der protestierenden Stände vom Kaiser so ungnädig aufgenommen worden war, konnten sie sich nicht mehr darüber täuschen, was sie von ihm zu erwarten hatten. Die Schutzverträge, die sie in Speier mit einander geschlossen, galten gegen Angriffe und Übergriffe *seiten der katholischen* Reichsstände. Vom *Kaiser* hoffte man ja noch immer, daß er über den Parteien stehen und die Protestation der Minderheit annehmen würde. Jetzt aber war es für jeden, der sehen wollte, offenbar, daß der Kaiser in dem Zwiespalt der Reichsstände selbst Partei nahm und gegen die Evangelischen schlimme Absichten hegte. Diese hatten es nun nicht mehr mit den ihnen ebenbürtigen Reichsständen, sondern mit dem Reichsoberhaupte, dem *Kaiser* selbst zu thun. Und das Schutz- und Trutzbündnis, um das es sich handelte, hatte nur dann einen Sinn, wenn die Verbündeten entschlossen waren, mit einander auch *wider den Kaiser* zu stehen.

Da bewegte nun eine Frage, die seit den Tagen von Worms schon manchmal aufgetaucht war, heftiger als je die Gemüter der Evangelischen: *ist es nach dem Evangelium erlaubt, wider den Kaiser das Schwert zu ziehn?*

Zwar Zwingli und Genossen machten sich darüber keine Gedanken. Im Gegenteil: ein Entscheidungskampf gegen den Kaiser, das war's, was ihm seit lange vorschwebte, und dafür alle Evangelischen zu gewinnen, das war's, was er mit allen Kräften erstrebte (Seite 147 f.)

In diesem Sinne richtete er zuerst mit Bern sein „christliches Burgrecht“ auf; in diesem Sinne traten Basel, Lindau, Konstanz, (elsässisch) Mühlhausen, Straßburg, Ulm und auch Landgraf Philipp von Hessen in das Burgrecht ein. Ja auch andere Bundesgenossen waren willkommen, Mächte, welche das Evangelium nicht von ferne kannten, geschweige denn darnach reformieren wollten; genug wenn sie Feinde des Kaisers waren. So warb Zwingli um die Freundschaft der Republik Venedig und des Königs von Frankreich. Also was den Lutheranern Skrupel machte, das war recht eigentlich die Triebfeder für Zwinglis Politik: Der Krieg gegen den Kaiser. In diesem sah er den Hort des römischen Aberglaubens. Erst wenn er gefallen war, triumphierte das Evangelium. Denn bei allen seinen politischen Plänen behielt Zwingli den Sieg des Evangeliums immer als letztes Ziel im Auge.

Von Pflichten der Reichsangehörigen gegen das erwählte und geweihte Reichsoberhaupt wußte er nichts. Er war ja ein freier Schweizer und das Band zwischen der Schweiz und dem Reiche schon fast zerschnitten.

Anders im Lutherischen Lager. Die Frage, ob man dem Kaiser gewaltsamen Widerstand entgegensetzen dürfe, war hier eine viel verhandelte Meisterfrage für Fürsten, Rechtsgelehrte und Gottesgelehrte. Denn sie war zugleich eine Rechts- und eine Gewissensfrage.

Während Luther in Marburg war, hatten die Wittenberger Juristen ihrem Kurfürsten ein Gutachten geliefert, worin sie die Frage bejahten; sie entschieden nach dem Satze, daß jedermann, wenn er mit Unrecht angegriffen werde, ein Recht habe zur Notwehr. Bugenhagen, als Theologe befragt, kam auf Grund des Alten Testaments zu derselben Meinung; doch sprach er das Recht zum Widerstande nicht dem einzelnen Christen zu, sondern erklärte es für Recht und Pflicht der Landesobrigkeiten, ihre Schafe vor dem Wolfe zu schützen.

Aber Luther war nach wie vor ganz anderer Meinung. Am 18. November, also kurz vor dem Schmalkaldener Tage (Seite 166), schrieb er an Kurfürst Johann, zugleich im Namen Melanchthons und Bugenhagens, der sich inzwischen hatte eines Besseren belehren lassen:

„Wir können in unserm Gewissen solch Verbündnis nicht billigen noch raten, angesehen daß wir, wo es fortginge und etwa ein Blutvergießen oder sonst ein Unglück draus erfolgete, eine unleidliche Beschwerung davon tragen müßten, daß wir lieber möchten zehnmal tot sein, denn solch Gewissen haben, daß unser Evangelium sollte

eine Ursache gewesen sein einiges Blutes oder Schadens, so von unsertwegen geschehen. Denn wir sollen die sein, die da leiden und wie die Schlachtschafe gerechnet sind (Psalm 44, 23), und nicht uns selbst rächen oder verteidigen, sondern dem Zorn Gottes Raum lassen (Röm. 12, 19).

„Daß aber Ew. Kurfürstliche Gnaden darüber muß in der Gefahr sitzen, schadet nicht. Unser Herr Christus ist mächtig genug, kann wohl Mittel und Wege finden, daß Ew. Kurf. Gnaden solche Gefahr nichts thun wird! Denn wir's auch dafür achten, daß uns Christus dadurch, wie billig und not ist, versucht, ob wir auch sein Wort mit Ernst meinen. Denn so wir wollen Christen sein und dort das ewige Leben haben, werden wir's nicht besser haben können, denn es unser Herr selbst mit allen seinen Heiligen gehabt hat und noch hat. Es muß ja Christi Kreuz getragen sein. Die Welt will's nicht tragen, sondern auflegen: so müssen's freilich wir Christen tragen, auf daß es nicht ledig daliege oder nichts sei.

„Ew. Kurf. Gnaden haben bisher redlich dran getragen; noch hat Gott gnädiglich immerdar ausgeholfen. Er wird's auch fürder nicht böse machen, so wir glauben und bitten. Wir wissen ja gewiß, haben's auch in offenbarer Hilfe Gottes erfahren bisher, daß unsere Sache nicht unser, sondern Gottes selber ist. Das ist ja unser Trotz und Trost. Darum er sich auch als ein treuer Vater solcher seiner Sache also angenommen und verteidigt, daß wir müssen bekennen, es sei über unsre Kunst und Macht gewesen.

„Derhalben bitte und vermahne ich unterthäniglich, Ew. Kurf. Gnaden seien getrost und unerschrocken in solcher Gefahr. Wir wollen, ob Gott will, mit Beten und Flehen gegen Gott mehr ausrichten, denn sie mit all ihrem Trotzen. Allein daß wir unsere Hände von Blut und Frevel rein behalten! Und wo es dazu käme — als ich nicht meine — daß der Kaiser mich oder die andern forderte (vor den Reichstag), so wollen wir für uns selbst mit Gottes Hilfe erscheinen, Ew. Kurf. Gnaden unserthalben in keine Gefahr setzen.

„Denn Ew. Kurf. Gnaden soll weder meinen noch eines anderen Glauben verteidigen, kann's auch nicht thun; sondern ein jeder soll selbst seinen Glauben verteidigen und nicht auf eines andern, sondern auf seine eigene Gefahr glauben oder nicht glauben, wenn's so weit kommt, daß unser Oberherr, der Kaiser, an uns will".

Auf den nämlichen Standpunkt stellt sich Luther mit den Freun-

den in einem Gutachten, das er vier Monate später dem Kurfürsten vorlegt.

„Auf Ew. Kurf. Gnaden Begehr des Falls halber, ob man sich möge wehren gegen Kaiserliche Majestät, wo sie mit Gewalt jemanden überziehen wollte um des Evangelii willen, hab' ich mit meinen lieben Herrn und Freunden Doktor Jonas, Johann Pommer (Bugenhagen) und Magister Philipp mich befragt und beratschlagt. Und befinden, daß vielleicht nach kaiserlichem und weltlichem Recht etliche möchten schließen, daß man in solchem Fall sich wider Kaiserliche Majestät dürfe zur Gegenwehr stellen, sonderlich, weil Kaiserliche Majestät sich verpflichtet und vereidet hat, niemanden mit Gewalt anzugreifen, sondern jedermann bei aller vorigen Freiheit zu lassen. Aber nach der Schrift will sich's in keinem Weg ziemen, daß sich jemand, der ein Christ sein will, wider seine Obrigkeit setze, sie thue Recht oder Unrecht; sondern ein Christ soll Gewalt und Unrecht leiden, sonderlich von seiner Obrigkeit.

„Denn obgleich Kaiserliche Majestät Unrecht thut und ihre Pflicht und Eid übertritt, ist damit ihre kaiserliche Obrigkeit und ihrer Unterthanen Gehorsam nicht aufgehoben, weil (so lange als) das Reich und die Kurfürsten ihn für Kaiser halten und nicht absetzen. Sollt' es genug sein, daß man sich wider Kaiserliche Majestät setzet, wenn sie Unrecht thut, so möchte man in allen Stücken, so oft er wider Gott thut, sich wider ihn setzen, und bliebe auf diese Weise wohl gar keine Obrigkeit noch Gehorsam in der Welt.

„Weltlich oder päpstlich Recht sehen hierinnen nicht an, daß Obrigkeit eine göttliche Ordnung sei, darum sie vielleicht (des Kaisers) Pflicht und Eid so hoch achten, daß sie die Obrigkeit in solchem Fall sollten aufhalten und wehren. Aber weil (so lange) Kaiser Kaiser, Fürst Fürst bleibt — wenn er gleich alle Gebote Gottes überträte, ja ob er gleich ein Heide wäre — so soll er's auch sein, ob er gleich seine Eide und Pflichten nicht hält, bis daß er abgesetzt oder nimmer Kaiser sei. Und soll der Spruch Christi feststehen: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist', und 1. Petri 2: ‚Ehret den König'. Denn wir sollen nicht allein den gütigen und frommen, sondern auch den bösen und ungeschlachten Herren mit aller Furcht unterthan sein (1. Petri 2, 17 f). Und Summa: Sünde (des Kaisers) hebt Obrigkeit und Gehorsam nicht auf, aber die Strafe hebt sie auf, d. i. wenn das Reich und die Kurfürsten einträchtiglich den

Kaiser absetzten, daß er nimmer Kaiser wäre. Sonst dieweil er ungestraft und Kaiser bleibt, soll ihm auch niemand Gehorsam entziehen oder wider ihn streben; denn das ist Rotterei und Aufruhr und Zwietracht anfahen.

„Darum die Rechtssprüche, ‚man dürfe Gewalt mit Gewalt steuern‘, helfen hier nichts; denn sie gelten wider die Obrigkeit nichts. Es stehen dagegen auch andere Rechtssprüche: ‚Niemand soll sein eigener Richter sein‘, item, ‚Wer widerschlägt, der hat Unrecht‘. Und sind ja aller Fürsten Unterthanen auch des Kaisers Unterthanen, ja mehr, denn der Fürsten, und schickt sich nicht, daß jemand mit Gewalt des Kaisers Unterthanen wider den Kaiser ihren Herrn wollt' schützen, gleichwie sich's nicht ziemet, daß der Bürgermeister zu Torgau wollte die Bürger wider den Kurfürsten von Sachsen mit Gewalt schützen, solange er Kurfürst von Sachsen ist.

„Will Kaiserliche Majestät wider uns, so soll kein Fürst noch Herr uns wider ihn schützen, sondern man lasse dem Kaiser Land und Leute offenstehen als die seinen und befehle Gott die Sache. Soll auch niemand anders von seinem Fürsten und Herrn begehren, sondern ein jegliches soll dann für sich selbst stehen und seinen Glauben erhalten mit Darstreckung seines Leibes und Lebens und nicht die Fürsten mit in die Gefahr ziehen oder mit Schutzsuchen beschweren, sondern den Kaiser lassen schaffen mit den Seinen wie er will, so lange er Kaiser ist.

„Will aber der Kaiser über das, so ihm Land und Leute offen stehet, auch die Fürsten zwingen, dahin daß sie sollen ihre Unterthanen um des Evangelii willen angreifen, fahen, töten und verjagen, und die Fürsten glauben's oder wissen's, daß der Kaiser daran unrecht oder wider Gott thut: alsdann gehet's auch an ihren eigenen Glauben. Da sollen sie dem Kaiser nicht gehorchen, auf daß sie nicht drein willigen, mithelfen und sich solcher Missethat teilhaftig machen; sondern ist genug, daß sie Land und Leute ungeschützt und den Kaiser ungehindert lassen. Und sollen sagen: ‚Will der Kaiser unsre Unterthanen — als welche auch seine Unterthanen sind — plagen, das mag er thun auf sein Gewissen, wir können ihm nicht wehren; aber wir wollen nicht dazu helfen, noch darein willigen. Denn man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen‘.

„Indes, wo wir uns also schicken und Gott die Sache also befehlen, mit ganzem Vertrauen beten und um seinetwillen uns in solche

Gefahr wagen, so ist er treu und wird uns nicht lassen, wird auch wohl Mittel finden uns zu helfen und sein Wort zu erhalten.

„Darum acht' ich's, es sei vor dem Garn gefischt, so man um der Verteidigung des Evangelii sich wider die Obrigkeit legt, und gewißlich ein rechter Mißglaube, der Gott nicht vertrauet, daß er uns ohne unsern Witz und Macht wohl auf mancherlei Weise zu schützen und zu helfen wisse. Gott behielt den König Jechonja, da er sich auf Gottes Wort ergab, auch durch seinen Feind, den Kaiser zu Babylon (Jerem. 28, 4), desgleichen auch den Propheten Jeremias, denn seiner Weisheit und Macht ist weder Zahl noch Ende. Das will er uns durch solche Gefahr lehren und erfahren lassen, wie er's denn bisher uns oft hat lassen sehen und erfahren. Darum spricht er (Jes. 30, 15): ‚Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein'.

„So ist auch zu bedenken: wenn es schon recht wäre sich also wider den Kaiser zu setzen und ginge an, so müßten wir weiter und den Kaiser verjagen und selbst Kaiser werden; denn der Kaiser würde sich wehren und würde da kein Aufhören sein, bis ein Teil läge. Und ist doch dort (auf des Kaisers Seite) der große Haufe, und wenn wir gleich gewönnen, müßten wir abermals die schlagen, die uns geholfen hätten; denn es sollt' uns wohl niemand zum Kaiser haben wollen und wollt' in solchem wüsten Getümmel jedermann Kaiser sein. Welch' ein unaussprechlich Morden und Jammer würde da werden, daß ein Fürst lieber sollte drei Fürstentümer verlieren, ja lieber dreimal tot sein, denn solchen Jammers Ursach' sein oder dazu helfen; denn wie könnt's ein Gewissen ertragen? Der Teufel hätte solch Spiel gern, aber Gott soll uns davor behüten und gnädiglich helfen. Amen."

Wir sehen, auch Luther behandelte die Sache nach ihren zwei Seiten, als Rechts- und als Gewissensfrage. Er hatte über die Stellung des Kaisers im Reich seine besondere Ansicht, die nicht von jedermann geteilt wurde. Das war nicht die Ansicht des Mittelalters, wonach der Kaiser als das weltliche Oberhaupt der gesamten Christenheit galt, durch nichts gebunden als durch die Rücksicht auf das geistliche Oberhaupt der Kirche, den Papst zu Rom. Für Luther hatte des Kaisers Schirmherrschaft über die Kirche keinen Wert, er sah in ihm nichts weiter als die höchste Obrigkeit des römischen Reiches deutscher Nation. Aber weil er von weltlicher Obrigkeit gar hoch dachte (Band

1 Seite 595), so kam diese seine hohe Meinung auch der kaiserlichen Majestät zu gute. Aufruhr war in seinen Augen ein Gräuel über alle Gräuel; Aufruhr um des Evangelii willen hatte er seit Jahren mit aller Schärfe und Entschiedenheit verurteilt (Band 2 Seite 380 ff). Und etwas anderes wäre nun, seiner Überzeugung nach, auch das nicht gewesen, wenn die evangelischen Fürsten und Stände dem Kaiser, falls er sie mit Gewalt verfolgte, hätten mit Gewalt widerstehen wollen. Für diesen Fall blieb nichts anderes übrig, als leiden, beten und hoffen. Ja, wenn die Kurfürsten etwa den Kaiser in aller Form des Rechtes absetzen würden, dann, meint er, wäre der Kaiser eben nicht mehr Kaiser, nicht mehr Obrigkeit. Aber an eine solche rechtmäßige Enthebung des Kaisers von seinem Amt war nicht zu denken, da die mit dem Kaiser unzufriedene Partei, die evangelische, in der Minderheit sich befand und nur Ein Kurfürst dazu gehörte. So bot also das im Reiche giltige Recht keinen Ausweg, und es stand den Bedrohten nur zweierlei frei: Aufruhr — und das war Sünde — oder Leiden das Unrecht — und das war Christenpflicht.

Klar und ernst sagte so Luther den Evangelischen, was recht und christlich sei. Und so von Herzen evangelisch waren diese Fürsten und Städte, daß sie sich ohne viel Widerstreben von ihm überzeugen ließen. Voran Kurfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von (fränkisch) Brandenburg, der Rat zu Nürnberg — sie verzichteten auf jeden gegenseitigen Schutz für den Fall, daß der Kaiser sie mit Krieg überzöge. Und selbst Philipp von Hessen, obwohl ihm diese Haltung im Innersten zuwider war, denn er hätte gar zu gern losgeschlagen — dennoch trennte er sich nicht von den Lutheranern. Und zwar nicht blos aus Politik, sondern weil auch er immer den guten Willen hatte, nach dem Evangelium zu handeln, und lange noch kein so guter Zwinglianer war, daß er die Meinung Luthers verachtet hätte.

Daß solches Verhalten der Evangelischen nicht klug war, sah nicht nur der Landgraf ein, das wußten alle. Aber als evangelische Christen mußten sie um Gottes und ihres Gewissens willen so thöricht handeln.

Bedarf es noch ein weiteres Zeugnis, daß die Reformation nicht nur eine äußerliche, gemachte Sache gewesen ist, sondern den Christen ein neues Herz und ein neues Gewissen gegeben hat?

Wider den Kaiser kannte Luther keine Gegenwehr und wollte durchaus nichts wissen von deutschem Bruderkriege um des Glaubens willen. Aber darum verwarf er nicht jeglichen Krieg und jegliche Gegenwehr; nein, eben damals rief er mit lauter Stimme das deutsche Volk zu den Waffen.

Und wider den Kaiser beschloß Kurfürst Johann mit den andern Lutherischen Fürsten und Ständen auch nicht einen Reiter noch Landsknecht zu rüsten. Aber für den Kaiser und für das Reich schickte er um dieselbe Zeit, wo er sich des Schlimmsten von ihnen zu versehen hatte, etliche tausend Mann ins Feld.

Und was war das für ein Feind, gegen den das sächsische Kriegsvolk zu Felde zog und gegen den Luther seine lieben Deutschen zu den Waffen rief? Es war der Türke.

Seit 1520 herrschte zu Konstantinopel Sultan Suleiman II. Unter seinem Szepter erlebte das türkische Reich seine glänzendste Zeit. Er eroberte im Jahre 1522 die feste Insel Rhodus an der Küste Kleinasiens, das letzte Bollwerk der Christenheit im Morgenlande. Er griff mit seinen furchtbaren Heerscharen das christliche Abendland selber an, zuerst Ungarn, das noch halb morgenländische, dann Österreich. Eine Festung nach der andern fiel ihm in die Hände, ob auch nach tapferem, verzweifelten Kampfe, Belgrad voran schon im Jahre 1521. Wie er fünf Jahre später die Ungarn aufs Haupt schlug und ihr jugendlicher König Ludwig dabei ums Leben kam, davon ist schon beiläufig die Rede gewesen (Seite 74). Die unglückliche Schlacht bei Mohacz am 29. August 1526 brachte das ungarische Land auf anderthalb Jahrhunderte unter den Druck der türkischen Übermacht. Der Streit um den freigewordenen Königsthron kam den Türken dafür trefflich zu Statten. Johann Zapolya (Seite 75) warf sich dem Sultan in die Arme, um bei ihm Schutz und Hilfe zu finden gegen seinen Nebenbuhler Ferdinand von Österreich, Kaiser Karls Bruder. Im Jahre 1528 wurden Johann Zapolya, der Christ, mit Suleiman, dem Nachfolger Mohammeds des Propheten, handelseins. Im Jahre 1529 brach in Folge dessen Suleiman als Schutzherr dieses neuen Ungarnkönigs mit gewaltiger Kriegsmacht gegen Österreich los.

Anfang September entriß er die ungarische Hauptstadt Ofen der Ferdinandischen Besatzung und setzte den Johann Zapolya feierlich als König von Ungarn ein. Der stolze Adel des Landes küßte ihm die Hand, und selbst die heilige Stephanskrone, an welcher die fromme

Ehrfurcht des ungarischen Volkes hing, wie an nichts sonst, fiel in seine Gewalt.

Aber sein Ziel war Wien. Er dachte sich's leicht, das ungläubige Abendland zu überwinden. In drei Jahren, meinte er, würde es gemacht sein. Was konnte ihm, dem Liebling Allahs, mißlingen? Eine Sonne am Himmel, Ein Herr auf Erden — das war sein Anspruch. Er nannte sich „den Schatten Gottes über beide Welten".

Am 21. September stand er vor Wien. Zum ersten Mal lagerten die siegesgewissen Heere des Halbmonds um die Hauptstadt Österreichs. Ein paar Meilen ringsum nichts als Zelte, mitten drin das Zelt des Sultans, kenntlich an den goldenen Knäufen. Auf 250 000 Mann hat man die Menge der Belagerer geschätzt; bei 22 000 Kameele, 300 Geschütze führten sie mit sich.

Und Wien? Die Besatzung zählte etwa 15 000 Mann, höchstens 17 000 Mann. Aber sie waren entschlossen zu kämpfen und, wenn's Gottes Wille war, auf den Mauern der Stadt zu sterben; niemand dachte an Übergabe.

König Ferdinand war nicht in Wien. Vergeblich brannte Suleiman darauf, sich mit diesem selber zu messen. Ferdinand weilte damals in Linz, wo ein Reichsheer sich sammelte, die Grenzmark im Osten gegen die furchtbaren Heiden zu verteidigen. Den Oberbefehl führte der Feldhauptmann des Reiches, Pfalzgraf Friedrich bei Rhein.

Sonst waren die Fürsten und Stände zäh und langsam, wenn sie der Kaiser drängte, Geld und Mannschaft für den Türkenkrieg zu stellen. Eilender und reichlicher kam jetzt die Hilfe, wo die schreckliche Gefahr so handgreiflich drohte. Und die evangelischen Stände waren da nicht lässiger als die katholischen, obwohl sie doch, menschlich gerechnet, etwa hätten ihren Vorteil sehen können in der Bedrängnis des Österreichers, der ihnen so zuwider war.

Luthers Haltung war da von nicht geringem Einfluß. Niemand konnte dringender als er den Türkenkrieg predigen. Schon im Jahre zuvor (1528) arbeitete er an einer Schrift „vom Kriege wider die Türken", worin er den „ungeschickten Predigern" entgegentrat, die da predigten, man dürfe nicht wider die Türken kriegen, ja Christen dürften überhaupt nicht kriegen. Der Druck verzögerte sich bis in den März 1529. Aber so kam dieser Mahnruf eben recht.

„Mich hat oft verdrossen", schreibt er, „und verdrießt noch, daß weder unsre großen Herren noch Hochgelehrten den Fleiß gethan haben.

daß man doch eigentlich und gewiß hätt' erfahren können der Türken Wesen. Es haben etliche gar ungeschwungene Lügen von den Türken erdichtet; aber es bedarf der Lügen nicht, es ist der Wahrheit allzuviel da. Ich will meinen lieben Christen, so viel ich der gewissen Wahrheit weiß, etliche Stücke erzählen".

Und nun malt er die Türken ab, gräulich genug, nach dem Koran. Daß sie ihren Propheten über Christum setzen, daß sie ihren Glauben ausbreiten mit dem Schwert, daß sie die Ehe auflösen und Vielweiberei treiben — das sind die Hauptstücke ihrer Irrlehre. Diese drei Stücke: „Christum verstören, Obrigkeit verwüsten, die Ehe vernichten" — sie sind „die Grundsuppe aller Gräuel und Irrtümer". Freilich der Papst treibt sie auch, „doch mit anderlei Weise, nämlich mit Heuchelei, wie der Türke mit Gewalt und Schwert". „Wie der Papst der Endechrist (Antichrist), so ist der Türke der leibhaftige Teufel".

Ist der Türke der Teufel oder doch des Teufels Diener, so heißt's vor allen Dingen wider ihn kämpfen mit Buße und Gebet. Dazu ruft Luther das Heer der Christen auf.

Darnach soll aber noch ein anderer Mann gegen die Türken streiten, nämlich Kaiser Karl, und unter seinem Panier und Namen die deutschen Fürsten. Wie strenge mahnt er diese Herren an ihre Pflicht!

„Lieben Herrn, Kaiser und Fürsten, wollt ihr Kaiser und Fürsten sein, so thut als Kaiser und Fürsten, oder der Türke wird's euch lehren durch Gottes Ungnade. Deutschland ist euch von Gott gegeben und befohlen, daß ihr's schützen, regieren, raten und helfen sollt, und nicht allein sollt, sondern auch müsset, bei Verlierung eurer Seelen Seligkeit und göttlicher Huld und Gnade!

„Nun aber siehet man wohl, daß euer keinem Ernst ist, noch solches glaubet, sondern ihr haltet euer Amt für einen Scherz und Schimpf (Spaß), gerade als wäre es eine Mummerei zur Fastnacht. Denn da laßt ihr eure Unterthanen, die euch von Gott befohlen sind, vom Türken so jämmerlich plagen, wegführen, schänden, plündern, würgen und verkaufen. Meinet ihr nicht, weil euch Gott solch Amt befohlen hat und dazu gegeben Geld und Volk, daß ihr's wohl thun und ausrichten könnet, er werde von euern Händen fordern alle eure Unterthanen, die ihr so schändlich verlassen und dieweil getanzt, geprasset, gepranget und gespielt habt?

„Ja, nehmet dieweil vor euch des Luthers Sachen und handelt in

Teufels Namen, ob man Fleisch in den Fasten essen, ob Nonnen Männer nehmen dürfen und dergleichen, davon euch nichts ist befohlen zu handeln — und hänget dieweil in den Rauch dies ernste, gestrenge Gebot Gottes, damit er euch zu Schutzherren über das arme deutsche Land gesetzt hat, und werdet dieweil an euern eigenen frommen, getreuen, gehorsamen Unterthanen Mörder, Verräter und Bluthunde und lasset, ja werft sie dem Türken dieweil in den Rachen, zum Lohn, daß sie Leib und Geld, Gut und Ehre für euch einsetzen".

Aber der gute Wille der Fürsten, ihre Pflicht zu thun und Land und Leute vor den Teufeln, den Türken, zu schützen, genügt Luthern noch nicht. Er fordert rund, daß der Krieg auch soll mit Nachdruck geführt werden. Zu genau kannte er das lässige Wesen der deutschen Stände, wenn es galt etwas für's Reich zu thun:

„Am Ende will ich gar freundlich und treulich geraten haben, wenn's dahin kommt, daß man wider den Türken streiten will, so wolle man sich ja so rüsten, daß wir den Türken nicht zu geringe halten und stellen uns, wie wir Deutschen pflegen zu thun, kommen daher mit 20 oder 30 000 Mann. Will man nicht einen stattlichen, redlichen Widerstand thun, der einen Nachdruck habe, so wäre viel besser, den Streit gar nicht angefangen.

„Das sage ich darum, daß die Könige und Fürsten nicht so kindisch und schläfrig die Sache angreifen und nicht, wie bisher geschehen, einzelne lassen hinanziehen, gestern den König von Ungarn, heute den König von Polen, morgen den König von Böhmen, bis sie der Türke einen nach dem andern auffresse und nichts damit ausgerichtet würde, denn daß man unser Volk verrät und auf die Fleischbank opfert und unnützlich Blut vergießt.

„Denn wo unsere Könige und Fürsten einträchtiglich einander beistünden und hülfen, dazu der Christenmann auch für sie betete, wollt' ich unverzagt und großer Hoffnung sein, der Türke sollte sein Toben lassen und einen Mann an Kaiser Karl finden, der ihm gewachsen wäre. Wo aber nicht, sondern soll also gehen und stehen, wie es jetzt gehet und stehet, daß keiner mit dem andern eins noch untereinander treu, sondern ein jeglicher für sich ein Mann sein will oder mit einem Bettelsreiterdienst (einer Handvoll Reiter) zu Felde zieht, muß ich's geschehen lassen, will auch dennoch gerne helfen beten. Aber ein schwach Gebet wird's sein, denn ich zumal wenig Glauben daran haben kann, daß es erhört werde, weil man so kindisch, vermessen und unvorsichtig

solche große Sache vornimmt, da ich weiß, daß Gott versucht wird und kein Gefallen dran haben kann (Luk. 14, 31)."

„So hab' ich meinen Deutschen die Wahrheit, so viel mir bewußt, wollen anzeigen und beiden, Dankbaren und Undankbaren, treulich raten und dienen. Hilft's, so hilft's; hilft's nicht, so helfe unser lieber Herr Jesus Christus und komme vom Himmel herab mit dem jüngsten Gericht und schlage beide, Türken und Papst, zu Boden, samt allen Tyrannen und Gottlosen, und erlöse uns von allen Sünden und von allem Übel! Amen".

So stieß Luther in die Kriegstrompete, als die Türken einfallen wollten ins Reich. Sie gab einen hellen Ton und wurde wohl vernommen.

Das Büchlein erschien eben als die Stände des Reichs zu Speier versammelt waren. Es war gewidmet dem Landgrafen Philipp von Hessen.

Mit Spannung merkte Luther auf jede Kunde vom türkischen Kriegsschauplatze. Als er vom Marburger Gespräch heimkehrte und die Nachricht kam, daß der Sultan Wien belagere, trug seine so schon bekümmerte Seele schwer an diesem Kreuz. Wäre es seines Amtes gewesen, er hätte längst schon in der vordersten Schlachtreihe gestanden und sein Leben für das geliebte Vaterland in die Schanze geschlagen. So that er, was er allein thun konnte, griff wieder zur Feder und schrieb eine zweite Türkenschrift, „eine Heerpredigt wider die Türken".

Aber noch war sie nicht vollendet, da, am 26. Oktober, kam gute Botschaft nach Wittenberg: Wien war frei und der Türke hatte den Rückzug angetreten.

„Gestern", so schreibt Luther am 27. dem Amsdorf, „ward uns gemeldet, daß der Türke am Tage vor dem Fest (dem Kirchweihfest, das auf den 17. fiel, also am 16.) von Wien abgezogen ist nach Ungarn zu. Es ist ein Wunder Gottes. Denn nachdem er die Stadt bei zwanzigmal vergeblich berannt hatte, legte er an drei Stellen die Mauer bloß und in Trümmern, dadurch daß er den Erdboden unterwühlte und die Löcher mit Pulver füllte. Aber mit aller Gewalt konnte er sein Heer nicht mehr zum Sturm bringen, so mit Schrecken geschlagen war es von Gott; lieber ließen sie sich von ihren Hauptleuten niedermachen, als daß sie diesen letzten Sturmangriff gewagt hätten. So ist er abgezogen, wie man sagt, aus Furcht vor den Kanonen und vor dem Anzuge unsers Heeres. Der eine berichtet so,

der andre anders. Gott hat in diesem Jahre handgreiflich für uns gekämpft! Des Türken Verlust beläuft sich auf 26 000 Mann, von unserer Seite sollen 6000 gefallen sein bei den Ausfällen.

„Das wollte ich Dir mitteilen, falls Du keine anderen Nachrichten hättest, damit Du mit mir danken kannst und beten. Denn der Türke ist unser Nachbar worden und wird uns nicht ewig in Frieden lassen“.

Luther war gut berichtet. Am 16. Oktober sah sich Suleiman gezwungen, die Belagerung Wiens aufzugeben. Heftig hatte sein Kriegsvolk um die Stadt gerungen, aber tapfer und entschlossen wurde jeder Angriff zurückgeschlagen. Die Besatzung bestand aus 5 Regimentern: zwei gehörten zum Reichsheer, drei, nämlich zwei deutsche und ein böhmisches, waren Ferdinandisch. Wackere Landsknechte aus allen Gauen des Reichs waren es unter wackren Führern. Die Reichstruppen befehligte Pfalzgraf Philipp; sein Bruder Friedrich (Seite 150) und König Ferdinand warteten noch immer im Lager zu Linz auf weiteren Zuzug.

Die zu Wien wurden ohne das Entsatzheer fertig. Zwar verstanden sich die Türken trefflich aufs Städtebelagern. Furchtbar erschreckten sie die Eingeschlossenen durch die neue Kunst, Minen zu legen und so in den Mauern Bresche zu machen. Dreimal gelang's ihnen, Stücke der Ringmauer von Wien in die Luft zu sprengen, aber wo die Steine gewichen waren, da starrten die Lanzen und Leiber der Landsknechte: dreimal wurde der Sturm der Janitscharen glücklich zurückgeschlagen. Die vielen Geschütze, welche Kaiser Maximilian seinerzeit in seiner Hauptstadt angehäuft hatte, kamen den Verteidigern trefflich zu Statten.

Und so sank wirklich den sieggewohnten Scharen Suleimans der Mut. Als er sie wieder zum Sturme sammelte, versagten sie den Gehorsam. Es war deutlich: Allah hatte für diesmal ihnen die Stadt der Ungläubigen noch nicht in die Hände gegeben. Und so entschloß sich der Sultan zum Rückzuge. Er konnte sich damit trösten, daß er weit um Wien eine Wüste hinter sich ließ, auf lange ein Andenken an die barbarischen Gäste, und daß Ungarn in seiner Macht blieb.

Denn um ihm nach Ungarn zu folgen, dazu fehlte dem Könige mancherlei, vor andern aber Geld.

Viel Ursache hatte die deutsche Christenheit, mit Luther Gott zu danken für die Abwendung der fürchterlichen Gefahr. Aber ebensoviel

Ursache hatte sie, auf seine Warnung vor dem noch unüberwundenen „Nachbar“ auch jetzt zu merken.

Das sah auch Kaiser Karl wohl ein. Er weilte noch immer in Italien. Aber die Türkengefahr und die Lutherische Ketzerei, das waren die beiden Nöte, welche seine endliche Rückkehr ins Reich dringend erforderten.

Da war es ein deutliches Zeugnis davon, daß er nun damit Ernst machen wollte, als er am 21. Januar 1530 von Bologna aus die Fürsten und Stände zu einem Reichstage auf den 8. April nach Augsburg einlud und sein persönliches Erscheinen dazu in Aussicht stellte. Ausdrücklich bezeichnete er als die beiden Hauptaufgaben dieses Reichstags, gegen die Türken Rat zu schaffen und den kirchlichen Streit zu schlichten. „Die Irrung und Zwiespalt in dem heiligen Glauben und der christlichen Religion“ sollte endlich beigelegt werden. „Und damit solches desto besser und heilsamlicher geschehen möge“, wollte er „vergangene Zwietracht unserm Seligmacher ergeben und Fleiß ankehren, eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung zwischen uns selbst in Liebe und Gütlichkeit zu hören, zu verstehen und zu erwägen, dieselben zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, alles was zu beiden Teilen nicht recht ausgelegt oder gehandelt ist, abzuthun, auf daß wir alle eine einige und wahre Religion annehmen und halten und, wie wir alle unter Einem Christus sind und streiten, also alle in Einer Gemeinschaft, Kirche und Einigkeit leben“.

Das klang ja wunderschön, so friedlich und unparteiisch! Da konnten die Protestanten wirklich hoffen, Kaiser Karl werde auf dem Reichstage als ein Schiedsrichter zwischen Mehrheit und Minderheit sich verhalten und auf nichts anderes ausgehen, als Recht, Wahrheit und Einigkeit zu schirmen.

Am kursächsischen Hofe freute man sich über die Sprache des kaiserlichen Ausschreibens. Man wünschte ja von Herzen, mit Kaiser und Reich sich über die Reformation zu verständigen. Seit man mit den Oberdeutschen (den Zwinglisch gerichteten Städten — vgl. Seite 150) handelsuneins geworden war, hatte Kurfürst Johann mit König Ferdinand, dem Bruder und Statthalter des Kaisers Verhandlungen angeknüpft, die sich bis zum Reichstage hinzogen. Es kam dabei nichts heraus, weil Ferdinand es nicht ehrlich meinte. Aber man sieht, wie

viel Zutrauen der Kurfürst und seine Räte zu den Kaiserlichen noch hatten.

Melanchthons Ansicht blieb in dieser ganzen entscheidungsvollen Zeit, wo er eine hervorragende Rolle spielen sollte, nach wie vor die, daß man ernstlich mit der päpstlich-kaiserlichen Wahrheit sich einigen müsse. Für diesen Gewinn zahlte er gern den Preis der völligen Scheidung von den Schweizern, und schürte hier den Zwiespalt, während er mit den Katholischen die Versöhnung betrieb.

Luther stand anders. Er konnte die Schweizer auch nicht als Glaubensgenossen anerkennen. Aber darum wurde er dem Papst und seinem Anhang nicht geneigter. Im Gegenteil, als er die Marburger Artikel aufs neue durchsah und überarbeitete, verschärfte er sie ebenso gegen die römische Kirche wie gegen die Schweizer. Zwingli irrte sehr, wenn er Luthern papistische Neigungen oder auch nur eine allzu milde Haltung gegen Rom zutraute (Seite 159). Aber von Kaiser Karl hatte er eine gute Meinung, die geradezu unverwüstlich war, und seine Stellung als Oberhaupt des Reiches sah er mit der ganzen Ehrfurcht eines guten Deutschen an. So ermunterte er selbst seinen Kurfürsten zu jenen Verhandlungen mit dem kaiserlichen Statthalter.

Inzwischen folgte der Ladung zum Reichstage eine andere Botschaft aus Italien, welche die Evangelischen mit sehr geteilten Gefühlen aufnahmen.

Am 24. Februar, seinem Geburtstage, zugleich auch dem Siegestage von Pavia (Seite 54) empfing Karl V. aus den Händen des Papstes Klemens VII. zu Bologna die römische Kaiserkrone.

Bis dahin war Karl genau genommen noch gar nicht im vollen Besitz seiner kaiserlichen Würde. Er nannte sich den erwählten römischen Kaiser deutscher Nation, aber noch fehlte ihm die Krone Karls des Großen. (Vgl. Band 1 Seite 563. Band 2 Seite 56). Sie mußte ihm der Papst übergeben, und zwar zu Rom.

Jetzt in Bologna stand Karl mit dem Papste auf so gutem Fuße, daß nichts hinderte, das Versäumte nachzuholen. Aber man entschloß sich, die Krönung gleich in Bologna vorzunehmen, weil die Zeit drängte und Karl selbst daran lag, nun endlich ins Reich zu kommen.

Nicht nur der Ort, wo sie diesmal stattfand, unterschied Karls Krönung von der seiner Vorfahren. Wo waren die deutschen Kurfürsten? Wo die deutschen Bischöfe? Wo die deutschen Ritter? Ein einziger deutscher Fürst war zufällig zugegen; jener Pfalzgraf Philipp,

der Wien mit verteidigt hatte (Seite 178); er und 3000 deutsche Landsknechte vertraten die deutsche Nation. Auch diese deutschen Landsknechte waren von einem Spanier befehligt, und spanisch, spanisch war alles dort am kaiserlichen Hofe

Die deutschen Kurfürsten nahmen's dem Kaiser gar übel, daß er sie nicht eingeladen hatte, ihres Amtes bei der Krönung zu warten. Aber — es ging auch ohne sie. War doch der Papst zur Stelle. Und so wurde denn Karl dort im Dome zu Bologna mit dem Edelstein-besäten Kaisermantel bekleidet, vom Papste mit dem geweihten Öl gesalbt und mit der römischen Kaiserkrone, sowie allen sonstigen Zeichen seiner Würde begabt. Dagegen schwur er einen heiligen Eid, wie ihn seit Jahrhunderten die Kaiser geschworen hatten: den Papst und die römische Kirche, alle ihre Besitztümer, Ehren und Rechte zu verteidigen. Und kein Zweifel, daß es ihm im Gewissen ernst damit war.

So wie dort in Bologna hat die Welt Kaiser und Papst nicht mehr beisammen gesehen: Karl ist der letzte Kaiser gewesen, den ein Papst gekrönt hat.

Und nun ging Kaiser Karl wirklich über die Alpen. Er kehrte zurück ins Reich, von Gott zwiefach bestätigt in seiner Würde: durch die großartige Unterwerfung seiner Feinde und durch die Krönung mit der alten heiligen Krone.

Am 22. März 1530 verließ er Bologna. Auf den 8. April war der Reichstag einberufen; aber so pünktlich kam man doch nicht zusammen, und so schlug er anfang April sein Hoflager zu Innsbruck auf.

In seinem Gefolge befand sich der päpstliche Kardinallegat Campeggi, der Nachfolger Aleanders, der schon auf den zeitherigen Reichstagen die Sache des Papstes geführt hatte. Er sollte das Seine dazu thun, daß der gekrönte Kaiser die Treue und Fürsorge, die er dem Papste geschworen, nicht vergaß.

Wie man damals in Wittenberg dachte, davon ist ein Brief Luthers an Arnsdorf Zeuge, den er im März geschrieben haben muß:

„Vom Kaiser wird Dir unser Ziring (ein Wittenberger Student) Ausführlicheres berichten; denn es ist eine lange Geschichte. So viel ist wahr, daß er beschlossen hat nach Deutschland zu kommen und zwar wird er bald kommen, wir alle glauben voll Zorn gegen uns, wenn ihn nicht etwa der Türke besänftigt, wie er zu Wien that, da er die so hochmütigen Herzöge von Baiern dazu brachte, gar demütig

an die ketzerischen Fürsten um Hilfe zu schreiben. Denn wie es heißt, liegt der Türke in Ungarn und ist willens, zum Frühjahr wiederzukommen.

„Einer von den Gesandten war bei uns, welche von unsern Fürsten an den Kaiser geschickt und von diesem wie Gefangene behandelt worden sind. Der erzählt Wunderdinge von dem Gepränge, womit der Kaiser vom Papste zu Bologna ist empfangen worden (am 5. November), wo er denn jetzt sich hat krönen lassen. Als der Fußkuß geschehen war, sagte der Papst zu ihm: ‚Ew. Kaiserliche Majestät wolle verzeihen, ungern habe ich mir die Füße küssen lassen, aber so verlangt es das Gesetz des Hofbrauchs‘. Darauf beugte der Kaiser die Knie, der Papst aber an seiner Seite küßte den Kaiser mehrmals auf die Wangen. Viertausend Dukaten wurden, wie es heißt, unter das Volk geworfen. Karl schenkte dem Papste aus seinem Goldschatze viertausend Goldstücke mit seinem und seines Bruders Bilde, die wir insgemein ‚Schenkgülden‘ oder ‚Ehrengülden‘ heißen.

„Mögen die Pfaffen sich des freuen und triumphieren, damit sie eilends zu Grunde gehen. Denn es ist nicht anders: die Welt muß Freude und die Apostel Trübsal haben, aber diese Freude wird ihr Ende haben. Laßt uns nur beten, so werden die Pforten der Hölle nichts vermögen“.

Elftes Kapitel.

Luther auf der Koburg.

Am 21. Januar hatte Kaiser Karl den Reichstag ausgeschrieben; erst am 11. März kam die Einladung in die Hände des Kurfürsten von Sachsen. Derselbe befand sich damals in seinem Hoflager zu Torgau. Er war schnell entschlossen, dem Rufe seines Kaisers zu folgen und rüstete zur baldigen Abreise.

Dabei ging seine Hauptsorge darauf, daß er der Kaiserlichen Majestät die erforderliche Verantwortung in Sachen der Religion nicht schuldig bliebe. Freundlicher, als man gehofft hatte, stellte sich ja der Kaiser in seinem Ausschreiben zu dem Kirchenstreit. Wenn die Protestanten ihre Haltung gründlich und ausführlich rechtfertigten, so schien ein für sie günstiger Ausgang der Reichstagsverhandlungen nicht ganz unmöglich.

Auf Anraten seines Kanzlers Brück beauftragte der Kurfürst am 14. März seine Theologen zu Wittenberg, die Meinung, darauf der evangelische Teil bisher bestanden, in einer Schrift festzustellen und ihm diese Schrift zur Verwendung auf dem Reichstage zu überreichen. „Weil vielleicht solcher Reichstag an Statt eines Konzils oder einer Nationalversammlung gehalten werden will, so erfordert die hohe und unvermeidliche Notdurft, daß wir aller der Artikel halben, darum sich der Zwiespalt, beides im Glauben und auch in andern äußerlichen Bräuchen und Zeremonien", erhoben hat, genau wissen, wie weit wir uns mit dem Gegenteil vertragen können und wieweit wir auf unserer Meinung fest bestehen müssen. „Das kann von niemandem

besser, gründlicher, noch beständiger denn von euch erwogen und beratschlagt werden."

An Luther, Jonas, Bugenhagen und Melanchthon erging diese Aufforderung. Sie wurde noch am 14. nach Wittenberg überbracht. Die Sache hatte Eile: am 20. sollte das verlangte Gutachten schon fertig sein. Einer von den Vieren, Justus Jonas, war gerade auf einer Visitationsreise abwesend. Luther schrieb ihm gleich am selben Tage das Nötige.

„Der Kurfürst hat an uns, d. h. an Dich, Bugenhagen, Melanchthon und mich, ein gemeinsames Schreiben gerichtet, daß wir uns zusammenthun und bis zum nächsten Sonntage alles schaffen, was auf dem Reichstage, der am 8. April anhebt, gebraucht wird. Denn Kaiser Karl wird selber sich zu Augsburg einfinden und alles freundschaftlich beilegen, wie er in seiner Bulle schreibt. Alle anderen Geschäfte sollen wir jetzt bei Seite lassen. Deshalb werden wir heute und morgen, freilich wir drei ohne Dich, unser Möglichstes thun; doch wirst auch Du darauf bedacht sein, dem Willen des Kurfürsten nachzukommen, und Deine Geschäfte den übrigen Visitatoren überlassen. So erwarten wir Dich morgen. Denn es geht alles eilig".

Mit vereinten Kräften erfüllten so die Vier ihren Auftrag. Den Glauben anlangend, hatten sie's leicht; da brauchten sie nur die siebzehn Artikel, welche zu Schwabach waren als die Lehre der Lutherischen aufgestellt worden (Seite 165), aufs neue vorzulegen. Dazu aber fügten sie nun ausführlichere Artikel, welche die Ansicht der Evangelischen von äußerlichen Bräuchen und Zeremonien aussprachen. Hieß man jenes die Schwabacher Artikel, so nun dies mitsammt den Schwabachern die Torgauer Artikel, weil sie noch zu Torgau dem Kurfürsten übergeben wurden, wenn auch nicht schon am 18., so doch bald darauf.

Aber noch etwas anderes hatte der Kurfürst gleich in jenem Briefe vom 14. seinen Gelehrten angekündigt. Sie sollten sich bereit machen, ihn auf dem Wege nach Augsburg zu begleiten. Zunächst bis Koburg, wohin er seinen Hof verlegen wollte, bis der Reichstag wirklich anginge. Denn Koburg war die südlichste Stadt seines Landes, darum Augsburg am nächsten gelegen. In Koburg gedachte der Kurfürst noch weiter mit seinen Räten und Gelehrten sich auf die wichtigen Verhandlungen vorzubereiten. Doch sollte Bugenhagen in Wittenberg zurückbleiben und seines Pfarramts walten.

So machten sich Luther, Melachthon und Jonas Sonntag, den

3. April, auf und fuhren nach Torgau. Von da ab reisten sie im Gefolge des Kurfürsten, und zwar verließen sie am 4. Torgau und kamen am 15. in Koburg an. Es war gerade Karfreitag.

Der Kurfürst blieb daselbst noch acht Tage, bis zum 23. Luther mußte fleißig predigen: gleich am stillen Sonnabend, dann zweimal am Ostersonntag, je einmal am Montag, Mittwoch und Donnerstag. Er verkündigte da die großen Wahrheiten des christlichen Glaubens, wie sie durch die Festzeit und das Texteswort gegeben waren, klar und freudig: am stillen Sonnabend redete er von des Christen Kreuz, dann zu Ostern vom Siege des Auferstandenen, über Sünde, Tod und Teufel, von Christi Reich und der Kindschaft, die wir durch ihn haben, von Glaube und Wort Gottes, von Treue in Stand und Beruf, aber des nahenden Reichstags gedachte er nicht, nur zuweilen des Papstes und des Türken und gemeiner Not.

Während Luther einmal ums andere vor dem Kurfürsten und seinem Hofe predigte, arbeitete Melanchthon an der Rechtfertigungsschrift, welche der Kurfürst mit nach Augsburg nehmen wollte. Er mußte aus den Artikeln, die teils zu Marburg und Schwabach, teils zu Wittenberg waren aufgesetzt worden, auch in Form und Sprache von einander unterschieden waren, je nachdem Luther, Melanchthon, Bugenhagen oder Jonas sie verfaßt hatte, erst ein Ganzes machen, das sich konnte vor jedermann sehen und hören lassen.

Und jetzt entschied sich's auch, wer von den gelehrten Herren mit nach Augsburg ging. Der Kurfürst hätte sie am liebsten alle mitgenommen, auch Luthern. Und wirklich hielt er bei der Stadt Nürnberg ausdrücklich um einen Geleitsbrief für Luther an. Aber Nürnberg lehnte ab. Auch Augsburg war so vorsichtig, in dem Geleitsbriefe für den Kurfürsten und sein Gefolge einzuschalten: „Doch nehmen wir hierin aus, falls Seine Kurfürstliche Gnaden jemand bei sich hätten und allher bringen würden, der des Reiches Landfrieden gebrochen und in Straf' und Acht desselben gefallen wäre" — was natürlich auf niemanden sonst als auf Luther ging.

Der Bescheid Nürnbergs gab den Ausschlag dafür, daß Luther auf der Koburg zurückblieb. Er selbst hatte noch immer geglaubt, er würde zum Reichstage mitgenommen werden. So meldete er seinem Freunde Hausmann am 18. die Neuigkeit: „Ich habe vom Kurfürsten Befehl erhalten, wenn die andern von hier zum Reichstage gehen, in Koburg zu bleiben — aus welcher Ursach', weiß ich nicht."

Nun die Bedenken, die gegen Luthers Anwesenheit in Augsburg sprachen, waren, auch ganz abgesehen von dem versagten Geleit, groß genug. Kurfürst Johann erinnerte sich nur zu gut, wie man schon zu Worms „schier etwas Mühe gehabt", Luthern zu schützen. Wie gewagt war es vielmehr jetzt, den Geächteten an den Versammlungsort seiner bittersten Feinde mitzunehmen. Mancherlei Gerüchte, welche auch nach Koburg ihren Weg fanden, konnten das Zutrauen zum Kaiser und zum Reichstage überhaupt nicht wohl stärken.

So war's auf der andern Seite auch wohl begreiflich, warum der Kurfürst Luthern nicht einfach nach Wittenberg heimkehren ließ, sondern in Koburg festhielt. Er sollte dem Schauplatz der wichtigen Verhandlungen, welche bevorstanden, so nahe als möglich bleiben, damit der Kurfürst, wenn er dessen bedurfte, sich schnell seines Rates versichern konnte. Mochten fromme evangelische Männer, tüchtige Gottesgelehrte ihm nach Augsburg folgen, er wußte gar gut, daß in Fragen des Evangeliums und der Kirchenreformation Luther der allerbeste Ratgeber war. Und da war es immerhin von Bedeutung, ob ein von Augsburg abgesandter Bote Luthern schon in zwei, drei Tagen zu Koburg erreichte, oder erst in sechs bis acht Tagen zu Wittenberg.

Freitag nach Ostern, den 22. April, erhielt Kurfürst Johann aus der kaiserlichen Kanzlei die Nachricht, daß der Anfang des Reichstags endgiltig auf den 1. Mai festgesetzt sei. Sogleich befahl er den Aufbruch für den andern Tag.

Er hatte sein Hoflager in der Stadt Koburg gehalten. Luther sollte jedoch oben auf der Festung einquartiert werden. Und zwar sollte ihm die Koburg eine zweite Wartburg sein: einsam und heimlich sollte er da wohnen. Sonnabend früh in der vierten Stunde, als es noch finster war, wurde er hinaufgeleitet. Er ahnte wohl nicht, daß er über fünf Monate da oben zubringen sollte.

Während er sich in dem neuen Versteck einrichten mochte, reiste der Kurfürst mit seinem Hofe nach Augsburg, wo er am Montag, den 2. Mai eintraf, noch immer der erste von allen Kurfürsten und Fürsten.

Drei sächsische Theologen folgten ihm: außer Melanchthon und Jonas der Pfarrer von Altenburg, Spalatin. Dazu kam noch ein früherer Wittenberger, Agrikola, Pfarrer zu Eisleben, welchen Graf Albrecht von Mansfeld auf den ausdrücklichen Wunsch des Kurfürsten mit nach Augsburg brachte, damit auch er daselbst, wie zu Speier, den zum Reichstage Versammelten die evangelische Lehre predige.

Luther gab den Freunden einen Brief mit an den berühmten Gelehrten Eoban Hesse, dem wir einst zu Erfurt begegnet sind (Band 2 Seite 106) und der jetzt am Nürnberger Gymnasium lehrte; daraus merken wir, wie er mit gemischten Gefühlen die Genossen reisen sah.

„Vier Briefe schicke ich Euch auf einmal, mein Eoban, und die sind noch dazu lebendig und können reden, ja gar treffliche Reden halten: den Jonas, Melanchthon, Spalatin und Agrikola. Ich wäre gern der fünfte gewesen; aber da war einer, der sagte zu mir: ‚Schweig, du hast eine schlechte Stimme'. Und so nimm Melanchthon, den vierten, auch für mich als fünften".

In der That sollte Melanchthon zu Augsburg in Glaubenssachen der Führer der Evangelischen sein an Luthers Statt. Wir werden sehen, ob er diese Aufgabe erfüllt ganz in Luthers Geiste und zur Förderung seiner Reformation.

Da saß nun Luther wieder auf hoher Warte, konnte nichts thun als studieren, schreiben und beten, da er viel lieber mit gestritten hätte zu Augsburg oder gepredigt und gelehrt zu Wittenberg.

Zwar schlecht hatte er's nicht da oben. Ein ganzes Haus, der sogenannte Fürstenbau, stand ihm zur freien Verfügung, und daß er an Speise und Trank nicht Not litt, dafür hatte der Kurfürst wohl Sorge getragen. „Jenes große Haus, das die ganze Burg überragt, ist gänzlich mein", schrieb er dem Melanchthon; „ich habe die Schlüssel zu allen Gemächern. So bleibt mir an Einsamkeit nichts zu wünschen übrig."

Doch teilte seine Einsamkeit als treuer Gehilfe und Gesellschafter einer von seinen Wittenberger Tischgenossen, Veit Dietrich von Nürnberg. Der hatte einst Medizin studieren wollen, war aber von Luther für die Theologie gewonnen und in den Kreis seiner Vertrauten aufgenommen worden. Er zählte damals vierundzwanzig Jahre und hatte es bereits zum Magister gebracht.

Auch einen Neffen, den Sohn einer in Mansfeld verheirateten Schwester, hatte Luther während der ersten drei Monate bei sich: Cyriak Kaufmann, angehenden Studiosus von Wittenberg. Anfang August schickte ihn Luther nach Augsburg, damit er sich dort einmal das glänzende Treiben beim Reichstage ansehe und dann nach Wittenberg heimkehre.

Die Besatzung der Burg war gering. „Es sollen hier über dreißig

Leute ihr Brot essen", meldet Luther, „darunter zwölf Wächter für die Nacht und zwei Hornbläser als Turmwärter".

Große Freude fand Luther an der herrlichen Aussicht. „Das ist wahrlich ein gar lieblicher Ort und trefflich geeignet zum Studieren". Das Treiben der Dohlen, welche die Burg umschwärmten und bald in Scharen sich auf dem nahen Gehölz niederließen, bald in die Weite flogen, gewährte ihm viel Unterhaltung und Stoff zu allerhand zeitgemäßen Betrachtungen. Gleich in den ersten Stunden seiner Einsamkeit fiel es ihm auf. So schrieb er dem Jonas:

„Nun sitze ich hier mitten in den Wolken und wirklich im Reiche der Vögel, mein liebster Jonas. Denn von den andern Vögeln zu schweigen, welche so durcheinander singen und schwirren, daß es den Sturm übertönt, so sind da gerade unter meinen Augen die Dohlen oder Raben, die haben ein Gehölz ganz mit Beschlag belegt. Ich meine, da sei ein Gekecke (Gekrächz), früh von der vierten Stunde an (wo Luther auf die Burg heraufgekommen war) den ganzen Tag über ohn' Ermüden und Aufhören, vielleicht auch noch die ganze Nacht durch. Größere Menge von Vögeln mag, glaub' ich, kaum irgendwo versammelt sein."

Und von den Vögeln schweiften seine Gedanken zu den Menschen und ihrem Treiben. „Ich meine", so hebt er an zu deuten, „das ist das ganze Heer der Sophisten und Kochläusse (Kochläus, damals einer der heftigsten Gegner Luthers — vgl. Band 2 Seite 154), die aus der ganzen Welt vor mir versammelt sind, auf daß ich ihre Weisheit und ihren süßen Gesang desto besser kennen lerne und an ihrem nützlichen Dienste für das Reich des Geistes wie des Fleisches meine Lust schaue".

Oftmals kommt er in seinen Koburger Briefen auf dieses Vogel-Schauspiel, das er täglich zu genießen hatte, zurück, und unterschreibt gern, wie er schon auf der Wartburg gethan: „Aus dem Lande der Vögel", aber diesmal nicht der lieblich singenden, sondern der Dohlen, der „Malztürken". Wie er denn auch sonst den Ort seines Aufenthalts wieder verschweigt und verhüllt: „Aus meiner Einsamkeit", „Aus Grubok (Koburg, umgekehrt gelesen)" und ähnlich datiert er seine Briefe, aber am liebsten doch „Aus dem Lande der Dohlen".

Einen köstlichen Brief schrieb er am sechsten Tage seines Aufenthalts auf der Burg an seine Tischgesellen in Wittenberg.

„Gnade und Friede in Christo Jesu, lieben Herren und Freunde!

„Ich habe euer aller Schreiben empfangen und wie es allenthalben stehet, vernommen. Auf daß ihr wiederum vernehmet, wie es hier steht, füge ich euch zu wissen, daß wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriakus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag kommen.

„Denn es ist ein Rubet (Gehölz) gleich vor unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt. Da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt (krächzt) Jung und Alt durch einander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lang währen möge. Und möchte gerne wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei euch wären. Mich dünkt, sie seien aus aller Welt hierher versammelt.

„Ich hab' ihren Kaiser noch nicht gesehen; aber sonst schweben und schwänzen der Adel und die großen Hansen immer vor unsern Augen, nicht sehr köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe alle gleich schwarz und alle gleich grauaugig, singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Sal ist gewölbet mit dem schönen weiten Himmel, ihr Boden ist eitel (lauter) Feld, getäfelt mit hübschen, grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn entweichen können. Es sind große, mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht.

„So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird mancher hier Ritter werden und große Thaten thun.

„Also sitzen wir hier im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herrn samt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie

schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären.

„Ich halte aber, es sei nichts anders, denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einem Haufen also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden ist, und dafür zu kecken (krächzen) für die lange Weil.

„Heute haben wir die erste Nachtigall gehört; denn sie hat dem April nicht wollen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei euch wird's vielleicht anders sein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus.

„Aus dem Reichstag der Malztürken, den 28. April 1530.

Martinus Luther, Doktor."

In demselben Tone schrieb er auch am 9. Mai, also nachdem er auf seiner einsamen Warte schon vierzehn Tage zugebracht, dem Spalatin. „Damit genug des Scherzes", schloß er diesen Brief. „Ich scherze im Ernst und notgedrungen; ich will mir damit die Gedanken verscheuchen, die auf mich einstürmen. Wenn ich sie nur verscheuche!"

Ja, wenn gleich Luther sich mit gutem Humor in seine Lage fand, so war ihm doch das Herz manchmal recht schwer. Was lag ihm aber auch alles am Herzen! Fast mehr noch als die zweifelhaften Aussichten des Reichstags die Türkengefahr, welche immer wieder drohte. Kaum in der Einsamkeit angelangt, fühlte er sich vom Gedanken daran beunruhigt. Er schreibt dem Melanchthon, wie ihm zu Mute ist: „Mein ganzes Gemüt erregt sich mit aller Heftigkeit wider den Türken und Mohammed, weil ich sehen muß, wie die unerträgliche Wut des Satans so unmäßig tobt wider die Leiber und Seelen. Wohlan, ich will beten und flehen und nicht nachlassen, bis ich merke, daß mein Geschrei erhört sei im Himmel. Dich quälen mehr die ungeheuerlichen Vorgänge daheim im Reich. Wir sind's nun einmal, die nach Gottes Willen dies letzte doppelte Wehe (vor dem Weltende), das da zugleich wütet und den letzten furchtbaren Sturm versucht, sehen und leiden müssen. Aber

dieser Sturm selber ist ein Zeuge und Prophet von ihrem Ende und unserer Erlösung".

Manche unwillkommene Botschaft sollte seinen Glaubensmut noch auf die Probe stellen, sonderlich von Augsburg her. Aber eine Trauernachricht, die ihm tief ins Herz griff, erhielt er am 5. Juni, dem Pfingstsonntage, aus Mansfeld. Sein alter Freund und Schulkamerad Hans Reinicke meldete ihm den Tod seines Vaters.

Veit Dietrich hat erzählt, wie Luther diese Nachricht aufgenommen. ‚Alsbald er den Brief ansieht, spricht er zu mir: „Wohlan, mein Vater ist auch tot!" Darnach flugs darauf nimmt er seinen Psalter, geht in die Kammer und weint sich aus, daß ihm der Kopf des andern Tags ungeschickt war. Seither hat er sich nichts merken lassen.'

Noch am Pfingstsonntage meldete er die traurige Botschaft dem Melanchthon.

„Heut schreibt mir Hans Reinicke, daß mein herzlieber Vater, der alte Hans Luther in der ersten Stunde am Sonntag Exaudi (den 29. Mai) gestorben ist. Dieser Tod hat mich gar traurig gemacht, denn ich gedenke nicht nur seines Wesens, sondern auch seiner herzlichen Liebe. Durch ihn hat mir mein Schöpfer alles gegeben, was ich bin und habe; und obwohl mich's tröstet, daß man mir schreibt, er sei stark im Glauben an Jesum Christum sanft entschlafen, so erschüttert mir das Leid und die Erinnerung doch das Herz, daß ich den Tod kaum jemals so verachtet habe, (d. h. daß ich kaum je so gern gestorben wäre wie jetzt). Aber so wird der Gerechte weggenommen vor den Bösen und gehet ein in seine Ruhe (Jes. 57, 1). Wir sterben ja so oft, ehe wir einmal sterben.

„Ich trete nun in das Erbe des Namens ein, als wohl der älteste Luther in meiner Familie. Auch kommt mir's nun mit Recht und nicht nur von ungefähr zu, ihm zu folgen durch den Tod in das Reich Christi, welches uns in seiner Güte verleihen möge der Gott, um dessen willen wir die elendsten unter allen Menschen sind und ein Spott der ganzen Welt.

„Ich schreibe aus Traurigkeit heut nichts weiter; denn recht und billig ist's, daß ich als Sohn einen solchen Vater beweine, durch den mich der Vater der Barmherzigkeit geschaffen, durch dessen Schweiß er mich ernährt und zu dem gemacht hat, was ich bin. Ich freue mich aber, daß er diese Zeiten erlebt und das Licht der Wahrheit

gesehen hat. Gelöbt sei Gott in allen seinen Werken und Wegen in Ewigkeit, Amen."

In der That mußte es für Luther in allem Schmerz eine große Freude und Beruhigung sein, daß sein wackerer Vater selbst noch durch ihn zum Glauben an das lautere Evangelium gekommen war. Einst hatte Hans Luther dem Sohne heftig gezürnt, als er wider seinen Willen ins Kloster ging, und auch als er's zum Priester gebracht hatte, war sein Groll noch nicht verflogen. Aber je völliger Martinus mit dem engen Priester= und Klostergeist der römischen Kirche brach, je lauter er die evangelische Freiheit verkündigte, desto mehr ging auch dem alten Luther das Herz auf, und als nun gar der Mönch ein Weib nahm und aus solcher Ehe dem Großvater Enkel erwuchsen, da waren demselben seine schönsten Wünsche erfüllt. Aber schon erfüllte sich ihm auch das Maß des Alters. Luther hörte im Winter 1529 auf 30, daß er krank sei. Gern hätte er ihn besucht, aber gerade im Mansfeldischen hatten ihm die Bauern seine strengen Strafworte noch nicht vergessen, und so widerrieten ihm die Freunde, dorthin zu reisen, sagten, das hieße Gott versuchen. Darum schrieb Luther an seinen Vater und lud ihn ein, wo es ihm möglich wäre, mit der Mutter nach Wittenberg zu kommen, da wollten sie sein warten und pflegen. Dazu tröstete er ihn mit herzlichen Worten, wies ihn hin auf Christum und die gewisse Auferstehung.

Hans Luther konnte die irdische Reise nicht mehr wagen, aber des Sohnes Brief stärkte ihn zur himmlischen Reise. Als der Pfarrer von Mansfeld ihn fragte, ob er auch glaube, was in dem Briefe geschrieben stehe, da gab er zur Antwort: „Ei, wenn ich das nicht glaubte, so thäte ich als ein Schalk."

Da konnte Luther wohl sich freuen, daß sein Vater, wie einst Simeon, „diese Zeiten erlebt und das Licht der Wahrheit geschauet hatte".

Den Schmerz hat Luther so christlich überwunden, als tief empfunden. Aber noch eine herbe Zugabe zu alledem, was sonst dort auf der Koburg sein Herz beschwerte, waren die körperlichen Leiden, die ihn bald heftiger, bald gelinder auch während dieser Zeit quälten. Heftige Kopfschmerzen machten ihn zuweilen ganz unfähig zu geistiger Arbeit und bereiteten ihm schlaflose Nächte. Er redet mehr als einmal von der Schwäche des Alters, die nun auch er zu fühlen bekomme: „Es will's nicht mehr thun; die Jahre treten herzu". Er ging ernstlich mit

Todesgedanken um und suchte sich eine Stelle aus, wo man ihn begraben sollte: in der Kapelle unter dem Kreuz, dachte er, werde er wohl liegen. Zu dem Brausen und Donnern im Kopfe gesellte sich ein Halsleiden, auch ein Schade am Schienbein machte ihm längere Zeit zu schaffen. Kein Zweifel, daß die gänzlich ungewohnte Lebensweise, die reichliche Kost bei geringer Bewegung, mit schuld war; aber, wie wir gelegentlich noch genauer beweisen wollen: der Mann, den wir uns gar nicht anders vorstellen können als in voller Kraft und Gesundheit, hat zeitlebens große Leibesschwachheit erdulden müssen.

Er nahm sie als eine harte Prüfung, die er dennoch mit Gottes Hilfe bestehen wollte. Er sah in diesen wie in den sonstigen Anfechtungen die immer wiederholten, immer neuen Versuche des Satans, ihn dennoch endlich zu bezwingen. Aber da kam er an den Rechten! Luther hatte das Wort Gottes nicht nur in der Hand, er verstand es auch zu brauchen. Der 118. Psalm war sein Lieblingspsalm. Den siebzehnten Vers schrieb er mit eigener Hand an die Wand seiner Stube mit Noten zum Singen darüber: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen".

Wie schwer er manchmal mit solchen Anfechtungen zu ringen hatte, davon schreibt er einmal an Melanchthon: „Neulich hatte der Satan seine Gesandtschaft bei mir. Ich war allein, Veit und Cyriak waren abwesend, und er siegte wahrhaftig soweit, daß er mich aus der Stube trieb und mich zwang unter die Menschen zu gehn."

Da mußte auch zuweilen der Pfarrer Koch von Koburg heraufkommen und ihm das heilige Abendmahl reichen. So gewann er immer wieder durch Wort und Sakrament die alte Heiterkeit und Freudigkeit seines Gemütes wieder, und er, der selber noch soeben Trost suchte, konnte besser trösten als jeder andere.

Wunderbar ist, was uns von seinem Beten berichtet wird aus jener ernsten Zeit. Wie es seine Gewohnheit war, laut zu beten, so hat ihn der Genosse seiner Einsamkeit, Veit Dietrich, einmal beten hören. Derselbe schrieb dem Melanchthon davon (am 30. Juni):

„Ich kann nicht genug bewundern die ausnehmende Standhaftigkeit, die Heiterkeit, den Glauben dieses Mannes in so herber Zeit. Er nährt sie ohne Unterlaß durch fleißiges Treiben des göttlichen Wortes. Kein Tag vergeht, wo er nicht zum mindesten drei Stunden und zwar die zum Studieren gelegensten Stunden, aufs Gebet verwendet. Einmal glückte mir's, daß ich ihn beten hörte.

Guter Gott, welch ein Glauben lag in seinen Worten! Mit so großer Ehrfurcht bittet er Gott und mit solchem Glauben und solcher Hoffnung, daß man meint, er rede mit einem Vater und mit einem Freunde. ‚Ich weiß‘, sagte er, ‚daß Du unser Gott und Vater bist, also bin ich gewiß, daß Du die Verfolger Deiner Kinder wirst zu Schanden machen. Thust Du's nicht, so ist die Gefahr Dein und unser zumal. Dein ist dieser ganze Handel; wir sind daran gegangen, weil wir mußten, darum wollest Du ihn verteidigen‘. So hörte ich ihn mit heller Stimme beten. Auch mir brannte das Herz mächtig, als er so vertraulich, so ernst, so ehrerbietig mit Gott sprach und unterm Gebet auf die Verheißungen in den Psalmen drang, als der gewiß war, daß alles geschehen werde, was er bitte".

An dem guten Rechte der evangelischen Sache, an seinem göttlichen Berufe zum Reformator, an Gottes Macht und Willen, sein angefangenes Werk zu vollenden hat er nie gezweifelt. Wenn er zuweilen sich dennoch geängstet fühlte, so war's im Bewußtsein der persönlichen Schwachheit und im Angesicht der furchtbaren Mächte, die in dieser elenden Welt dem allmächtigen Gott widerstreben und freilich den Kindern Gottes die Arbeit schwer machen. Aber wenn ihn auch einmal der Jammer dieser Welt anfaßte, so war sein Herz doch immer wieder für den Trost Jesu offen: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost! ich habe die Welt überwunden (Joh. 16, 33)".

Am 24. August, da er dem Melanchthon von seinem schlechten Befinden Nachricht gegeben und den Verdacht geäußert hat, daß es nichts andres sei als des Satans Faustschläge, bricht er in die Worte aus: „Aber es siege nur Christus! Was liegt daran, ob Luther zu Grunde geht — er wird doch Sieger bleiben, wenn Christus siegt!"

Bete und arbeite! Darnach that Luther auch auf der Koburg. Wenn sein Kopf ihm den Dienst versagte, so trauerte er vor allem darüber, daß er dann nichts schaffen konnte. Das war ja das Einzige, was ihm die unfreiwillige Muße einigermaßen erfreulich machte, daß er nun wenigstens etliche Arbeiten vollenden konnte, die ihm sehr am Herzen lagen.

Darum an jenem ersten Tage, den er auf seiner Feste zubrachte,

wo er noch nichts Besseres thun konnte als Briefe schreiben, weil er seine Bücherkiste noch nicht bei sich hatte, an jenem 23. April, war es das Erste, daß er den Melanchthon mit seinem Arbeitsplane bekanntmachte:

„Da bin ich nun auf meinem Sinai angekommen, liebster Philippus; aber ich will aus diesem Sinai ein Zion machen und hier drei Hütten bauen, dem Psalter eine, den Propheten eine und dem Aesop eine“.

Und kaum waren die Bücher glücklich nachgekommen, da ging's auch an's Studieren, Dolmetschen und Auslegen. Und zwar führte Luther hier auf der Koburg vor allen Dingen das Werk fort, das er auf der Wartburg begonnen hatte, die deutsche Bibel.

Unermüdlich hatte Luther in Wittenberg an seiner Bibelübersetzung gearbeitet. Stückweise war auch das Alte Testament in deutscher Sprache erschienen, und zwar fehlten außer den Apokryphen nur noch die Propheten. Und auch von diesen waren Jesaias und Daniel schon herausgegeben. Jetzt nahm Luther sogleich die unterbrochene Arbeit am Jeremias auf und hoffte im ersten Eifer bis Pfingsten (5. Juni) die sämtlichen Propheten zu bewältigen. Aber nur den Jeremias vollendete er bis dahin. Als er dann an den Ezechiel (Hesekiel) ging, zeigte sich, daß die Bearbeitung dieses schwierigen Stückes für seinen angegriffenen Kopf zu anstrengend war. Er mußte sie einstweilen aufgeben und übersetzte dafür noch auf der Koburg die zwölf Kleinen Propheten. Doch gab er vom Ezechiel wenigstens die 38. und 39. Kapitel besonders heraus mit einer Auslegung, worin er die Weissagungen vom Gog und Magog auf den Türken deutete und die Christenheit vermahnte, die Türkennot durch Buße und Gebet zu überwinden.

Nächst den Propheten nahm er den Psalter vor. Der war ihm so recht ans Herz gewachsen. Drei Psalmen legte er aus und ließ sie im Druck erscheinen, den 118., 2. und 117. Mündlich aber erklärte er den Psalter von Anfang an für seinen Genossen und Schüler Veit Dietrich, diesem zum Unterricht, sich selbst zur Freude und Stärkung.

Auch mit den Zehn Geboten beschäftigte sich Luther. Davon berichtete er am 30. Juni dem Jonas: „Ich bin hier von neuem ein Schüler der zehn Gebote worden. Wie ein Knabe lerne ich sie wieder von Wort zu Wort und sehe, wie wahr es ist, daß ihre Weisheit ohne Zahl und Maß sei. Sie scheinen mir in engsten Grenzen ein unbegrenzter Inbegriff aller Dinge“.

Wenn Luther sich, wie wir sahen, besonders auch vornahm, den heidnischen Fabeldichter Aesop zu treiben, so hat er das wohl gethan, aber es ist vor der Hand für die Öffentlichkeit nichts dabei herausgekommen. Von diesen Aesopischen Fabeln und von der Vorliebe, die Luther für sie hatte, wird sich bei anderer Gelegenheit noch ein Wort sagen lassen.

Dagegen müssen wir hier noch der Streitschriften gedenken, deren eine nicht geringe Zahl von Koburg ausgegangen ist. Den Anfang machte die „Vermahnung an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg.“ Sie wurde schon Mitte Mai in Wittenberg gedruckt und traf Anfang Juni in Augsburg ein. Ihr folgten kleinere und größere Schriften über das Fegfeuer, über die Kirche, über die Schlüsselgewalt, über die Schule, über das heilige Abendmahl, über Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen, aus welch letzter Schrift wir bereits früher (Band 2 Seite 413 ff) manches gute Wort mitgeteilt haben. Alle diese Schriften waren mit Ausnahme des Sermons „Daß man die Kinder zur Schule halten soll“ scharf und schonungslos gegen die Papisten gerichtet.

Sehen wir uns nur die „Vermahnung an die Geistlichen“ ein wenig näher an. An die geistlichen Stände ist sie gerichtet, die Bischöfe und Domherrn und Priester, die auf dem Reichstage wieder mit zu raten und zu thaten hatten und begreiflicherweise allezeit als ein vornehmliches Hemmnis der Reformation sich erwiesen. Mit scharfen Waffen greift Luther sie an; es ist eine Schrift wie aus der Zeit des ersten, hitzigsten Kampfes im Jahre 1520.

„Wiewohl mir, lieben Herren, nicht gebühret, auf diesem Reichstag persönlich zu erscheinen — und ob ich gleich erscheinen müßte, könnte ich doch da nichts nütze sein, als an dem in solcher Pracht und Geschäfte nichts gelegen sein würde — so hab' ich mir doch vorgenommen, über meine geistliche Gegenwärtigkeit, die ich mit ganzem Herzen, durch Gebet und Flehen zu meinem Gott, fleißig und redlich mit Gottes Hilfe beweisen will, auch schriftlich mit dieser meiner stummen und schwachen Botschaft unter euch zu sein.

„Und das darum, weil mich mein Gewissen treibt, euch allesamt freundlich und herzlich zu bitten, zu flehen und zu ermahnen, daß ihr diesen Reichstag nicht versäumet noch vergeblich mißbraucht. Denn Gott giebt euch Gnade, Raum, Zeit und Ursache durch unsern allergnädigsten Herrn Kaiser Karolus, mit diesem Reichstag viel und

groß Gutes zu schaffen und auszurichten, so ihr nur wollt. Sehet, jetzt ist eine angenehme Zeit und ein Tag des Heils (2. Kor. 6, 2), für euch am allermeisten. Und wir sehen und hören, wie aller Menschen Herzen auf diesen Reichstag warten, mit großer Hoffnung, es solle gut werden.

„Es kann und mag länger so nicht stehen, wie es jetzt stehet. Ihr habt nun bei zehn Jahren in dieser Sache eure Weisheit wohl versucht mit soviel Reichstagen, mit soviel Ratschlagen, mit soviel Tücken und Praktiken, mit soviel Vertröstung und Hoffnung, ja auch mit Gewalt und Zorn, mit Mord und Straf', daß ich mein Wunder und Jammer an euch gesehen. Dennoch hat's nirgend dahin gewollt, da ihr's gern hinhättet. Das macht alles, daß die Weisheit ohn' Gottesfurcht und demütiges Gebet durch sich selbst hat wollen solche hohe, große Sache meistern, und ist drüber zu Schanden worden in ihrer Vermessenheit. Und werdet ihr euch nicht fürchten und demütigen vor Gott, daß ihr das Dräuen und die Rachgier nachlasset und Gott mit Ernst um Hilfe und Rat bittet, so sollt ihr noch nichts ausrichten, und wäret ihr gleich allzumal so weise als König Salomo. Denn da stehet die Schrift (1. Petri 5, 5): ‚Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er seine Gnade'.

„Solltet ihr verstockt und halsstarrig bleiben, wie bisher, das wäre doch zu viel und allerdings unerträglich.

„In Worms mußte das edle Blut, unser lieber Herr Kaiser Karl, thun, was ihr wolltet, und mich mit meiner ganzen Lehre verdammen, welche ihr doch nun bisher selbst in vielen Stücken habt heimlich angenommen, und eure Prediger hätten jetzt nichts zu predigen, wo des Luthers Bücher nicht wären. Denn was vor Zeiten auf der Kanzel das Geschrei war, lassen sie fein unter der Bank liegen und fangen an wider uns vom Glauben und guten Werken zu predigen, und dergleichen, davon man vorhin nichts hörete noch wußte (Band 1 Seite 111).

„Überdies erzwanget ihr damals ein gräulich Gebot, die Lutherischen zu töten (das Wormser Edikt), daß ihr's darnach selbst nicht halten noch leiden mochtet, und mußte zu Nürnberg auf dem Reichstage geändert werden.

„Dies erzähle ich, nicht euch zum Hohn und Spott, sondern euch herzlich zu bitten und treulich zu vermahnen, daß ihr doch an eurer eigenen Erfahrung und Unglück lernen wolltet, hinfür das Trotzen und

Dräuen, Gewalt und Pochen zu lassen und gegen Gott mit Furcht und Demut zu handeln und, hintangesetzt eure Vermessenheit, seine Hilf' und Gnade mit ernstlichem Gebete zu suchen. Wahrlich, wahrlich, die Sachen sind zu groß; menschliche Weisheit und Gewalt ist viel zu geringe dazu; Gott muß helfen, sonst wird Übel ärger.

„Das ist gewiß; denn so ihr auf eurem Trotzen und Pochen beharren wollt, so sollt ihr wissen, daß des Münzers Geist auch noch lebt, und meines Besorgens mächtiger und gefährlicher, denn ihr glauben oder jetzt begreifen könnt. Es gilt euch mehr, denn uns. Wiewohl er uns feinder ist denn euch: aber wir haben einen Trotz wider ihn, Gott sei Lob in Ewigkeit! Wollte Gott, ihr hättet denselben auch, nämlich das reine Wort und rechtschaffen Gebet!

„Es werden aber etliche hier sagen: ‚Ja, das ist alles deine Schuld, du hast's angefangen und das sind deiner Lehre Früchte!'

„Wohlan, das muß ich leiden. Weiß wohl, daß man mir solches nachsagt; aber wiederum weiß ich viel fromme Leute unter euch, die da wissen, daß das nicht mehr ist. Meine Lehre hat die Leute fein gelehret Friede zu halten und der Obrigkeit zu gehorchen, und wo sie nicht gewesen wäre, hätte gewißlich der Geistlichen Beschwerung sollen ein rechtes Spiel anrichten. Nun muß es meine Lehre gethan haben! Aber solcher Dank gebührt mir, begehr' auch keines andern; so ist's allen Propheten und Aposteln und Christo selbst gegangen."

Und nun weist Luther ausführlich nach, wieviel durch sein Auftreten bereits gebessert worden ist. Gar mancher Mißbrauch, unerträgliche Beschwerung, Irrtum und Sünde ist durch das Evangelium, wie er's wieder an den Tag gebracht, abgethan worden. Wo waren denn die Ablaßprediger? Sie waren verstummt, zur großen Zufriedenheit auch der Bischöfe und Stiftsherren, die es „gar gerne sehen, daß dem Papst, der die Stifter zu hart antastete, seiner Tyrannei ein wenig gesteuert würde. Da wär der Luther ein feiner Lehrer, der den Ablaß so redlich angriff!

„Und hernach, da ich das Klosterleben angriff und der Mönche nun weniger worden sind, hab' ich noch keinen Bischof oder Pfarrherrn hören drüber weinen." Denn beides, der außerordentliche päpstliche Ablaß und die großen Vorrechte der Mönche, gediehen den heimischen Stiftern und den Pfarrkirchen zu großem Nachteil; so kam Luthers

Kampf gegen Ablaß und Mönchswesen den Bischöfen und Pfarrherren zu gute, indem er durch Beseitigung gefährlicher Konkurrenten ihren Geschäften aufhalf! Und so wünschten gewiß von der zu Augsburg versammelten Geistlichkeit viele nicht, daß man einfach die Zustände vor 1517 wiederherstelle!

Was schon gebessert ist und was noch gebessert werden muß, das ist der Hauptinhalt der Schrift. „Weil ich eben drauf komme, daß man vergessen hat, wie es dazumal stund in der Welt, ehe meine Lehre anfing, und nun niemand will nie nichts Übles gethan haben, so muß ich die alten Larven herfürziehen und den Geistlichen ihre vergessene Tugend vor die Augen stellen, damit sie sehen oder wieder dran gedenken, was in der Welt sollte geworden sein, wo unser Evangelium nicht kommen wäre, und wir auch zu unserm Ernste sehen, wie mannichfaltige, herrliche Frucht das Wort Gottes gethan habe".

Man warf Luther vor, daß er eine neue Lehre aufgebracht habe. Dagegen beschuldigt er vielmehr den Papst und seine Gesellen böser Neuerungen. „Liebe Herren, die ihr schreiet, man solle keine Neuigkeit zulassen, saget mir, ist die Kaufmesse (stille Messe) nicht eine schändliche Neuigkeit? Was ist euer Kirchenstand vor unserm Evangelio gewesen denn eitel tägliche Neuigkeit? Da hat einer Sankt Anna aufgerichtet, der Sankt Christophel, der Sankt Georgen, der Sankt Barbara, der Sankt Sebastian, der Sankt Katharin, der wohl Vierzehn Nothelfer — und wer will allein solche neue Heiligendienste erzählen? Sind das nicht Neuigkeiten? Wo waren denn die Bischöfe und Schreier, die solches nicht sollten zulassen? (Vergl. hierzu und zum Folgenden Band 1 Seite 119—140).

„Also weiter: einer richtet den Rosenkranz auf, der andere die Krone Mariä, jener den Psalter Mariä, dieser zehn Paternostersteinlein an den Thüren, dieser Sankt Brigitten Gebet, der dies Gebet, jener das Gebet und des ohn' alle Zahl und Maß und alle Bücher voll — wo war da ein Bischof oder Doktor, der solche Neuigkeit doch hätte ein wenig scheel angesehen?

„Also mit Wallfahrten: da gingen täglich neue auf, zum Grimmthal, zur Eichen, zum Birnbaum, zu Regensburg und so viel Unsre liebe Frauen; es war schier keine Kapelle oder Altar, es wollt' eine Wallfahrt daselbst aufgehen, und liefen die Leute, als wären sie toll, aus dem Dienst und Gehorsam, daß man's greifen konnte, es wäre Teufelsgespenst — dennoch schwiegen Bischöfe und Klöster und Hohe

Schulen stille. Und wäre unser Evangelium nicht gekommen, so wäre kein Raum noch Stätte mehr zur Wallfahrt übrig blieben.

„Und war das nicht ein sonderlicher, meisterlicher Beschiß mit unsers Herrn Rock zu Trier, wie hernach dieselbige schändliche Lüge ist offenbar worden? Was haben alle Lutherischen Neuigkeiten gethan gegen diesen einigen Betrug und Schalkheit? Aber da war niemand, der Neuigkeiten beschreien oder auch anzeigen konnte, sondern der Luther, der solche Neuigkeit anzeigt und straft, der bringet Neues auf!

„Also bildeten sie das heilige, edle Menschenkind, die Jungfrau Maria, aller Welt als eine Mittlerin der armen Sünder vor, auch gegen ihren Sohn Christus selbst. Denn wir wissen alle miteinander — und ich habe so gut darinnen gesteckt, als alle andern — daß wir Maria schlechthin an Christi Statt und Amt zu halten gelehrt waren, hielten Christum für unsern zornigen Richter und Maria für unsern Gnadenstuhl, dahin all unser Trost und Zuflucht stand, so wir anders nicht verzweifeln wollten. War das nicht eine gräuliche Neuigkeit? Wo waren da Bischöfe, die solche neue Lästerer und Verräter Christi straften?

„Ihr Bestes aber war, daß sie die heilige Schrift verachteten und unter der Bank liegen ließen. ‚Was Biblia, Biblia!‘ sprachen sie. ‚Biblia ist ein Ketzerbuch; man muß die Doktores lesen, da findt man es‘. Ich weiß, daß ich hier nicht lüge, denn ich bin ja unter ihnen aufgewachsen, hab' solches alles von ihnen gesehen und gehört.

„Summa, es war Jammer und Herzeleid mit Predigen und Lehren; dennoch schwiegen alle Bischöfe stille und sahen nichts Neues, die doch jetzt eine neue Mücken in der Sonne sehen können. Und stand also alles Ding so wüst und wild, vor lauter uneinigen (sich widersprechenden) Lehren und seltsamen neuen Opinionen (Meinungen), daß niemand mehr wissen konnte, was gewiß oder ungewiß, was ein Christ oder Unchrist wäre. Da lag die alte Lehre vom Glauben Christi, von der Liebe, vom Gebet, vom Kreuz, vom Trost in Trübsalen gar darnieder; ja es war kein Doktor in der ganzen Welt, der den ganzen Katechismus, d. i. das Vaterunser, Zehn Gebot' und Glauben gewußt hätte, geschweige daß sie ihn sollten verstehen und lehren, wie er denn jetzt, Gott Lob! gelehret und gelernt wird, auch von jungen Kindern. Dennoch

mußte dort nichts ‚Neues‘ sein, dies aber muß ‚neu‘ sein. So lasse mein Evangelium auch so lange laufen — was gilt's, es soll auch alt werden“.

Darnach sagt Luther den Herren Bischöfen und Genossen kräftig die Wahrheit von wegen der Priesterehe. Wie verdammten sie die evangelischen Geistlichen, die sich ein Eheweib nahmen! Und wie schändlich und liederlich trieben sie es selber! „Aber“, droht ihnen Luther „solange ihr unsere Ehe nicht zufrieden laßt, sollt ihr auch nicht viel Freude und Ehre von eurer Hurerei und endchristlichen Bischofferei haben. Sterbe ich drüber, so sind andere da, die es besser können (nämlich euch strafen).

„In Summa: wir und ihr wissen, daß ihr ohne Gottes Wort lebt, wir aber Gottes Wort haben. Darum ist unsere höchste Begehr und demütigste Bitt', ihr wollet Gott die Ehre geben, euch erkennen, büßen und bessern.

„Wo nicht, so nehmet mich hin: lebe ich, so bin ich eure Pestilenz! sterbe ich, so bin ich euer Tod. Denn Gott hat mich an euch gehetzt; ich muß, wie Hosea sagt, euch ein Bär und Leu sein im Wege Assur (Hos. 13, 8). Ihr sollt doch vor meinem Namen keine Ruhe haben, bis daß ihr euch bessert — oder zu Grunde geht“.

Des Weiteren macht nun Luther den geistlichen Herrn Vorschläge, wie man sich einigen könnte. Sie laufen darauf hinaus, daß die Bischöfe u. s. w. sollen Fürsten und Herren sein und ihre Güter behalten, dafür aber sollen sie ihn und die evangelischen Prediger das Evangelium frei lehren und dem armen Volke, das fromm zu sein begehret, in Frieden dienen lassen. „Wehret doch dem nicht, das ihr nicht könnt und doch schuldig seid und andere für euch thun wollen“.

Zum Schluß erinnert er daran, daß ‚christliche Gewalt‘, wie sie der Reichstag hatte, „nicht zu verderben, sondern zu bessern von Gott eingesetzt ist, und soll nicht eine Tyrannei, sondern ein Dienst sein“. Und er bietet seine Hilfe an, wenn sie, die geistlichen Herren ihr Amt und ihre Macht nunmehr christlich führen wollen zur Besserung, das Volk, das über ihr Treiben unwillig war, an seinem Teil zu beschwichtigen. „Denn ich halt' doch, ihr werdet der Lutherischen, als der frommen Ketzer, aufs wenigste ihres Gebets, nicht wohl entbehren können, sollt ihr anders etwas Beständiges ausrichten!

„Werdet ihr aber mit Gewalt fahren, steif und halsstarrig hin-

durchwollen — da Gott vor sei! — so bezeuge ich hiermit, samt allen, die mit mir glauben, vor Gott und aller Welt, daß unsre Schuld nicht ist, wo nun euer Stolz fehlen (irreführen) würde, daß ihr zu Trümmern gehet. Euer Blut sei auf euerm Kopf; wir sind und wollen unschuldig sein an euerm Blut und Verdammnis, als die wir auch eure Missethat genugsam angezeigt, treulich zur Buße vermahnet, herzlich gebeten und zu allem, das zum Frieden dienet, uns aufs höchste erboten und nichts anders gesucht noch begehrt haben, denn den einigen Trost unserer Seelen, das freie, reine Evangelium, also daß wir mit gutem Gewissen rühmen mögen, der Mangel sei an uns nicht gewesen.

„Aber der Gott des Friedens und Trostes gebe euch seinen Geist, der euch weise und führe zu aller Wahrheit, durch unsern lieben Herrn Jesum Christum, dem sei Lob und Dank für alle seine unaussprechliche Gnade und Gaben in Ewigkeit! Amen."

So grüßte Luther von der Koburg die zu Augsburg sich versammelnden Reichsstände. So wußte er, ob auch viele Meilen von ihnen fern, dennoch mitten unter ihnen zu sein. Und er redete gewaltig, nicht wie einer, der nächstens zu Kreuze kriechen will.

Wenn Luther sich so auch seinen Feinden zu Augsburg bemerklich machte, viel gegenwärtiger war und blieb er seinen dortigen Freunden. Hin und her gingen die Boten, Briefe bringend und holend; und so wurde ein lebhafter Austausch zwischen Luther und den Lutherischen auf dem Reichstage unterhalten.

Nur eine Zeitlang gab Melanchthon Luthern Anlaß zu bitterer Klage, indem er vom 22. Mai bis zum 13. Juni, also 3 Wochen hindurch, nicht dazu kam, ihm auch nur ein Brieflein zu schreiben. Das war eine harte Geduldsprobe für den einsamen Luther, der doch mit berechtigter Spannung der Dinge wartete, die zu Augsburg sich abspielen sollten, und darum beschwerte er sich über solches Schweigen Melanchthons und auch der übrigen ganz ernstlich.

Freilich hatten die Freunde zu Augsburg und sonderlich Melanchthon den Kopf voll. Melanchthon arbeitete immer wieder an der für den Kurfürsten bestimmen Rechtfertigungsschrift. Indessen wurde sie zu anfang Mai so weit fertig, daß Kurfürst Johann eine Abschrift an Luther schicken

und dessen Gutachten darüber fordern konnte. Luther antwortete (am 15. Mai):

„Ich hab' Magister Philipps Apologie (d. i. Verteidigungs- oder Rechtfertigungsschrift; gemeint ist das später sogenannte ‚Augsburgische Bekenntnis') überlesen; die gefällt mir sehr wohl, und weiß daran nichts zu bessern, noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen".

Als ihm hierauf Kurfürst Johann einen gar huldreichen Brief schickte voll herzlicher Teilnahme für sein Befinden auf Koburg, aber auch voll sorglicher Nachrichten darüber, wessen die Evangelischen und zumal der Kurfürst zu Augsburg sich zu versehen hätten, schrieb ihm Luther unter dem 20. Mai einen Trostbrief. Derselbe folgt hier unverkürzt, obwohl etliche Sätze daraus dem aufmerksamen Leser schon werden bekannt vorkommen, weil sie schon in anderem Zusammenhange mit laut geworden sind (Seite 51).

„Gnade und Friede in Christo, unserm Herrn und Heiland! Amen.

„Durchlauchtigster, Hochgeborner Fürst, gnädigster Herr! Ich hab' nun lange verzogen mit Antwort auf Ew. Kurf. Gnaden erstes Schreiben aus Augsburg, an mich gnädiglich gethan, mit Anzeigung neuer Zeitung und Vermahnung, daß ich mir die Zeit an diesem Ort nicht soll lassen lang sein u. s. w. Und ist fürwahr ohne Not, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden so gnädiglich an mich denket und sorget; denn wir sollen an Ew. Kurfürstliche Gnaden denken, sorgen und bitten, wie wir denn auch wahrlich und treulich thun. Die Zeit ist mir fürwahr nicht lang. Wir leben als die Herren und sind mir diese Wochen daher also verlaufen, daß mich's kaum drei Tage dünkt. Aber Ew. Kurf. Gnaden ist und muß jetzt sein an einem langweiligen Ort; da helf' unser lieber Vater im Himmel, daß Ew. Kurf. Gnaden Herz fest und geduldig bleib' in seiner Gnade, die er uns so reichlich erzeiget.

„Denn auf's Erste, so ist ja das gewiß, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden solche Mühe, Kost, Gefahr und lange Weil lauterlich um Gottes Willen tragen müssen; sintemal alle wütige

Fürsten und Feinde keine andere Schuld zu Ew. Kurf. Gnaden haben, denn das reine, zarte, lebendige Wort Gottes; sonst müssen sie Ew. Kurf. Gnaden ja einen unschuldigen, stillen, frommen, treuen Fürsten bekennen.

„Weil denn das gewiß ist, so ist's ja ein großes Zeichen, daß Gott Ew. Kurf. Gnaden lieb hat, als dem er sein heiliges Wort so reichlich gönnet und würdig dazu macht, daß Sie um desselbigen willen solche Schmach und Feindschaft leiden müssen, welches je ein tröstlich Gewissen machet. Denn Gott zum Freund haben ist ja tröstlicher, denn aller Welt Freundschaft haben. Dagegen sehen wir, wie Gott die wütigen und zornigen Fürsten nicht wert achtet, daß sie sein Wort kennen oder haben sollen: ja, sie müssen verblendet und verstockt dasselbige lästern und verfolgen, als Rasende und Unsinnige; welches schreckliche Zeichen sind seiner großen Ungnade und Zorns über sie. Des sollten sie billig erschrecken und trostlos sein im Gewissen. wie es denn zuletzt auch ergehen muß.

„Über das, so erzeigt sich der barmherzige Gott wohl noch gnädiger, daß er sein Wort so mächtig und fruchtbar in Ew. Kurf. Gnaden Lande macht. Denn freilich Ew. Kurf. Gnaden Lande die allerbesten und meisten guten Pfarrer und Prediger haben, wie sonst kein Land in aller Welt, die so treulich und rein lehren und so schönen Frieden helfen halten. Es wächset jetzt daher die zarte Jugend von Knäblein und Maidlein, mit dem Katechismo und Schrift so wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Maidlein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stifter, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können.

„Es ist fürwahr solch junges Volk in Ew. Kurf. Gnaden Lande ein schönes Paradies, desgleichen auch in der Welt nicht ist. Und solches alles bauet Gott in Ew. Kurf. Gnaden Schos zum Wahrzeichen, daß er Ew. Kurf. Gnaden gnädig und günstig ist. Als sollt' er sagen: ‚Wohlan, lieber Herzog Hans, da befehl' ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustiges Paradies, du sollst Vater über sie sein. Denn unter deinem Schutz und Regiment will ich sie haben und dir die Ehre thun, daß du mein Gärtner und Pfleger sollst sein'. Solches ist je gewißlich wahr.

Denn Gott der Herr, der Ew. Kurf. Gnaden zu dieses Landes Vater und Helfer gesetzt hat, der nährt sie alle durch Ew. Kurf. Gnaden Amt und Dienst, und müssen alle Ew. Kurf. Gnaden Brot essen. Das ist doch nicht anders, denn als wär' Gott selbst Ew. Kurf. Gnaden täglicher Gast und Mündlein, weil sein Wort und seine Kinder, die sein Wort haben, Ew. Kurf. Gnaden tägliche Gäste und Mündlein sind.

„Dagegen sehe man auch an, was bei andern Fürsten ihr Wüten Schaden thut an der lieben Jugend, daß sie aus dem Paradies Gottes sündliche, faule Pfützen dem Teufel machen und verderben alles, haben auch eitel Teufel zu Tisch und zu Gästen. Denn sie sind der Ehren bei Gott nicht wert, daß sie seinem Wort von allem ihrem Gut einen kalten Trunk Wassers geben (Matth. 10, 42). Ja, sie müssen dazu dem durstigen Christo am Kreuze noch Essig, Myrrhen und Galle geben (Matth. 27, 34). Wiewohl dennoch viel frommer Leute heimlich unter ihnen sind, die Ew. Kurf. Gnaden Paradies und gelobtes Land sehnlich begehren und helfen dafür herzlich bitten.

„Weil denn Gott so reichlich in Ew. Kurf. Gnaden Land wohnet, daß er sein Wort so gnädiglich walten läßt, daß dadurch Ew. Kurf. Gnaden Amt, Güter und Habe, alles in einem seligen Brauch und Dienst gehen, und eigentlich alles eitel tägliche Almosen und Opfer sind, dem heiligen Wort Gottes zu Ehren dargereicht ohn Unterlaß; dazu Ew. Kurf. Gnaden mit einem friedsamen Herzen begabet, das nicht blutdürstig, noch mörderisch ist, wie jenes Teil ist und sein muß: so hat fürwahr Ew. Kurf. Gnaden große Ursach' sich in Gott zu freuen und an solchen großen Zeichen seiner Gnade sich zu trösten. Denn es ja eine herrliche, große Ehre ist, daß Gott Ew. Kurf. Gnaden dazu erwählt, geweiht und würdig gemacht hat, daß Leib und Gut, Land und Leute, und alles, was Ew. Kurf. Gnaden hat, in solchem schönen Gottesdienst steht und geht, daß sein göttlich Wort nicht allein unverfolgt, sondern auch gleichsam ernähret und erhalten wird. Schadet auch nicht, daß etliche unter uns nicht wohl dran sind; dennoch geht Ew. Kurf. Gnaden Dienst und Schutz im Werk, das Wort zu erhalten.

„Zuletzt haben nun Ew. Kurf. Gnaden auch voraus das treue, **herzliche Gebet** bei allen Christen, sonderlich in

Ew. Kurfürstl. Gnaden Landen, und wir wissen, daß unser Gebet recht ist und die Sache gut, darum wir auch gewiß sind, daß es angenehm und erhöret wird. O das junge Volk wird's thun, das mit seinen unschuldigen Züngelein so herzlich gen Himmel ruft und schreit und Ew. Kurf. Gnaden, als ihren Vater, so treulich dem barmherzigen Gott befiehlt. Dagegen wissen wir ja, daß jenes Teil böse Sachen hat, können auch nicht beten, sondern gehen mit klugen Anschlägen um, setzen alles auf ihren Witz und Macht, wie man vor Augen siehet; da stehet es denn auf dem rechten Sand.

„Diese meine Schrift wolle Ew. Kurf. Gnaden gnädiglich von mir annehmen; Gott weiß, daß ich die Wahrheit sage, und nicht heuchele. Denn mir ist leid, daß der Satan Ew. Kurf. Gnaden Herz möchte bekümmern und betrüben. Ich kenn' ihn für mein Teil wohl, weiß wohl, wie er mir pflegt mitzuspielen; er ist ein trauriger, saurer Geist, der nicht leiden kann, daß ein Herz fröhlich sei und Ruhe habe, sonderlich in Gott; wie viel weniger wird er's leiden können, daß Ew. Kurf. Gnaden gutes Muts sei, als der wohl weiß, wie viel an Ew. Kurf. Gnaden Herz uns allen gelegen; und nicht uns allein, sondern der ganzen Welt, ich wollte schier sagen, dem Himmel selbst, weil freilich ein großes Teil des Himmelreichs Christi in Ew. Kurf. Gnaden Lande ist durch das heilsame Wort erbauet ohn Unterlaß; daß weiß er und siehet seinen Unwillen dran. Darum sind wir alle schuldig Ew. Kurf. Gnaden treulich beizustehen mit Beten, Trösten, Lieben und womit wir immer können. Denn wo Ew. Kurf. Gnaden fröhlich sind, so leben wir, wo sie aber betrübt ist, da sind wir krank.

„Aber unser lieber Herr und treuer Heiland, Jesus Christus; den uns der Vater aller Gnaden hat so reichlich offenbart und geschenkt, der wolle Ew. Kurf. Gnaden über alle meine Worte seinen heiligen Geist, den rechten, ewigen Tröster senden, der Ew. Kurf. Gnaden stets erhalte, stärke und bewahre wider alle giftige feurige Pfeile des sauren, schweren, argen Geistes. Amen, lieber Gott, Amen.

„Gegeben am 20. Mai, Anno 1530.

Ew. Kurf. Gnaden unterthäniger

Martinus Luther.“ —

Wir aber sind zum Glück nicht, wie Doktor Luther, auf der Koburg festgebannt. Und weil die Ereignisse, die damals in Augsburg sich vollzogen, gar wichtig und entscheidend sind für die Geschichte der Lutherischen Kirche, können wir zunächst nichts Besseres thun, als eine Weile Abschied nehmen von der Koburg und dem Kurfürsten und seinen Begleiter nach gen Augsburg reisen. Wir kommen noch immer zur Eröffnung des Reichstags zurecht.

Zwölftes Kapitel.

Das Bekenntnis der protestierenden Stände zu Augsburg.

Am 2. Mai 1530 zog Kurfürst Johann von Sachsen mit seinen Rittern, Räten und Gelehrten in der freien Reichsstadt Augsburg ein. Er entfaltete dabei das altherkömmliche Gepränge: Joachim von Pappenheim trug ihm das silberne Schwert voran. Sein Einzug machte Aufsehen bei Freund und Feind, weil von Seiten der päpstlichen Partei ausgesprengt worden war, der Sachse fürchte sich nach Augsburg zu kommen und habe die protestantische Sache schon fast aufgegeben. Und nun war er von allen den großen Herren der erste auf dem Platze und that gar nicht wie ein Furchtsamer und Reumütiger.

Wie auf dem Speirer Reichstage, so wollte er auch jetzt zu Augsburg sich von seinen Predigern evangelischen Gottesdienst halten lassen. Der Magistrat, dem Evangelium geneigter als der zu Speier, stellte ihm dafür eine Kirche zur Verfügung. Schon am 3. predigte Agrikola vor dem Kurfürsten und vielem Volke.

Auch Landgraf Philipp von Hessen erhielt eine Kirche zugewiesen, worin sein Prediger Erhard Schnepf von Marburg das Evangelium verkündigte. Philipp hatte wirklich eine Zeit lang geschwankt, ob er in Person dem Rufe zum Reichstage Folge leisten sollte; er grollte dem Kaiser wegen der ungnädigen Aufnahme, welche die Abgesandten der protestierenden Stände bei ihm gefunden hatten (Seite 164). Schließlich kam er doch.

Ganz allmählich fanden sie sich ein, die evangelischen Reichsstände

und die katholischen. Etliche von den letzteren machten sogar noch einen großen Umweg — über Innsbruck nach Augsburg.

Zu Innsbruck in Tirol hielt der Kaiser seinen Hof während des ganzen Monat Mai, obwohl er endgiltig für den 1. den Reichstag geladen hatte. Dort wurden allerhand geheime Vorberatungen gehalten, wie sich denken läßt, nicht zum Besten der evangelischen Sache. Herzog Georg von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg thaten das Möglichste, um den Kaiser zu einem strengen Verhalten gegen die Protestanten zu bestimmen. Er war ja ohnehin dazu geneigt.

Zwar in Augsburg gingen anfangs Gerüchte um, daß vom Kaiser Gutes für die Evangelischen zu erwarten sei. Man hoffte ernstlich, er werde das Versprechen seines Reichstagsausschreibens (Seite 179) einlösen und den beiden Parteien im Reich ein unparteiischer Richter sein. Aber als der Kurfürst durch einen Gesandten den Kaiser zu Innsbruck begrüßte und seine Ankunft in Augsburg meldete, wurde diesem der kaiserliche Wunsch eröffnet, der Streit auf den Kanzeln solle während des Reichstags schweigen, d. h. die evangelischen Prediger in Augsburg sollten ihre Predigten einstellen. So schon am 8. Mai.

Kurfürst Johann und Landgraf Philipp kehrten sich indessen an diesen Wunsch nicht, und auch die Lutherisch gesinnten Geistlichen der Stadt ließen sich dadurch nicht stören. Allenthalben fand die evangelische Predigt großen Zulauf. Inzwischen fragte der Kurfürst bei Luther in Koburg an, wie man sich verhalten solle, wenn der Kaiser ernstlich die evangelische Predigt verböte. Dieser antwortete am 15. Mai:

„Auf die Frage, wo Kaiserliche Majestät begehren würde, daß Ew. Kurfürstliche Gnaden sollten mit Predigten stille halten lassen — ist nach wie vormals meine Meinung, daß der Kaiser ist unser Herr, die Stadt und alles ist sein; gleichwie man Ew. Kurfürstlichen Gnaden zu Torgau nicht sollt' widerstreben, wo Sie begehrten, daß man dies oder das lassen sollten, als in Ihrer Stadt. Wohl möcht' ich, wo es sein wollte, gern sehen, daß man mit guten, füglichen Worten Kaiserlicher Majestät Vornehmen könnte wenden mit Demut, daß Seine Kaiserliche Majestät nicht so unverhöret das Predigen verböte, sondern ließe doch zuvor jemand zuhören, wie man predigt. Es sollte ja Kaiserliche Majestät nicht die lautere, klare Schrift zu predigen verbieten, dieweil man doch sonst nicht aufrührerisch noch schwärmerisch

Predige. Will das nicht helfen, so muß man lassen Gewalt für Recht gehen. Wir haben das Unsere gethan und sind entschuldigt".

Es war also Luthers Meinung, daß der Kurfürst den Befehl des Kaisers achten solle. Denn der Kaiser war ihm in diesem Falle auch wieder die Obrigkeit, welche nach Gottes Ordnung Gehorsam fordern konnte, und umsomehr, weil nach altem Rechte während des ganzen Reichstags als Haupt der Stadt, in welcher man zusammenkam, nicht der Magistrat, sondern der Kaiser galt.

Nun, nach Ankunft Kaiser Karls mußte sich's ja entscheiden, was die Protestanten von ihm zu hoffen hatten. Wenn's ihm zu Augsburg mit den Ketzern so gut gelang, wie zu Innsbruck mit seinem Schwager Christian von Dänemark, so konnte sich der Papst freuen. Nämlich dieser Fürst, der uns schon einmal in Wittenberg begegnet ist (Band 2 Seite 599), bis dahin ein ausgesprochener Anhänger Luthers, ließ sich von Kaiser Karl wieder zum Papsttum bekehren. Kein Zweifel, daß er hoffte, auf dem Wege über Rom die dänische Königskrone wiederzugewinnen.

Am 6. Juni brach endlich der kaiserliche Hof von Innsbruck auf. Aber als ob's noch immer zu früh wäre zur Eröffnung des Reichstags, blieb Karl noch einige Tage in München und ließ sich dort von den bairischen Herzögen prächtig bewirten. So nahmen ihn die römisch gesinnten Fürsten gänzlich in Beschlag, noch ehe er in die Reichsversammlung kam.

Am Tage vor Frohnleichnam, den 15. Juni gegen Abend, langte der kaiserliche Zug vor Augsburg an. Schon ein paar Stunden warteten hier die zum Reichstage Versammelten, eine glänzende Schar geistliche und weltliche Herren. Als der Kaiser nahte, stiegen sie vom Pferde und gingen ihm entgegen; auch der Kaiser stieg ab und reichte jedem die Hand. Der Kurfürst Kardinal Albrecht von Mainz begrüßte ihn mit einer Ansprache. Dann ordnete man sich zu feierlichem Einzuge.

Voran zwei Fähnlein Landsknechte, kaiserliches Kriegsvolk. Dann die Ritterschar der sechs Kurfürsten. Hierauf das Hofgesinde des Kaisers.

Nun kamen die Fürsten, Ein friedlicher Haufe, wie gespannt sie sonst untereinander waren; zuletzt vor dem Kaiser selbst die sechs Kurfürsten, unter denen der Sachse dem Kaiser das bloße Schwert vorantrug. Die Kaiserliche Majestät ritt auf weißem Hengste einher, unter einem prächtigen dreifarbigen Baldachin, den sechs Augsburger Rats-

herren trugen. Neben ihm ritten sein Bruder, König Ferdinand, und der päpstliche Legat Campeggi.

Es folgten die geistlichen Herren (sofern sie nicht Kurfürsten waren) und die fremden Gesandten, dann reisige Mannschaft des Kaisers und zuletzt Söldner und Bürger von Augsburg.

Ein glänzendes Schauspiel; aber schon warf der kirchliche Zwiespalt dunkle Schatten dazwischen. Noch vor dem Thore, als die Fürsten den Kaiser begrüßten, that der päpstliche Legat nach alter kirchlicher Sitte und erteilte den Fürsten seinen Segen. Dabei fielen nach derselben alten, kirchlichen Sitte die Gesegneten auf die Knie — aber Kurfürst Johann von Sachsen blieb aufrecht stehen.

Das Gleiche wiederholte sich in der Stadt. Der festliche Zug bewegte sich nach dem Dom, wo ein Tedeum gesungen und über den Kaiser der Segen gesprochen wurde. Als alle niederknieten, standen Kurfürst Johann und Landgraf Philipp; der Markgraf Georg von Brandenburg, der schon ins Knie gesunken war, erhob sich schnell wieder, als er das Verhalten seiner beiden Glaubensgenossen wahrnahm.

Als dann die Herren auseinandergingen, jeder in seine Herberge, erhielten die genannten drei Fürsten, dazu Herzog Ernst von Lüneburg, vom Kaiser die Aufforderung, zurückzubleiben: er habe noch ein Wort mit ihnen zu reden. Davon, daß sie beim Segen öffentlich die Kniebeugung geweigert hatten, schwieg er. Aber dafür richtete er durch den Mund seines Bruders Ferdinand das nachdrückliche Verlangen an sie, die evangelischen Predigten nunmehr einzustellen. ‚Darob‘, heißt es in einem Berichte aus jenen Tagen, ‚darob sich die beiden alten Fürsten, Sachsen und der Markgraf, zum höchsten entsetzt; aber dieweil sich keiner zu reden und Antwort zu geben unterstehen wollen, hat der Landgraf, so fest er gekonnt, Antwort gegeben, der Meinung: sie, die vier Fürsten, bäten Ihre Kaiserliche Majestät unterthäniglich für solch Ihr geschehen Begehren; denn ihre Prediger predigten nichts Böses oder Neues, sondern allein das Wort Gottes, wie das die alten christlichen Lehrer auch ausgelegt, gepredigt und geschrieben hätten‘. Und so bat er, Kaiserliche Majestät möge zunächst ihrer Prediger Predigt zuhören lassen, so würde sie es also befinden und von ihrem Begehren abstehen

Als König Ferdinand seinem kaiserlichen Bruder diese Rede des Landgrafen auf Französisch gedolmetscht hatte, wurde derselbe vor Zorn rot im Gesicht und erklärte, er werde das Predigen nicht dulden.

Darauf sagte der alte Markgraf Georg: „Ehe ich mir das Wort Gottes nehmen lasse und meinen Gott verleugne, ehe will ich jetzt niederknien und mir den Kopf lassen abhauen.“

Hierüber ward der Kaiser betroffen und rief in seinem gebrochenen Niederdeutsch: „Nit Kopf ab, lieber Fürst, nit Kopf ab!“

Aber bei dem Predigtverbot blieb es, und die Fürsten fügten sich unter Protest: Kaiserliche Majestät sei kein Herr und Meister über die Gewissen.

Noch ein anderes Ansinnen stellte der Kaiser in dieser merkwürdigen Unterredung an die vier Fürsten: nämlich daß sie bei der Frohnleichnamsprozession am anderen Tage nicht fehlen sollten, sondern mitfeiern „dem allmächtigen Gotte zu Ehren“.

Diese Zumutung war zu stark für ein evangelisches Gewissen, denn im Frohnleichnamsfeste erreicht der römische Aberglaube seinen Höhepunkt. Und so blieben sie trotz der kaiserlichen Ladung von der Prozession weg.

Um nun doch seine Unparteilichkeit zu beweisen, erließ der Kaiser am 18. Juni das Gebot, daß während des Reichstags von keiner Seite öffentliche Predigten gehalten werden sollten. Unter den Evangelischen wurde immer noch viel hin und her verhandelt, ob man sich mit gutem Gewissen solchem Gebote fügen dürfe. Kurfürst Johann und sein Kanzler Brück waren ernstlich der Meinung, man müsse dem Kaiser trotzen und das Wort Gottes nicht verbieten lassen; dagegen empfahlen die Theologen, zu leiden und zu gehorchen. Noch versuchten die evangelischen Fürsten, die Erlaubnis auszuwirken, daß wenigstens in ihren Herbergen frei gepredigt werden dürfe; auch davon wollte der Kaiser nichts wissen.

Und so wurde zu Augsburg während des Reichstags hüben und drüben auf eine neue Weise Gottesdienst gehalten, zu großem Spott und Kopfschütteln der Leute, nämlich mit Schriftverlesung, Gebet und Abkündigungen, aber ohne Predigt.

Das war des Reichstags Vorspiel. Es verhieß der protestantischen Minderheit nicht viel Gutes.

Montag, den 20. Juni, wurden die Verhandlungen feierlich eröffnet. Die Eröffnungsrede hielt im Namen des Kaisers der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein. Sie handelte ausführlich von der Türkennot und

nur zum Schluß auch von dem kirchlichen Zwiespalt. Dabei war aber ihr Ton ein ganz anderer, als der des Reichstagsausschreibens (Seite 179).

„Die Irrung und Zwiespalt des heiligen Glaubens und der christlichen Religion belangend, habe Ihre Kaiserliche Majestät auf ihrem ersten Reichstage zu Worms mit Wissen, Rat und Bewilligung der Kurfürsten, Fürsten und anderen gemeinen Stände ein offen (öffentliches) Edikt ausgehen und allenthalben in das Reich verkünden lassen, des gänzlichen Versehens, wo dem gehorsamlich nachgekommen und gelebt worden, es wäre solcher Irrtum und Beschwerde nicht so weit eingerissen“.

Damit bezeichnete der Kaiser den Ungehorsam gegen das Wormser Edikt als die Ursache des ganzen Übels; hätte man damit Ernst gemacht und des Reiches Acht an Luther und seinen Anhängern vollzogen, so würde die Einheit der Kirche längst wiederhergestellt sein! Freilich, wenn man die Protestanten umgebracht hätte, würde nichts weiter im Reiche bestanden haben als die Eine, heilige, römisch-katholische Kirche. Wie freundlich und unparteiisch war das geredet! Aber weiter.

Der Kaiser rügt solchen Ungehorsam, „daraus erfolgt ist nicht allein Verkleinerung und Verachtung Ihrer Kaiserlichen Majestät, sondern auch Gottes des Allmächtigen und seiner Gebote, Abfall von der vorgesetzten und von Gott geordneten Obrigkeit“. Und so macht er öffentlich das Evangelium verantwortlich für die Gräuel des Bauernkrieges: „Das denn alles den Ständen selbst zu Nachteil und nicht anders denn zu Raub, Brand, Krieg und allen demjenigen, was Gott dem Allmächtigen und seinem heiligen Glauben zuwider, gereichet, wie sich denn solches mehrmals gezeigt hat, insonderheit bei dem gemeinen bäurischen Aufruhr“.

Weil nun Kaiserliche Majestät solche Irrung auf gegenwärtigem Reichstage endlich beilegen will, richtet sie schließlich an die Kurfürsten, Fürsten und gemeine Stände das Begehren, daß „zur Förderung der Sache ein jeglicher sein Gutdünken, Opinion und Meinung der berührten Irrung und Zwiespalt, auch Mißbräuch' halben, zu Deutsch und Latein in Schrift stellen und überantworten solle, damit diese Irrung und Zwiespalt desso besser vernommen und erwogen, auch zu einem einmütigen christlichen Wesen desto schleuniger also wiederbracht und verglichen werden möge“.

Auf solches Begehren waren die evangelischen Stände bereits gefaßt. Und so erhoben sie nur dagegen Einspruch, daß die Entscheidung über den kirchlichen Handel den Beratungen über die gegen den Türken zu treffenden Maßregeln sollte hintangesetzt werden. Auch dem päpstlichen Legaten lag an schneller Erledigung der Kirchenfrage, und so gab der Kaiser in diesem Stücke nach. Bereits am nächstfolgenden Freitag, den 24. Juni, sollten die Erklärungen der verschiedenen Religionsparteien ihm in öffentlicher Sitzung übergeben werden.

Da führten die Römischgesinnten einen meisterhaften Streich. Sie erklärten, daß sie ihrerseits sich allezeit nach dem Wormser Edikt gehalten hätten; es liege also kein Grund vor, weshalb sie ihre Meinung irgendwie in Schrift fassen oder sich in eine Disputation darüber einlassen sollten. Klug war das von ihnen, und man müßte es auch für recht erkennen, wenn die Entscheidung von Worms die letzte in Sachen der evangelischen Reformation gewesen wäre. Aber zwischen Worms und Augsburg lag vieles, vor allem auch der erste Reichstag in Speier mit seinem wichtigen Abschiede (Seite 59)

Gleichwohl gelang es den katholischen Fürsten und Ständen auf diese Weise, sich vor Kaiser und Reich als die getreuen Unterthanen und Schützer des öffentlichen Rechts und Glaubens darzustellen, während die evangelischen als die Neuerer und Friedensstörer dastanden. Von dem Augenblicke an, wo die Evangelischen allein eine Rechtfertigungsschrift einzureichen hatten, war nicht mehr die Rede von einem Ausgleich zwischen zwei feindlichen Parteien (wie in dem Reichstagsausschreiben — Seite 179), sondern es war der Prozeß gegen sie als Angeklagte eröffnet.

Kein Wunder, wenn den evangelischen Fürsten samt ihren weltlichen und geistlichen Räten unter solchen Verhältnissen zuweilen bange werden wollte. Machte der Kaiser einfach gemeinsame Sache mit der altgläubigen Reichstagsmehrheit, so war, nach Menschengedanken, ihre Niederlage gewiß. Jetzt mußten sie zeigen, ob sie das auch konnten, was Luthern in Worms so stark machte: nicht sehen und doch glauben!

Luther fehlte ihnen an allen Ecken und Enden. Wie konnte der ängstliche Melanchthon seine Stelle ersetzen! Zwar an der Rechtfertigungsschrift, die ihm sein Kurfürst aufgetragen hatte, feilte und besserte er unaufhörlich. Sie war ja in den Grundzügen bereits festgestellt, als er nach Augsburg kam, aber mancherlei Angriffe auf die Stellung der Evangelischen, besonders eine Schrift des alten Feindes Doktor Eck'

sowie die immer unfreundlichere Haltung des Kaisers, bestimmten doch dazu, diesen und jenen Punkt noch bedachter zu fassen. Melanchthon arbeitete gleichzeitig die Schrift in deutscher und lateinischer Sprache aus, und zwar so, daß beides selbständige Schriften sind, aber im Inhalt und in der Anordnung der Artikel ganz übereinstimmen. Zu der deutschen Schrift schrieb der kursächsische Kanzler die Vorrede, welche Justus Jonas ins Lateinische übersetzte.

So sehr war Melanchthon mit seiner Arbeit beschäftigt, daß er, wie wir hörten, es fertig brachte, drei Wochen lang an Luthern nicht zu schreiben. Als er endlich dazu kam, klagte er Luthern, daß er beinahe verzehrt werde von den unsäglichsten Sorgen.

Und es war eben die Schrift, die er abzufassen hatte, keine stille Studierstubenarbeit, sondern eine öffentliche Schrift von der allergrößten Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Es gab dabei so viel zu bedenken für eine bedenkliche Natur und so viel zu verhandeln mit Theologen, Kanzlern und Fürsten! Das wäre schließlich für Luther auch nichts gewesen, aber der hätte zuletzt durchgegriffen und für die Zaghaften den Ausschlag gegeben. So war der Mann, der's machen sollte, der allerzaghafteste.

Die evangelischen Theologen, mit welchen Melanchthon zu Augsburg steten Verkehr und Austausch hielt, waren außer denen, die mit ihm gekommen waren: Erhard Schnepf von Marburg, Urban Rhegius von Augsburg, Brenz von Schwäbisch Hall, Weiß und Fürer von Ansbach. Diese gewannen um so mehr ein Recht, mit zu reden und zu raten, als die Rechtfertigungsschrift im Namen der gesamten Partei sollte eingereicht werden.

Denn ursprünglich wurde die Schrift allein im Auftrage des sächsischen Kurfürsten abgefaßt. Er gedachte damit seinen Standpunkt zu wahren. Aber Markgraf Georg von Brandenburg meinte, es wäre gut, „eine gemeinsame Konfession zu stellen". Dieselbe Ansicht sprachen die Vertreter von Nürnberg aus. So wurde der „sächsische Ratschlag", wie man den Entwurf Melanchthons nannte, in gemeinsame Beratung gezogen.

Dabei bemühte sich Landgraf Philipp von neuem, auch die Zwinglisch gesinnten Städte mit herbeizuziehen. Denn er sagte sich mit Recht: je einiger die Protestanten in diesem entscheidenden Augenblicke auftraten, desto stärker waren sie. Aber die Lutherischen, und vornehmlich Melanchthon, waren in diesem Stücke so hartnäckig wie je. „Mag

sein, daß man Christen, welche irren und doch den Irrtum nicht verteidigen, als Brüder dulden solle, wie Christus selber seine Jünger geduldet hat; aber diejenigen, welche unbegründete Lehre vorgeben und verteidigen (wie eben Zwingli und Genossen), kann man nicht für Brüder halten, denn man kann nicht willigen in unrechte Lehre". Mit diesen Worten wiesen Melanchthon und Brenz die erneuten Vermittelungsversuche rund ab. Da nun die oberdeutschen Städte ihrerseits die Lutherischen Artikel auch nicht annehmen wollten, mußten sie sich entschließen, für sich eine besondere Schrift aufzusetzen.

Es gehörte zu Melanchthons größten Sorgen, daß Philipp von Hessen ganz mit den Schweizern gehen möchte. Wiederholt bat er Luthern, deshalb an den Landgrafen zu schreiben, was dieser denn auch that. Melanchthon sorgte sich ohne Not. Urban Rhegius giebt in einem Briefe an Luther (vom 21. Mai) dem Landgrafen das Zeugnis: „Er hält's nicht mit dem Zwingli, das hat er mir offen erklärt, aber er wünscht mit heißen Gebeten die Verständigung der gelehrten Männer herbei, soweit es die Frömmigkeit zuläßt."

So unnachgiebig sich Melanchthon gegen die Schweizer zeigte, so sehr lag ihm eine Verständigung mit den Katholischen am Herzen. Er ließ sich mit kaiserlichen Geheimschreibern, päpstlichen Theologen und Bischöfen, selbst mit einem Kochläus (Seite 188) auf freundschaftliche Besprechungen ein. Wie wenig dabei für die Evangelischen herauskommen konnte, hätte er aus einer Unterredung mit dem Erzbischof von Salzburg entnehmen mögen, der mit vielen und starken Worten für alles Unheil, wovon das Reich betroffen worden, die Evangelischen verantwortlich machte, und als Melanchthon dagegen bemerkte, sie könnten nicht sich unterwerfen um ihres Gewissens willen, ausrief: „Was Gewissen! Der Kaiser wird die Störung und Verwirrung im Reiche nicht leiden!"

„Er schloß seine Rede mit wahrhaft blutigen Worten", so berichtete Melanchthon von dieser Unterredung an Luther. Und doch träumte er noch immer davon, daß man durch größeres Zuvorkommen beim Kaiser mehr erreichen könnte. In demselben Briefe, geschrieben am Morgen des Tages, wo die Schrift der Lutherischen Fürsten und Städte übergeben werden sollte, beklagte er Luthern gegenüber die allzu starre und freie Haltung des Kurfürsten und seiner Genossen:

„Der Kaiser behandelt unsere Fürsten gar freundlich, und ich wollte, die Unsern benähmen sich dienstwilliger gegen ihn. Wenn Du

doch wegen dieses Punktes unserm jüngern Fürsten (dem Kurprinzen Johann Friedrich) wolltest eine Mahnung zukommen lassen! Der Kaiser ist der mildeste Mann an seinem ganzen Hofe. Die Übrigen freilich hegen einen grausamen Haß gegen uns". Nun denn, so war auch auf des Kaisers freundliches Benehmen nichts zu geben. War er dem Kurfürsten wirklich so wohlgesinnt, warum zögerte er dann, ihn mit der Kurwürde zu belehnen? Das machte der Kaiser ausdrücklich davon abhängig, daß Johann von Luthers Lehre lasse.

Johann verzichtete einstweilen gern auf die kaiserliche Bestätigung und trat um so entschiedener für die angefochtene Lehre ein. Er und sein Kanzler Brück ließen sich zum Glück von Melanchthons Sorgen und Wünschen nicht anfechten.

So versammelten sich denn am Morgen des 23. Juni, Donnerstags, in der Herberge des Kurfürsten die gleichgesinnten Fürsten, Gesandten und Theologen. Die vielberatene Schrift wurde noch einmal vorgetragen, von allen gebilligt und unterschrieben.

Als der Kurfürst die Feder nahm, um als der Erste seinen Namen darunter zu setzen, hielt Melanchthon ihm den Arm zurück: er hatte auch in diesem großen Augenblick ein Bedenken — nämlich nicht die Fürsten sollten unterschreiben, sondern die Theologen und Prediger, weil's eine Religionssache sei; die Fürsten möchten ihre Macht frei behalten für andere Dinge. Als ob nur die Prediger und Theologen berufen gewesen wären, von ihrem Glauben vor Kaiser und Reich Zeugnis abzulegen! Als ob dort nicht gerade die Fürsten und Stände, von denen es gefordert war, hätten Farbe bekennen müssen und sagen, welches ihr Glaube und ihre Meinung sei!

Johann gab zur Antwort: „Ich will thun, was recht ist, unbekümmert um meinen Fürstenhut; ich will meinen Herrn bekennen, dessen Kreuz mir mehr gilt, als alle Macht der Erde". Und so schrieb er seinen Namen.

Nach ihm thaten es Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst von Lüneburg, sodann, nicht ohne Zögern, weil ihm die mißglückte Einigung mit den Schweizern im Sinne lag, Landgraf Philipp von Hessen, endlich Fürst Wolfgang von Anhalt. Also fünf Fürsten. Dazu noch zwei Städte: Nürnberg und Reutlingen. Diese Unterschriften trugen beide Urkunden, die deutsche und die lateinische; letztere jedoch wies noch zwei Namen auf, nämlich die des Herzogs Johann Friedrich von Sachsen und des Fürsten Franz von Lüneburg.

„Unsere Fürsten“, schrieb Brenz am selben Tage, „sind im Bekenntnis des Evangeliums ganz fest, und fürwahr, wenn ich ihre große Festigkeit erwäge, schäme ich mich sehr, daß wir (Gelehrten), die wir gegen sie nur Bettler sind (also nichts zu verlieren haben), uns vor des Kaisers Majestät so ängstlich fürchten“.

Und was war der Sinn und Inhalt der Schrift, welche die genannten Fürsten und Städte und später noch viele andere öffentlich für ihr Bekenntnis erklärt haben?

Nun die Schrift war nicht gemeint als das unterscheidende Bekenntnis einer Kirchengemeinschaft, welche sich damit abgrenzen wollte gegen alle übrigen Kirchengemeinschaften. Die Fürsten und Stände haben sich damit nicht wollen als eine besondere Kirche aufthun, etwa als ‚Lutherische Kirche‘, und also auch für diese besondere Lutherische Kirche keine Anerkennung vom Reiche begehrt. Vielmehr haben die Lutherisch gesinnten Stände in dieser Schrift nachweisen wollen, daß sie keine besondere, neue Kirche seien, sondern daß ihre Lehre vielmehr mit der heiligen Schrift übereinstimme und in der Einen heiligen katholischen Kirche von Alters her zu Recht bestehe.

Deshalb hebt die Schrift an mit dem Artikel von dem dreieinigen Gott, über welchen zwischen Luther und seinen Widersachern niemals Streit gewesen war: „Erstlich wird einträchtiglich (d. h. in Übereinstimmung mit der ganzen Kirche) gelehret und gehalten, laut dem Beschluß des Konzils von Nizäa (welches also auch von den Protestanten anerkannt wird), daß ein einig göttlich Wesen sei . . und seien doch drei Personen in demselben einigen göttlichen Wesen . . . .“

Deshalb werden alsbald mit Nennung ihres Namens die Ketzer verworfen, welche über diesen Artikel Irrlehre geführt haben und von der katholischen Kirche deswegen verworfen worden sind, damit kein Zweifel daran bestehen könne, daß die Unterschriebenen noch den alten Christenglauben haben.

So trägt der zweite Actikel die Lehre von der Erbsünde vor und beruft sich dabei nicht auf die Schrift gegen die Kirchenlehre, sondern verwirft nur die Irrlehre des Pelagius und bekennt dagegen die Lehre des Augustinus, seines Gegners, welche von der römischen Kirche zwar gründlich versteckt und vergessen, aber niemals ausdrücklich bekämpft oder verworfen worden war. Ebenso bekennet sich der 18. Artikel zu

Augustins Lehre vom freien Willen. Mit beiden Artikeln also stellt sich diese Schrift auf den Rechtsboden der katholischen Kirche.

Gut katholisch ist auch, was von der Person Jesu Christi, von der Kraft und Wirkung der Sakramente (zu welchen die Beichte noch gezählt wird), von der Kindertaufe und manchem anderen gesagt ist, während in dem Artikel vom Abendmahl die Lehre der Schweizer deutlich abgelehnt wird.

Daneben werden die Hauptstücke der Lutherischen Predigt, auch wo sich kein Kirchenvater, sondern nur die heilige Schrift dafür anführen läßt, klar dargelegt. So die Lehre von der Rechtfertigung im vierten Artikel unter Berufung auf Römer 3 und 4; ja es heißt sogar davon in einem spätern Artikel: „Dieweil nun die Lehre vom Glauben, die das Hauptstück ist in christlichem Wesen (deutlicher der lateinische Text: ‚welche die Hauptlehre in der Kirche sein sollte'), lange Zeit, wie man bekennen muß, nicht getrieben worden" u. s. w. Aber sonst fehlt auch bei diesem Artikel, wie bei den trefflich evangelischen Artikeln von der Kirche, von weltlichem Stande und Beruf, vom Dienst der Heiligen, der scharfe Gegensatz zu den Irrtümern der römischen Kirche, welcher sonst bis dahin die evangelische Predigt von Anfang bis zu Ende erfüllt und ganz wesentlich bestimmt hatte. Man wolle nur den überaus zahmen Artikel vom Dienst der Heiligen daraufhin betrachten. Er lautet, wie folgt:

„Vom Heiligendienst wird von den Unsern also gelehret, daß man der Heiligen gedenken soll, auf daß wir unsern Glauben stärken, wenn wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen ist; dazu, daß man Exempel nehme von ihren guten Werken, ein jeder nach seinem Beruf, gleichwie die Kaiserliche Majestät seliglich und göttlich dem Exempel Davids folgen mag, Kriege wider den Türken zu führen; denn beide sind sie in königlichem Amt, welches Schutz und Schirm ihrer Unterthanen fordert. Durch Schrift (d. h. durch die heilige Schrift) aber kann man nicht beweisen, daß man die Heiligen anrufen oder Hilfe bei ihnen suchen soll. Denn es ist allein ein einiger Versöhner und Mittler gesetzt zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus (1. Tim. 2, 5), welcher ist der einige Heiland, der einige oberste Priester, Gnadenstuhl und Fürsprecher vor Gott (Röm. 8, 34). Und der hat allein zugesagt, daß er unser Gebet erhören wolle. Das ist auch der höchste Gottesdienst nach der Schrift, daß man denselbigen Jesum

Christum in allen Nöten und Anliegen von Herzen suche und anrufe. So jemand sündiget, haben wir einen Fürsprecher bei Gott, der gerecht ist, Jesum' (1. Joh. 2, 1)."

Dieser Artikel ist der 21. und zugleich der letzte von den „Artikeln des Glaubens und der Lehre", also der letzte im ersten Teile der Schrift. Es folgen unmittelbar darauf die Schlußworte des ersten Teils, welche wiederum der Beachtung wert sind:

„Dies ist fast die Summa der Lehre, welche in unsern Kirchen (nicht: in unserer Kirche) zu rechtem christlichen Unterricht und Trost der Gewissen, auch zur Besserung der Gläubigen gepredigt und gelehret ist, wie wir denn unsre eigene Seele und Gewissen je nicht gerne wollten vor Gott mit Mißbrauch göttlichen Namens oder Worts in die höchste und größte Gefahr setzen oder auf unsere Kinder und Nachkommen eine andere Lehre vererben, denn so dem reinen göttlichen Wort und christlicher Wahrheit gemäß ist. Weil denn dieselbige in heiliger Schrift klar gegründet und dazu auch gemeiner christlicher, ja römischer (!) Kirche, soviel aus der Väter Schrift zu vermerken, nicht zuwider noch entgegen ist, so achten wir auch, unsere Widersacher können in obenangezeigten Artikeln nicht uneinig mit uns sein.

„Derhalben handeln diejenigen ganz unfreundlich, geschwind und wider alle christliche Einigkeit und Liebe, so die Unsern deshalb als ‚Ketzer' abzusondern, zu verwerfen und zu meiden sich selbst ohne einigen beständigen Grund göttlicher Gebote oder Schrift vornehmen. Denn die Irrung und der Zweck ist vornehmlich über etliche Traditionen und Mißbräuche (nicht jedoch über Glaubenslehren). So denn nun an den Hauptartikeln (zu welchen wir uns bekennen) kein befindlicher Mangel und dies unser Bekenntnis göttlich und christlich ist, sollten sich billig die Bischöfe, wenn schon bei uns der Traditionen (der überlieferten Bräuche und Einrichtungen) halben ein Mangel wäre, gelinder erzeigen, wiewohl wir verhoffen, beständigen Grund und Ursachen darzuthun, warum bei uns etliche Traditionen und Mißbräuche geändert sind".

Damit ist nun der Übergang gemacht zu dem andern Hauptteile der Schrift, welcher die Artikel enthält, „von welchen Zwiespalt ist", als ob also wirklich über die bisher aufgeführten Glaubensartikel ein ernsthafter Zwiespalt nicht bestehe: nämlich die „Artikel, da erzählet werden die Mißbräuche, so geändert sind". Dieser Teil hebt an:

„So nun von den Artikeln des Glaubens in unsern Kirchen (nicht: in unserer Kirche) nicht gelehret wird zuwider der heiligen Schrift oder gemeiner christlichen Kirche, sondern allein etliche Mißbräuche geändert sind, welche zum Teil mit der Zeit selbst eingerissen, zum Teil mit Gewalt aufgerichtet worden, fordert unsere Notdurft, dieselbigen zu erzählen und Ursach' darzuthun, warum hierinnen Aenderung geduldet ist, damit Kaiserliche Majestät erkennen möge, daß hierinnen nicht unchristlich oder freventlich gehandelt, sondern daß wir durch Gottes Gebot, welches billig höher zu achten denn alle Gewohnheit, gedrungen seien, solche Änderung zu gestatten."

Folgen sieben Artikel: von beider Gestalt des Sakraments, von der Messe, von der Beichte, vom Unterschied der Speisen (Fasten u. dgl.), von den Klostergelübden, von der Bischöfe Gewalt. Dagegen werden Ablaß, Bann, Wallfahrten u. a. „im Besten und Glimpfs willen übergangen, damit man die fürnehmsten Stücke in dieser Sache desto besser vermerken möge". Alle die genannten Änderungen werden aus der Schrift und aus dem früheren Brauche der gemeinen (d. h. katholischen) christlichen Kirche gerechtfertigt, und zeigt sich überall das weitgehendste Entgegenkommen gegen die Forderungen der römischen Partei, da es sich ja hier nicht um die evangelische Wahrheit, sondern um „Bräuche", also um Unwesentliches handelt.

Kurz, die Schrift der Lutherischen Stände zu Augsburg, welche bekannt ist unter dem Namen des Augsburgischen Bekenntnisses (Confessio Augustana) geht nicht darauf aus, den Unterschied zwischen dem evangelisch-lutherischen Christentum und dem römisch-katholischen Christentum scharf und genau festzustellen. Sie geht im Gegenteil darauf aus, nachzuweisen, daß die Evangelisch-Lutherischen von der katholischen (gemeinen) Kirche nicht abgewichen sind, sondern die alte christliche Wahrheit noch mitbekennen und nur etliche unchristliche Mißbräuche, die sich in die Kirche eingeschlichen, gebessert haben.

Indem die protestierenden Stände ihre Stellung so kennzeichnen, erheben sie den Anspruch, daß die päpstlich gesinnte Reichstagsmehrheit mitsamt dem Kaiser ihren Glauben für den eigenen anerkennen und die in die Kirche eingedrungenen Mißbräuche ebenso reformieren, wie sie.

Gleichwohl werden die protestierenden Stände, als sie dieses Bekenntnis übergaben, sich schwerlich der Hoffnung hingegeben haben, daß dasselbe zur Verständigung und Einigung mit den Gegnern helfen

werde. Bei aller Zahmheit in der Form, bei aller Betonung ihres guten Rechtes, sich zur katholischen (allgemeinen) christlichen Kirche zu zählen, sprach die Schrift doch zu deutlich die Lehren aus, durch welche Luther in den Kampf mit der römischen Kirche, die sich allein für die katholische (allgemeine) christliche Kirche hielt und ausgab, immer tiefer hineingeraten war. Vielleicht waren Bibel und Kirchenväter auf Seite der Lutheraner, und die gegenwärtige römisch-katholische Kirche steckte voll von Irrtümern! Dann konnten die Römischen in ihrer Unbußfertigkeit den Evangelischen trotz ihrer Berufung auf Schrift und Kirchenväter die Hand nicht reichen.

So kam es, daß die Augsburgische Konfession, welche zur Aussöhnung und Einigung, zur Rechtfertigung des katholischen Christentums der Evangelischen dienen wollte, von den Römischen verworfen wurde und zur Bekenntnisschrift einer evangelisch-lutherischen Sonderkirche (der Kirche Augsburgischen Bekenntnisses) geworden ist.

Damals, als dieses Bekenntnis übergeben wurde, gab es noch keine evangelisch-lutherische Kirche. Sie war erst im Entstehen begriffen.

So wenig Luther daran dachte, eine Lutherische Kirche zu stiften, so wenig wollten Kurfürst Johann und seine Glaubensgenossen eine Lutherische Kirche sein

Für wen dies noch weiteren Zeugnisses bedarf, der lese den 7. Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses: „von der Kirche". Er wird da einen neuen, evangelischen Begriff von der Kirche finden, aber nicht den Begriff von einer neuen, evangelischen Kirche.

„Es wird auch gelehret, daß allezeit müsse Eine, heilige, christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut dem Evangelio gereicht werden.

„Denn dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und ist nicht not zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden".

So hatte Luther in den Schwabacher Artikeln den christlichen Glauben an die Kirche gefaßt: „daß kein Zweifel sei, es sei und bleibe Eine, heilige, christliche Kirche bis an der Welt Ende,

wie Christus spricht Matthäi im Letzten (Matth. 28, 20). Solche Kirche ist nichts anders, denn die Gläubigen an Christo, welche obengenannte Artikel und Stücke glauben und lehren und darüber verfolgt und gemartert werden in der Welt; denn wo das Evangelium gepredigt wird und die Sakramente recht gebraucht, da ist die heilige christliche Kirche, und sie ist nicht mit Gesetzen und äußerlicher Pracht an Statt und Zeit, an Person und Geberde gebunden".

Zu dieser Kirche wollten die Bekenner der Augsburgischen Konfession gehören. Darauf, daß sie das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo und den rechten Brauch der Sakramente hatten, darauf gründeten sie ihren Anspruch, Christen zu sein. Damit meinten sie zugleich auch noch fest auf dem Rechtsboden der äußerlichen römisch-katholischen Kirche zu stehen. Von einer Lutherischen Sonderkirche wußten sie vor der Hand noch nichts.

Donnerstag, den 23. Juni 1530, hatten die Lutherisch gesinnten Fürsten und Städte ihre Bekenntnisschrift unterzeichnet. In der Reichsversammlung am Freitag wollten sie dieselbe, wie angeordnet war, überreichen. Weil aber die Verhandlungen an diesem Tage sich sehr lange hingezogen hatten, verlangte der Kaiser, daß man ihm die Schrift ohne öffentliche Verlesung einhändigen möge. Darauf konnten die Unterzeichner des Bekenntnisses nicht eingehen. Sie bestanden auf öffentlicher Verlesung im Reichstage. So setzte denn der Kaiser für den nächsten Tag eine Sitzung an, in welcher die Übergabe nach dem Wunsche der Protestierenden vor sich gehen sollte.

Doch war der Kaiser darauf bedacht, dieser Handlung ihre Feierlichkeit und Öffentlichkeit dennoch möglichst zu nehmen. Die Reichsversammlungen fanden regelmäßig in dem geräumigen Saale des Augsburger Rathauses statt. Aber für diese Sitzung bestimmte der Kaiser die Kapitelstube des bischöflichen Palastes, in welchem er wohnte: so verhinderte er den zu erwartenden großen Zudrang und schwächte die Bedeutung der öffentlichen Übergabe nach Kräften ab. Freilich erreichte er in Wahrheit mit dieser kleinlichen Maßregel sehr wenig.

Sonnabend, den 25., nachmittags 3 Uhr versammelten sich Kaiser und Reich an besagtem Orte. Da fehlte kein Glied des Reichstages ohne Not. Zweihundert Menschen faßte der Raum immerhin. Und

draußen vor den Thüren und im Hofe drängte sich eine ungezählte Menge.

Als der Kaiser erschienen war, las der kursächsische Vizekanzler Bayer das Bekenntnis der Lutherisch Gesinnten von Anfang bis zu Ende vor. In deutscher Sprache, obwohl der Kaiser anfangs den lateinischen Text hören wollte; er ließ sich doch bedeuten, daß auf deutschem Boden deutsche Sprache das Vorrecht habe.

Der Kanzler las zwei Stunden lang. Mit lauter und deutlicher Stimme, so daß auch die Leute im Hofe ihn verstanden. Der Kaiser hörte anfangs aufmerksam zu; aber weil er des Deutschen zu wenig mächtig war, ermüdete es ihn bald.

Die Denkschrift schloß mit folgenden Worten:

„Wir haben die vornehmlichen Artikel unserer ganzen Lehre erzählet. Wiewohl etliche Mißbräuche mehr anzuziehen gewesen wären, als vom Ablaß, von Wallfahrten, von Mißbrauch des Bannes u. s. w. — diese und dergleichen Stücke haben wir fallen lassen. Denn was wir davon halten, ist leichtlich aus den erzählten Artikeln abzunehmen. Wir haben auch niemanden mit dieser Schrift zu schmähen gedacht, sondern allein unser Bekenntnis gethan, daraus männiglich erkennen mag, daß wir in der Lehr' und Zeremonien nicht halten zuwider Gottes Wort oder der heiligen, gemeinen und katholischen, christlichen Kirche. Denn das ist öffentlich, daß wir mit höchstem Fleiß gewehret haben, daß nicht neue, unchristliche Lehre bei uns gelehrt oder angenommen werden möchte.

„Diese obengeschriebenen Artikel übergeben wir Kaiserlicher Majestät, unserm allergnädigsten Herrn, wie Ihre Kaiserliche Majestät begehrt hat, darin in Summa zu sehen Bekenntnis unsres Glaubens und unsrer Prediger und Pfarrer Lehr'. Und erbieten uns, wo solches begehrt wird, weiteren Bericht von dieser Lehr' durch Gottes Gnade aus heiliger, göttlicher Schrift von allen Artikeln und jedem insonderheit nach Notdurft zu thun". Folgen die Unterschriften.

Für den Fall aber, daß es auf diesem Reichstage zu einer Einigung mit der Gegenpartei und zum gütlichen Ausgleich des Kirchenstreites nicht kommen sollte, erinnerte schon die Vorrede der verlesenen Schrift den Kaiser an seine Zusage, mit dem Papste eine allgemeine Kirchenversammlung auszuschreiben. „So erbieten wir uns hiermit gegen Ew. Kaiserliche Majestät in aller Unterthänigkeit und zum Überfluß, in berührtem Fall ferner auf ein solch gemein, frei, christlich Kon-

zilium (zu kommen und daselbst uns zu verantworten), welches an allen Reichstagen, so Ew. Kaiserliche Majestät bei ihrer Regierung im Reich gehalten, durch Kurfürsten, Fürsten, und Stände aus hohen und starken Beweggründen gefordert worden, an welches auch zusamt Ew. Kaiserl. Majestät wir uns von wegen dieser großwichtigsten Sachen in rechtlicher Weis' und Form seiner Zeit berufen und appelliert haben (Seite 90); welcher Appellation wir hiermit nochmals anhängig bleiben und uns durch diese oder nachfolgende Handlung — es werden denn diese zwiespaltigen Sachen eilig in Lieb' und Gütigkeit, laut Ew. Kaiserl. Majestät Ausschreiben, gehört, erwogen, beigelegt und zu einer christlichen Einigkeit verglichen — (von jener Appellation) uns nicht zu begeben wissen, was wir hiermit öffentlich bezeugen und (gegen jede Vergewaltigung) protestieren".

Nach beendeter Verlesung nahm der Kaiser die beiden Urkunden, die deutsche und die lateinische, eigenhändig in Empfang. Die lateinische behielt er bei sich; die deutsche übergab er dem Kurfürsten Kardinal Albrecht von Mainz für die Reichskanzlei. Darauf beriet er sich mit den übrigen Kurfürsten und Fürsten, welche Antwort dem Kurfürsten von Sachsen „und seinen Mitverwandten" zu geben sei.

Der Bescheid, welchen Pfalzgraf Friedrich im Namen des Kaisers denselben erteilte, ging dahin: „Kaiserliche Majestät hätte den Unterricht gehört; dieweil aber solcher Handel etwas lang, auch hochwichtig und groß wäre, so erfordere Ihrer Majestät Notdurft, denselben wohl zu bedenken und zu beratschlagen. Solches wolle auch Ihre Majestät thun und sich darin so verhalten, daß sie als ein christlicher, gnädiger Kaiser gespürt würde. Wenn Ihre Majestät in solchem entschlossen sei, wolle sie die Kurfürsten und Fürsten wieder erfordern lassen".

Noch stellte der Kaiser das Ansinnen, daß die Unterzeichner des Bekenntnisses es nicht ohne sein Vorwissen sollten in Druck geben. Darin versprachen sie ihm zu Willen zu sein. —

Nach dieser feierlichen Übergabe mehrte sich noch die Zahl der bekennenden Stände. Die Städte Weißenburg (in Franken), Heilbronn, Kempten und Windsheim traten noch nachträglich der Konfession bei und nahmen an den weiteren Verhandlungen darüber mit Teil.

Dagegen arbeiteten die Straßburger Theologen ein besonderes Bekenntnis für ihre Stadt aus, welches noch drei andere oberdeutsche Städte, Konstanz, Memmingen und Lindau, mitunterschrieben. Daher

führt es den Namen — „das Vierstädtebekenntnis" (Confessio tetrapolitana). Da der Kaiser eine öffentliche Übergabe, geschweige Verlesung, nicht bewilligte, reichten sie es am 11. Juli bei der kaiserlichen Kanzlei ein. Dieses Schriftstück, welches also die Meinung derjenigen deutschen Protestanten, die zu Zwingli hielten, aussprach, hat weder beim Reichstage, noch in späterer Zeit eine große Rolle gespielt. Es war aber im Grunde auch ein schönes Zeugnis evangelischen Glaubens und wich von der Eingabe der Lutherischen im Grunde nur in der Lehre vom Abendmahl ab. —

Die Denkschrift der Lutherischen Stände hat damals das größte Aufsehen gemacht und ist für die Folgezeit von außerordentlicher Wichtigkeit geworden.

Niemand erkannte das klarer als Luther. Als er auf seiner Koburg von der feierlichen Übergabe der Schrift Kunde erhielt, war sein Herz voll Freude und Dank.

„Ich bin herzlich froh", schrieb er am 6. Juli, „daß ich diese Stunde erlebt habe, wo Christus durch so viele und getreue Bekenner in solcher Versammlung durch das allerschönste Bekenntnis öffentlich ist gepriesen worden. Da ist erfüllet das Wort: ‚Ich rede von Deinen Zeugnissen vor Königen' (Psalm 119, 46); erfüllt werden wird auch das Folgende: ‚und ich bin nicht zu Schanden worden'. Denn ‚wer mich bekennet — so spricht, der nicht lüget — vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater' (Matth. 10, 32)".

Und an seinen Kurfürsten schrieb Luther am 9. Juli, indem er ihn erinnert an des Kaisers Verbot evangelischer Predigt in Augsburg und wie dieser Schade nun durch Gottes Fügung gründlich ausgewetzt sei:

„Die Widersacher meinen, sie haben's ja wohl getroffen, daß sie das Predigen haben durch Kaiserlicher Majestät Gebot verbieten lassen, sehen dagegen aber nicht, die elenden Leute, daß durch das überantwortete schriftliche Bekenntnis mehr gepredigt ist, denn vielleicht sonst zehn Prediger hätten mögen thun. Ist's nicht eine feine Klugheit und großer Witz, daß Magister Eisleben (Agrikola) und andere müssen schweigen, aber dafür tritt auf der Kurfürst zu Sachsen samt andern Fürsten und Herrn mit dem schriftlichen Bekenntnis und predigen frei vor Kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reich unter ihre Nasen, daß sie es hören müssen und nicht dawider reden können. Ich meine ja, das Verbot zu predigen sei damit wohl

gebrochen. Sie wollen ihre Diener nicht lassen den Predigern zuhören, müssen aber selbst wohl Ärgeres — wie sie es heißen — von so großen Herren hören und verstummen. Christus schweigt ja nicht auf dem Reichstage. Und sollten sie toll sein, so müssen sie mehr aus dem Bekenntnis hören, denn sie in einem Jahre von den Predigern gehört hätten.

„Also gehet's, das Sankt Paul sagt: Gottes Wort will doch ungebunden sein (2. Tim. 2, 9). Wird's auf der Kanzel verboten, so muß man's in den Palästen hören. Dürfen's arme Prediger nicht reden, so reden's große Fürsten und Herren. Summa: ‚Wenn alles schweigt, so werden die Steine schreien‘, spricht Christus selbst (Luk. 19, 40).“

Dreizehntes Kapitel.

Luthers Teilnahme an den Verhandlungen in Augsburg.

Die Briefe, welche Luther in jenen Tagen von Augsburg her empfing, atmeten keine Siegesfreudigkeit.

Zwar Kurfürst Johann und die Genossen seines Bekenntnisses waren gehoben durch das Bewußtsein, eine gute, Gott wohlgefällige That gethan zu haben. Der Kurfürst konnte in einem Briefe vom 4. Juli Luthern schreiben, daß seine sorgenden Gedanken jetzt gelindert seien. So bedurfte er jetzt keines Trostbriefes mehr, wie ihn Luther vor fünf Wochen ihm zugeschickt hatte (Seite 203).

Um so mehr bedurften andere seines Trostes, nämlich die ihn am wenigsten hätten bedürfen sollen, die evangelischen Theologen zu Augsburg, vor allem Luthers bester Freund, Melanchthon. Er kam nicht zur Freude über das große Ereignis am 25. Juni. Spalatin bezeugte: „An diesem Tage ist der allergrößten Werke eins geschehen, die je auf Erden geschehen". Melanchthon hatte nur Klagen und Sorgen. Vergebens suchten die Freunde ihn aufzurichten, ja sie ließen sich wohl zuweilen selbst von seiner Ängstlichkeit anstecken.

Zum Überfluß trafen gerade in dieser schweren Zeit Luthers scharfe Beschwerden über die unverantwortliche Schreibfaulheit der Freunde (Seite 202) in Augsburg ein. Melanchthon schrieb nun in einer wahren Herzensangst einen Brief nach dem andern an den zürnenden Luther, von dem allein er Trost, Rat und Hilfe hoffte: am 25., am 26., gar zwei am 27. Und außerdem legte er noch an Veit Dietrich etliche Zeilen bei, damit dieser Luthern besänftigen helfe.

So schrieb er am 26. „seinem teuersten Vater", wie folgt:

„Wir leben hier in schrecklichen Sorgen, ja in unaufhörlichen Thränen. Dazu kam nun heute zu unbeschreiblicher Bestürzung unserer Gemüter der Brief Veits, worin er schreibt, Du zürnest uns so, daß Du unsere Briefe nicht einmal mehr lesen willst.

„Ich werde meinen übergroßen Schmerz nicht erst mit Worten beschreiben, aber ich bitte Dich, mein Vater, zu bedenken, an welchem Orte und in welcher Gefahr wir sind, wo wir außer Deiner Tröstung keinerlei Trost haben können.

„Täglich strömen hier Sophisten und Mönche zusammen, den Haß des Kaisers gegen uns zu entzünden. Die Bischöfe hassen uns ohnehin von selber. Die Freunde, wenn wir früher welche hatten (am kaiserlichen Hofe), sind jetzt nirgends zu finden. Wir müssen hier allein und verlassen mit grenzenlosen Gefahren kämpfen.

„Darum bitte ich Dich, gedenke entweder an uns, die wir ja wahrlich in den großen Angelegenheiten Deiner Führung folgen, oder an das gemeine Wohl, und weigere Dich nicht, unsere Briefe zu lesen, ja zu beantworten, damit Du unsere Unternehmungen leitest und unsere zaghaften Gemüter tröstest.

„Dem Kaiser ist unsere Verteidigung (die Konfession) übergeben worden, Sie ist nach meinem Dafürhalten ziemlich heftig gehalten. (!) Denn die Mönche sind darin, wie Du sehen wirst, so ziemlich mitgenommen.

„Jetzt gilt es, wie mir scheint, ehe noch die Gegner antworten, festzustellen, inwieweit wir ihnen nachgeben wollen; nur die Stücke von beiderlei Gestalt, vom Ehestand (der Priester), von der stillen Messe werden in Betracht kommen. Dieser Stücke halben gieb Antwort, und vor allem wegen der stillen Messe, denn die scheinen die Gegner unter keinen Umständen aufgeben zu wollen.

„Den heutigen Boten habe ich für mein Geld geworben; auch neulich hatte ich einen eigenen Boten geschickt, aber er kehrte von Dir zurück mit leeren Händen.

„Unsre Widersacher beratschlagen schon, was sie uns antworten wollen. So ist denn alles bisher in der Schwebe. Lebe recht wohl."

Genauere Nachrichten von der Gegenpartei schrieb Melanchthon Luthern in den beiden Briefen vom 27. Immer wieder klagt er: „Bis jetzt ist der Stand unserer Sache so, daß ich einen großen Teil der

Zeit hier in Thränen zubringe". Da soll nun Luther trösten und helfen. Und immer wieder bewegen sich seine Gedanken um die Frage, was man den Römischen noch könne für Zugeständnisse machen. „Ich habe Dir geschrieben, Du mögest mir angeben, wie viel wir, wenn's dahin kommt, den Gegnern zugestehen können. Die Dinge sind ja, wie Du weißt, früher erwogen, aber im Augenblicke der Entscheidung nehmen sie sich immer anders aus, als zuvor bei der Beratung". —

An demselben 27. Juni schrieb Luther an Melanchthon folgenden Brief. Er antwortete darin dem Freunde auf seine Briefe vom 13. und 19.; aber die vom 25., 26. und 27. hatte er natürlich noch nicht in den Händen. Trotzdem konnte Melanchthon auch auf diese sich teilweise Antwort daraus entnehmen.

„Ich hasse von Herzen die großen Sorgen, von denen Du, wie Du schreibst, verzehrt wirst. Daß sie Dein Herz so beherrschen, daran ist nicht die Größe der Gefahr, sondern die Größe unsers Unglaubens schuld. Denn dieselbe Gefahr war viel größer für Johannes Hus und viele andere, als für uns. Und laß sie groß sein, so ist der viel größer, der die Sache angefangen hat; sein ist sie und nicht unser. Warum also marterst Du Dich fortwährend und ohne einmal aufzuatmen? Ist die Sache falsch, so wollen wir widerrufen; ist sie aber wahr, warum machen wir ihn zum Lügner mit seinen vielen Verheißungen, der uns gebietet ruhig und getrost zu sein? ‚Wirf‘, so spricht er, ‚alle Deine Sorge auf den Herrn‘ (1. Petr. 5, 7). Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen in der Kümmernis ihres Herzens (Psalm 145, 18). Redet er denn solche Worte in den Wind, oder wirft er sie wilden Thieren vor?

„Ich werde auch oftmals geplagt, aber nicht ohne Aufhören. Es ist Deine weltliche Weisheit, die Dich so quält, nicht die göttliche (Deine Philosophie, nicht die Theologie), wie auch Dein Joachim (Kamerarius, ein anderer von den Theologen zu Augsburg) von gleicher Sorge verzehrt zu werden scheint. Als ob ihr mit eurem unnützen Sorgen irgend etwas ausrichten könntet!

„Was kann denn der Teufel mehr thun, denn daß er uns erwürge? Was noch?

„Ich beschwöre Dich, der Du in allem sonst so streitbar bist, bekämpfe auch Dich selber, Deinen schlimmsten Feind, der dem Satan so viele Waffen wider Dich darbietet.

„Christus ist für die Sünden einmal gestorben, aber für die Gerechtigkeit und Wahrheit wird er nicht sterben, sondern lebt und regiert er! Wenn das wahr ist, wozu dann die Angst um die Wahrheit, da er regiert!

„Aber, sagst Du, sie (die Wahrheit) wird durch Gottes Zorn untergehen. Dann laß uns mit ihr untergehen, aber nicht durch uns selber. Der unser Vater worden ist, wird auch unserer Kinder Vater sein. Ich bete fürwahr fleißig für Dich, aber o weh! Du mit Deinen hartnäckigen Sorgen machst meine Gebete zu Schanden. Ich für mein Teil spüre um unsere Sache — ob das Verblendung ist oder des Geistes Walten, weiß Christus — keine große Unruhe, bin vielmehr besserer Hoffnung, denn je."

„Übrigens, wenn ich höre, daß die Dinge sich bei euch böse und gefährlich anlassen, werde ich mich kaum halten, sondern im Fluge zu euch kommen, um zu sehen, wie schrecklich des Satans Zähne umherstehen." —

Zwei Tage später hatte Luther Melanchthons obigen Brief vom 26. in den Händen und antwortete (am 29.) sofort. Über die Anfrage, welche Zugeständnisse man den Römischen noch machen könne, war er sehr verwundert:

„Ich habe eure Apologie (die am 25. überreichte Bekenntnisschrift) erhalten, und wundere mich, was Du mit der Frage willst, was und wie viel man den Papisten zugestehen solle. Handelte es sich um den Kurfürsten, daß ihm Gefahr drohte, so wollte ich die Frage gelten lassen, wieweit man ihm zu Liebe nachgeben solle. Mir für meine Person ist schon mehr als genug nachgegeben in dieser Apologie, und wenn sie die nicht gelten lassen, so sehe ich nicht, worin ich weiter noch nachgeben könnte, es sei denn, daß sie hellere Gründe und Schriftstellen vorbringen, als ich bisher vernommen habe. Ich treibe diese Sache Tag und Nacht, denke, sinne, forsche darüber und durchlaufe immer wieder die ganze Schrift — und immer freudiger wird meine Gewißheit, daß diese unsere Lehre die Wahrheit ist, immer fester werde ich in dem Entschluß, daß ich mir, ob Gott will, nun nichts mehr werde nehmen lassen, es gehe drüber, wie es wolle."

Ganz entschieden verwahrt sich Luther auch gegen eine andere Stelle in Melanchthons Briefe.

„An Deinem Briefe mißfällt mir, daß Du schreibst, Ihr wäret in

dieser Sache meiner Führung gefolgt (Seite 229). Ich will euer Führer in dieser Sache weder sein noch heißen. Auch wenn man solche Rede wohl unverfänglicher deuten möchte, so will ich sie doch nicht leiden. Ist die Sache nicht zugleich und ganz ebenso die eure. so will ich nicht, daß sie mein heißt und doch euch aufgebürdet ist, Dann will ich sie auch selber führen, wenn sie denn allein meine Sache ist."

In der Hauptsache ist auch dieser Brief wieder ein Trostbrief.

„Getröstet habe ich Dich in meinem letzten Briefe (vom 27. — Seite 230); möchten seine Worte belebende Kraft haben. Was kann ich sonst? Du zerquälst Dich, weil Du Ausgang und Ende der Sache nicht mit Händen greifen kannst. Ja wenn Du's begreifen könntest, so wollte ich mit der ganzen Sache nichts zu thun haben, viel weniger ‚Führer' sein. Gott hat sie an einen Ort gestellt, den Du trotz all Deinem Können und Wissen nicht kennst: er heißt ‚Glaube'. Da haben alle die Dinge, ‚die man nicht siehet' (Hebr. 11, 1) ihren Stand. Wenn einer versucht, diese unsichtbaren Dinge sichtbar und greifbar zu machen, wie Du thust, der empfängt Sorgen und Thränen als der Mühe Lohn, wie es Dir geht. Denn all unser Zureden hilft ja nichts bei Dir. Der Herr hat gesagt, er wolle im Dunkeln wohnen (1. Kön. 8, 12) und hat Finsternis zu seinem Gezelt gemacht (Psalm 18, 12). Wer da will, mach's anders! Hätte Mose sich darauf verstürzt zu begreifen, wie er dem Heere des Pharao entkommen würde, Israel wäre wohl noch heute in Ägyptenland. Gott mehre Dir und uns allen den Glauben! Haben wir den, was kann uns der Satan anhaben mitsamt der ganzen Welt?

„Oder giebt es keine Kirche mehr auf Erden? Ist Christus nicht mehr mit uns, obwohl der Welt Ende noch nicht da ist? (Vgl. Matth. 28, 20). Denn wenn er mit uns nicht ist, ich bitte Dich, wo ist er denn sonst in der ganzen Welt? Wenn wir die Kirche nicht sind oder doch ein Teil der Kirche, wo ist dann die Kirche? Oder sind etwa die Herzöge von Baiern, König Ferdinand, der Papst, der Türke und ihres gleichen — sind sie die Kirche? Wenn wir Gottes Wort nicht haben, wer hat es denn?

„Ist also Gott mit uns, wer mag wider uns sein? Wir sind Sünder und Undankbare; aber deshalb wird Er nicht zum Lügner werden. Und wenn wir auch sonst mannichfach fehlen, in dieser heiligen Gottesfurcht können wir keine Sünder sein.

„Aber Du hörst nicht auf das, was man Dir sagt. So ganz drückt Satan Dich nieder und macht Dich krank. Christus wolle Dich heilen! darum bitte ich brünstig und ohne Unterlaß". —

Schon am andern Tage weiß Luther neue Trost- und Mahnworte an Melanchthon zu senden. Der Bote von Augsburg hatte ihm jene Briefe vom 27. gebracht; die zeigten ihm wieder, wie not es that. Er bietet die stärksten Worte auf, dem verzagten Freunde ins Herz und Gewissen zu reden.

„Gnade und Friede in Christo!" hebt er an. „Was ich Dir, mein Philippus, noch schreiben soll, fürwahr, ich weiß es nicht; so sehr verleidet mir der Gedanke an Deine verkehrten und eitlen Sorgen das Schreiben. Ich weiß ja, daß ich tauben Ohren predige. Das macht, weil Du Dir allein glaubst, nicht aber mir und den andern, zu Deinem großen Schaden.

„Ich will Dir die Wahrheit sagen. Ich bin in größeren Ängsten gewesen, als Du hoffentlich sie jemals erfahren wirst, und ich wünsche keinem Menschen, auch nicht einmal denen, die jetzt so wider uns wüten, wie große Frevler und Bösewichter sie auch sein mögen, dasselbe durchzumachen. Und doch habe ich bei solchen Beschwerden oft Erleichterung gefunden durch den Zuspruch eines Bruders, bald aus Deinem Munde oder Bugenhagens oder Jonas' oder sonsteines. Warum also hörst Du nun, da die Reihe an Dich kommt, nicht auch auf uns, da wir gewiß nicht fleischliche oder weltliche Rede führen, sondern ohne Zweifel in Gottes Namen reden durch den heiligen Geist? Wir mögen immerhin verächtlich sein, aber er, der durch uns redet, verdient, ich bitte Dich, keine Verachtung.

„Soll's denn erlogen sein, daß Gott seinen Sohn für uns gegeben hat, so sei der Teufel an meiner Statt ein Mensch oder eine seiner Kreaturen. Ist's aber wahr, was machen wir dann mit unserm leidigen Fürchten, Zagen, Sorgen und Trauern? Als wollte er in geringeren Dingen versagen, der seinen Sohn gegeben hat, oder als wäre Satan mächtiger denn er!"

Und nun macht Luther einen merkwürdigen Vergleich zwischen seinen eigenen Seelenkämpfen und den Ängsten Melanchthons.

„Bei den inneren Kämpfen bin ich verzagter, Du mutiger; dagegen in den öffentlichen Kämpfen tauschen wir die Rollen. Denn Du fragst wenig nach Deiner Person, aber für die gemeine Sache fürchtest Du; ich dagegen bin der gemeinen Sache wegen guten und

getrosten Muts, weil ich weiß, daß es die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit, ja Christi selber und Gottes ist, die nicht so erblassen muß um ihre Sündenschuld, wie ich kleiner Heiliger für meine Person erblassen und zittern muß bei meinen inneren Kämpfen. Wenn das ein ‚innerer‘ Kampf heißen darf, der geführt wird zwischen mir und dem Satan. Den öffentlichen Kämpfen gegenüber bin ich ein sorgloser Zuschauer, und diese drohenden und wütenden Papisten achte ich nicht so viel! Wenn wir fallen, so fällt Christus mit uns, er, der Herrscher der Welt. Und sei's denn, er falle, so will ich lieber mit Christo fallen, als mit dem Kaiser stehen.

„Und ihr haltet doch nicht allein die Sache. Wahrhaftig, ich stehe euch treulich bei mit Seufzen und Beten; wollte Gott, ich dürfte auch leiblich mit euch sein!

„Ich bitte Dich um Christi willen, verachte nicht jene Verheißungen und Tröstungen Gottes, da er spricht: ‚Wirf deine Sorge auf den Herrn‘ — ‚Harre des Herrn‘ — ‚Sei männlich und starken Herzens‘ — und wovon Psalter und Evangelien voll sind: ‚Seid getrost, ich habe die Welt überwunden‘. Es wird ja nicht falsch sein, das weiß ich fürwahr, daß Christus der Überwinder der Welt ist. Was also zittern wir so vor der überwundenen Welt, gleich als wäre sie der Überwinder? Sollt' einer doch einen solchen Spruch auf seinen Knieen von Rom und Jerusalem holen! Aber weil wir sie zu tausenden haben und ihrer gewohnt sind, achten wir sie nicht. Das ist aber nicht gut. Ich weiß, das ist Schwachheit des Glaubens — da laßt uns beten mit den Aposteln: ‚Stärke uns, Herr, den Glauben!‘“

Zum Schluß: „Ich bete für Dich, habe für Dich gebetet und werde für Dich beten. Und ich zweifle nicht, daß ich erhöret bin. Denn ich fühle das Amen in meinem Herzen. Wenn nicht geschehen wird, was wir wollen, so wird geschehen, was besser ist. Denn wir warten auf ein künftig Reich, wenn alles getrogen haben wird in der Welt.“

Die andern Augsburger Freunde schrieben Luthern auch, er möge Melanchthon aufrichten; so empfahl er ihnen wiederum, seine Tröster zu sein. Dazwischen schalt er wohl auch ihnen gegenüber halb scherzhaft, halb ernsthaft auf den Philippus, wie in einem Briefe an Spalatin:

„Philippus denkt immer und möchte gern, daß Gott alles leiten

solle nach seinem Rat, damit er sich rühmen dürfe: ‚Ja, so mußte es kommen, so hätte ich es gemacht‘. Nein, es muß nicht heißen: ‚Ich, Philippus, will es so‘. Das Ich ist zu gering. Es heißt: ‚Ich will es so, des Name ist: Ich werde sein, der ich sein werde (2. Mos. 3, 14)‘. Man siehet nicht, wer er ist; aber er wird's sein, so werden wir's sehen.

„Ermahne Du den Philippus in meinem Namen allezeit, daß er sich nicht wolle zum Gott machen, sondern gegen jene angeborene und vom Teufel im Paradiese uns eingepflanzte Sucht, Gott gleich zu sein, wacker kämpfe, denn die fördert uns nicht. Sie hat Adam aus dem Paradiese gejagt, sie allein quält auch uns und bringt uns um allen Frieden. Wir sollen Menschen und nicht Gott sein: das ist die Summa. Es wird doch nicht anders. Oder ist ewige Unruhe und Herzeleid unser Lohn."

So schrieb er an Justus Jonas: „Den Philippus plagt seine Philosophie und nichts weiter, denn die Sache selbst ist in der Hand dessen, der mit stolzen Worten sagen darf: ‚Niemand kann sie aus meiner Hand reißen‘. Und ich möchte nicht, daß sie in unsrer Hand läge; es wäre auch nicht gut. Ich hab' ihrer viel in meiner Hand gehabt und alle verloren, nicht eine behalten. Was ich aber habe aus meiner Hand fahren lassen und auf Gott werfen können, das ist bis heute heil und wohlgeraten." —

So predigt Luther seinen Augsburger Freunden und insonderheit dem Melanchthon unermüdet, daß sie nichts weiter thun können und sollen, als ihr Vertrauen auf Gott und ihre gute Sache setzen. Zugleich spricht er fast in jedem Briefe das Verlangen aus, selbst an den Schauplatz wichtiger Entscheidung zu eilen. „Wenn ich gerufen werde, will ich gewiß kommen, so Christus will. Ich käme ja gar zu gerne auch unbefohlen und ungerufen."

Die einzelnen Vorgänge in Augsburg beobachtet er mit Aufmerksamkeit und mit scharfem Urteil. Herzlich freut er sich über die entschiedene und getroste Haltung seines Kurfürsten; er nennt sie einmal das herrlichste Gottesgeschenk, das ihm Gott auf seine Gebete für denselben beschert habe.

Vom Kaiser hat er noch immer eine gute Meinung, wie ja die Augsburger auch; aber er weiß, daß es auf ihn persönlich nicht ankommen wird. So schreibt er an den Kurprinzen: „Zwar der Kaiser ist ein frommes Herz, aller Ehren und Tugenden wert, dem seiner

Person halben nicht mag zu viel Ehre geschehen; aber lieber Gott! was kann ein Mensch wider so viel Teufel, wo nicht Gott gewaltiglich hilft?" Und an Agrikola am selben Tage: „Daß man auf die Freundlichkeit des Kaisers Hoffnungen setzt, damit ist nichts. Ich denke mir, die Papisten haben den Kaiser angetrieben, von der Sache Kenntnis zu nehmen; nun sie unsere Apologie angehört haben, werden sie beschließen, was sie wollen, und daraufhin sich rühmen, daß sie uns zur Genüge gehört haben; auch werden sie so mit mehr Schein und Leichtigkeit den Makel des Trotzes auf uns bringen, als die wir, gehört und vermahnt, schließlich auf den Kaiser nicht haben hören wollen."

Dem Salzburger Erzbischof (S. 216) verdachte er seine Drohreden sehr. „Dem Tyrannen von Salzburg", schrieb er an Melanchthon, „wird der Herr vergelten nach seinen Werken. Aber er verdiente eine andere Antwort, als er Dich so ängstigte. Ich hätte ihm wohl eine geben wollen. Wohlan, laß sie machen; sie haben's noch nicht ausgemacht. Sie wollen, fürcht' ich, das Wort Julius Cäsars hören: ‚Ihr habt's so gewollt'."

Bei dieser Sachlage war ihm das überreichte Bekenntnis doch zu friedlich und harmlos. Als er es in seiner letzten Form, wie's ihm Melanchthon am 26. Juni zuschickte, von neuem geprüft hatte, schrieb er ihm darüber (am 3. Juli):

„Gestern habe ich Deine Apologie mit allem Fleiß wieder durchgelesen, und sie hat meinen vollen Beifall. Aber sie irrt und sündiget in dem Einen, daß sie gegen das Wort der Schrift handelt: ‚Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche' und sich vergeht gegen den Spruch: ‚Der Stein, den die Bauleute verworfen haben'. Was kannst Du solcher Blindheit und Verstockung gegenüber anderes erwarten, als verworfen zu werden? Uns werden sie den Namen ‚Bauleute' nicht zugestehen, den nehmen sie für sich in Anspruch, und mit Recht; wir aber müssen als ‚Zerstörer', ‚Verwüster' und ‚Unruhestifter' verherrlicht werden, so daß wir unter die Verbrecher gerechnet sind, wie denn auch der Stein (Christus) selber unter die Räuber gerechnet ward und mit ihnen verurteilt. Daher bleibt uns keine Hoffnung, als in dem Herrn allein; der muß Wunder thun, es ist not, und er wird diesen Stein nicht verlassen, weil ja folgt: ‚Er ist zum Eckstein worden. Von dem Herrn ist das geschehen und ist wunderbarlich vor unsern Augen' (Matth. 21, 42)."

So sah auch Luther mit klarem Blick, wie aussichtslos die Lage auf dem Reichstage für die Protestanten war. Ja er schlug die vor-

handenen Schwierigkeiten noch höher an als Melanchthon und hoffte von Kaiser und Reich gar nichts. Aber statt nun sich zu ängsten wie Melanchthon und wie dieser mit verzweifelndem Eifer nach Auswegen aus der Not zu suchen, hielt er sich einfach an das ‚Nicht sehen und doch glauben'. Hierin lag das Geheimnis seiner Kraft und Freudigkeit. Nun, wenn die Evangelischen zu Augsburg dieses Geheimnis auch besaßen — und etliche besaßen es — waren sie der feindlichen Mehrheit trotz allem doch in Einem Stücke überlegen.

Welchen Eindruck hatte das Bekenntnis der protestierenden Stände auf den Kaiser und die Reichstagsmehrheit gemacht?

Es brachte die Gegner des Evangeliums in nicht geringe Verlegenheit. Denn viele hatten sich doch einen ganz anderen Begriff von den Lutherischen Ketzern gemacht, die sich nun mit so klaren und ernsten Worten als treue Glieder der allgemeinen, christlichen Kirche auswiesen.

„So hat man mir bis jetzt nicht von dieser Sache und Lehre gesagt", äußerte Herzog Wilhelm von Baiern zu Kurfürst Johann und sprach damit aus, was viele dachten. Bischof Christoph von Augsburg bekannte in vertraulichem Gespräch: „Was da ist verlesen worden, das ist wahr, ja es ist die lautere Wahrheit; wir können es nicht leugnen". Kardinal Albrecht von Mainz, der schon vor dem 25. Juni gegen die Protestanten eine entgegenkommende Haltung eingenommen hatte, suchte nun noch eifriger den Frieden zu vermitteln.

Herzog Heinrich von Braunschweig zog Melanchthon zur Tafe, und sprach sich dahin aus, daß den Evangelischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe und Nachlaß der Fastengebote recht wohl zugestanden werden könne. So stand auch der Erzbischof von Salzburg; aber daß die Kirche sich den Forderungen eines elenden Mönches fügen solle, wollte ihm nicht in den Sinn. Das dünkte ihm wider die Ehre der Kirche. Ja, wenn der Papst die vielen Mißbräuche abstellte! das wollte sich auch Herzog Georg von Sachsen gern gefallen lassen; aber Luthern wich er keinen Finger breit.

Und so fehlte es nicht an solchen, welche den Protestanten ihr Bekenntnis zum Verbrechen anrechneten. Zornig sagte in der Reichsversammlung ein Heißsporn von den römisch gesinnten Fürsten: „Sie haben eine Schrift eingelegt, auf weiß Papier mit schwarzer Tinte geschrie-

ben; wären wir Kaiser, wir wollten antworten mit einer Schrift, mit roter Tinte geschrieben."

„Herr", antwortet ihm ein andrer, „wenn Ihr das wollt, müßt Ihr Euch vorsehen, daß Euch die rote Tinte nicht in die Augen spritzet!"

Der Kaiser zeigte dergleichen blutdürstige Regungen nicht. Die Augsburger Freunde wurden nicht müde, Luthern von seinem persönlichen Auftreten das Beste zu berichten. Sein Beichtvater billigte Melanchthon gegenüber die evangelische Lehre vom rechtfertigenden Glauben und gewann dessen ganzes Zutrauen. Der Kaiser selbst ließ sich das Bekenntnis zu besserem Verständnis ins Französische übersetzen; man sagte ihm die Äußerung nach: „Ich wollte, daß so durch die ganze Welt gelehrt und gepredigt würde".

In Wahrheit konnte Kaiser Karl keine andere Glaubensmeinung billigen, als die des Papstes zu Rom. Denn erstens war er selbst im strengen römischen Glauben erzogen, und zweitens banden ihn in der deutschen Kirchenfrage die Verträge mit dem Papst. Der päpstliche Legat Campeggi, Aleanders würdiger Nachfolger, sorgte schon dafür, daß Kaiser Karl die Ansprüche des heiligen Stuhles nicht vergaß. An dem ganzen kaiserlichen Hofe war Karls Schwester Maria, die verwitwete Königin von Ungarn, die einzige, welche es von Herzen mit den Ketzern hielt (Seite 74) und die Versuche ihrer Brüder, sie zu bekehren, ihrerseits mit dem Versuche beantwortete, ihnen eine bessere Meinung für Luther und seine Lehre beizubringen; aber vergebens.

Gleich am Tage nach der Überreichung des Bekenntnisses, am 26. Juni, versammelte der Kaiser den Reichstag wieder, jedoch mit Ausschluß der protestierenden Stände. „Dreierlei Meinung", wußte Melanchthon an Luther zu berichten, „ist da laut geworden. Die wildeste war die: der Kaiser solle einfach alle Fürsten und Völker zwingen, dem Wormser Edikt zu gehorchen. Milder schlugen andere vor: man solle unser Bekenntnis etlichen unbescholtenen und unparteiischen Gelehrten zur Beurteilung übergeben, der Kaiser dann das Urteil verkündigen. Das war auch die Ansicht König Ferdinands. Wie es scheint, geht der dritte Antrag durch, nämlich daß eine Widerlegung (Konfutation) unsers Bekenntnisses uns vorgelesen werden soll."

In der That ernannte der Kaiser in Übereinstimmung mit der Reichstagsmehrheit eine Kommission von zwanzig Theologen und beauftragte sie, das evangelische Bekenntnis zu widerlegen. In dieser Schar finden wir etliche alte Bekannte, wie Johann Eck von Ingolstadt, der

nun schon seit zwölf Jahren sich mühte Luthern zu verderben, Johann Cochläus, der seit dem Wormser Reichstage zu Luthers heftigsten Gegnern zählte, und Johann Faber, den Generalvikar des Bischofs von Konstanz, dem wir in der Schweiz begegnet sind, als er das alte römische Kirchenwesen gegen Zwingli verteidigte (Seite 102). Alle Zwanzig waren von aufrichtigem Haß gegen die evangelische Sache beseelt, und so fehlte es ihnen nicht am guten Willen, das Bekenntnis gründlich zu zu Schanden zu machen. —

Während Kurfürst Johann und die übrigen Anhänger der Konfession im Bewußtsein ihrer guten That guten Mutes waren, quälte Melanchthon sich und andere mit Vermittelungsplänen. Die Furcht vor einem Religionskriege, der wie ein Schreckgespenst ihm vor der Seele stand, und das gutmütige Vertrauen auf den christlichen und wahrheitsliebenden Sinn der Gegner trieb ihn zu immer neuen Versuchen, ob sich denn nicht noch etwas machen lasse. Wenn nur die Römischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe zugestehen wollten, so hielt er eine Verständigung für wohl möglich.

Sogar mit dem zähen Vertreter der päpstlichen Ansprüche, dem Legaten Campeggi, ließ er sich auf Verhandlungen ein. Er versicherte ihm, daß sie, die Evangelischen, nichts Lieberes begehrten als der Frieden und daß es der Gegenpartei, den Römischen, nicht schwer fallen könne, den Frieden zu gewähren; denn: „in der Lehre stimmen wir ganz mit der Römischen Kirche überein. Viele Irrlehren haben wir unterdrückt, wie am Tage liegt. Wir sind bereit, der Römischen Kirche zu gehorchen, wenn dieselbe nur mit der Milde, welche sie immer gegen alle Völker bewiesen hat (!), einiges Wenige übersehen oder nachlassen will, Dinge, die wir auch beim besten Willen nicht wieder ändern könnten. Bis heute verharren wir in Ehrfurcht gegen den Papst und die gesammte Kirche, wenn uns nur der Papst nicht verdammt.

„Eure Gerechtigkeit braucht nur in wenigen Stücken nachzugeben, so wäre die Eintracht mit Leichtigkeit hergestellt. Wir kommen und bitten darum — warum sollte man uns verdammen? Warum uns mit Feuer und Schwert verfolgen? Ich bin überzeugt, Eure Herrlichkeit wird so gewaltthätigem Vorgehen nicht zustimmen, wenn sie unsere Sache und unsere Wünsche wirklich kennt. Aus keiner andern Ursach' werden wir in Deutschland so bitter gehaßt (von den Bauern und Schwärmern, meint Melanchthon), als weil wir die Lehre der Römi-

schen Kirche (vgl. Seite 220) mit größter Standhaftigkeit verteidigen. Diese Treue werden wir Christo und der Römischen Kirche so Gott will, bis zum letzten Athemzuge beweisen, auch wenn ihr uns von euch stoßet.

„Es ist eine unbedeutende Verschiedenheit der Bräuche, woran, wie es scheint, unsere Einigkeit scheitert. Aber das kirchliche Recht selber lehrt, daß die Eintracht der Kirche trotz einer solchen Verschiedenheit in diesen Bräuchen bestehen könne."

So schrieb Melanchthon am 7. Juli an denselben Mann, der nicht aufhörte, den Kaiser zu strenger Bestrafung der Ketzer zu ermuntern. Wenn die Protestanten hartnäckig blieben, so mußte der Kaiser nach Campeggis Gutachten von seinem Rechte Gebrauch machen, „dieses giftige Gewächs mit Feuer und Schwert zu vertilgen". Er empfahl dazu die Einführung der Inquisition, die in Spanien sich so trefflich bewährt hatte! Zunächst aber erhoffte er schon die beste Wirkung, wenn etliche „Oberhäupter" der Sekte ihr Verbrechen mit ihrem Leben und Vermögen büßten.

Wenn dieser päpstliche Gesandte sich dennoch mit Melanchthon auf freundlichen Austausch einließ, so war das nichts weiter, als wälsche Falschheit und Tücke. —

Inzwischen verlautete über den Bescheid, welchen die Anhänger der Konfession vom Kaiser zu gewärtigen hatten, mancherlei. Vor allen Dingen mußten sie sich auf zwei wichtige Fragen gefaßt machen: 1. Ob sie den Kaiser als Richter anerkennen und sich seinem Spruche unterwerfen wollten? 2. Wenn nicht, ob sie dann in allen Stücken den früheren Zustand wiederherstellen wollten bis zum Zusammentritt eines Konzils?

Darüber wurde auch Luther befragt. „Der Kaiser verlangt", schrieb ihm Melanchthon, „daß wir seinem Urteil die Sache anheimstellen; wenn wir das nicht thun, so befiehlt er uns, alles wieder in den früheren Zustand zu bringen, bis ein Konzil versammelt wird."

Die römisch gesinnten Stände waren begreiflicherweise bereit, sich der Entscheidung des Kaisers bedingungslos zu unterwerfen. Kurfürst Johann aber ließ sich von Luther beraten, wie folgt:

„Wo Kaiserliche Majestät ja darauf dringen wollte, man sollte sie schlecht hierinnen lassen Richter sein, kann Ew. Kurfürstl. Gnaden mit aller Freudigkeit sagen: ‚Ja, es soll Kaiserl. Majestät hierin Richter sein und Ew. Kurf. Gnaden wolle es annehmen und leiden, sofern

und ausgenommen, daß Seine Kaiserl. Majestät nicht wider die helle Schrift oder Gottes Wort richte'. Denn Ew. Kurf. Gnaden können den Kaiser nicht über Gott setzen, noch sein Urteil wider Gottes Wort annehmen."

So schrieb Luther dem Kurfürsten am 9. Juli. Die andere Forderung: falls sie des Kaisers Spruch nicht wollten gelten lassen, den früheren Zustand wiederherzustellen, bis das allgemein ersehoffte Konzil zusammenträte, also alle Errungenschaften der Reformation, die sie in den evangelischen Landeskirchen bereits besaßen, bis wer weiß wann wieder herzugeben — diese Forderung fand natürlich bei Luther gar kein Gehör. Er erklärte dem Melanchthon (am 13. Juli):

„So viel ist gewiß: ich für meine Person werde nicht um ein Haar weichen und nicht darein willigen, daß irgend etwas ‚wiederhergestellt' werde; lieber will ich mich auf das Äußerste gefaßt machen, wenn sie so halsstarrig fortfahren. Mag doch der Kaiser thun, wozu er die Macht hat!"

Von den Einigungs-Verhandlungen erwartete Luther gar nichts. „Es ist klar", schrieb er an Jonas, „über die Lehre werden wir nimmermehr einig; denn wer möchte hoffen, Belial mit Christo auszusöhnen? Aber was ich wünsche und beinah hoffe, ist dies, daß man den Lehrstreit offen lassen und eine politische Eintracht zu Stande bringen mag. Wenn's durch Christi Gnade soweit kommt, so ist genug und übergenug geleistet worden auf diesem Reichstage." —

Am 15. Juli richtete er an Jonas, Spalatin und Melanchthon ein gemeinsames Schreiben.

„Ihr schreibt: ‚Von Anderem bald mündlich'. Thut nun auch darnach. Es ist mehr geschehen, als zu hoffen war. Ihr habt dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist: dem Kaiser vollkommenen Gehorsam, indem ihr mit so großen Kosten und Beschwerden auf dem Reichstage erschienen seid; Gotte das auserwählte Opfer eures Bekenntnisses, das durchbrechen wird in alle Höfe der Könige und Fürsten, herrschen inmitten seiner Feinde und ausgehen mit seinem Schall in alle Lande, daß, die nicht daran glauben, keine Entschuldigung haben. Ja, das wird die Frucht sein des zu Anfang des Reichstages auferlegten Stillschweigens (Seite 212). Wenn wir nun noch als außerordentlichen Gewinn dies davontragen, daß die Feinde selber die Unversehrtheit unsers Glaubens uns bezeugen müssen, so haben

wir mehr erlangt, als ich erbeten habe: wir sind frei von dem Makel des Ketzernamens. Ja, Christus bekenne uns, wie ihr ihn bekannt habt, und verherrliche, die ihn verherrlicht haben! Amen.

„Und so spreche ich euch los im Namen des Herrn von diesem Reichstage. Immer wieder heim, immer heim!

„Hofft nur nicht auf Einigung oder Anerkennung. Darum habe ich auch niemals vor Gott gebetet; denn ich wußte wohl, daß es unmöglich sei. Aber wenn sie euch nur Freiheit geben zu lehren und Frieden vergönnen, selber beharrend in ihrer Gottlosigkeit! Will der Kaiser ein Edikt erlassen, so mag er's doch; auch zu Worms hat er eins erlassen!

„Also bittet den Kaiser um Urlaub; die kurfürstlichen Räte, die zurückbleiben, mögen das Weitere besorgen. Unsre Sache ist abgemacht, und ihr werdet darüber hinaus nichts Besseres und Glücklicheres erreichen.

„Wenn Campeggi mit seiner Vollmacht zu Dispensationen kommt, so antworte ich mit Amsdorf: ‚Ich pfeife (Luther braucht noch ein gröberes Wort) dem Legaten und seinem Herrn auf seine Dispensation; wir wollen wohl genug Dispensationes finden‘ (Vgl. Band 1 Seite 645. Campeggi wollte die Protestanten damit ködern, daß er ihnen versprach, sie in manchen bestimmten Fällen von den Geboten der Kirche zu ‚dispensieren‘.) Wenn der Herr befiehlt, so gebt nichts auf des Knechtes Dispensation, zumal wo der Knecht so ein Räuber und Reichsfriedensstörer heißen muß.

„Heim, heim! Der Herr Jesus bewahre und tröste euch; denn ihr habt um seines Namens willen viel gearbeitet und gelitten."

Die Dinge ließen sich zu Augsburg ganz darnach an, daß die Evangelischen wohl auf den Gedanken kommen konnten: Das Beste wäre, wir kehrten heim; was sollen wir noch bei diesem Reichstage!

Zunächst warteten sie auf die Widerlegung ihres Bekenntnisses durch die zwanzig päpstlichen Theologen. Luther sagte ihnen voraus, was sie würden zu hören bekommen: „Väter, Väter, Väter, Kirche, Kirche, Kirche, Brauch und Herkommen, aber aus der Schrift nichts, und auf solche Gewährsmänner und Sachverständige hin wird der Kaiser über euch das Urteil sprechen!"

Hatte doch Herzog Wilhelm von Baiern nach Verlesung des evan-

gelischen Bekenntnisses den Doktor Eck gefragt: „Ihr habt uns vertröstet, die Lutherischen seien leicht zu widerlegen; wie steht es nun?“ und hatte zur Antwort bekommen: „Mit den Kirchenvätern getraue ich mir's wohl, aber nicht mit der Schrift“. Da sagte Herzog Wilhelm: „So hör' ich nun wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir Päpstlichen daneben!“

Darnach fiel denn auch die vom Kaiser mit Ungeduld erwartete Konfutation oder Widerlegung aus. Tag und Nacht arbeiteten die zwanzig Herren daran. Endlich am 13. Juli überreichten sie dem Kaiser die Frucht ihres Fleißes, eine Schrift von über zweihundert Seiten, dazu eine Sammlung von früheren Streitschriften gegen Luther.

Der Kaiser war ganz unzufrieden mit diesem Machwerk. Es war zu lang, unklar und im Schimpfen und Verdammen maßlos. Er gab es den Verfassern zurück und bat sich eine kürzere, alle Schmähungen vermeidende Schrift von ihnen aus. Das war eine harte Nuß für Eck und seine neunzehn Genossen. Endlich brachten Eck und Faber die Sache in eine Form, welche der Kaiser gelten ließ.

Am 3. August versammelte er nun die Stände des Reiches, um den protestierenden Fürsten und Städten auf ihr Bekenntnis zu antworten.

Durch den Pfalzgrafen Friedrich erklärte er dem Kurfürsten von Sachsen und seinen Genossen: wie er die von ihnen übergebenen Artikeln mit Fleiß gehört und verlesen lassen, so habe er nun durch etliche treffliche, tapfere und gelehrte Personen deutscher und anderer Nation eine Antwort verfassen lassen. Darüber möge jetzt der Reichstag zu Rate gehen; er, der Kaiser, wolle für sein Teil darauf beruhen.

Damit bezeichnete der Kaiser von vornherein die Gegenschrift der päpstlichen Theologen als den Ausdruck seiner eigenen Glaubensüberzeugung, woran festzuhalten er entschlossen sei.

Die Schrift wurde nun durch einen Beamten der kaiserlichen Kanzlei vorgelesen. Von den einundzwanzig Artikeln des evangelischen Bekenntnisses, welche den Glauben betreffen (Seite 220), waren darin sechs als rechtgläubig und gut katholisch anerkannt, drei als ganz ketzerisch verworfen, sieben teilweise anerkannt und teilweise verworfen, vier in römischem Sinne umgedeutet. Die Artikel des zweiten Teils der Konfession, welche von den Mißbräuchen handelten (Seite 220), waren sämtlich verdammt. Offenbar galt den römischen Theologen die römische Lehre für nicht so wichtig, als die Erhaltung des römischen Kirchen-

wesens mit seinen Übergriffen und Unsitten: über diesen Punkt ließen sie nicht mit sich reden.

Nach Verlesung dieser Schrift sprach der Kaiser seine Erwartung aus, daß auch die protestierenden Stände ihre Zustimmung zu den vernommenen Artikeln nicht weigern würden. ‚Sollte das nicht geschehen, so würden Ihre Majestät verursacht, hierin sich als ein Vogt und Beschirmer der heiligen christlichen Kirche und als ein rechter christlicher Kaiser zu halten, wie ihm wohl gebühre‘. Das heißt: im Fall die Evangelischen den Glauben der Konfutation nicht annahmen, drohte ihnen der Kaiser mit Vollstreckung des Gerichts, welchem nach altem Recht die Ketzer verfielen.

Die Anhänger des evangelischen Bekenntnisses beriefen sich dem entgegen auf die Zusage des kaiserlichen Reichstagsausschreibens, daß Kaiserliche Majestät beide Teile gütlich und in Einigkeit hören wolle. Sie versicherten aufs neue, daß sie sich gerne weisen lassen würden, soviel ihnen Gewissens halber möglich sei. Ehe sie aber der verlesenen Schrift zustimmen könnten, müßten sie dieselbe genau prüfen und bedenken, deshalb möge der Kaiser ihnen eine Abschrift zustellen.

Nichts berechtigter als diese Bitte. Gleichwohl kam der Kaiser mit seinen Beratern nicht zu einem schnellen Entschlusse, sondern schloß, weil es schon spät geworden, die Sitzung und behielt sich vor, demnächst auf solches Begehren zu antworten.

Ursache dieser Bedenklichkeit war, daß dem Kaiser und seinen Leuten um ihre gerühmte Schrift bangte, wenn etwa die Protestanten drüber kämen und sie mit dem Worte Gottes beleuchteten. Obwohl Eck und Faber nach Kräften daran gebessert hatten, machte sie schon beim Verlesen keinen guten Eindruck. Die Evangelischen konnten sich freuen, daß ihre Gegner mit so stumpfen Waffen kämpften.

„Glaube mir“, schrieb Melanchthon damals an einen Freund; „als die Konfutation verlesen war, wurde vielen wackeren Männern leichter zu Mute. Denn nun hatten sie gehört, daß die Gegner auch gar keine Erkenntnis Christi besitzen. Und da kann kein Zweifel sein; wo man Christum nicht kennt, dort ist die Kirche nicht.“

Und an Luther meldete er: „Weil die Konfutation ein gar kindisches Machwerk ist, so haben wir nach ihrer Verlesung uns nicht wenig beglückwünscht. Sie ist die thörichste von allen Schriften, die Faber (den man nicht ganz mit Unrecht für den Hauptverfasser hielt) geschrieben hat.“ Dafür gibt er Luthern einige Beispiele.

Dagegen erweckte es den Verdruß der Evangelischen, daß die Konfutation als das Bekenntnis des Kaisers verlesen worden war und nicht nur als Bekenntnis der Gegenpartei. Sie sahen darin einen Hauptstreich der klugen Papisten, welche die Schwäche ihrer Leistung mit dem Ansehen des kaiserlichen Namens decken wollten. Anspielend auf die Fabel von dem Esel, der sich in eine Löwenhaut steckte, schrieb Melanchthon: „Diese Löwenhaut haben sie umgenommen, damit wir mehr Furcht vor ihnen haben möchten“.

Nun, nach zwei Tagen, am 5. August, ließ der Kaiser den Kurfürsten Johann und die anderen Anhänger des evangelischen Bekenntnisses zu sich rufen und erbot sich, ihnen die Gegenschrift doch einzuhändigen unter der Bedingung, daß sie dieselbe nicht in Druck noch überhaupt aus den Händen gäben und ihn mit Widerlegungen verschonten; er versehe sich zu ihnen, daß sie der Schrift gutwillig beitreten und mit den andern Fürsten und Ständen sich vergleichen würden.

Aber die Protestanten gingen nicht in die Falle. „Die Papisten“, sagte Kanzler Brück, „bieten uns ihr Papier dar, gleichwie der Fuchs that, als er den Storch zu Gaste lud.“

Am folgenden Tage, den 6. August, antwortete Kanzler Brück im Namen des Kurfürsten Johann und seiner Glaubensverwandten: sie verzichteten unter solchen Umständen auf die gewünschte Abschrift der Konfutation, wollten lieber an den bei ihrer Verlesung gemachten Aufzeichnungen sich genügen lassen, als auf die gestellten Bedingungen eingehen; sie gedächten Kaiserlicher Majestät abermals eine ‚Verantwortung‘ zu überreichen, ‚des Versehens, sie solle in heiliger, göttlicher Schrift wohl gegründet sein‘.

Damit weigerten sie vor Kaiser und Reich ihren Beitritt zu dem in Kaisers Namen aufgestellten Glaubensbekenntnis der römischen Theologen. Es war ein Tag, wie der zu Worms; eine Erklärung, wie damals Luther sie abgab: „Ich kann nicht anders.“ Aber für den einzelnen, geringen Mönch standen jetzt Fürsten und Städte hier.

In der Reichsversammlung war große Aufregung über die entschieden ablehnende Haltung der evangelischen Stände. Es mußte sich nun zeigen, ob der Kaiser willens war, seine Drohung auszuführen und an den hartnäckigen Ketzern das Urteil zu vollstrecken, das der Papst längst über sie ausgesprochen hatte.

Es kam in dieser bewegten Sitzung zu keiner weiteren Erklärung von Seiten des Kaisers. Ganz im Ungewissen ging man auseinander.

Jedoch daß es nicht sofort zum Ärgsten kommen würde, mochte man daraus entnehmen, daß gut römische Fürsten sich alsbald anheischig machten, zwischen den Protestanten und dem Kaiser zu vermitteln, vornehmlich Erzbischof Albrecht von Mainz und Herzog Heinrich von Braunschweig. Dem Kaiser selbst mußte daran liegen, Gewalt und Krieg zu vermeiden.

Kurfürst Johann und die andern evangelischen Fürsten versprachen sich von neuen Vermittelungen wenig. Am wenigsten hatte Landgraf Philipp von Hessen Lust dazu. Noch an demselben Tage, den 6. August, ließ er sich sein Pferd satteln und ritt heim, ohne sich vom Kaiser zu verabschieden.

Es sah aus wie eine halbe Kriegserklärung. Von dem Hessen mußte man auf alles gefaßt sein. Für Kurfürst Johann ließ er ein Schreiben zurück, worin er ihn mahnte, in der Verteidigung der Wahrheit standhaft zu bleiben, und ihn seines Beistandes versicherte, wenn es zum Kampfe kommen sollte.

Auch die übrigen evangelischen Fürsten, so hieß es, rüsteten sich zum Aufbruch. Zum mindesten bemühten sie sich ganz und gar nicht darum, des Kaisers Gunst und Gnade zu gewinnen.

Nicht nur Schwarzseher glaubten an baldigen Krieg. Brenz schrieb nach Hause: „Ich kann mir nichts Gutes von diesem Reichstage versprechen, wie alles so mit List und Ränken und Gewalt betrieben wird. Deutschlands Ende ist da, wenn nicht Gott vom Himmel zu unserm Besten dreinsieht.“ Und Butzer prophezeite: „Es wird ein Blutbad der Heiligen werden, ärger als zur Zeit Diokletians.“

Ruhiger schrieb Melanchthon an Luther von den Ereignissen dieser Tage: er hoffte auf den glücklichen Ausgang neu angesponnener Verhandlungen.

Zeigte doch auch der Kaiser wieder ein gnädigeres Gesicht. Die Abreise des Landgrafen hatte gewirkt; sie war gleichsam das Siegel darauf, daß es die Protestanten mit ihren letzten Erklärungen ernst meinten. Schleunigst ließ er die evangelischen Fürsten kommen und ersuchte sie, den Reichstag nicht zu verlassen; habe er doch gestattet, daß noch weiter gütlich mit ihnen verhandelt werde.

Die Fürsten versprachen, ohne Wissen des Kaisers nicht wegzugehen.

Noch einmal versuchten die streitenden Parteien ernstlich, eine

Einigung zu Stande zu bringen. Ein Ausschuß von vierzehn Mitgliedern führte die Verhandlungen, Fürsten, Räte und Theologen.

Luther war in dieser ganzen Zeit den Augsburger Glaubensgenossen ein treuer Freund und Berater gewesen. Gefragt und ungefragt gab er in häufigen Briefen seine Meinung über die brennenden Fragen ab; gebeten und ungebeten ermutigte er die Bedrängten mit seinem Trost.

Das allerschönste Trostschreiben bekam gerade in jenen heißen Augusttagen Doktor Brück, der wackere Kanzler seines wackeren Kurfürsten, ein Mann, dem die evangelische Sache dort zu Augsburg viel zu danken hatte. Am 5. August schrieb ihm Luther:

„Gnade und Friede in Christo!

„Achtbarer, hochgelahrter, lieber Herr und lieber Gevatter!

„Ich habe nun etlichemal an meinen gnädigsten Herrn geschrieben und an die Unsern, daß ich wohl denke, ich habe sein zuviel gemacht, sonderlich an meinen gnädigsten Herrn, als ob ich gleich zweifelte, daß Gottes Trost und Hilfe mehr und stärker bei Seiner Kurf. Gnaden wären, denn bei mir. Ich hab's aber aus Anregung der Unsern gethan, deren etliche so wehmütig und sorgfältig sind, als hätte Gott unser vergessen; so er doch unser nicht kann vergessen, er müßte zuvor sein selbst vergessen. Es wäre denn, daß unsere Sache nicht seine Sache und unsere Lehre nicht sein Wort wäre. Sonst, wo wir des gewiß sind und nicht zweifeln, daß es seine Sache und Wort ist, so ist auch gewiß unser Gebet erhöret und die Hilfe schon beschlossen und zugerüstet, daß uns geholfen werde; das kann nicht fehlen. Denn er spricht: ‚Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht sollte erbarmen über ihres Leibes Frucht? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen; siehe, ich habe dich auf meine Hand gezeichnet (Jes. 49, 15)'.

„Ich hab' neulich zwei Wunder gesehen: das erste, da ich zum Fenster hinaus sah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes, und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte; dennoch fiel der Himmel nicht ein und steht auch solch Gewölb noch fest. Nun sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen

und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel feste.

„Das andere: ich sah auch große, dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie mochten einem großen Meer zu vergleichen sein; und sah doch keinen Boden, darauf sie ruhten oder fußten, noch keine Kufen, darein sie gefasset wären; noch fielen sie dennoch nicht auf uns, sondern grüßeten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie vorüber waren, leuchtet' hervor beide, der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen. Das war doch ein schwacher, dünner, geringer Boden und Dach; daß es auch in den Wolken verschwand und mehr als ein Schemen — wie durch ein gemalt Glas zu scheinen pflegt — denn als ein solcher gewaltiger Boden anzusehen war, daß einer auch des Bodens halben wohl so sehr verzweifeln sollte, als der großen Wasserlast. Dennoch fand sich's in der That, daß solcher ohnmächtiger Schemen die Wasserlast trug und uns beschützte. Noch sind etliche, die des Wassers und der Wolken Dicke und schwere Last mehr ansehen, achten und fürchten, denn diesen dünnen, schmalen und leichten Schemen; denn sie wollten gerne fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolke werde eine ewige Sündflut anrichten.

„Solches muß ich mit Eurer Achtbarkeit freundlicher Weise scherzen und doch ungescherzt schreiben; denn ich besondere Freude davon gehabt, daß ich erfahren habe, wie Eure Achtbarkeit vor allen andern einen guten Mut und getrostes Herz hat in dieser unsrer Anfechtung. Ich hatte wohl gehofft, es sollte zum wenigsten dem Reich der Frieden zu erhalten gewesen sein; aber Gottes Gedanken sind weit über unsere Gedanken. Und ist auch recht, denn er, spricht Sankt Paulus, erhöret und thut mehr, als wir verstehen und bitten; denn wir wissen nicht, wie wir bitten sollen (Röm. 8, 26., Eph. 3, 20). Sollt' er uns nun also erhören, wie wir bitten, daß der Kaiser uns Frieden gäbe, so möcht's vielleicht heißen: ‚wie wir bitten und verstehen', nicht ‚mehr', und sollte wohl der Kaiser und nicht Gott die Ehre kriegen.



Druck u. Verlag v. H. Oeser, Neusalza.

L. 80.

Wittenberg an der Elbe, die Hauptstadt von Chur-Sachsen 1546.

„Aber nun will er selbst uns Frieden schaffen, daß er allein die Ehre habe, die ihm auch allein gebühret. Nicht daß wir hiermit Kaiserl. Majestät verachten; sondern wir bitten und wünschen, daß Kaiserl. Majestät nichts wider Gott und Kaiserlich Recht vornehmen. Wo sie aber das thäte — da Gott vor sei — so wollen dennoch wir, als die treuen Unterthanen, nicht glauben, daß Seine Kaiserl. Majestät das thun, sondern denken, daß es andre Tyrannen unter dem Namen Kaiserlicher Majestät thun; und wollen also Kaiserlicher Majestät Namen und der Tyrannen Werk unterscheiden, gleichwie wir Gottes Namen, so die Ketzer und Lügner führen, auch unterscheiden und Gottes Namen ehren und die Lügner meiden. Also sollen und können wir der Tyrannen Vornehmen gar nicht billigen noch annehmen, das sie unter Kaiserlicher Majestät Namen treiben. (Bei den ‚Tyrannen', die sich hinter den Kaiser steckten, dachte Luther etwa an den Papst und seinen Legaten Campeggi, an Herzog Georg und andre Feinde seiner Reformation).

„Aber solch Werk, das uns Gott mit Gnaden gegeben hat, wird er durch seinen Geist segnen und fördern und die Weise, Zeit und Raum, uns zu helfen, wohl treffen und nicht vergessen, noch versäumen. Sie haben's noch nicht zur Hälfte gebracht, die Blutmenschen, was sie jetzt anfangen, sind auch noch nicht alle wieder heim, oder dahin sie gern wären. Unser Regenbogen ist schwach, ihre Wolken sind mächtig; aber der Ausgang wird's lehren.

„Eure Achtbarkeit halte mir mein Geschwätze zu gute und tröste Magister Philippum und die andern alle. Christus soll mir unsern gnädigsten Herrn auch trösten und halten. Dem sei Lob und Dank in Ewigkeit! Amen. Des Gnaden ich auch Eure Achtbarkeit befehle treulich.

„Aus der Wüsten, am 5. August im Jahre 1530.

Martinus Luther, Doktor."

Die einzige Hoffnung, welche Luther ernstlich auf den Reichstag setzte, war die, daß die Stände dort eine Weise finden würden, trotz des Streites der beiden Religionsparteien dem Reiche den Frieden zu erhalten (Seite 241).

Für diese Hoffnung that er auch einmal etwas, und zwar gar

nichts so Geringes: er übersandte dem Kardinal Albrecht, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, eine Zuschrift, und zwar gleich eine gedruckte. Geschrieben hat er sie am 6. Juli, dann ist sie zu Nürnberg gedruckt worden. Am 22. Juli kam sie nach Augsburg. Luthers Freund, der Mansfeld'sche Rat Doktor Rühel, überreichte sie in seinem Auftrage dem Kardinal. Sie blieb durchaus nicht unbeachtet: Bischof Christoph von Augsburg, ein gar wohlwollender und friedfertiger Herr, las sie im Rate der Fürsten vor.

Es war der vierte Brief Luthers an den Kardinal (vgl. Band 2 Seite 370 f). Das letzte Mal hatte er von der Wartburg an ihn geschrieben, streng und strafend. Jetzt von der Koburg aus schrieb er in guter Meinung, weil er durch die Freunde Gutes von seiner Haltung beim Reichstage gehört hatte. Es schien ihm nicht ganz aussichtslos, dem hohen Kirchenfürsten über die Aufgabe des Reichstags in dem Religionsstreite Vorstellungen zu machen: „ob doch so viel zu erlangen wäre, daß unser Widerteil doch Friede halte und doch nicht so lästerte und tötete die Unschuldigen um dieser unsträflichen Lehre willen, die sie selbst müssen loben, zum allerwenigsten damit, daß sie dagegen erstummen und nichts haben dawider zu reden. Denn daß sie von uns nicht wollen gelehret sein, noch unsere Lehre annehmen, müssen wir lassen geschehen; wir zwingen niemanden, auch zur Wahrheit nicht, wie sie doch zwingen zur Lüge.

„Hier bitte ich nun aufs unterthänigste, weil keine Hoffnung da ist, daß wir in der Lehre eins werden, Ew. Kurf. Gnaden wollten samt andern dahin arbeiten, daß jener Teil Frieden halte und glaube was er wolle, und lasse uns auch glauben diese Wahrheit, die jetzt (am 25. Juni) vor ihren Augen bekannt und untadelig erfunden ist. Man weiß ja wohl, daß man niemanden soll noch kann zum Glauben zwingen, stehet auch weder in Kaisers noch Papsts Gewalt; denn auch Gott selbst, der über alle Gewalt ist, hat noch nie keinen Menschen mit Gewalt zum Glauben wollen bringen — was unterstehen sich denn solche seine elenden, armen Kreaturen, nicht allein zum Glauben, sondern auch zu dem, was sie selbst für falsche Lügen halten müssen, zu zwingen?

„Wo aber solcher Friede nicht zu erlangen ist, wohlan, so haben wir den Vorteil bei Gott und aller Welt, daß wir unsere Lehre frei öffentlich bekannt, Friede gesucht und angeboten haben und doch nicht erlangen können, so man doch uns in der Lehre

nicht schuldig noch sträflich erfunden hat. Was Gott und unsre Nachkommen hierzu sagen werden, das wird man wohl erfahren. Und müssen uns trösten des Exempels der lieben Apostel, da auch die Hohenpriester und Fürsten im Volk Israel nichts konnten wider der Apostels Thaten und Worte aufbringen — dennoch hielten sie nicht Friede, sondern über das, daß sie die Wahrheit nicht annahmen, damit sie überzeugt und überwunden waren, stäupten und verfolgeten sie die Apostel noch dazu (Apostelgesch. 4, 14. 21).

„Ja, wie ist's ihnen auch zuletzt drüber ergangen: Wo sind sie nun? Wo ist Jerusalem? Es stund zwar unter ihnen auf Gamaliel und gab ihnen auch solchen Rat, daß sie sollten Frieden halten und die Apostel machen lassen, wenn sie ja es nicht wollten annehmen; aber es half nicht. Wollte Gott, Ew. Kurf. Gnaden, oder wer es wäre, könnt' jetzt auch ein Gamaliel sein, der solchen Rat des Friedens den andern vorschlüge und sie beredete, ob vielleicht Gott Gnade verleihen wollte, daß sie von ihrem Toben abließen und nicht so halsstarrig wider ihr Gewissen oder wider Gott stritten. Es ist ja der beste Rat, den man in dieser Sache haben kann.

„Will aber weder Friede noch Einigkeit folgen, weder Gamaliels Rat noch der Apostel und der Juden Exempel helfen, so laß fahren, was nicht bleiben will, und zürne, wer's nicht lassen will. Wir wollen dieweil mit den lieben Aposteln und Jüngern singen; das werden sie uns ja nicht wehren, das weiß ich wohl."

Und nun legt Luther dem Kardinal den zweiten Psalm aus, kurz und bündig, mit deutlicher Anwendung auf das, was zu Augsburg vorging. Schließlich kommt er auf den Papst zu reden und auf dessen Vorgeben, daß der Kaiser ihm alles ‚restituieren' müsse, d. i. wiederverschaffen, was er durch die Reformation in Deutschland eingebüßt hatte.

„Ja, lieber Papst und Papisten, gebt uns zuvor wieder Leonhard Kaiser und alle, die ihr unschuldiglich erwürget habt, alle Seelen, die ihr mit Lügen verführet habt, alles Geld und Gut, das ihr mit Betrügerei geraubt habt, alle die Ehre, die ihr Gott mit Lästern gestohlen habt: so wollen wir von der Restitution handeln! Es soll in eine Historie geschrieben werden, daß der Papst und seine Papisten solch lästerlich Ding unverschämt und öffentlich begehren darf, als wären eitel Klötze in deutschem Land und auf dem Reichstage eitel Affen.

„Aber der Teufel sucht damit ein anderes; wollte Gott, daß unsere

Herren alle wohl darauf Acht hätten. Wir Deutschen hören nicht auf, dem Papst und seinen Wälschen zu glauben, bis sie uns bringen, nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn deutsche Fürsten in einander fielen, das möchte den Papst, das Florenzische Früchtlein, fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnt' und sagen: ‚Da, ihr deutschen Bestien; wolltet mich nicht zum Papst haben, so habt das!' O große Liebe und Treue hat er zum Kaiser, wie er fein bewiesen hat vor Pavia, da er wider den Kaiser zog. Deutschland hat er noch lieber, daß er den Kaiser aus Spanien fordert' — denn wer könnte solche Praktik merken? — und darnach ohne Beisein der deutschen Fürsten krönte.

„Ich bin kein Prophet, aber ich bitt' euch Herren alle, sehet euch wohl vor und lasset euch ja nicht dünken, daß ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit dem Papst und den Seinen handelt, sondern mit eitel Teufeln; denn es sind auch eitel Teufelsstücke dahinter, das weiß ich. Gott der Allmächtige helfe euch, daß alles zum Frieden gerate! Amen." —

Albrecht war ein deutscher Fürst, und darum hatte Luther noch immer ein Zutrauen zu ihm, wie sehr er ihn auch von der schwachen Seite kennen gelernt hatte. Luthern war es nicht zweifelhaft, wo in Augsburg die gefährlichen Leute zu suchen waren, welche Deutschland ebenso sehr haßten, wie das Evangelium.

„Ich freue mich", schrieb er am 21. Juli dem Jonas, „daß Philippus endlich erfährt, was Campeggi und die Italiener für Leute sind. So ein Weltweiser (wie Melanchthon) glaubt nicht, wenn er's nicht erfahren hat. Ich traue weder dem Beichtvater des Kaisers (Seite 238) noch irgendeinem Italiener auch nur über den Weg. Denn mein Kajetan hatte mich so lieb, daß er sogar Blut für mich vergießen wollte, nämlich meines. Es sind Buben. Wenn ein Wälscher gut ist, so ist er sehr gut: aber das ist ein Wunder, wie ein schwarzer Schwan."

Und was er weiter erfuhr, das bestärkte ihn in seinem Mißtrauen gegen die Fremden und gegen den päpstlichen Gesandten insbesondere. Feierlich versicherte er am 26. August dem Jonas, daß dieser Campeggi, mit dem Melanchthon so freundschaftlich verhandelte, ‚ein großer und vornehmlicher Teufel' sei.

Das ganze Verhalten der Gegner mahnte ihn wiederholt an ein Wort Staupitzens: „Wen Gott blenden will, dem thut er zuvor die Augen zu." Und an das Sprichwort: „Allzu scharf macht schartig."

Wenn die katholische Mehrheit und der Kaiser noch irgend fähig waren, die Lage im Reich vernünftig zu beurteilen, so konnten sie es, wie Luther die Dinge sah, nicht zum Kriege kommen lassen. Nur wälsche Tücke, Teufelstrug oder von Gott verhängte Verblendung konnte sie zu so verderblichem Entschlusse treiben. —

Über die Vorlesung der Konfutation drangen erst nur Gerüchte zu ihm. Am 15. August kamen Briefe, welche ihm berichteten, was vom 3. bis 6. zu Augsburg vorgegangen war.

„Gnade und Friede," antwortete er sogleich dem Melanchthon, „in Christo, dem Herrn auch seiner Feinde. Ich habe alle eure Briefe erhalten und lobe Gott, der die Gegenschrift des Widerparts so thöricht ausfallen ließ. Immer frisch hindurch! Ich hörte schon zuvor davon, wollte es aber nicht glauben."

Was er von des Landgrafen Abschied halten sollte, wußte er anfangs nicht recht. Verdenken konnte er's ihm nicht: „Es möchte wohl solch Hinziehen und Ärgern noch einen Landgrafen müde machen." Und dringend mahnt er zur Heimkehr: schon hatten die Dohlen von Koburg ihren Reichstag beendet, dazu auch noch große Kriege geführt, und zu Augsburg fing man den Reichstag erst recht an. „Ängstlich warte ich auf eure Heimkehr," schrieb er wieder am 20. August. Und in demselben Briefe: „Noch hoffe ich auf Erhaltung des Friedens im Reich, aber mit geringer Zuversicht." An Einigung in Lehre und Kirchenwesen glaubt er weniger als je.

Und doch arbeiteten sie zu Augsburg wieder daran! Und doch kamen Briefe um Briefe von dort, die bei ihm anfragten, was man in dem und jenem Stücke zugestehen könnte!

Er antwortete unverdrossen, aber fest und unbeugsam. Als Melanchthon ihm schrieb, Eck habe den Evangelischen ihre Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben zugestanden, erwiderte er ihm (am 26. August):

„Du schreibst, Eck habe, von Dir gezwungen, bekennen müssen, daß wir durch den Glauben gerechtfertigt werden. Ach hättest Du ihn gezwungen, keine Lüge zu sagen! Wohl, Eck bekennt die Glaubensgerechtigkeit, aber dabei verteidigt er alle Gräuel des Papsttums, tötet, verfolgt, verdammt die Bekenner ebendieser Lehre vom Glauben, und statt daß es ihn reute, treibt er's so fort. Dasselbe thut die ganze Gegenpartei. Und mit diesen Leuten verhandelt ihr — wenn Christus

will — über die Bedingungen der Eintracht, und arbeitet vergeblich, bis sie eine gute Gelegenheit finden werden, uns zu verderben!"

Dem Spalatin schrieb er am selben Tage: „Ich höre, ihr habt, gewiß nicht gern, eine wunderliche Arbeit unternommen, nämlich den Papst und Luthern unter Einen Hut zu bringen. Aber der Papst wird nicht wollen, und der Luther verbittet sich's: seht zu, daß ihr eure Mühe nicht an ein schönes Spiel verschwendet. Wenn ihr wider den Widerwillen der beiden die Sache zu Stande bringt, dann werde ich nächstens, durch euer Beispiel ermutigt, Christum und Belial mit einander versöhnen. Nun, Christus, der bisher eure Stärke war, wird auch jetzt eure Weisheit sein, daß alle diese wälschen Ränke nichts gegen euch ausrichten." —

Luther für sein Teil war entschlossen, wenn die Freunde in Augsburg zu weitgehende Zugeständnisse machen sollten, nimmermehr darein zu willigen, sondern Feinden und Freunden zum Trotz die gefesselte Wahrheit zu befreien. „Solltet ihr Zugeständnisse machen, die dem Evangelium offenbar widerstreiten, und so den Adler in einen Sack stecken (damit spielte er auf einen Traum Melanchthons an) — nun, so wird Luther kommen, daran zweifle nicht, er wird kommen und diesen Adler herrlich befreien. So wahr Christus lebt, das wird geschehen."

So zu Spalatin am 28. August. Gleichzeitig schrieb er an Melanchthon: „Ich bin unter solchen groben Tücken vielleicht allzu sorglos. Aber ich weiß, daß ihr euch dort nichts könnt zu Schulden kommen lassen, als eine Sünde gegen unsre Personen, indem wir treulos und wandelbar möchten gescholten werden. (Er meint, daß es freilich für seinen und ihren persönlichen Ruf ein schlimmer Makel sein würde, wenn sie sich zu Zugeständnissen verleiten ließen, welche sie angesichts des klaren Gotteswortes doch nicht halten dürften.) Aber was dann? Die Wahrheit und Unwandelbarkeit der Sache wird's bessern. Ich möchte freilich nicht, daß dergleichen einträfe. Aber ich rede so, damit, wenn's etwa eintrifft, man nicht verzweifeln müsse."

Indem Luther so sich auf alles gefaßt macht, wird er nicht müde zu warnen vor der Falschheit der Gegner und Punkt für Punkt ihre Forderungen mit dem Lichte der christlichen Wahrheit zu beleuchten.

„Haltet euch tapfer und räumt den Widersachern nichts ein, außer was sie mit klarem Schriftwort bewähren!"

„Sehet euch wohl vor und gebt nicht mehr, denn ihr habt! Ich

weiß ja, daß ihr das Evangelium bei all euerm Verhandeln und Vergleichen immer ausnehmt; aber jene werden eure Zugeständnisse im weiten, weiteren und weitesten Sinne nehmen, ihre dagegen werden sie im engen, engeren und engsten Sinne handhaben." —

Und was waren denn das für Zugeständnisse, womit die beiden Parteien zu Augsburg noch in letzter Stunde sich entgegenkamen?

Nun wir hörten schon, daß Eck sich sogar mit der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben befreundet habe! Und in der That stellten die Römischen über Sünde und Gnade, über Glaube und Rechtfertigung Sätze auf, welche in ihrem Wortlaut sich der evangelischen Lehre nicht wenig näherten. Wer nicht genau hinhörte, mochte wohl meinen: das klingt ja ganz christlich und evangelisch! Wer freilich genauer aufmerkte, der hörte auch aus diesen vermittelnden Formeln die alten Irrtümer der Papstkirche heraus: weder dem stolzen Werkedienst, noch dem leichtsinnigen Ablaßkram war die Wurzel abgeschnitten. Indessen mit Hilfe von allerhand klug ausgedachten Sätzen verglich man sich fast über alle Artikel des christlichen Glaubens.

Schwerer war die Verständigung über die kirchlichen Satzungen und Gebräuche. Eck bezeichnete von vornherein die Stücke, worin die römische Partei nichts nachgeben könne: Abendmahlsfeier unter einerlei Gestalt, Meßopfer, Mönchtum, Ehelosigkeit der Priester und das gesamte kirchliche Recht (Gewalt des Papstes, der Bischöfe, Priester u. s. w.). Immer wieder zeigte es sich, daß den Römischen ihre Lehre nicht so wichtig war als ihr hergebrachtes Kirchenwesen (Seite 243). Wenn also die Einigung an diesen Stücken nicht scheitern sollte, so mußten die Evangelischen nachgeben.

Melanchthon war dazu bereit. Er ging davon aus, daß der Christ wohl die Freiheit habe, in äußerlichen Dingen unvollkommene Zustände zu ertragen, wenn nur die göttliche Wahrheit unverletzt bleibe. Warum also sollte man nicht den Bischöfen und selbst dem Papste ihre Stellung vergönnen, wenn nur den evangelischen Predigern frei gelassen würde, das lautere Wort Gottes zu predigen? Ähnliches hatte ja auch Luther erst vor kurzem gut und willkommen geheißen (Seite 201), die gleichen Grundsätze vor Jahren schon ausgesprochen, wenn er zu wiederholten Malen die Evangelischen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, zum Leiden und Dulden ermahnte.

Aber jetzt handelte es sich nach Luthers Ansicht um klare Entscheidung über das, was in der Kirche Rechtens sein sollte und was

nicht. Nicht was man dulden und leiden könne, war die Frage — man kann viel Unrecht, Unsitte und Unglauben dulden, wo man keine Verantwortung dafür hat, wo man dulden muß; sondern was man für christlich, evangelisch und folglich für das Rechte erkenne, das war die Frage.

Einst hatte Luther es den Gewissen freigegeben, ob sie das Abendmahl genössen unter dem Brot und Wein oder unter dem Brot allein, war den Schwärmern, die aus beiderlei Gestalt einen Zwang machten, scharf entgegengetreten (Band 2 Seite 505). Jetzt antwortete er seinem Kurfürsten auf die Anfrage, ob man den Römischen zugestehen dürfe, „daß einerlei Gestalt des Sakraments auch recht sei“:

„Wissen Ew. Kurfürstl. Gnaden wohl, daß unserer Hauptstücke eins ist, daß man nichts lehren noch thun soll, es sei denn gewiß mit Gottes Wort gefasset. Darum können wir nicht willigen noch lehren, daß einerlei Gestalt recht sei.“

Weiter heißt es dann in dem nämlichen Gutachten vom 26. August: „Von den Winkelmessen ist eben dasselbige zu antworten. Denn sie sind auch ein Menschenfündlein, ohne Gottes Wort aufgekommen, ohne was sonst der Mißbrauch drinnen ist. Daß sie aber vorgeben: sie wollen nicht zwingen, daß wir sie aufrichten, sondern daß wir's nicht verbieten — wir wehren ihnen nichts; aber daß wir's billigen sollten, das können wir nicht thun“.

Über die wichtige Frage von der Kirche und Kirchengewalt hatte Luther schon im Juli vierzig Thesen drucken lassen, welche unerbittlich mit den Ansprüchen der römischen Kirche aufräumten.

In alledem wahrte Luther klar seinen Standpunkt. Für ihn gab's nur Einen Ausweg aus dem Widerstreit der Meinungen, nämlich daß die Stände des Reichs sich gegenseitig Gewissensfreiheit gewährten und trotz des großen Zwiespalts im Glauben und im Kirchenwesen dennoch mit einander Frieden hielten. Denn warum sollte das nicht möglich sein? Warum sollte der Reichstag zu Augsburg nicht zu einem ähnlichen Beschlusse sich einigen, wie vor vier Jahren der (erste) Reichstag zu Speier (Seite 59)?

Freilich die Einheit der Kirche war damit ernsthaft in Frage gestellt. Aber die göttliche Wahrheit — und das blieb die Hauptsache — hatte dann freie Bahn, wenigstens in den Ländern der evangelischen Fürsten und Stände.

Melanchthon dachte anders. Die Einheit der Kirche schwebte ihm

vor als höchstes Ziel; sie zu erhalten mußte man auch Opfer bringen. Gut; aber auch das Opfer der im Gewissen erkannten Wahrheit? —

Daß Melanchthon bei jenen letzten Vermittelungsversuchen im Eifer um die Versöhnung den Römischen zu weit entgegenkomme, war bald eine allgemeine Klage unter den Evangelischen in Augsburg und sonst. Erst schon im Ausschuß der Vierzehn hatte er, wie man sich erzählte, die Grenze des Erlaubten überschritten; dann, als dieser unverrichteter Sache auseinanderging nach sechstägigen eifrigen Verhandlungen, beteiligte sich Melanchthon noch an einem engeren Ausschuß von sechs Mitgliedern, in welchem er der einzige evangelische Theolog war und sein Gegner der schlaue Eck. Damals (am 24.) schrieben die Vertreter der Stadt Ulm an den Magistrat:

„Es hält jedermann dafür, der Melanchthon werd' den Kurfürsten verführen, daß die Evangelischen all zu Spott darob werden; der Luther wär' besser zur Handlung, denn alle die, so allhier sind."

Landgraf Philipp führte bei Luther Beschwerde (auch am 24.): „Daß sich auf dem Reichstage die Sach' so seltsam zugetragen, daran ist allein Melanchthons Kleinmütigkeit schuld." Seinen in Augsburg zurückgelassenen Räten gab er die Weisung (am 29.): „Greift dem vernünftigen, weltweisen, verzagten — ich darf wohl nicht mehr sagen — Philippo in die Würfel!" An Zwingli schrieb er (am 4. September): „Melanchthon geht rückwärts wie ein Krebs, er bringt mit seiner Schüchternheit das Evangelium Christi zu Schaden, und viele folgen ihm; aber mich wird er, will's Gott, nicht betrügen."

Ganz unzufrieden schrieb der Nürnberger Abgesandte Baumgärtner an seinen Freund Lazarus Spengler (am 13. Sept.): „Philippus ist kindischer denn ein Kind worden. Brenz ist nicht allein ungeschickt, sondern auch grob und rauh. Heller ist voll Fürchten, und haben diese drei den frommen Markgrafen (Georg von Brandenburg) ganz irr und kleinmütig gemacht, bereden ihn, was sie wollen, wiewohl ich merke, daß er gern recht thät'. Der Kurfürst hat in diesem Handel niemand Verständiges, denn den einigen Doktor Brück. Den hat man aber dahin gebracht, daß er nun auch mit Sorgen handelt, dieweil er von niemandem keinen Beistand hat. Denn die andern sächsischen Theologen dürfen wider den Philippus nicht öffentlich reden u. s. w."

Immer bestimmtere Anklagen gegen Melanchthon kamen nach der Koburg. Besonders die Nürnberger Freunde wurden sehr unruhig. Schon im August mußte Luther die Augsburger Freunde gegen sie in

Schutz nehmen. Am 20. September aber bekam er ganz bewegliche Briefe aus Nürnberg, voll von bösen Nachrichten über die Nachgiebigkeit Melanchthons und der anderen.

Luther hatte inzwischen von Augsburg die Botschaft erhalten, daß die Zeit der Vermittelungsversuche nunmehr vorüber sei. Ihn machte darum das Geschrei gegen Melanchthon an diesem nicht irre, denn er wußte, es war viel Klatsch und falsches Gerücht dabei. Und so schrieb er umgehend den Nürnbergern seine Meinung:

„Zürnet und sündiget nicht! Ich habe Deine bitteren Klagen über unsern Philippus gelesen, mein Link, und wenn ich nicht aus den Briefen der Unsern zu Augsburg, die ich am letzten Sonnabend erhielt, wüßte, daß unsere Sache wieder beim Kaiser liegt, würde ich in heftiger Unruhe sein. Ich hoffe aber, daß auch Du inzwischen erfahren hast, daß die Sache jetzt auf einem andern Punkte ist, als Du mir schreibst.

„Ich meine, auch unsre Freunde in Augsburg durchschauen jetzt zur Genüge, wie schmählich, schimpflich und lästerlich die Bedingungen sind, womit die Widersacher in sicherm Übermut uns Wenige und Schwache offen verspotten und verhöhnen. Wenn auch Melanchthon sich auf einige Bedingungen eingelassen hat, so ist doch bisher noch keine zugestanden, auch nicht von ihm für seine Person“.

Ganz freundlich schrieb Luther gleichzeitig an Melanchthon:

„Du wirst nicht glauben, mein Philippus, mit welchen Wolken von Reden und Briefen ich nach Empfang eurer letzten Briefe überschüttet worden bin, die alle voll waren von Klagen, zumal über Dich. Ungern schreibe ich das, denn wie ich gesinnt bin, scheue ich mich davor, euch auch nur im geringsten zu betrüben, da ihr von mir nichts als Trost haben solltet unter der großen Last der Aufgabe, die auf euch liegt; was ich denn bisher treulich zu leisten bemüht gewesen bin. Aber jetzt muß ich sogar mit unsern Freunden und ihren Briefen kämpfen. Ich verteidige mich folgendermaßen:

„Erstens sage ich ihnen: ‚die Unsern von Augsburg schreiben mir hiervon anders und nichts dergleichen‘. Es bleibt aber dabei, daß ich euch mehr Glauben schenke als jenen, und ich hoffe, daß ihr mir nichts verbergt, was von Wichtigkeit ist.

„Zweitens bin ich ohne Sorgen in der Überzeugung, daß ihr kein Zugeständnis machen werdet, ohne das Bekenntnis (vom 25. Juni) und das Evangelium als unantastbar auszunehmen. Was aber das Evangelium sei und unser überantwortetes Bekenntnis, muß ich denn euch

das auseinandersetzen? Das ist ja unser alter Standpunkt, auf den wir uns freiwillig gestellt haben auch unsern Feinden gegenüber, daß wir alles tragen und thun wollen, was ohne Verletzung des Gewissens und des Evangeliums möglich ist.

„Ich bin also ruhig und ängste mich gar nicht für die Sache, wohl aber fürchte ich für euch Gewalt und Trug. Deshalb bitte ich dich um Christi willen, schreibe mir so bald als möglich, was seit Absendung eurer letzten Briefe sich ereignet hat, damit ich den Leuten das Maul stopfen kann."

Auch dem Justus Jonas schrieb Luther noch am 20. September einen Brief.

„Aus euren letzten Briefen, mein lieber Jonas, habe ich ersehen, daß ihr den Forderungen der Widersacher nichts nachgegeben habt. Darüber freute ich mich sehr und wartete täglich, daß ihr wiederkehren möchtet, verflucht oder gesegnet. Aber siehe da, inzwischen kommen etliche von den Unsern, viele und treffliche Leute, zu mir mit Donner und Blitz, sagen, ihr hättet alles verraten und dem Frieden zu Liebe allzuviel nachgegeben. Ich erwidere: ‚Ich weiß aus den Briefen unserer Freunde, daß die vom Widerpart gestellten Bedingungen zurückgewiesen sind und die Sache von neuem vor den Kaiser gebracht ist. Dabei bleibe ich, darauf verlasse ich mich'. Aber weil jene gar so hartnäckig drängen und schreien, ihr beriefet euch auf den Luther, als der euch solches alles eingeräumt habe, und es drohe der Sache mehr Gefahr von euch als von den Widersachern, und ihr strittet euch eifriger unter einander, als daß ihr etwas gegen die Feinde thätet, da haben sie mich so weit gebracht, daß ich rief: ‚Ist's denn also, so hat der Teufel ein hübsch Trennen unter uns selbst angerichtet'.

„Sehet zu, daß ihr's nicht zu einer Spaltung unter uns selber kommen lasset. Mag des Reiches Friede noch so viel wert sein in unsern Augen — der Frieden stiftet und Kriege lenkt, ist größer als der Friede und mehr zu achten als der Friede. Und nicht ist's unsere Sache, künftige Kriege vorauszusehen; unsre Sache ist's einfach zu glauben und zu bekennen.

„Ich bitte aber, brecht die Verhandlungen ab und kehret heim! Sie haben das Bekenntnis, sie haben das Evangelium. Wenn sie wollen, so mögen sie's zulassen; wenn nicht, so mögen sie an ihren Ort gehen. Wird ein Krieg draus, so werde er draus; wir haben genug gebetet und gethan. Der

Herr hat sie zu einem Schlachtopfer bereitet, daß er ihnen vergelte nach ihren Werken. Er wird aber uns, sein Volk, erlösen, auch aus dem Brande Babels.

„Verzeih, mein Jonas, daß ich diese Last meines Gemütes in Dein Herz ausgeschüttet habe. Was ich aber an Dich schreibe, schreibe ich allen. Der Herr Jesus führe euch wohlbehalten und tapfer heim; er wolle nachher auch euch froh machen! Amen." —

Drei Tage später brach der Kurfürst mit seinen Theologen von Augsburg auf, und haben Melanchthon und Jonas diese letzten Briefe gar nicht mehr bekommen, da Spengler sie in guter Absicht in Nürnberg zurückbehielt. Bald konnten die Freunde ihm über alles persönlich Rede stehen.

Wir aber beschließen dieses Kapitel mit der Frage: war nicht auch Luther in Augsburg?

Er hat mit seiner geistigen Gegenwart dort mehr geschafft als mancher, der leibhaftig zugegen war.

Vierzehntes Kapitel.

Reichstagsabschied und Heimkehr.

Ganz ohne Grund war die Befürchtung der Nürnberger nicht, daß Melanchthon in friedfertigem Eifer zu viel that und die feste Stellung der Protestanten gefährdete. Bis tief in den September hinein zogen sich die Vermittelungsversuche, die auf Seiten der „Konfessionsverwandten", wie man den Kurfürsten Johann und seine Genossen kurz bezeichnete, niemand so angelegentlich trieb, als der Eine Melanchthon. Besonders steifte er sich darauf, den Bischöfen wieder zu ihrer alten Stellung zu verhelfen auch in evangelischen Landen, wofür er das Zugeständnis freier Predigt für die Evangelischen zu erlangen hoffte. Er versprach sich von der Wiederaufrichtung bischöflichen Regiments geradezu einen Segen für die Landeskirche.

Aber es war dafür gesorgt, daß Melanchthon mit seiner guten Meinung der Sache der Lutherischen Reformation weder nützen noch schaden konnte.

Die Römischen, vor allen Dingen der päpstliche Legat und den er vertrat, der Papst selber, wollten gar keine Vereinigung mit den Protestanten. Sie wollten nichts weiter als Unterwerfung, und wenn sie sich dazu nicht gutwillig verstanden, Niederwerfung mit Gewalt. Den Wälschen war es ganz recht, wenn alle Vermittelungsversuche sich zerschlugen, und die versöhnliche und nachgiebige Art Melanchthons ließen sie sich nur deshalb gefallen, weil sie hofften, das sei der Anfang der reuigen Umkehr der Ketzer in den Schos der Mutter Kirche. Darin

kannten sie aber diese Lutheraner schlecht; daran dachte auch Melanchthon mit keinem Gedanken.

Während nun den Verhandlungen erst des größeren Ausschusses (vom 16. bis 21. August), dann des kleineren (vom 25.—29.) noch allerhand private Unterredungen folgten, die ebenso wenig zum Ziele führten, bereitete der Kaiser die Entscheidung vor.

Am 7. September eröffnete er den Protestanten: es sei eine von ihm und dem Papste beschlossene Sache, daß in nächster Zukunft ein Konzil berufen werden solle; dasselbe werde den deutschen Religionsstreit entscheiden; mittlerweile würden die Protestanten sich dem Kaiser, den Ständen und der gemeinen christlichen Kirche gleichförmig zu halten haben.

Am 8. antworteten die Evangelischen, daß sie in diese Bedingung nicht willigen könnten, von welcher auch bisher niemals die Rede gewesen, so oft auf den Reichstagen die Forderung eines Konzils gestellt worden wäre. Weiterem Vorhalt gegenüber zogen sie sich einfach auf den Standpunkt zurück, daß sie auf den Reichstagsabschieden von 1524 (Band 2 Seite 662) und von 1526 (Band 3 Seite 59) verharren wollten, welche mit Einmütigkeit seien beschlossen worden, und protestierten aufs neue gegen jede Verwaltigung durch eine Mehrheit (Seite 89). Sie verlangten weiter nichts als Frieden und verbaten sich die Bezeichnung ‚Sekte‘, welche von Seiten des Kaisers beiläufig auf sie war angewendet worden.

Wäre Luther in Augsburg gewesen, er hätte seine Freude gehabt an der Entschlossenheit der evangelischen Fürsten. Sein Kurfürst voran; er verdiente sich damals redlich den Beinamen des ‚Beständigen‘. Aber die andern standen zu ihm wie Ein Mann; Wolfgang von Anhalt kündigte offen an, daß er sogar bewaffneten Widerstand leisten würde, wenn man ihm an Leib und Land wollte. Die hessischen Räte bekamen von ihrem Landgrafen entschiedene Weisung: „Da ist nicht Zeit Weichens, sondern zu stehen bis in den Tod bei der Wahrheit. Kann's nicht gut werden, muß man's Gott befehlen. Willigt aber der Kurfürst in etwas, so mögt ihr's an mich bringen. Zeigt den Städten dieses mein Handschreiben und sagt ihnen, daß sie nicht Weiber seien, sondern Männer! Es hat keine Not. Gott ist auf unserer Seiten. Wer sich gern fürchten will, der fürchte sich.“

Die evangelischen Städte bewiesen sich als Männer und hielten treu zu den Fürsten.

Der Kaiser hätte die Unbeugsamen nun am liebsten mit dem Schwerte zur Vernunft gebracht. Er schrieb an den Papst: „Gewalt würde jetzt am meisten Frucht schaffen."

Aber er mit seinen wälschen Ratgebern allein konnte keinen endgiltigen Beschluß, keinen Reichstagsabschied erlassen, er mußte sich dazu mit den Ständen, in diesem Falle mindestens mit der altgläubigen Mehrheit der Stände ins Vernehmen setzen. Und die deutschen Reichsfürsten besannen sich doch noch sehr, ehe sie dem Papst und Kaiser zu Liebe gegen ihresgleichen das Schwert zogen.

Am 22. September legte Kaiser Karl in öffentlicher Reichsversammlung den protestierenden Ständen den Entwurf eines Reichstagsabschieds in Glaubenssachen vor, über welchen er sich mit der Mehrheit geeinigt hatte. Darin war gesagt: Das evangelische Bekenntnis sei aus der heiligen Schrift widerlegt und so sollten sich die Protestanten unterwerfen; sie sollten zum wenigsten erklären, der Entscheidung des bevorstehenden Konzils sich fügen zu wollen; zu dieser Erklärung sollten sie Frist haben bis zum 15. April 1531; wenn sie dieselbe weigerten, „werde der Kaiser thun, was seines Amtes sei". Bis dahin sollten sie niemanden zu ihrer „Sekte" nötigen, keine Bücher evangelischen Inhalts drucken lassen, den Mönchen das Beichtehören und Messelesen gestatten u. s. w.

Daß die Protestanten diesen Abschied nicht annehmen konnten, verstand sich von selbst. Sie legten sofort Verwahrung dagegen ein, daß sie aus der Schrift widerlegt seien, und übergaben zum Beweise dessen eine von Melanchthon verfaßte Apologia d. i. Verteidigung ihrer am 25. Juni überantworteten Konfession. Darin waren die Behauptungen der am 3. August verlesenen Konfutation eingehend beantwortet, nach den Aufzeichnungen, die man damals gleich bei der Verlesung sich gemacht hatte (Seite 245).

Der Kaiser nahm diese „Apologie" nicht an.

Darauf verließen „Sachsen und seine Mitverwandten" die Reichsversammlung.

Der Riß, der schon auf all den letzten Reichstagen seit dem von Worms sich nicht hatte verdecken und vergleichen lassen, war nun zum Bruche geworden. Der Glaubensstreit schied von nun ab Deutschland in zwei feindliche Lager.

Am 23. beurlaubte sich Kurfürst Johann beim Kaiser. „Oheim, Oheim," sagte dieser, „das hätte ich mich zu Euer Liebden nicht ver-

sehen". Der Kurfürst erwiderte nichts darauf, aber die Augen füllten sich ihm mit Thränen. Ohne Verzug verließ er die Stadt.

Im folgten die gleichgesinnten Fürsten. Unter den Reichsstädten traten sofort dem Proteste bei: Nürnberg, Reutlingen, Kempten, Heilbronn, Windsheim, Weißenburg, bald darnach Frankfurt, Ulm, Schwäbisch-Hall, endlich sogar die Stadt, welche den Kaiser und den Reichstag beherbergte, Augsburg. Auch die vier oberdeutschen Städte, welche ihr besonderes Bekenntnis eingereicht (Seite 225 f) und ihre besondere Antwort erhalten hatten, weigerten sich, den vorgelegten Reichstagsabschied anzunehmen: Straßburg, Memmingen, Konstanz und Lindau. Es widersprachen also vierzehn Städte, darunter die blühendsten und reichsten: Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt, Straßburg. Mit den fünf Fürsten zusammen eine gar nicht zu verachtende Minderheit!

So waren denn die Anhänger des alten Kirchenwesens nun unter sich. Man sollte meinen, jetzt müßten Kaiser und Stände schnell mit einander fertig geworden sein. In der That bewilligte man dem Kaiser 48000 Mann für den nächsten Türkenfeldzug. Aber noch gab es scharfe Verhandlungen über Kirchensachen, wobei Campeggi viel Ursache fand, mit dieser „katholischen" Mehrheit unzufrieden zu sein: die alten „Beschwerden" gegen den römischen Stuhl wurden wieder vorgebracht und ernstliche Zusagen der Besserung erzwungen. Es war ein Nachspiel wie jenes zum Wormser Edikt (Band 2 Seite 179 ff).

Am 19. November wurde endlich der Reichstagsabschied verkündigt. Den Protestanten wurde darin die angebotene Gnadenfrist bis zum 15. April des nächsten Jahres bestätigt; aber auch die Verhaltungsvorschriften für diese Zwischenzeit wurden bestätigt, welche so ziemlich einer Wiederherstellung des alten Kirchenwesens gleichkamen. Gegen die Ungehorsamen sollte das Reichskammergericht unverzüglich vorgehen mit allen Mitteln des Landfriedens bis zur Acht.

Man ging nicht aus einander, ohne diesen obersten Gerichtshof des Reiches so besetzt und angewiesen zu haben, daß man sicher sein konnte, er würde im Sinne der Mehrheit handeln.

Noch versprach der Kaiser in diesem Reichstagsabschiede, beim Papst und den andern christlichen Mächten darauf hinzuwirken, daß innerhalb sechs Monaten eine allgemeine Kirchenversammlung der ganzen Christenheit berufen würde. Er konnte wissen, wie wenig Lust man dazu in Rom hatte. Unausgesetzt bemühte sich der Papst, den Kaiser von diesem Gedanken abzubringen. Aber einstweilen war es sowohl dem Kaiser

als den katholischen Reichsständen Ernst damit, daß sie zur redlichen, völligen Befestigung der kirchlichen Einheit ein Konzil begehrten.

Als dieser Reichstagsabschied in Augsburg verkündigt wurde, war Luther schon wieder daheim in Wittenberg. Aber noch sind wir ihm zuvörderst schuldig, daß wir von seinen letzten Wochen auf der Koburg etliches berichten.

Sie waren belebter als die langen Sommermonate. Zu Anfang seines Koburger Aufenthalts hatten ihn mehrmals Gesinnungsgenossen aufgesucht, u. a. die edle Argula von Grumbach (Band 2 Seite 637); das hatte dann nachgelassen, und so störte ihn nichts in seinen Betrachtungen und Arbeiten, als das böse Kopfleiden samt den übrigen Beschwerden. Jetzt im September kam nun ein Gast nach dem andern, meistens weil der Heimweg von Augsburg sie über Koburg führte.

Zuerst fand sich Urbanus Rhegius ein, bis dahin Prediger zu Augsburg, nunmehr vom Herzog Ernst von Lüneburg als Pfarrer nach Celle berufen. Auf dem Wege nach seiner neuen Wirkungsstätte besuchte er Luthern und brachte einen ganzen Tag bei ihm zu. Begeistert redet er noch später von „dem köstlichsten Tage seines Lebens.“ Welchen Eindruck der Reformator damals auf ihn gemacht hat, bezeugt er in einem Briefe, den er im Jahre 1534 an einen Freund schreibt:

„Niemand kann Luthern hassen, der ihn kennt. Seine Bücher zeigen seinen Geist, aber wenn Du ihn in der Nähe gesehen hättest, wenn Du gehört hättest, wie er über göttliche Dinge mit apostolischem Geiste redet, Du würdest sagen: Die Erscheinung selbst übertrifft den Ruf. Luther ist zu groß, als daß jeder Naseweis über ihn urteilen dürfte. Ich weiß wohl, was ich sage. Ich habe auch Bücher geschrieben und die Schrift traktiert, aber mit Luther verglichen, bin ich ein Schüler. Dieses Urteil fließt nicht aus der Liebe, sondern die Liebe aus dem Urteil. Ich verachte keinen, und will selbst lieber verachtet als gelobt werden; aber wiederum dulde ich nicht, daß Luther, das auserwählte Rüstzeug des heiligen Geistes, verachtet wird. Er bleibt noch wohl ein Theologus vor der ganzen Welt, das weiß ich; ich kenne ihn nun besser denn zuvor, ehe ich ihn selbst habe gesehen und gehört.“ —

Ein nicht ganz unverdächtiger Gast kam am 25. September, eigens um mit Luther persönlich zu verhandeln: der Pfarrer Butzer von Straßburg. Nicht unverdächtig war er in Luthers Augen, weil die

Straßburger schon seit einigen Jahren, auch auf dem Marburger Gespräch, zu Zwingli hielten. So hatte ja auch Straßburg wegen der im zehnten Artikel ausgesprochenen Lutherischen Abendmahlslehre die Augsburgische Konfession nicht mit unterschrieben, vielmehr nachher mit den drei andern Städten ein besonderes Bekenntnis eingereicht. Butzer und Kapito, welche selber in Augsburg zugegen waren, hatten es verfaßt. Ihre Versuche, sich den Lutherischen zu nähern, welche von dem hessischen Landgrafen eifrig unterstützt wurden, scheiterten vor allem an der schroff ablehnenden Haltung Melanchthons. So nachgiebig dieser gegenüber den Papisten war, so unerbittlich schroff gegen die Schweizer. Das kennen wir an ihm schon von Marburg her (Seite 157. 180). Es lag kluge Berechnung darin: wenn die Lutheraner sich mit den Zwinglischen vereinigten, so setzten sie in den Augen der Römischen damit ihre ganze katholische Rechtgläubigkeit auf das Spiel, die sie in ihrem Bekenntnis so nachdrücklich behaupteten. Freilich war ihre Ketzerei in den Augen der Römischen auch so schon groß genug.

Übrigens wollten die Straßburger gar nicht einfach für Zwinglis Anhänger gelten. So sandte denn auch Zwingli für sich ein ganz besonderes Bekenntnis an Kaiser und Reich. Die Straßburger suchten ernstlich Gemeinschaft mit Luther, wenn sie auch gegen dessen Abendmahlslehre ihre Bedenken behielten. Butzer machte sich's geradezu zur Lebensaufgabe, inbetreff der Abendmahlslehre zwischen den Sachsen und den Oberländern eine Verständigung herbeizuführen.

Nachdem er in Augsburg ohne großen Erfolg sich um die Lutherischen bemüht hatte, entschloß er sich, zu Luther selber zu reisen.

Luther, das wissen wir, war den „Sakramentierern" auch nicht wohl gesinnt. „Wahrlich, der Zwingli gefällt mir", schrieb er am 21. Juli nach Augsburg, „und Butzer dazu: also soll sie Gott herfür an den Tag bringen! Und mit diesen Menschen sollen wir Gemeinschaft machen?" Einen Brief Butzers vom 25. August ließ er unbeantwortet und meldete das am 11. September dem Melanchthon mit der Bemerkung: „Du weißt, daß ich die Schalkheit und Täuscherei dieser Leute hasse."

Gleichwohl, als Butzer vierzehn Tage später auf der Koburg anklopfte, wurde er freundlich aufgenommen. Luther lud ihn zum Imbiß; sie unterhielten sich „gar freundlich und gesellig." Als sie dann auf den Hauptpunkt kamen, auf das Sakrament, da war Luther „etlichermaßen noch nicht zufrieden" mit Butzers Auseinandersetzungen; er ent-

ließ seinen Gast mit den Worten: „Denket darüber nach und überlegt euch die Sache; die Nacht bringt Rat.“

Am anderen Tage war Butzer wieder bei Luther zum Imbiß, und nachher besprachen sie die Sache weiter. Luther wollte durchaus nicht zugestehen, daß auch die Straßburger nach ihrer Lehre im Abendmahl mehr hätten als blos Brot und Wein, aber er war damit einverstanden, daß Butzer ihm ein genaues Bekenntnis seiner Meinung vom Sakrament zusende.

Butzer schied doch nicht ohne die Befriedigung, daß man sich näher gekommen sei. Und es war doch alles Mögliche, wenn Luther in Folge dieser Unterredung an einen Freund berichtete (am 7. November):

„Es ist Hoffnung, daß die Sakramentierer, wenigstens die Straßburger, sich mit uns aussöhnen. Denn Butzer wurde abgesandt, zu Koburg vertraulich mit mir darüber zu verhandeln, und wenn das, was er sagt, kein Trug ist — ich habe ihn ermahnt, offen zu sein — so ist die Hoffnung nicht gering.“

Auch auf Butzer machte Luthers Persönlichkeit wieder einen großen Eindruck. In seinem Bericht an den Straßburger Magistrat, dem wir schon oben einige Worte entnommen haben, heißt es:

„Ich habe den Mann befunden, daß er wahrhaft Gott fürchtet und die Ehre Gottes von Herzen sucht; er ist aber doch also geartet, daß er durch Ermahnen erst beweglicher (gereizter) wird. Also hat ihn uns Gott geschenket, also müssen wir sein gebrauchen. Es wird der Kirche kein Friede zustehen mögen, es sei denn, daß wir in diesem Manne viele Dinge dulden. Je mehr wir wollen, daß er rein schreibe, desto minder dürfen wir ihn warnen und ermahnen und ihm seine Übertreibungen zur Last legen. (Mit andern Worten: man reize ihn nicht durch Ermahnungen und Vorwürfe, so wird er die reine, lautere Wahrheit am besten vertreten). So er Freund ist, werden stillschweigend seine Ausschreitungen gebessert, wenn wir eben dieselbigen Dinge etwas bescheidener vortragen“.

Was für Ansichten Butzer sich über die fernere Behandlung Luthers vornehmlich in der Abendmahlsfrage hier bei seinem Besuche in Koburg gebildet hat, werden wir bald näher erfahren. —

Eine viel größere Freude war es freilich für Luther, als anderthalb Wochen vor dem Sakramentierer ganz unvermutet Herzog Johann Friedrich, der sächsische Kurprinz, in Koburg eintraf.

Am 11. September hatte Kurfürst Johann seinen Sohn von Augsburg entlassen. Es war damals bereits so gut als entschieden, wie der Reichstagsabschied für die Protestanten ausfallen mußte und daß auch für den Kurfürsten nicht mehr lange seines Bleibens sein würde. So schickte er den Prinzen voraus. Am 14. ritt er in die Koburg ein.

Am Tage darauf berichtete er seinem Vater, dem Kurfürsten: „Doktor Martinus ist frisch und gesund und fröhlich und hat in Ew. Gnaden Außensein einen großen Bart gekriegt, auch dermaßen, daß ich ihn kaum gekannt hab'; glaube auch, so ihn Ew. Gnaden unversehens sehen würde, Ew. Gnaden würden ihn kaum kennen."

Der Prinz brachte Luthern einen kostbaren Siegelring mit, den er ihm zu Nürnberg hatte machen lassen. Er war zu weit geraten und fiel ihm vom Finger. „Ei", scherzte Luther, „man hätte ihn dem Faber oder Eck schenken sollen, für dich paßte Blei besser oder ein Strick um den Hals."

Am 15. reiste Johann Friedrich schon weiter. Vergnügt schrieb Luther an Melanchthon:

„Gestern kam unser junger Fürst in Begleitung des Doktor Albert, recht unverhoffte und schnelle Gäste. Da ich sie sah, freute ich mich, daß sie diesem Wirrwarr entronnen waren: ach möchte ich auch euch bald sehen als glücklich Entkommene. Der Prinz wollte mich mit nach Hause nehmen, aber ich bat ihn mich hier zu lassen, damit ich euch bei eurer Rückkehr hier empfange und euch nach diesem heißen Bade den Schweiß abwischen könne."

Am 23. September, also an dem nämlichen Tage, wo der Kurfürst von Augsburg aufbrach, bekam Luther von demselben die Nachricht von seiner bevorstehenden Abreise. Sogleich schickte Luther diesen Brief seines gnädigen Herrn an seine herzliebe Hausfrau Katharin Lutherin zu Wittenberg. Nun brauchte es nicht mehr vielen Briefschreibens hin und her. „Demnach hoff' ich, wo Gott Gnade giebt, wollen wir in vierzehn Tagen bei euch daheim sein."

„Wiewohl ich achte," schreibt er weiter an seine Gattin, „unsere Sache werde nicht gar unverdammt bleiben. Da liegt auch nichts dran. Sie wollen durchaus die Mönche und Nonnen wieder in die Klöster haben! Doch hat der Riedesel anhero geschrieben, er hoffe, daß man zu Augsburg werde abscheiden mit Frieden in allen Gassen. Das gebe Gott, und wäre eine große Gnade. So bedürften wir's alle wohl, weil der Türke so an uns will."

Wie es zuletzt in Augsburg gegangen war, erfuhr er durch den Herzog Ernst von Lüneburg, der noch früher als der Kurfürst mit den Seinen durch Koburg kam und Luthern besuchte. Auch aus Nürnberg bekam er Nachricht über den vorgeschlagenen Reichstagsabschied. Er schrieb hierauf (am 1. Oktober) an Lazarus Spengler:

„Gnade und Friede in Christo. Den Abschied in Augsburg, mein lieber Herr und Freund, wovon Ihr an Magister Veit berichtet habt, hat mir mein geliebter Herr Herzog Ernst von Lüneburg mündlich und schriftlich offenbart. Ich meine ja, das heißt Weltweisheit. Da greife man ja, daß unser Christus, von ihnen verdammt, dennoch so mächtig ist, daß er nicht allein Wäscher, sondern auch Narren regieren kann. Und wie sollt' oder könnt' es auch anders geraten, wo man wider Gottes öffentliche Weisheit tobet, denn, da sie Gott schänden und verspotten uns, wie der andere Psalm singet? Aber damit kein Ende, sie müssen das folgende Verslein auch erfahren: ‚er wird zu ihnen reden in seinem Zorn.' Sie wollen's also haben: so geschehe, was sie bitten. Wir sind entschuldigt und haben genug gethan. Ihr Blut komme über ihr eigen Haupt."

„Die Papisten treibt ihr Verhängnis," schreibt er am selben Tage an einen andern Nürnberger; „schon ist Pharao verblendet und verstockt, schon steht Israels Auszug bevor. Was fehlt nun noch als das rote Meer? Der Herr wird uns erlösen, wie wir glauben und erbitten."

Seinem Kurfürsten aber, der sich unterwegs lange aufhielt, sandte er ein Glückwunschschreiben entgegen (datiert vom 3. Oktober):

„Gnad' und Friede in Christo. Durchlauchtigster, hochgeborener Fürst, gnädigster Herr!

„Ich bin von Herzen erfreuet, daß Ew. Kurf. Gnaden aus der Höllen zu Augsburg mit Gottes Gnade gekommen sind. Und ob Menschen-Ungnad' sich samt ihrem Gott, dem Teufel, sehr sauer läßt ansehen, hoffen wir doch, Gottes angefangene Gnade solle auch hinfort desto stärker und mehr bei uns sein. Sie sind ja so wohl in Gottes Hand als wir, das fehlet nicht, und werden nichts thun noch ausrichten, er wollt' es denn haben, auch nicht ein Haar krümmen uns oder jemandem, Gott thu' es denn selbst gewaltiglich.

„Ich hab' die Sache meinem Herrn Gott befohlen. Er hat's angefangen, das weiß ich; er wird's auch hinausführen, das glaube ich. Es ist ja keines Menschen Vermögen, solche Lehre anzufangen oder zu geben. Weil es denn Gottes ist und alles nicht in

unserer Hand noch Kunst, sondern blos in seiner Hand und Kunst stehet, so will ich zusehen, wer die sein werden, die Gott selbst überpochen und übertrotzen wollen. Laß hergehen, was da gehet, im Namen Gottes! Es stehet geschrieben: ‚Die Blutgierigen und falschen Leute sollen's nicht zur Hälft' bringen' (Psalm 55, 24). Anfangen und dräuen muß man sie lassen, aber vollenden und ausführen, das sollen sie lassen!

„Christus, unser Herr, stärke Ew. Kurf. Gnaden in festem und fröhlichem Geist. Amen."

Fest und fröhlich im Geist war Luther selbst. Diese Heimkehr erfüllte ihm alle seine Wünsche und Gebete. Wie er noch am 15. Sept. dem Melanchthon geschrieben hatte:

„Ihr habt Christum bekannt, Frieden geboten, dem Kaiser Gehorsam geleistet, Unrecht gelitten, Lästerungen zum Überdruß erduldet und nicht Böses mit Bösem vergolten: kurz, ihr habt das heilige Werk Gottes, wie es heiligen Männern geziemt, würdig ausgeführt. Freuet euch nun auch einmal in dem Herrn und seid fröhlich, ihr Gerechten! Lange genug habt ihr Angst gehabt in der Welt: schauet auf und erhebet euer Haupt, eure Erlösung naht. Ich will euch unter die Heiligen versetzen, als treue Glieder Christi, und welchen Ruhm begehrt ihr noch mehr? Oder ist das zu wenig, im Dienste Christi sich treu erwiesen, sich als seiner würdiges Glied bewährt zu haben? Fern sei es von euch, daß die Gnade Christi euch etwas so Geringes dünkte.

„Aber mündlich mehr davon." Dies Versprechen konnten sie nun endlich einlösen, die Freunde, als sie am 4. Oktober mit dem Kurfürsten in Koburg eintrafen. Da teilte Luther auch dem Melanchthon und Jonas die beiden Briefe mit, die er um jener bösen Gerüchte willen am 20. September an sie geschrieben und die Lazarus Spengler in Nürnberg vorsorglich zurückbehalten (S. 260) und ihm wiedergeschickt hatte. Nichts von Vorwürfen bei diesem Wiedersehn: Luther war ganz zufrieden mit seinen Freunden.

Der Kurfürst freute sich nicht weniger als die anderen, Luthern wiederzuhaben. Fast täglich mußte dieser vor ihm predigen.

In Koburg blieb man nur eine Nacht über. Wie die Wartburg, so war auch die Koburg für ihn und die Kirche eine Segensstätte gewesen, trotz aller Anfechtungen Leibes und der Seele. Freilich fühlte er, daß seines Lebens Kraft nun schon anfange abzunehmen; öfter redet er in dieser Zeit im Scherz und im Ernst davon, daß er nun alt

werde; er zählte damals 47 Jahre. Freilich was für aufregende, aufreibende Jahre waren das — man kann sagen, seit seiner Jugendzeit!

„Ich hoffe, daß meines Lebens Ende nahe ist. Die Welt haßt mich und kann mich nicht ertragen; mir wiederum ist die Welt ein Ekel und Abscheu — drum möge der beste und getreue Hirt meine Seele zu sich nehmen!"

In solcher Stimmung fand er ein sonderliches Wohlgefallen an dem Schlußworte des 4. Psalms: „Ich liege und schlafe ganz mit Frieden." Das bestellte er sich bei einem Meister der Musik in vielstimmigem Satz. „Ich habe mich von Kind auf an diesem Gesange erquickt, und jetzt um so viel mehr, nachdem ich auch die Worte verstehe."

Dabei erfüllte ihn auch der Gedanke, daß sein Tod nicht weniger als sein Leben dem Papsttum zu Schaden gedeihen werde. Zu Altenburg, in Spalatins Hause, dichtete er den Vers:

‚Pestis eram vivus; moriens ero mors tua, papa'.

(Papst, lebend war ich deine Not,
Im Tode werd' ich sein dein Tod.)

Aber noch kehrte er heim nach Wittenberg nicht zur baldigen letzten Ruhe, sondern zu neuem, unermüdlichen Schaffen.

Nachdem er und die Freunde den Kurfürsten bis Torgau geleitet, trafen sie am Donnerstag, den 13. Oktober, abends um 7 in Wittenberg ein. Über sechs Monate waren sie abwesend gewesen.

Sonntag den 16. stand Luther wieder auf seiner gewohnten Kanzel in der Pfarrkirche und predigte über das Evangelium Matth. 22, 34—46. Wie werden die Wittenberger zur Kirche gelaufen sein und wieder aufgemerkt haben, da ihr Doktor Luther ihnen das Doppelgebot der Liebe auslegte und die Frage beantwortete: Was dünket euch von Christo? Zuletzt kam er auch auf den Augsburger Reichstag zu reden und berichtete seinen Zuhörern, auf welchem Punkte die Sache des Evangeliums jetzt stünde: daß etwas „Endliches" noch nicht beschlossen sei, daß gegen die Drohungen der Gegner Gott die Seinen schützen werde. „Darum helft die Sache mit euerm Gebet fördern, wie ihr zeither gethan habt." —

Ein Wittenberger Student hat uns die hauptsächlichsten Sätze dieser Predigt aufgezeichnet. Aber wir wollen dieses Kapitel und diesen ganzen Bericht von den Augsburger Tagen mit der Predigt beschließen, welche Luther den zweiten Sonntag vorher (am 2. Oktober) auf der Koburg gehalten hat, weil diese Predigt uns treuer und vollkommener ist auf-

bewahrt worden, auch Luther sein ganzes Herz darin ausschüttet. Nachdem er das Sonntagsevangelium von der Auferweckung des Jünglings zu Nain (Luk. 7, 11—17) aufs kräftigste ausgelegt hat, fährt er fort:

„Weil jetzt dieser Reichstag zergangen ist und jedermann gern wissen wollte, was man hab' ausgerichtet, will ich ein wenig davon sagen, daß ihr desto fleißiger danket und fortan mit großem Ernst und Fleiß bittet.

„In diesem Reichstage sind beide dagewesen, die zween Götter, unser Gott und der Welt Gott, der Teufel. Dieser ist gewaltig, reich, weise, witzig, kann viel und pochet getrost auf das, das er hat. Christus aber, der liebe Gott, ist arm, weiß nicht, wie er sich und die Seinen vor Gewalt schützen und verteidigen soll. Doch ist so viel gehandelt und ausgerichtet, daß auf unserer Seite eitel (lauter) Gnade ist, soweit die Sache Gott betrifft, und auf jener Seite eitel Zorn. Soweit's aber die Leute betrifft, ist's halb und halb: halb Zorn und halb Gnade auf unserer Seite.

„Derhalben sollen wir aufs erste und vornehmlich Gott danken und loben, daß das Wort geblieben ist und wir bei dem Wort. Das ist auf einmal so viel gegeben (so viel Gnade von Gott), daß es genug ist und mehr, denn zehn türkische Kaiser vermögen. Das wird aber nun allein der Mangel sein, ob wir die Gnade, die uns geschehen ist, können fassen.

Darum laßt uns fest und gewiß dafür halten, daß das Gottes Wort gewesen sei, dafür wir gefochten und uns in Gefahr gesetzt haben, wie denn unser Widerpart selbst hat frei heraus bekennen müssen, daß unsere Lehre gerecht und gut sei und wider keinen Artikel des christlichen Glaubens. Damit ist ja unsere Lehre reichlicher (bewährt), denn vorher je. Denn das ist ein Großes, wenn das der Feind selbst sagen muß und wider sich bekennen.

„Dazu hat uns Gott die Gnade auch gegeben, daß wir bei dem lieben Wort geblieben sind. Drum sollen wir nicht zweifeln: bleiben wir länger dabei, unser Herr Gott werd' auch bei uns sein und seiner Gnad', seinem Wort zu gut uns vor den zornigen Feinden schützen. Denn wem Gott die Gnade thut, daß er ihm sein Wort giebt und ihn dabei erhält, der soll ja billig froh sein und Gott dafür danken als für den größten Schatz, den er von Gott haben kann.

„Wo nun Gottes Wort und Verheißungen sind, da ist Gott auch. Ist Gott da, wer sind sie dann, die so heftig zürnen und uns fressen

wollen? Es ist der Teufel und seine Rotte. Wohlan, so laß sie getrost herkommen; sie sollen anlaufen. Denn ist Gott bei uns, so werden wir ja mehr Engel bei uns haben, denn auf jener Seite Menschenköpfe sind. Denn wo er ist, da werden freilich seine lieben Engel nicht weit davon sein. Darum laßt uns nicht von dem lieben Worte treten und fleißig mit Beten und Seufzen zu Gott anhalten.

„Über das hat uns Gott nicht allein bei seinem Wort erhalten, sondern auch das gethan, daß das liebe Wort ist weiter kommen und Frucht schaffet in Landen und Leuten, die zuvor nichts davon gewußt haben, davon ich jetzt nicht mehr will sagen.

„Über das alles, wie ich vorhin gesagt habe, ist eitel Gnade auf unser Seite bei Gott; bei den Leuten aber ist's halb Gnade, halb Ungnade. So sagen wir nun: wollen sie uns gnädig sein, so seien sie es in Gottes Namen; wo nicht, so mögen sie es wohl lassen — was fragen wir darnach? Der Himmel ist ja größer denn die Erde, so wird sich's auch kaum verkehren, daß die Erde soll den Himmel regieren. Haben sie etwas im Sinn, so müssen sie zuvor unsern Herrn Gott darum fragen, ob's ihm auch recht sei. Ist's ihm nicht recht, so laß vornehmen und ratschlagen, was sie wollen, so steht geschrieben: ‚Der im Himmel wohnet, lachet ihrer' (Psalm 2, 4).

„Das hab' ich darum gesagt, lieben Freunde, daß ihr ja fleißig sollt beten, daß unser lieber Gott, wie er das Wunder angefangen hat, so fortfahre und uns bei dem Wort und Glauben erhalte. So hat's keine Not.

„Fürchte sich denn der Teufel, wir wollen uns nicht fürchten. Den Brautring haben wir, das liebe Wort; nach dem andern wollen wir nicht fragen. Hat er uns das Wort gegeben, so wird er's uns wohl erhalten. Wie er mit Salomo that, da er um Weisheit bat, sein Land und Leute wohl zu regieren: ‚Du hast um Weisheit gebeten, sie soll dir auch widerfahren, und mit ihr auch Reichtum und alles, was du bedarfst'.

„Darum, wo das Wort ist, da laßt hergehen, was gehet. Das Wort wird Nutz schaffen und bleiben, und sollten wir gleich drob leiden.

„Aber mit unserm Gegenteil wird's anders gehen. Sie haben Macht und Gewalt, darauf trotzen sie. Darum muß Gott ein Nichts daraus machen, und wird auch eilend die Stund' und Zeit kommen, daß die Weisheit und Gewalt, darauf sie jetzt so pochen, wird dahingehen, daß wir sagen werden: ‚Wo sind sie nun?' Des wollen wir gewarten,

und es soll nicht fehlen, so lange und ferne wir bei dem Wort bleiben.

„Denn das Größte ist schon geschehen; das Geringere wird auch bald folgen. So haben wir das Wort, das ist gewiß; darum wird auch Friede darauf folgen.

„Derhalben betet ja fleißig, und vergesset nicht, daß unser getreuer Gott und Vater so viel mit uns jetzt angehoben und gethan hat. Er hat uns ja mehr gegeben, denn die ganze Welt zu geben vermochte. Er wird auch weiter das Beste bei uns thun und uns als seine Kinder, die wir bei seinem Wort zu bleiben begehren, nicht lassen, sondern retten, schützen und schirmen vor dem Teufel und seinen Gliedern.

„Das verleihe uns, Vater im Himmel, durch Christum, unsern Herrn. Amen!“

Fünfzehntes Kapitel.

Der Schmalkaldische Bund.

Der Reichstagsabschied von Augsburg war nicht viel besser als eine Kriegserklärung. Zwar ließen der Kaiser und die mit ihm einstimmige Mehrheit der Reichsstände das Schwert noch in der Scheide, und die Acht blieb unausgesprochen; aber die Freiheit, ihres Glaubens zu leben, wurde der evangelischen Minderheit abgesprochen und das Reichskammergericht angewiesen, auf dem Wege Rechtens gegen die Hartnäckigen vorzugehen.

Die neuerliche Besetzung dieses obersten ständischen Gerichtshofes bürgte dafür, daß derselbe nicht zögern werde, den protestierenden Reichsständen den Prozeß zu machen. Sie hatten eine treffliche Handhabe an der vielfach vorgekommenen Einziehung geistlicher Güter.

Das Reichsrecht sollte den Katholischen dienen, die Ketzer zum Gehorsam zu zwingen. Wie aber, wenn diese den Spieß umkehrten und auch auf Grund des Reichsrechts sich zum Widerstande rüsteten?

Am 22. Dezember 1530 traten die protestantischen Fürsten und Städte in dem thüringischen Bergstädtchen Schmalkalden zu ernster Beratung zusammen. Der Ort war hessisch, doch dicht an der kursächsischen Grenze gelegen, recht in der Mitte des Reichs. Trotz des nahen Weihnachtsfestes hatten sich Philipp von Hessen, Johann von Sachsen, Ernst von Lüneburg, Wolfgang von Anhalt, Gebhard und Albrecht von Mansfeld persönlich eingefunden; Georg von Ansbach-Baireuth und die Städte hatten Abgeordnete gesandt. Sie einigten sich in zehntägiger Verhandlung zu dem Beschlusse: falls einer von ihnen auf Grund

des jüngsten Reichstagsabschieds vom Reichskammergericht belangt würde, wollten sie sämtlich dem Angegriffenen Beistand thun („rätlich und hilflich sein“). Sie wollten also gemeinsam von den Rechtsmitteln Gebrauch machen, welche nach dem Reichsrecht jedem Angeklagten zu Gebote standen. Das Bündnis ging zunächst nicht auf bewaffneten Widerstand hinaus — denn mit den Waffen sahen sie sich noch nicht bedroht — sondern auf rechtlichen.

Gleichwohl war mit dieser Übereinkunft die Grundlage zu weiterem einmütigen Eintreten für die protestantische Sache gegeben, und auf Jahre hinaus ist der Schmalkaldische Bund für den Fortgang der Reformation von großer Bedeutung gewesen. —

Über die Frage, wie man sich zu verhalten habe, wenn das Gericht einen der verbündeten Stände verurteile und der Kaiser nun ernstlich darangehe, das Urteil zu vollstrecken, kurz, wenn die Acht des Reiches über einen verhängt und ausgeführt werden sollte — über diese Frage kam es zu ernsten Verhandlungen. Denn was wollte in diesem schlimmen Falle das ganze Bündnis, wenn die Verbündeten bei ihrem alten Grundsatze blieben, daß man dem Kaiser unter keinen Umständen mit Waffengewalt Widerstand leisten dürfe? (Vergl. Seite 166—172).

Zu diesem Grundsatze hatte noch auf dem Heimwege vom Augsburger Reichstage Kurfürst Johann von Sachsen sich bekannt, da er zu dem Pfarrer Link in Nürnberg sagte: „Greift mich meiner Nachbarn einer oder jemand anders des Evangeliums wegen an, gegen denselben will ich mich wehren, so stark ich bin; kommt aber der Kaiser mich anzugreifen, das ist mein Herr, dem muß ich weichen. Und wie kann mir ein ehrlicher Verderben begegnen, denn von des Wortes Gottes wegen?“

Auf diesem einst von Luther so klar begründeten Standpunkte verharrten mit dem Kurfürsten vor andern der Markgraf Georg und die Stadt Nürnberg. Aber immer mehr wuchs die Zahl der Stimmen, welche auch dem Kaiser gegenüber bewaffneten Widerstand für erlaubt hielten: Landgraf Philipp von Hessen und Fürst Wolfgang von Anhalt standen an der Spitze dieser Richtung.

Wir erinnern uns, daß schon bei jenen Verhandlungen über diese Frage, welche dem Augsburger Reichstage vorangingen, die Juristen mit den Theologen stritten, aber die Theologen behielten das Übergewicht (Seite 167). Jetzt nahmen die Juristen die Sache wieder in die

Hand, und auf Grund der seitdem veränderten Sachlage drangen sie mit ihrem Gutachten in dem Rate der Fürsten, Städte und Gelehrten durch, so daß nicht nur Kurfürst Johann, sondern auch Luther und die Nürnberger Prediger, wiewohl ungern, sich überwunden gaben.

Durchschlagend schien vor allem die Erklärung der Rechtskundigen, daß der Kaiser allein überhaupt nicht die gottgesetzte Obrigkeit der Deutschen sei, sondern nur Kaiser und Reich, d. i. der Kaiser mit den Ständen, zusammen. „Die Stände regieren mit dem Kaiser, und der Kaiser ist kein Monarch." Zumal in Glaubenssachen sei der Kaiser nichts weiter als eine Privatperson und habe, solange die Appellation der protestierenden Stände an ein Konzil zu Recht bestehe, nichts zu strafen noch zu vollstrecken. Der Reichstagsabschied selber habe ein Konzil in Aussicht gestellt; so müsse der Kaiser die Protestanten gewähren lassen, bis dieses das Urteil gefällt habe.

Genug, das Schutz- und Trutzbündnis von Schmalkalden gewann je länger je mehr den Sinn, daß die Verbündeten nicht nur gegen das kaiserliche Gericht, sondern auch gegen das kaiserliche Kriegsheer einander Beistand leisten wollten. Aber es blieb ein Bündnis nur zur Verteidigung; den Kaiser oder irgend einen der katholischen Fürsten herauszufordern und anzugreifen, daran dachte man nicht.

Auch hielt die Verbündeten nur die gemeinsame Liebe zum Evangelium zusammen. In den politischen Fragen, welche sonst die Gemüter bewegten, gingen sie verschiedene Wege. So z. B. galt es Stellung zu nehmen zu dem Wunsche des Kaisers, daß man seinen Bruder, König Ferdinand, gleich jetzt zum deutschen König wähle. Dieser deutsche König sollte dann an Stelle des bisherigen „Reichsregiments" die kaiserliche Gewalt im Reiche während der Abwesenheit des Kaisers vertreten. Der Kaiser konnte dann gewiß sein, daß sein Vertreter in seinem Sinn handle; aber die Protestanten konnten auch gewiß sein, daß sie von diesem König Ferdinand nichts Gutes zu erwarten hatten, während das Reichsregiment sich vielfach der Reformation günstig gezeigt hatte und unter anderen auch den Kurfürsten von Sachsen zu seinen Mitgliedern zählte (Band 2 Seite 651).

Die fünf katholischen Kurfürsten waren leicht für den Plan gewonnen; etwaige Bedenken wußte der Kaiser durch willkommene Gnadenerweisungen zu unterdrücken.

Der Kurfürst Johann von Sachsen wurde auch zur Wahl geladen, auf Neujahr 1531, nach Köln am Rhein. Er erklärte das ganze Wahlverfahren auf

Grund der goldenen Bulle, die im Jahre 1356 unter Kaiser Karl IV. als Reichsgrundgesetz war aufgestellt worden, für nichtig. Seine Rechtseinwendung trug er den Freunden in Schmalkalden vor, ohne daß es deshalb zu einem bindenden Beschlusse gekommen wäre, dem König Ferdinand den Gehorsam zu versagen.

Denn daß Ferdinand auch gegen die Stimme des Sachsen würde zum deutschen König gewählt werden, ließ sich voraussehen. Der sächsische Kurprinz brachte den Protest seines Vaters nach Köln; aber am 5. Januar 1531 vollzogen die übrigen fünf Kurfürsten daselbst die Wahl. Am 11. wurde Ferdinand zu Aachen gekrönt. In dem vorausgehenden Wahlvertrage übernahm er ausdrücklich die Verpflichtung, den Augsburger Reichstagsabschied auszuführen.

Der Kaiser übertrug nun fast alle seine kaiserlichen Rechte auf den deutschen König Ferdinand und verließ Deutschland, um es nicht wieder zu betreten.

Freilich sollte Karl seines kaiserlichen Amtes nicht so sehr, wie er wünschte, entlastet bleiben. Denn der Widerspruch des sächsischen Kurfürsten gegen Ferdinands Wahl war für eine nicht verächtliche Anzahl von Reichsständen der Anlaß, dem Könige ihre Anerkennung zu versagen. Dazu gehörten nicht nur die meisten der evangelischen Verbündeten, welche am 29. März 1531 zum zweiten Male in Schmalkalden zusammenkamen, sondern auch die streng papstgläubigen Herzöge von Baiern; diese aus Eifersucht und Haß gegen das Haus Habsburg.

Während so die Lutherischen Stände eine entschlossene Haltung einnahmen und ihre Bedeutung durch das Schmalkaldische Bündnis außerordentlich stärkten, stand Luther schon wieder im lebhaften Schriftenkriege mit den Papisten.

Wie aber konnte er sich mit der neuen Lehre vom Rechte bewaffneten Widerstandes befreunden?

Er gab seinen Widerspruch gegen die Rechtsgelehrten auf, indem er sie als Sachverständige anerkannte hinsichtlich der Frage, ob der Kaiser nach dem Reichsrechte als Obrigkeit zu betrachten sei, ob den Ständen nach dem Reichsrechte gegen gewaltsame Übergriffe des Kaisers gewaltsamer Widerstand erlaubt sei u. s. w.

„Ein Theologus", so bescheidet er sich in einem damaligen Gutachten, soll nur einen jeglichen ermahnen, daß er sein Amt und was

ihm befohlen ist, im Glauben thue und fleißig ausrichte. Also lehrt ein Theologus auch von weltlichen Händeln, lehrt nur insgemein (im allgemeinen) und spricht: ‚Du sollst nicht stehlen'. Aber die Juristen lehren darnach, wie Dieberei geschehe (d. h. wo ein Fall von Dieberei vorliege). Also lehre ich insgemein in dieser Frage vom Kaiser auch, daß man geschriebenen Rechten folgen solle. Welches aber und was für Rechte es seien (was die Gesetze in dieser Frage bestimmen), daß weiß ich nicht, will's auch nicht wissen. Denn es ist meines Amtes nicht, gebühret mir auch nicht."

Von den scharfen Worten, womit er von jeher jedweden Aufruhr der Unterthanen wider ihre Obrigkeit verurteilt hatte, nahm er keines zurück, aber zulässig schien ihm auf Grund der empfangenen Rechtsbelehrung die Verteidigung deutscher Fürsten gegen einen ungerechten Angriff seiten des Kaisers, der mit ihnen das deutsche Volk nach den bestehenden Rechten zu regieren hatte.

Und so erließ er zu anfang des Jahres 1531 eine Schrift, worin er seine nunmehrige Stellung zu der wichtigen Frage öffentlich darlegte: „Warnung Doktor Martin Luthers an seine lieben Deutschen." Darin erklärte er, daß bewaffneter Widerstand der Fürsten gegen den Kaiser kein Aufruhr sei.

„Wo es zum Kriege kommt — da Gott vor sei! — so will ich den Teil, der sich wider die mörderischen und blutgierigen Papisten zur Wehre setzt, nicht aufrührerisch gescholten haben noch schelten lassen, sondern will's lassen gehen und geschehen, daß sie es eine Notwehr heißen, und will sie damit ins Recht und zu den Juristen weisen. Nicht daß ich hiermit wollte jemanden reizen noch erwecken zu solcher Gegenwehr, noch sie rechtfertigen. Denn das ist meines Amtes nicht, viel weniger meines Richtens und Urteilens. (Sondern das ist Sache der Rechtskundigen!)

„Ein Christ weiß wohl, was er thun soll, daß er Gott gebe, was Gottes ist, und dem Kaiser auch, was des Kaisers ist. Aber doch nicht den Bluthunden (den Papisten), was nicht ihr ist. Ich will den Bluthunden den Schanddeckel nicht lassen, daß sie rühmen sollten, als kriegten sie wider aufrührerische Leute! Desgleichen will ich der (evangelischen) Leute Gewissen nicht beschweret lassen mit der Gefahr und Sorge, als sei ihre Gegenwehr aufrührerisch. Denn solcher Name ist zu böse und zu schwer in solchem Fall; es soll einen andern Namen haben, den werden die Rechte (die Rechtsverständigen) wohl finden.

Von dem Kaiser versieht sich Luther dabei noch alles Guten. Von seiner Person nämlich; aber weil derselbe unter dem Einfluß seiner Umgebung steht, macht er sich und die lieben Deutschen auf alles gefaßt. „Was sollt' nun dieser fromme Kaiser vermögen unter so viel Schälken und Bösewichtern, sonderlich gegen den Erzbösewicht, Papst Klemens, der aller Schalkheit vollsteckt."

Und so muß denn Luther für den schlimmsten Fall an seine lieben Deutschen eine ernste Mahnung richten.

„Weil ich der Deutschen Prophet bin — denn solchen hoffärtigen Namen muß ich mir hinfort selbst zumessen, meinen Papisten und Eseln zu Lust und Gefallen — so will mir gleichwohl, als einem treuen Lehrer, gebühren, meine lieben Deutschen zu warnen vor Schaden und Gefahr und christlichen Unterricht zu geben, wie sie sich halten sollen, wo der Kaiser, durch seine Teufel, die Papisten, verhetzt, aufbieten würde, zu kriegen wider unsern Teils Fürsten und Städte.

„Die erste Ursache, daß du in solchem Fall dem Kaiser nicht sollst gehorsam sein und kriegen (mit ihm gegen die Evangelischen in den Krieg ziehn), ist diese, daß du — sowohl als der Kaiser selbst auch — in der Taufe geschworen hast, das Evangelium Christi zu halten und nicht zu verfolgen noch zu bestreiten.

„Die andere Ursache ist: Wenn gleich unsere Lehre nicht recht wäre — wie sie doch alle anders wissen — so sollte dich doch allein das allzusehr abschrecken, daß du mit solchem Streiten dich vor Gott teilhaftig und schuldig machest aller der Gräuel, die im ganzen Papsttum begangen sind und fortbegangen werden.

„Die dritte Ursache ist, daß du mußt auch helfen stürzen und ausrotten all das Gute, das durch das liebe Evangelium ist wieder aufgebracht."

Wie Luther im zweiten Teile die entsetzliche Unbußfertigkeit der Papstkirche schonungslos aufdeckt, indem er hinweist auf die vielen Gräuel, die trotz alles Mahnens und Warnens noch bei ihr im Schwunge gehen, so beschreibt er im dritten Teile gar herzlich die Errungenschaften, deren sich die evangelischen Landeskirchen Dank der Reformation erfreuten: „Aber nun ist's, Gott Lob! dahin kommen, daß Mann und Weib, Jung und Alt, den Katechismus weiß und wie man glauben, leben, beten, leiden und sterben soll. Und ist da ein schöner Unterricht der Gewissen, wie man soll Christ sein und Christum erkennen; man predigt

doch nun vom Glauben und guten Werken recht. Ist doch nun, Gott Lob! wiederum einer christlichen Kirche Gestalt zu erkennen!

„Nun bedenk' und sieh dich vor: sollst du wider Gott und sein Wort und alles, was Gottes ist, streiten — sollst du alle Gräuel des Papsttums und all das unschuldige Blut, so von Abel her vergossen ist, auf dich laden — sollst du all das Gute helfen ausrotten, so uns durch's Evangelium widerfahren ist, und endlich — Christi Reich verstören und des Teufels Reich bauen: so siehe zu, was du für Sieg erlangen werdest und mit welcherlei Gewissen du dem kaiserlichen Aufgebot gehorsam seist.

„Ist dir nun zu raten, so hast du hierin Warnung genug, daß du dem Kaiser und deinem Fürsten nicht sollst gehorsam sein in solchem Fall; wie die Apostel sagen: ‚Man muß Gotte mehr gehorchen, als den Menschen'." —

Nur Böswillige konnten diese Warnung vor Anteilnahme an einem etwaigen Kreuzzuge gegen die Evangelischen für eine Mahnung zu Krieg und Aufruhr ausgeben. Aber solche Böswillige gab es, damals wie jetzt. Kein Geringerer als Herzog Georg von Sachsen selber schrieb ein Schriftchen, noch vor Ostern 1531, worin er Luthern und die Lutherischen aufrührerischer Anschläge beschuldigte, natürlich ohne sich mit Namen zu nennen. Unverzüglich antwortete ihm Luther, so daß auch sein Büchlein noch zur Ostermesse zurechtkam, so derb und grob, als er's nur konnte. Das bezeugt schon der Titel: „Wider den Meuchler zu Dresden."

Da ruft Luther unter anderm das Edikt von Augsburg, den Reichstagsabschied, zum Zeugen dafür an, daß die Lutherischen den Krieg gar nicht anfangen können, weil ihn die Papisten schon angefangen haben. „Wenn nun die Lutherischen sich hierin hoch versündigen, so muß das ihre Sünde sein, daß sie sich wehren aus Not; das Anfahen haben sie versehen, das haben die Papisten zuvor!

„Lieber, laß uns sehen, was dies Edikt vermag. Es verdammt unsere Lehre und dräuet, Leib, Leben, Gut und alles zu nehmen. Wer kann doch das anders deuten oder verstehen, denn daß damit des ganzen Reiches Schwert ist erweckt, gewetzt und schon gezückt; des ganzen Reiches Büchsen sind geladen und gerichtet; des ganzen Reiches Harnisch, Mann und Roß sind gerüstet und erbittert und vermahnet, daß es soll gehen über den Kurfürsten zu Sachsen und seinen Anhang, zu morden, zu brennen, zu rauben Leib, Leben, Weib, Kind, Land, Leute,

Gut und Ehre, und alles mit Blut und Jammer zu erfüllen. Das ist das Edikt, für solches ihr mörderisches Vornehmen liegen da Siegel und Briefe. Dennoch soll das heißen friedlich gehandelt, und die Lutherischen müssen aufrührerisch heißen, und der Kaiser darf sie mit dem Schwert angreifen, nicht der Lehre, sondern des Aufruhrs halben.“ —

Dieses Edikt, den Augsburger Reichstagsabschied, nahm Luther um dieselbe Zeit in einer heftigen und doch trefflichen Schrift besonders vor, die er betitelte: „Glosse (d. i. Auslegung, Randbemerkung) auf das vermeinte kaiserliche Edikt, ausgegangen im 1531. Jahr, nach dem Reichstage des 1530. Jahres.“ Es währte nämlich bis in den Januar 1531, ehe der am 19. November beschlossene Reichstagsabschied im Reiche veröffentlicht und also auch zu Wittenberg dem schließlichen Wortlaut nach bekannt wurde. Da ließ nun Luther freilich wenig Gutes dran.

Vorerst erklärt er wieder, daß er diese Schlechtigkeit dem Kaiser nicht schuldgebe, sondern allein seinen bösen Ratgebern, namentlich dem Papst und seinen Leuten.

„Ich, Martinus Luther, der heiligen Schrift Doktor und Prediger der Christen zu Wittenberg, bedinge hier mit dieser öffentlichen Schrift, daß ich alles, was ich wider dies vermeinte kaiserliche Edikt oder Gebot in diesem Büchlein schreibe, nicht will geredet noch verstanden haben als wider Kaiserliche Majestät oder einige Obrigkeit geistlichen oder weltlichen Standes geschrieben; sondern ich will hiemit die Verräter und Bösewichter — sie seien Fürsten oder Bischöfe — gemeint haben, so unter kaiserlichem Namen ihren verzweifelten, boshaftigen Mutwillen vornehmen zu vollbringen, und sonderlich den Gesellen, welchen Sankt Paulus nennet Gottes Widerwärtigen (Antichrist) — ich sollt sagen: Gottes Statthalter — den Hauptschalk, Papst Klemens, und seinen Diener Campeggi und dergleichen. Das ist meine Meinung; Gott gebe Glück und Gnade dazu! Amen.

„Zum Ersten, ehe denn ich dies Edikt von Stück zu Stück vornehme zu glossieren, muß ich zuvor den heiligen Geist anzeigen, der solche Weisheit diesen Bösewichtern hat eingeblasen. Sie rühmen vornan im Edikt, daß der Unsern Bekenntnis, so zu Augsburg ist überantwortet, sei widerlegt und abgelehnt durch die heiligen Evangelia. Welche Evangelia sie jetzt zu Augsburg im Rauchloch oder im heimlichen Gemach gefunden, d. i. aus ihrem falschen, lügenhaften Herzen erdichtet und erlogen haben.

„Wohlan, da haben wir den obersten Dichter dieses Edikts, den

Geist des Papstes, den Vater aller Lügen. Denn sie wissen wohl selbst, daß das schändlich erlogen sei; aber ihr Herz dachte: Böse ist unsere Sache, das wissen wir wohl; aber wir wollen sagen, der Lutherischen Sache sei widerlegt, so ist's genug — wer will uns zwingen, daß wir solche Lüge müßten wahr machen? Denn wo sie nicht hätten gefühlet, daß ihr Rühmen eitel Lügen wäre, sie hätten ihre Widerlegung nicht allein ungeweigert gern von sich gegeben, wie man doch höflich begehrt, sondern auch durch alle Druckereien lassen ausgehen und mit allen Posaunen und Trommeln lassen ausrufen, und würde solch Trotzen sich erhoben haben, daß die Sonne davor nicht wohl hätte scheinen können. Nun sie aber dieselbige Widerlegung so schändlich geweigert (Seite 244 f) und noch schändlicher bergen und verhehlen, zeuget ihr böses Gewissen mit der That, daß sie lügen als die Bösewichter, wenn sie rühmen, es sei unser Bekenntnis widerlegt, und daß sie mit solchen Lügen nicht die Wahrheit, sondern unsern Unglimpf und ihren Schanddeckel suchen.

„Die andere Lüge ist, daß sie sagen: die christliche Kirche habe aus Einsprechung des heiligen Geistes und guten Ursachen heimlich geordnet und geboten, daß man (beim heiligen Abendmahl) nur Eine Gestalt reichen soll. Diese Lüge lästert beide, den heiligen Geist und die christliche Kirche; das ist keineswegs zu leiden. Denn Christus spricht (Joh. 16, 14): ‚Der heilige Geist solle kommen und ihn verklären'; spricht nicht, er solle ihn ändern oder verdunkeln. Weil denn nun das klar und offenbar ist, daß Christus beider Gestalt im Evangelio lehret, so muß der heilige Geist dieselbige Lehre verklären und erinnern; wo er das nicht thut, so kann's der heilige Geist nicht sein.

„Und, da Gott vor sei, wo die christliche Kirche Gewalt hätte, Gottes Wort zu ändern und aufzuheben, so behielten wir gar kein gewisses Wort Gottes mehr. Also möchte sie die Zehn Gebote, das Vaterunser, den Glauben und sich selbst auch ändern und aufheben; denn hier bleibet keine Ursach noch Unterschied, warum sie eins und nicht das andere auch möge ändern und aufheben.

„Ob sie aber wollten sagen, hiermit wäre der Christenheit zu nahe geredet und sie würde von uns verdammt, als die Christi Gebot nicht hielte, wie sie denn jetzt schreien und sagen: die Lutherischen verdammen die ganze Christenheit, welche doch die einige Gestalt (im Abendmahl) hält und beide verbietet — so wollt' ich eher sagen, daß die Kirche irrte, denn daß Christus ein Lügner wäre. Denn obgleich die Kirche irrte, wäre sie darum nicht verdammt, weil sie hat den herrlichen Artikel

‚Vergebung der Sünden'. Ja, wo die Kirche nicht irrte noch sündigte, was bedürfte sie des Artikels? Denn sie betet täglich: ‚Vergieb uns unsere Sünde', und glaubt Vergebung der Sünde und schämet sich des Gebets auch nicht: ‚Wer merkt alle Sünde? (Psalm 19, 13).' Aber wo Christus ein Lügner würde, wäre es doch alles verloren und keine Hoffnung noch Heil mehr vorhanden.

„Heilig ist die Kirche, das ist wahr, aber ‚heilig sein' heißt nicht ‚ohne Sünde und Irrtum sein' hier auf Erden, sondern es heißt im Geist heilig sein durch Gottes Wort und doch in Sünden sein durch's Fleisch, welche um des Geistes Christi willen wohl vergeben sind (Eph. 5, 27), aber darum gleichwohl nicht Recht oder Wahrheit werden. Denn vergebene Sünde ist gleichwohl Sünde und Irrtum und wird nimmermehr Recht oder Wahrheit draus, ob sie wohl nicht verdammet. In Christi Wort ist die Kirche heilig und gewiß; außer Christi Wort ist sie eine irrige, arme Sünderin.

„Das will ich gesagt haben wider die halsstarrigen Rühmer, die immer plaudern: die Kirche, die Kirche, die Kirche! (Seite 242), wissen nicht, weder was Kirche, noch was Heiligkeit der Kirche sei. Wer aber aus sündigen Thaten und Worten der Kirche Artikel des Glaubens macht, der lästert beide, die Kirche und Christum selbst. Das thut aber der blinde Leiter, der Papst, mit seinen blinden Sophisten, die einherfallen und plaudern, daß alle Worte und Werke der Kirche müssen heilig und die Wahrheit sein.

„Aber das ist das Hauptstück aller Bosheit und eine solche schändliche, unverschämte Lästerung, daß nicht auszusagen ist: sie bekennen, beider Gestalt sei recht und wollten uns zu Augsburg auch dieselbige lassen, sofern wir daneben lehren und bekennen wollten, daß Einer Gestalt auch recht sei. Da höre doch die leidigen Teufelsmäuler! Sie bekennen, beider Gestalt sei recht; aber wo wir die Eine Gestalt nicht auch für recht halten, so soll unser Recht auch nicht recht sein. Recht habt ihr, sagen sie, aber solch Recht soll Unrecht sein, wo ihr uns nicht auch Recht gebt in der Einen Gestalt! Was ist doch das anders gesagt, denn: Gott soll Teufel sein, Himmel soll Hölle sein, Leben soll Tod sein, wo ihr uns nicht auch Recht laßt haben? Lieber Gott, wo will doch das hinaus? Bekennen, daß etwas recht und wahrhaftig Gotteswort sei, und doch verdammen, verbieten, ketzern, schelten und die Leute drüben morden und plagen, wo man sich nicht will ihrer Sünde teilhaftig machen und sagen, sie seien auch gerecht. Warum

lassen sie uns solches Recht nicht, das sie selbst bekennen, und fahren mit ihrer Einen Gestalt, ohn' uns, wohin sie wollen?

„Aber solche gräuliche, schreckliche, wütige Lästerung wird des Spiels ein Ende machen und Christum reizen, daß er kommen muß; denn es ist zu hart und zu viel, es wird den Sack gewißlich zerreißen. Indes halte solch Edikt niemand, denn des Teufels Kinder. Gott behüte alle Christen davor!

„Das andere Stück ist von der Messe. Da gebeut dies löbliche Edikt, daß man beide, die gemeine (allgemeine) und die Sondermesse — sie wollen höflich reden von der Winkelmesse und heißen sie Sondermesse, als hätte die Kirche zweierlei Messen oder Sakramente — solle halten samt dem Gesang, Gebet, Zeremonien, Kleidung und Ordnungen, allermaßen wie bisher gehalten ist, und in dem gar keine Änderung noch Neuerung vornehmen.

„Da hast du es gar auf einmal, was du thun und lassen sollst, ohne daß nicht dabeistehet des heiligen Kardinals Campeggi Wort, da er dem Kaiser antwortete und sprach von den Winkelmessen: er ‚wollte sich eher auf Stücken zerreißen lassen, ehe er die Messe wollt' lassen fahren oder ändern.'

„Was soll ich wider die mutwilligen Lästerer und unbußfertigen Papstesel disputieren? Es ist, wie der Bischof zu Salzburg gesagt hat: ‚Ach, was wollt ihr uns Pfaffen reformieren? Wir Pfaffen sind nie gut gewesen.' Ei, so seid nicht gut und bleibt nicht gut, in eures Gottes, des Teufels Namen!

„Ich verdenk es ihnen auch nicht, ob sie Böses thun, weil sie nicht gut sein wollen, so wenig ich einem Dornstrauch verdenke, daß er sticht; einem Feigenbaum wollte ich verdenken, wenn er Dornen trüge, und dem Papst samt seinem Pfaffen wollte ich verdenken, wenn sie einmal etwas recht Gutes thäten. Laß die Buben fahren!

„Das dritte Stück ist vom freien Willen. Sie selbst wissen nicht, was der freie Wille ist, können's auch nimmermehr wissen, noch eins werden, prahlen gleichwohl einher und verdammen, plumps hinein, die Lehre vom freien Willen. Gleich als wenn das hochgelahrte und durchläuchtige weise Vieh, die Säue, auf ihrem Reichstage beschlössen: ‚Wir Säue gebieten, daß niemand halten soll, daß Muskaten edle Würze sei; was sie aber sei, das wissen wir nicht; wir halten aber etliche, es seien Trester, etliche, es seien Kleie, etliche, es seien Kohlblätter, etliche, es seien die köstlichen Bauergallerten unter den Zäunen.' Ebenso weis=

lich handeln hier auch unsere hochgelahrten und durchläuchtigen Säue zu Augsburg und schelten dieweil Gottes Wahrheit für viehisch und lästerlich Ding.

„Das vierte Stück ist von dem Hauptartikel des christlichen Glaubens, nämlich, daß allein der Glaube ohne Werke gerecht mache.

„Weil ich sehe, daß diesen Hauptartikel der Teufel immer muß lästern durch seine Säulehrer und nicht ruhen noch aufhören kann, so sage ich, Doktor Martinus Luther, unsers Herrn Jesu Christi unwürdiger Evangelist, daß diesen Artikel: ‚der Glaube allein, ohne alle Werke, macht gerecht vor Gott‘, soll lassen stehen und bleiben der römische Kaiser, der türkische Kaiser, der tatarische Kaiser, der Perser Kaiser, der Papst, alle Kardinäle, Fürsten, Herren, alle Welt samt allen Teufeln, und sollen das höllische Feuer dazu haben auf ihren Kopf und keinen Dank dazu. Das sei mein, Doktor Luthers, Einsprechen vom heiligen Geist und das rechte, heilige Evangelium!

„Die Summa ist: man solle keine Neuerung annehmen, bei Strafe Leibes, Lebens und Gutes. Was heißt das anders als: ehe ihr etwas solltet ändern oder neuern, wie falsch und unrecht es ist, so sollt ihr's lieber für recht und gut halten und lieber Gott Tag und Nacht lästern in den Himmel hinein, denn daß ihr solltet Neuerung vornehmen! Solchen Beschluß mußte billig solch Edikt haben und war keines besseren wert, auf daß es vor aller Welt so unverschämt seine eigene Schande herausschäumete, daß auch die Steine und Holz fühlen und merken können, wie sie Gott verblendet und geschändet hat. Nein, nein, da muß kein Irrtum bekannt, gebüßet, noch gebessert werden! Wer will einen Irrtum namhaftig machen, so das Edikt keinen namhaftig macht und verbeut so strenge alle Neuerung?

„Wiewohl ich weiß etliche Narren unter Bischöfen und Fürsten, die bekennen, daß viel Irrtums im Papsttum sei; aber sie klügeln, es gebühre dem Luther nicht zu ändern. Wie auch der Kardinal zu Salzburg gesagt hatte, daß er unsere Lehre wohl möchte leiden, aber aus dem Winkel sich reformieren lassen, das sei nicht zu dulden. Darum, wenn sie den Luther zuvor verdammt hätten, wollten sie alsdann kommen und das thun, das der Luther vornimmt; so hätten sie die Ehre und den Ruhm davon, als die solch groß Werk der Reformation hätten angerichtet.

„Die großen, groben Narren merken nicht, daß sie hiermit klärlich zu verstehen geben, wie sie nicht Gottes Lob und Ehre in solchem Vor-

nehmen suchen. O weh ja, da ist der heilige Geist gern dabei, und Gott giebt gern groß Glück dazu! Denn, wo sie Gottes Ruhm und Ehre suchten, würden sie nicht viel fragen, aus welchem Winkel oder von welchen Personen Gutes käme, sondern würden so sagen: ‚Ist's recht, warum thut man's nicht?‘ Recht muß Recht sein, und ginge die Welt drüber zu Grunde.

„Wenn dich Gott nicht fordert zu einem Werk, wer bist du, Narr, daß du dir's darfst vornehmen? Im Buche der Makkabäer (1, 5, 56 ff) lesen wir, daß Joseph und Azaria wollten auch Ehre einlegen mit Kriegen wider die Heiden, und war ihnen doch nicht befohlen, und wurden weidlich drüber geschlagen. Darauf spricht der Text: ‚Sie waren die Leute nicht, die Israel helfen sollten.‘

„Zu einem guten Werk gehört ein gewisser, göttlicher Beruf, und nicht eigene Anschläge. Es wird denen sauer, die gewissen Beruf von Gott haben, daß sie etwas Gutes anfangen und ausrichten, obwohl Gott bei ihnen und mit ihnen ist. Was sollten denn die unsinnigen Narren thun, die ohne Beruf hinanwollen, dazu eitel eigene Ehre und Ruhm suchen!

„Ich aber, Doktor Martinus, bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doktor werden ohn' meinen Dank, aus lauter Gehorsam: da hab' ich das Doktoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren (Band 1 Seite 96). Über solchem Lehren ist mir das Papsttum in den Weg gefallen und hat mir's wollen wehren. Darüber ist's ihm auch gegangen, wie vor Augen, und soll ihm noch immer ärger gehen und sollen sich meiner nicht erwehren. Ich will in Gottes Namen und Beruf auf Leuen und Ottern gehen und den jungen Leuen und Drachen mit Füßen treten (Psalm 91, 13), und das soll bei meinem Leben angefangen und nach meinem Tode ausgerichtet sein (Seite 271). Sankt Johannes Hus hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängnis in Böhmerland schrieb: ‚Sie werden jetzt eine Gans braten — denn Hus heißt Gans — aber über hundert Jahren werden sie einen Schwanen singen hören, den müssen sie leiden‘. Da soll's auch bei bleiben, ob Gott will.“

Mit stolzem Selbstgefühl, mit heftiger Leidenschaft redet Luther in diesen seinen Streitschriften. Und doch, worauf pocht er? Auf seinen Beruf, den er ohne sein Zuthun, ja wider sein Wollen von Gott empfangen hatte. Und was verficht er? Gottes Wort gegen Menschensatzung,

evangelische Freiheit gegen das Joch des Papstes und seiner Priesterschaft. Es war der Kampf seines Lebens, den er entschlossen war zu kämpfen bis zum letzten Atemzug.

Nun könnte er nach unserm Geschmack wohl etwas weniger schelten und schimpfen. Aber was antwortete er dem Herzog Georg, der ihm dies vorwarf, freilich es auch nicht besser machte? Er erklärte:

„Das soll mein Ruhm sein, will's auch so haben, daß man von mir hinfort sagen solle, wie ich voll böser Worte, Scheltens und Fluchens über die Papisten sei. Ich hab' länger denn zehn Jahre mich oft gedemütigt und die allerbesten Worte gegeben, damit ich sie je länger je ärger gemacht habe. Nun aber, weil sie verstockt schlechthin kein Gutes, sondern eitel Böses zu thun beschlossen haben, daß keine Hoffnung da ist, will ich auch hinfort mich mit den Bösewichtern zerfluchen und zerschelten bis in meine Grube, und sollen kein gut Wort mehr von mir hören. Ich will ihnen mit meinem Donnern und Blitzen also zu Grabe läuten.

„Denn ich kann nicht beten, ich muß dabei fluchen. Soll ich sagen: ‚Geheiliget werde Dein Name', muß ich dabei sagen: ‚Verflucht, verdammt, geschändet müsse werden der Papisten Name und aller, die Deinen Namen lästern.' Soll ich sagen: ‚Dein Reich komme', so muß ich dabei sagen: ‚Verflucht, verdammt, verstöret müsse werden das Papsttum samt allen Reichen auf Erden, die Deinem Reich zuwider sind.' Soll ich sagen: ‚Dein Wille geschehe', so muß ich dabei sagen: ‚Verflucht, verdammt, geschändet und zunichte müssen werden alle Gedanken und Anschläge der Papisten und aller, die wider Deinen Rat und Willen streben.' Wahrlich, so bete ich alle Tage mündlich und mit dem Herzen ohn' Unterlaß, und mit mir alle, die an Christum glauben, und fühle auch wohl, daß es erhöret wird. Denn man muß Gottes Wunder sehen, wie er diesen schrecklichen Reichstag und das unmäßige Dräuen und Wüten der Papisten zunichte macht und auch fürder sie gründlich zunichte machen wird.

„Dennoch behalt' ich ein gut, freundlich, friedlich und christlich Herz gegen jedermann; das wissen auch meine größesten Feinde."

Inzwischen befestigte und erweiterte sich der Schmalkaldische Bund immer mehr.

Ein engerer Kreis der Bundesgenossen, nämlich Sachsen, Hessen,

Lüneburg, Grubenhagen schlossen, vorläufig auf sechs Jahre, besondere Verträge für den Kriegsfall.

Bei jener ersten Zusammenkunft in den Weihnachtstagen 1530 hatten nur zwei Städte ohne Zögern unterschrieben: Bremen und Magdeburg. Nürnberg folgte nach. Und nun war es von großer Bedeutung, daß es gelang, auch die oberdeutschen Städte in den Bund zu ziehen. Natürlich nicht ohne vieles Verhandeln hin und her. Denn wir wissen ja zur Genüge, wie ablehnend die Lutherischen sich bis dahin gegen alle Annäherungsversuche der „Sakramentierer" verhalten hatten. Andrerseits rechnete auch Zwingli auf diese Städte für seine Pläne, ja sie gehörten ebenso wie der Landgraf von Hessen seinem Burgrechte an, und die Doppelstellung in diesem Burgrecht und im Schmalkaldischen Bunde konnte sehr wohl zu Mißhelligkeiten führen. Denn zwischen Zwingli und den Sachsen war trotz Butzers Bemühungen noch keine Brücke geschlagen; die Oberdeutschen waren für die Lutheraner nur insofern erträglich, als sie nicht völlig Zwinglis Lehre teilten.

Da kam ein an sich sehr betrübendes Ereignis der Befestigung des Schmalkaldischen Bundes in Süddeutschland zu Statten: Zwinglis Tod. Am 11. Oktober 1531 fiel Zwingli mit 500 wackeren Zürichern in der unglücklichen Schlacht bei Kappel.

Das Verhältnis der evangelischen Kantone zu den katholischen war allmählich ein so gespanntes, feindseliges geworden, daß es zu einem gewaltsamen Zusammenstoß kommen mußte. Zwingli, Pfarrer und Staatsmann in Einer Person, zog selbst die Waffenrüstung an, um für sein teures Vaterland und für seinen teuren Glauben auch in der Schlacht seinen Mann zu stehn. So starb er, erst siebenundvierzig Jahre alt, den Heldentod.

Das evangelische Kirchenwesen, das er in Zürich aufgerichtet hatte, überdauerte ihn, aber seine großartigen politischen Pläne sanken mit ihm dahin.

Durch den Frieden, der am 16. November zu Kappel zwischen dem Züricher und Berner Kanton einerseits, den fünf Urkantonen Schwyz, Uri, Zug, Unterwalden und Luzern andrerseits zu Stande kam, wurde der evangelische Teil genötigt, seinen Bund mit Hessen und Straßburg aufzugeben, wie andrerseits der katholische Teil sich verpflichtete, sein Verhältnis zu König Ferdinand zu lösen. In Sachen der Religion verblieb jeder Teil bei seinem Herkommen. In den gemischten Kantonen aber wurde vielfach der alte römische Gottesdienst wiederhergestellt.

Zürichs Ansehn im Reiche war durch diesen unglücklichen Feldzug gebrochen. Jetzt erst schlossen sich die oberdeutschen Städte mit aller Entschiedenheit an den Schmalkaldischen Bund an.

Schon war derselbe eine Macht im Reiche. Allerhand Verbindungen knüpfte er an mit auswärtigen christlichen Fürsten: Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England, Friedrich I. von Dänemark; auch mit katholischen Reichsfürsten wie den bairischen Herzögen gewann man Fühlung.

Wie anders stand die evangelische Sache schon, als das Jahr zuvor in Augsburg. Vom Bodensee bis zur Ostsee reichte die Kette der Fürsten und Stände, die entschlossen waren, treu am Evangelium zu halten, und wenn's zum Äußersten käme.

Sechzehnte Kapitel.

Der Nürnberger Religionsfriede.

Auf dem Reichstage zu Augsburg war der äußere Erfolg wider die Protestanten gewesen. Rechtlos und friedlos standen sie da im Reiche; und wenn man zunächst nur mit Prozessen gegen sie vorging, so schwebte doch auch das Schwert des Kaisers drohend über ihrem Haupte.

In dieser bedrängten Lage konnten sie nichts Besseres thun, als sich zu einem festen Bunde zusammenschließen. Wie ganz anders standen sie nun da! Ihre Einigkeit verlieh ihnen um so mehr Macht und Ansehen, als die katholische Mehrheit der Reichsstände eben damals in ziemlicher Zerfahrenheit auseinanderging.

Trotzdem hätten sie aus eigener Kraft wohl schwerlich eine Aufhebung oder Milderung des für sie so ungünstigen Reichstagsabschiedes von Augsburg erlangt, wenn ihnen nicht durch eine wundersame Fügung wieder der Türke zu Hilfe gekommen wäre.

Luther hatte es um den Türken nicht verdient, daß derselbe seine Sache schützte und förderte; denn wo er konnte, in Briefen, Schriften, Predigten und in der täglichen Unterhaltung schalt er auf diesen Erzfeind der Christenheit. Ein Bündnis der Protestanten mit dem Sultan gegen den Kaiser wäre in Luthers Augen das größte Verbrechen gewesen; ja selbst daran dachte er nicht, daß die Protestanten aus der Türkennot dem Kaiser gegenüber mit allem Bedacht Vorteil ziehen müßten. Aber der Vorteil ergab sich von selber.

Für Kaiser Karl und König Ferdinand blieb angesichts der Spal-

tung im Reich und des Erzfeindes vor dessen Thoren nur die Wahl, entweder mit den Protestanten oder mit dem Sultan Frieden zu schließen. Sie versuchten's mit beiden. Mit den Protestanten, d. i. vornehmlich mit dem Kurfürsten von Sachsen und mit dem Landgrafen von Hessen vermittelten Albrecht von Mainz und Ludwig von der Pfalz. Nach Konstantinopel schickte Ferdinand besondere Gesandtschaften. Er demütigte sich vor dem Sultan so weit, daß er ihm sogar Geld anbot für Ungarn, so daß er beinahe ein ungarischer König von des Türken Gnaden geworden wäre.

Aber Suleiman dürstete darnach, sich mit dem „König von Spanien", wie er den Kaiser Karl betitelte, zu messen. Er verachtete alle Anerbietungen, die ihm gemacht wurden. Am 26. April 1532 brach er mit einem gewaltigen Heere auf, die Christenheit vollends zu unterjochen. Man schätzte es auf dritthalbhunderttausend Mann.

Jetzt, wo der Türke Ernst machte, blieb dem Kaiser nichts übrig, als mit den Protestanten im Reiche sich zu verständigen. Er brauchte ihr Geld und ihre Leute. Sein Bruder Ferdinand riet selbst nachdrücklich dazu. Es war, wie Luther am 13. Juni 1532 dem Amsdorf schrieb:

„Der Kaiser, sagt man, drängt die Fürsten um die versprochene Hilfe wider den Türken. Das wird wohl Ursache werden, daß Reichstag und Friedensverhandlungen bald zum Schluß kommen".

Am 17. April 1532 war ein neuer Reichstag zu Regensburg eröffnet worden. Der Kaiser selbst hatte sich dazu wieder im Reiche eingefunden. Natürlich drehte sich die Beratung ganz um den Türkenkrieg. Dabei aber war das Wichtigste dies, ob es gelingen möchte, vor Eröffnung des Feldzuges durch einen Religionsfrieden die Zwiespältigen im Reiche zu versöhnen.

Die Vermittelungsversuche, welche die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz seit Jahr und Tag geführt hatten, kamen jetzt, wo es notthat, in schnelleren Gang und führten zum glücklichen Ziele. Es wurde nicht am Orte des Reichstags, zu Regensburg, sondern anfangs in Schweinfurt, dann in Nürnberg verhandelt.

Von einer Belehrung und Bekehrung der Protestanten zum Gehorsam gegen die Papstkirche konnte jetzt nicht mehr die Rede sein, sondern nur davon, unter welchen Bedingungen der Kaiser den Protestanten Frieden und freie Religionsübung gewähren wollte. Es mußte eine Form Rechtens gefunden werden, welche die protestantischen Stände

wiederaufnahm in den Frieden des Reiches und sie so in den Stand setzte, unbesorgt auch ihrerseits ihren Verpflichtungen gegen das Reich wieder nachzukommen.

Es gab viel Schreibens und Redens hin und her. Kurfürst Johann fragte mehr als einmal seine Wittenberger Theologen und besonders Luthern um seine Meinung. Luther riet nachdrücklich zum Frieden. Wenn den evangelischen Ständen freigelassen wurde, ungehindert ihres Glaubens zu leben, so durften sie nach seinem Dafürhalten im übrigen nicht zu hart auf ihren Forderungen bestehen. Z. B. mahnte er seinen Kurfürsten dringend davon ab, den Frieden daran scheitern zu lassen, daß er die Anerkennung Ferdinands als deutschen Königs fortführe zu weigern (Seite 278). Von diesem Artikel, schreibt er, „ist meine unterthänige Bitte, Ew. Kurfürstl. Gnaden wollten denselben Christo schenken und fahren lassen. Ist er (Ferdinand) unrecht erwählet, so ist er ziemlich darum gebüßet (bestraft) bis daher. So hat auch Ew. Kurf. Gnaden solchem Unrecht genugsam widersprochen und sich wohl dagegen erzeigt. Man muß auch diesen christlichen Artikel lassen mitregieren, der da heißt ‚Vergebung der Sünden' (d. h. man muß bei solchen Friedensverhandlungen auch etwas vergeben und vergessen). Sonst, ‚wo man zu hart schnäuzet', spricht Salomo (Sprüche 30, 33), ‚so folget Blut hernach, und wo man auf Zorn dringet, da wird Hader draus'."

Des Landes Friede ist in Luthers Augen das alleredelste Gut auf Erden, daß man andere irdische Güter und Rechte gern dafür opfern soll. „Insonderheit bitt' ich, was Zeitliches belangt, als die Klostergüter und dergl., daß man derhalben den Frieden nicht zerrütten lasse. Denn das wissen ja Ew. Fürstl. Gnaden, daß man auf Erden kein Zeitliches höher und besser achten soll denn Frieden."

„Ich kann mein Gewissen in die Fährlichkeit des Blutvergießens und anderer großer Schäden der Christenheit nicht stecken, die folgen müssen, wenn ein Lärm draus würde. Denn es gerate, welchem Part es wolle, so gehet doch bei solchem wüsten, gräulichen Wesen rechte Lehr' unter. Darum sehe man sich eben für, daß man nicht von wegen des Unnötigen das Hauptstück und Nötige fallen lasse."

„Ich befinde aus den Händeln, daß beide Kurfürsten, Mainz und Pfalz, fürwahr genug gethan haben, und mehr denn ich gehofft hätte, daß nun hinfürder uns gebühren will, unserm Herrn Gott, der uns so

gnädiglich grüßet, treulich zu danken und uns fürzusehen, daß wir uns selbst nicht im Licht stehen und solchen Frieden abschlagen."

So sprach sich Luther im April aus. Ganz ähnlich am 29. Juni:

„Fürwahr, wo Kaiserliche Majestät solche Artikel bewilliget, so hat seine Kais. Majestät genug gethan, und wird hinfürder beides, Schuld und Unglimpf, unser sein. Denn Gott grüßet uns gnädiglich; danken wir ihm nicht, so werden wir uns höchlich versündigen, dazu auch kein Glück haben."

„Gott hat unser arm Gebet barmherziglich erhöret und beut uns Frieden an. Derselbige liebe Vater gebe uns auch weiter ein dankbar Herz, das solche Gnade erkennen, annehmen und wohl brauchen möge zu seinem Lob und Ehren. Amen."

Am selben Tage schrieb er an Johann Friedrich, den Kurprinzen, der im Namen seines Vaters diese Verhandlungen sächsischerseits führte:

„Ich lasse mich dünken, daß dabei sind, die nicht rechten Ernst zum Frieden haben! . . Nehmet die Zeit der Gnaden und den Tag des Heils nicht vergeblich an (2. Kor. 6)! Ich besorge, daß, wo wir solche Gelegenheit fahren lassen, Frieden aufzurichten, möchte sie nimmermehr uns wieder so gut vorkommen. Denn so spricht das Sprichwort: ‚Die Gelegenheit ist vornen am Kopf voll Haares, hinten aber kahl, und stehet auf einer Kugel'."

Es hatten freilich auch Friedensstörer bei diesen Verhandlungen ihr Wesen; wie hätte das anders sein können? Die streng katholischen Herzöge von Baiern vor allen Dingen, die suchten aus Haß gegen Habsburg die Protestanten nach Kräften zu hetzen und unterhielten deshalb besonders mit dem so eifrig protestantischen Philipp von Hessen geheime Beziehungen. Sie und ihr Kanzler von Eck hätten wohl selbst mit dem Türken sich verbündet, wenn's angegangen wäre! Luthern entging ihr Wühlen und ihre Falschheit nicht. „Ich merke an den Herren von Baiern wohl, daß sie gerne einbrocken wollten eine Suppe, die ein andrer sollt' ausessen, und sie wollten zusehen und die Gefahr von sich schieben".

Am meisten mag man sich wundern, daß Luther über zwei Punkte so schnell hinwegkam, die zuzugestehen den Protestanten wirklich nicht leicht werden konnte. Nämlich erstens sollten sie die evangelischen Unterthanen andersgläubiger Fürsten und Städte im Stich lassen. Aber wie die Dinge damals lagen, konnte der Friede nur hergestellt werden, wenn das Bekenntnis sich schied nach den verschiedenen Ländern und

Ständen. Die protestantischen Stände mochten sich von den katholischen auch nicht hineinreden lassen, wenn sie etwa katholische Unterthanen hatten. Darum entschied Luther einfach nach dem Satze: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, sollst du andern auch nicht thun". Auch auf Seiten der Evangelischen begriff man damals noch nicht, wie Religionsfreiheit für jedermann sich vertragen könne mit einem geordneten Staatswesen.

Zweitens wollte der Kaiser den Frieden nur gelten lassen für die dermaligen Glieder des Schmalkaldischen Bundes, nicht aber auch für diejenigen Fürsten und Städte, welche etwa künftig sich ihm noch anschließen wollten. Das war eine harte Zumutung für die Verbündeten, aber in dem Punkte blieb der Kaiser unbeugsam. Da erklärte Luther:

„Ist doch jedermann schuldig, das Evangelium auf eigne Gefahr anzunehmen und zu bekennen. Und haben die Unseren genug gethan, daß sie das Evangelium niemandem verbieten oder wehren, ja auch (jedermann) gebieten; und sind nicht schuldig, sich in solche Gefahr, dadurch doch andern nicht geholfen ist, zu setzen. Denn was hülfe es andern Städten, daß die Unsern überzogen und geplagt würden? Damit wäre ja andern auch nicht geholfen. Haben doch die Fürsten und Städte dieses Teils auch diese Lehre bis anher mit eigner Gefahr angenommen und sind nicht dazu verursacht worden durch Vertröstung von jemandes andern Schutz oder Hilfe, haben auch das (bis anher) nicht gesucht, einen Haufen (Bund) wider den Kaiser oder jemand zu machen: also mögen auch andere Städte und Länder forthin thun (nämlich das Evangelium auf eigene Gefahr annehmen), welche dennoch durch diesen Frieden weniger Gefahr haben, denn so die Sachen also unruhig blieben".

Dieser Standpunkt Luthers, den Frieden, wie er vom Kaiser geboten ward, dankbar anzunehmen als einen großen Gewinn nach dem Edikt von Augsburg und nicht etwa durch überspannte Forderungen dies göttliche Gnadengeschenk zu verscherzen, war der alte, den er schon während des Reichstags zu Augsburg vertreten hatte. Kirchliche Einheit war unmöglich; warum sollte aber nicht dennoch eine politische Eintracht der kirchlich getrennten Reichsstände möglich sein?

Dieser Standpunkt war auch nach Kurfürst Johanns Herzen. Nach des Kaisers Herzen war er nicht; aber die Not der Zeit zwang ihn sich auf eben diesem Fuße zu verständigen.

So kam der Nürnberger Religionsfriede zu Stande. Am

23. Juli wurde er durch die Bevollmächtigten des Kaisers einerseits, „Sachsens und seiner Mitverwandten“, d. i. des Schmalkaldischen Bundes andrerseits abgeschlossen. Am 3. August veröffentlichte ihn Kaiser Karl von Regensburg aus als kaiserliches Edikt, ohne den daselbst versammelten Reichstag erst noch zu befragen. Es würde sonst seitens der katholischen Stände einige Schwierigkeiten gegeben haben. Von protestantischer Seite machte der hessische Landgraf noch Umstände, trat aber nachträglich doch dem Vertrage bei.

Und welches waren die Bestimmungen des Nürnberger Religionsfriedens?

Bis zu dem nächsten Konzil sollte zwischen den katholischen und protestierenden Ständen der Landfriede unverbrüchlich gehalten werden. Alle Prozesse in Sachen des Glaubens sollten inzwischen eingestellt werden. Ein solches ‚gemein, frei, christlich Konzil‘, wie es schon auf dem Nürnberger Reichstage beschlossen worden (Band 2 S. 662), versprach der Kaiser innerhalb eines Jahres beim Papste durchzusetzen; sollte es bis dahin nicht zu Stande kommen, so würde er einen neuen Reichstag berufen, damit dieser den kirchlichen Notständen Abhilfe schaffe.

Dieser Friede umfaßte nur die Glieder des Schmalkaldischen Bundes, außer den oft genannten Fürsten funfzehn oberdeutsche und neun niederdeutsche Städte, „Sachsen, Lüneburg und ihrer Liebden Zugewandte (Seite 303)“. Von einer „Lutherischen Kirche“ war selbstverständlich dabei nicht die Rede; die gab es ja noch nicht. Auch der „Augsburgischen Konfession“ geschah in der Friedensurkunde keine Erwähnung, während man bei den vorhergehenden Verhandlungen allerdings mehrfach darauf zukam.

Will man die Größe des Fortschritts ganz ermessen, so muß man den Nürnberger Religionsfrieden mit dem Reichstagsabschiede von Augsburg vergleichen: zu Augsburg gebot man den Protestanten zur alten Kirche wieder zurückzukehren und bedrohte sie für den Fall des Ungehorsams mit Gericht und Acht; hier in Nürnberg gestand man ihnen zu, daß sie bei ihrem Glauben, Gottesdienst und Kirchenwesen bis auf Weiteres verbleiben dürften, ohne für ihr Recht und ihre Freiheit von Reichs wegen etwas fürchten zu müssen. Dort zu Augsburg versuchte man wie zu Worms, die Reformation mit strengen Edikten zu unterdrücken; hier in Nürnberg setzte man das Werk fort, das man einst eben in Nürnberg begonnen hatte (Reichstag von 1524 — Band 2 Seite 662) und in Speier weitergeführt (Reichstag von 1526 — Band 3 Seite 59);

man lernte wohl oder übel sich vertragen und Frieden halten trotz des Zwiespalts in Glaubenssachen.

Der katholischen Mehrheit wurde das bitter sauer. Wenn die Not der Zeit sie nicht gezwungen hätte, nimmermehr würden sie den Nürnberger Religionsfrieden geduldet haben. Herzog Georg von Sachsen spie Feuer und Flamme darüber. König Ferdinand beteuerte laut, daß er viel lieber das Schwert gegen die Ketzer gezogen hätte. Die päpstlichen Legaten weigerten natürlich dem Vertrage die päpstliche Billigung. Gleichwohl wurden die Hauptbestimmungen desselben auch in den Regensburger Reichstagsabschied mit aufgenommen.

So fand der Türke wider Erwarten das deutsche Reich einig. Er wußte genug von den kirchlichen Streitigkeiten der Deutschen, er kannte den Namen Luthers, er hatte mit darauf seine Siegeshoffnungen gebaut. Aber im entscheidenden Augenblicke standen die Deutschen treu zum Kaiser. Die Schmalkaldischen kamen den Verpflichtungen, die sie im Religionsfrieden übernommen hatten, mit Eifer nach. Dazu traf auch aus Spanien und Italien noch Zuzug ein. Eine stattliche Heeresmacht erwartete die Scharen der Ungläubigen an der Ostmark des Reichs. Sultan Suleiman verlor die Lust zum furchtbaren Entscheidungskampfe; nachdem eine Abteilung seines Heeres völlig vernichtet worden war, kehrte er wieder um. Er mußte sich damit zufrieden geben, daß er Schrecken und Verwüstung wieder tief hineingetragen hatte in die Christenheit, 30 000 Gefangene mit heimbrachte und Ungarn behielt. Der Traum der Weltherrschaft blieb ihm unerfüllt. Die Christenheit durfte wieder aufatmen.

Luther hatte seine große Freude an dem Religionsfrieden. War es doch mit sein Verdienst, daß die Schmalkaldischen ihn angenommen hatten. Aber die Freude ward ihm und vielen Evangelischen getrübt durch den Tod des Kurfürsten Johann von Sachsen.

Er war schon im Winter erkrankt an einem Fußleiden, doch glücklich genesen. „Unser Fürst“, schreibt Luther am 2. April dem Amsdorf, „erholt sich vortrefflich. Ich habe ihn zweimal besucht, an seinem Bette ihm die Worte des Herrn ausgelegt und mit mancherlei Reden und Geschichten ihn getröstet. Man fürchtete, es möchte in die große Zehe des rechten Fußes der Brand kommen, aber man hat dem vorgebeugt, Gott sei Dank, und seine Genesung nimmt stetigen Fortgang.“

In der That stellte ihn eine Operation so weit her, daß er wieder mit zur Jagd konnte. Als er sich aber eines Tages auch an dem edlen Waidwerk erfreut hatte, traf ihn auf seinem Schlosse Schweinitz ein schwerer Schlaganfall, der ihm völlig Sprache und Bewußtsein raubte. Luther und Melanchthon wurden sofort an sein Sterbebett gerufen, aber sie konnten nur Zeugen seines Sterbens sein. Er entschlief nach langem Todeskampf am 16. August 1532 gegen Mitternacht.

Sonntag, den 18., wurde sein sterblicher Leib zu Wittenberg in der Schloßkirche an der Seite seines Bruders, Friedrich des Weisen, bestattet. Melanchthon hielt ihm eine lateinische Gedächtnisrede, Luther eine deutsche Leichenpredigt über 1. Thessalonicher 4, 13—18, oder vielmehr zwei: am Sonntag und noch an einem der folgenden Wochentage.

Den Tod, den der fromme Kurfürst jetzt erlitten, will Luther keinen Tod heißen: „Da ist nichts gewesen, wie ich gesehen habe, denn nur ein recht Kindersterben, daß er gleich als in einem Schlaf ohne Bewußtsein dahin gefahren ist, wie die Kinder sterben." Solch ein Sterben hat ihm Gott beschert, weil er einen andern, männlichen und rechten Tod zuvor gelitten hatte auf dem Reichstage zu Augsburg.

„Denn ihr wisset alle, wie er, Christo nach, vor zweien Jahren zu Augsburg gestorben und den rechten Tod gelitten hat, nicht für sich allein, sondern für uns alle, da er alle böse Suppen und Gift hat müssen ausessen, die ihm der Teufel eingeschenkt hat: dasselbe ist der rechte, gräuliche Tod, da der Teufel einen mit aufreibt. Da hat unser lieber Kurfürst Christi Tod und Auferstehung vor der ganzen Welt öffentlich bekennet, und ist darauf blieben, hat Land und Leute, ja sein eigen Leib und Leben daran gesetzt. Dies Sterben, wie schwer es sei, hat er wohl ohne Zweifel an seinem Herzen gefühlet."

„Weil nun dasselbige Bekenntnis öffentlich am Tage ist, so wollen wir ihn davon rühmen als einen Christen. Ist aber neben diesem etwas Mangels an seiner Person gewesen, das lassen wir gehen. Denn wir wollen solche geringe Sünde in so großer Person (d. i. an einem so bewährten Christen) nicht rechnen, sondern wollen das dagegen rühmen, daß er Christi Tod und Auferstehung, damit er Tod und Höll' mit allen Sünden verschlungen, bekennet hat und fest auf diesem Bekenntnis blieben ist. Dies gehet überhin und verschlinget die Menge der Sünden, wie ein groß Meer ein Fünklein Feuers. Darum sind alle anderen

Sünden nichts gegen diesem einigen Stück, daß man Christi Tod und Auferstehung nicht verleugnet, sondern öffentlich bekennet."

In dieser Leichenpredigt ist kein Rühmen mit Schmeichelworten, sondern nur ein Rühmen der Gnade Gottes, die in dem Fürsten mächtig gewesen war. Da ist Verkündigung des Evangeliums, die da tröstet alles Trauern und Klagen, obwohl Luther selbst um seinen väterlichen Freund weinte wie ein Kind und dem Schmerz auch Ausdruck gab: „wie ist unser Landesfürst, unser lieber Herr und Vater so dahingefallen, unter welches Schutz und Schirm wir bisher in gutem Frieden gesessen und aus seinen Händen das liebe Brot gegessen haben, und nun hinfort ein ander Regent und Regiment werden wird, und niemand weiß, wie es geraten soll; Gott weiß es allein, welcher uns unser Haupt jetzt genommen."

Ehre dem Andenken dieses frommen Fürsten, Johann des Beständigen!

Fürsten haben dem Werke der Reformation viel geschadet, indem sie die Sache des Evangeliums und der Wahrheit verflochten und verquickt haben mit allerlei weltlichen Absichten und Händeln. Aber Fürsten sind auch Werkzeuge Gottes gewesen in jenen Tagen, die nichts anderes gesucht haben als Gottes Ehre, ihre eigne und ihres Volkes Seligkeit.

Solch ein Fürst war Johann der Beständige. Ein rechter Landesvater seiner Unterthanen, ein rechter Landesbischof seiner Kirche. Was hat er während seiner nur siebenjährigen Regierung für die Reformation gethan! Er brachte die segensreichen Visitationen in Gang, begründete damit die erste evangelische Landeskirche und gab zugleich den anderen Ständen im Reiche das Muster eines neuen Kirchenwesens. Mochte seine Staatskunst nicht ganz heranreichen an die seines weisen Vorgängers und Bruders, sein Ansehen nicht so groß und entscheidend sein in Europa, so hat er doch mit Treue und schönem Erfolg an der Spitze der Lutherisch Gesinnten im Reiche gelitten und gestritten. Es war dem Friedfertigen vergönnt, daß der äußere Friede trotz des heißen Geisterkampfes gewahrt blieb; es war die Freude seiner letzten Tage, daß er die Beschlüsse von Nürnberg noch erlebte. Was die Evangelischen damals erlangt haben, ist ganz wesentlich sein Verdienst; denn zu Nürnberg ernteten sie die Frucht seiner zu Augsburg bewiesenen Glaubensfestigkeit.

Luther dichtete zu seinem Bilde etliche Reime; da läßt er ihn als die Summa seiner Lebenserfahrung bekennen:

„Erfahren hab' ich's und zeugen thar (darf es bezeugen),
Was uns die Schrift sagt und ist wahr:
Wer Gott mit Ernst vertrauen kann,
Der bleibt ein unverdorbner Mann;
Es zürnen Teufel oder Welt,
Den Sieg er doch zuletzt behält."

Es war eine Erfahrung, worein alle Evangelischen im Reiche von Herzen einstimmen konnten im Jahre des Nürnberger Religionsfriedens.

Siebzehntes Kapitel.

Deutschland wird Lutherisch.

Der Nürnberger Religionsfriede war nichts Vollkommenes; aber er hat für die gute Sache der Reformation seinen Dienst gethan, so lange Luther lebte. Und das sind immerhin vierzehn Jahre.

Die evangelische Bewegung nahm zu nach innen und außen.

Sachsen und seine „Zugewandten", die Glieder des Schmalkaldischen Bundes, welche in dem Vertrag mit inbegriffen waren, hatten nun ein klares, verbrieftes Recht, in ihrem Lande die neue Lehre und Ordnung durchzuführen. Dabei hielten sie nicht ängstlich auf Übereinstimmung im äußeren Gottesdienst und Kirchenwesen. Eine gewisse Übereinstimmung machte sich ja von selbst, indem Luther vielfach befragt wurde und die Wittenberger Einrichtungen für musterhaft galten. Aber daneben ordneten die Fürsten und Magistrate vieles nach örtlichen und persönlichen Rücksichten. Die Geistlichen fanden kein Arges darin, die von Gott eingesetzte Obrigkeit walten zu lassen, auch wo es kirchliche Ordnung betraf; im Gegenteil, sie nahmen diesen Dienst dankbar an und redeten nur darein, wenn ihnen Gottes Wort und Gebot gefährdet schien.

Ein Kirchenwesen für alle Zukunft zu schaffen, nahm man sich ja überhaupt nicht vor. Noch dachte unter den Evangelischen niemand daran, daß sie eine neue Kirche seien; vielmehr hofften sie noch immer und hielten die Möglichkeit offen, daß die ganze Kirche mit ihren Bischöfen sich der Reformation zuwenden könnte. Sollte doch auch der Nürnberger Friede nur einstweilige Giltigkeit haben: bis zu einem

Konzil! Daher erklärt sich viel Unklares, Unfertiges, Vorläufiges bei der damaligen Neuordnung der Dinge.

In zwei Stücken zeigte sich's vor allem deutlich, daß der Nürnberger Friede den Zwiespalt nicht völlig zur Ruhe gebracht hatte. Während Kaiser und Reich sonst die Protestanten in Ruhe ließen und so dem Vertrage nachkamen, ging das Reichskammergericht, das mit lauter Römischgesinnten besetzt war, auf's neue gegen dieselben auf dem Prozeßwege vor, unbeirrt durch die ausdrücklich dawider gerichtete Bestimmung des Friedens (Seite 296). Wo es sich nämlich um Beschlagnahme geistlicher Güter handelte, wie solche mit der Reformation eines Landes in der Regel verbunden war, da erklärte das Reichskammergericht sich für dennoch berechtigt einzuschreiten, weil sich dabei der Streit nicht um Glaubenssachen, sondern um das Mein und Dein drehe. Doch konnte dieser hohe Gerichtshof allein eine so feindliche Behandlung der protestantischen Stände auf die Dauer auch nicht durchsetzen.

Auf der andern Seite war die evangelische Bewegung zu mächtig, als daß sie hätte nun in den Grenzen beharren sollen, welche der Nürnberger Friede ihr zuwies. Obgleich Fürsten und Städte, welche nach dem Abschluß desselben sich der Reformation zuwandten, laut ausdrücklicher Bestimmung (Seite 295) keinen Teil hatten an dem vom Reiche Sachsen und seinen Genossen gewährten Rechtsschutz, trat doch ein Land nach dem andern und eine Stadt nach der andern zu den Evangelischen über. Und so konnte es kommen, daß in der Zeit vom Nürnberger Frieden (1532) bis zu Luthers Tode (1546) fast ganz Deutschland Lutherisch wurde, nämlich ganz Norddeutschland und von Süddeutschland die meisten Länder und Städte mit Ausnahme freilich Österreichs, Baierns und der geistlichen Fürstentümer. Auch wo Reich und Landesobrigkeit das alte Kirchenwesen noch aufrechthielten, da brachen doch die befreienden Gedanken ein, die keine Schranken aufhielten. So gewann selbst unter Habsburgischem Szepter, an der Donau wie am Niederrhein, das Evangelium ungezählte Anhänger.

Es ist im vierten Buche ausführlich dargestellt worden, wie das Evangelium bis zum Jahre 1525 seinen Siegeslauf gethan hat durch die deutschen Länder und darüber hinaus (Band 2 Seite 587 ff). Der große Fortschritt, welchen seither die Ausbreitung der Reformation gemacht hat, zeigt sich am besten, wenn man die Liste der protestantischen Stände überschaut, welche den Nürnberger Frieden mitabgeschlossen haben. Es

waren dies Kursachsen, Hessen, (fränkisch) Brandenburg, Braunschweig, Lüneburg, Anhalt-Köthen, Mansfeld, Straßburg, Nürnberg, Konstanz, Ulm, Bibrach, Isny, Reutlingen, Eßlingen, Memmingen, Lindau, Heilbronn, Schwäbisch Hall, Kempten, (fränkisch) Weißenburg, Windsheim, Lübeck, Braunschweig, Magdeburg, Bremen, Goslar, Einbeck, Göttingen, Nordhausen und Hamburg.

Wir können nicht genauer darüber berichten, wie der reformatorische Geist eine dieser Eroberungen nach der andern gemacht hat. Nur beispielsweise davon ein Wort, wie das Evangelium die Stadt Braunschweig gewann.

In Braunschweig fingen seit 1521 etliche Prediger an, gut Wittenbergisch zu lehren. Man wußte ihnen zwar zeitweise den Mund zu schließen, aber das Verlangen nach evangelischer Predigt nahm zu in der Bürgerschaft. Vergebens versuchten die römischgesinnten Geistlichen, ihre Lehren aus der Bibel zu erweisen. Weil sie damit nichts erreichten, riefen sie endlich einen berühmten Verteidiger der päpstlichen Irrtümer zu Hilfe, den Doktor Sprütze von Magdeburg, mit dem Spottnamen „Doktor Sprengel", weil er das Volk, so oft er die Kirche betrat und verließ, mit Weihwasser zu besprengen pflegte. Der sollte durch die Macht seiner Rede die Lutherischen Ketzer in Braunschweig zu Boden schlagen. Drei Predigten, prahlte er, würden dazu genug sein.

Aber es kam anders. Von den Pfaffen und Mönchen zwar wurde er mit Freuden bewillkommt, auch fehlte es ihm nicht an Zulauf, als er in der Franziskanerkirche seine erste Predigt hielt. Aber als er da mit einem Bibelspruch beweisen wollte, daß man mit guten Werken die Seligkeit bei Gott verdienen könne, fiel ihm einer seiner Zuhörer, ein Prediger von Lüneburg, in die Rede und rief: „Herr Doktor, Ihr führet den Spruch nicht recht an!", zog seine Bibel heraus und wies ihm die Stelle: „Herr Doktor, hier steht anders geschrieben."

Sprütze ließ sich dadurch nicht irre machen. „Guter Freund," antwortete er, „Ihr habt wohl eine andere Übersetzung; in meiner Bibel lautet's, wie ich gesagt habe." Blieb dabei und zog ungescheut den Schluß: „Hieraus ist erwiesen, daß ein jeder Mensch durch seine guten Werke könne selig werden."

Da rief ein Bürger, namens Rischau, mit lauter Stimme: „Pfaffe, du lügst!" und fing an Luthers Lied zu singen, das er gedichtet hat nach dem 12. Psalm:

„Ach Gott, vom Himmel sieh darein
Und laß dich des erbarmen:
Wie wenig sind der Heil'gen dein,
Verlassen sind wir Armen.
Dein Wort man läßt nicht haben wahr,
Der Glaub' ist auch verloschen gar
Bei allen Menschenkindern.

In diesen Gesang fiel die ganze Gemeinde ein (so gut kannte man Luthers Lieder!), und Doktor Sprengel blieb nichts anderes übrig, als die Kanzel zu verlassen und darnach auch die Stadt. So geschehen am 22. Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1526.

Damit war der Widerstand der Papisten in Braunschweig gebrochen. Der Rat mußte dem Drängen der Bürgerschaft nachgeben und zur Reformation schreiten. Dazu that ein tüchtiger Reformator not. Man warf sein Auge auf Bugenhagen, den Pfarrer von Wittenberg. Im Februar 1528 schickten sie eine Gesandtschaft an ihn und luden ihn ein, ihr Pfarrer zu werden. Der konnte nun zwar diesen Ruf nicht annehmen; aber als sie ein zweites Mal kamen und ihn baten, wenigstens auf kurze Zeit nur zur Einrichtung eines evangelischen Kirchenwesens nach Braunschweig zu kommen, erhielt er den nötigen Urlaub. So ist er denn vom Mai bis zum Oktober in Braunschweig gewesen und hat mit großer Weisheit dort eine neue Gottesdienst- und Gemeindeordnung eingeführt. Dieses Werk hat ihm großen Ruhm geschafft; keiner unter den Wittenbergern hat mehr Geschick bewiesen, das Kirchenwesen neu einzurichten und zu verfassen, als er.

So hat er denn auch in Hamburg (Oktober 1528 bis Juni 1529), Lübeck (Oktober 1530 bis April 1532), Pommern (November 1534 bis August 1535), Dänemark (Juli 1537 bis Mai 1538), Hildesheim (August bis Oktober 1542) durch treffliche Ratschläge und Anordnungen den festen Grund eines evangelischen Kirchenwesens gelegt. Auch in Braunschweig ist er im Winter 1542 auf 43 noch einmal thätig gewesen. Luther und die Wittenberger litten freilich sehr unter seiner wiederholten Abwesenheit; aber sie mußten ja einsehen, wie vorteilhaft diese seine auswärtige Wirksamkeit für die gute Sache war.

Ja, Deutschland wurde von Jahr zu Jahr immer mehr Lutherisch. Dafür aus der Zeit nach dem Nürnberger Religionsfrieden nur die allermerkwürdigsten Exempel.

Das erste Land, welches trotz jener bedrohlichen Klausel (S. 295) zum Protestantismus überging, war das Fürstentum Anhalt-Dessau. Ein Fürst von Anhalt hatte das Augsburgische Bekenntnis mit unterschrieben: Fürst Wolfgang, ein eifriges Glied des Schmalkaldischen Bundes. Durch ihn war Anhalt-Köthen bereits evangelisch.

In Anhalt-Dessau regierten drei Brüder: Johann, Joachim und Georg. So lange ihre fromme Mutter lebte, Margarethe, die sich nicht entschließen konnte, mit der Papstkirche zu brechen, blieben auch sie katholisch. Der jüngste von ihnen, Georg, war sogar ein geistlicher Würdenträger: schon als elfjähriger Knabe hatte er auf Veranlassung seines Vetters, des Bischofs Adolf von Merseburg, die Stelle eines Domherrn von Merseburg überkommen (1518), als Siebzehnjähriger empfing er die Priesterweihe (1524) und als Neunzehnjähriger wurde er durch Kardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, zum Dompropst von Magdeburg ernannt (1526). Da hat er dem Kardinal eifrig gedient und ist von Herzen ein Feind der ‚Lutherischen Sekte' gewesen. Um sie desto gründlicher widerlegen zu können, hat er die heilige Schrift und die ganze Kirchengeschichte mit allem Fleiß durchstudiert. Aber je mehr er das that, desto mehr mußte er sich von der Wahrheit der Lutherischen Lehre überzeugen. Desgleichen erkannten auch seine Brüder Johann und Joachim in gewissenhafter Prüfung, daß das rechte Evangelium zu Wittenberg gepredigt wurde, aber nicht zu Rom. Im Jahre 1530 starb Frau Margarethe. In demselben Jahre gab Fürst Wolfgang von Anhalt ein leuchtendes Beispiel durch sein entschiedenes Bekenntnis zu Augsburg. Langsam und friedlich vollzogen nun auch die drei Brüder ihren Übertritt.

Im Frühjahr 1532 entließen sie ihren Hofprediger, der heftig gegen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt geeifert hatte. Im September wurde an seiner Statt Luthers Freund Hausmann, bisher Pfarrer in Zwickau, Hofprediger in Dessau.

Luther hatte seine herzliche Freude an diesem Schritte der drei Brüder, deren Rechtschaffenheit und Frömmigkeit jedermann bekannt war. Er beglückwünschte sie dazu in einem Briefe, den er an alle drei gemeinsam richtete.

„Ich habe gehört," schrieb er, „daß mit Hilfe des Geistes Christi

die gottlosen Mißbräuche der Religion in Eurem Herzogtum abgestellt seien und das heilige Abendmahl nach christlicher Weise gehandelt werde, wenn dies auch, wie wir wissen, nicht ohne große Gefahr und unter großer Fürsten Widerraten, ja Drohen geschehen ist. Ich aber, der ich nichts bin und nur Christi sein will und deren einer, die ihn fürchten, ich danke fröhlich Gott dem Herrn, der soviel Kraft des Geistes und, was mehr ist, drei Brüdern so einmütige Kraft gegeben hat, und gar solchen Brüdern, die in ihrer hohen Stellung viel Fährlichkeit haben vor andern Menschen, deren Treue und Standhaftigkeit, wie etwa die meine, doch nicht soviel und so große Fährlichkeit zu fürchten hat.

„Aber Christus ist wohl ein schwacher, und doch wahrhaftig und ewiglich ein allmächtiger König; sein ist das Werk; so thut, lebt, spricht er sowohl an sich selbst, als in den Seinen. Und wenn er verloren scheint, so will er aufgehen wie der Morgenstern, wie er zu Paulus spricht: ‚Meine Kraft ist mächtig in Schwachheit (2. Kor. 12,9)‘. Also wenn er sich schwach zeigt, ist er gerade stark. Das ist seine Weise, zu leben, zu handeln, zu regieren. Da wird nichts andres draus. So schienen auch unsre Fürsten auf dem letzten Reichstag zu Augsburg (1530) gar verschlungen und verloren, und doch sind sie so gekräftigt und mit neuem Leben gestärkt worden, daß sie auch des Kaisers Gemüt gewandelt (Nürnberger Friede!) und des Papstes Hoffnung und Vornehmen gar verspottet haben und sich des freuen.

„Vor allem aber, Durchlauchtige Fürsten, der sein Werk in Euren Herzen angefangen hat, der wird es auch vollenden; denn so ist der Anfang aller Dinge, die aus Gott sind. Auch aller Bäume Wurzeln sind im Anfang nur dünne Fäden, ja nur wie Milch und Kleber, und doch bringen sie Balken und Stämme, daß aus ihnen solche große Häuser und Schiffe gebaut werden.“

Solchen Trost konnten die Fürsten wohl brauchen. Denn ihre papistischen Verwandten setzten ihnen mit Briefen und mit Besuchen nicht wenig zu, sie sollten doch mit der Lutherischen Ketzerei unvermengt bleiben. Man bedenke nur: Kurfürst Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, Kardinal Albrecht von Mainz — diese Herren waren die Vormünder der jungen Prinzen gewesen. Joachim war gar an Herzog Georgs Hofe erzogen worden; so mußte er jetzt zu ihm nach Leipzig kommen und sich ernstlich verwarnen lassen. Fürst Georg, als Magdeburger Domprobst, wurde von seinem Erzbischof mit großer Liebenswürdigkeit bearbeitet. Es half aber alles nichts.

Am 24. November 1532 predigte Luther vor den drei Brüdern auf ihrem Schlosse Wörlitz und war glücklich, so viel Verständnis und Kenntnis des göttlichen Wortes bei diesen Herren zu finden. Zeitlebens blieb er mit ihnen in besonders freundschaftlichem Verkehr. Obgleich sie an Hausmann einen trefflichen Prediger und Seelsorger hatten, stärkte er sie unablässig durch Briefe. So schrieb er am 28. März 1533 an Joachim:

„Es hat mir Magister Nikolaus Hausmann, Ew. Fürstl. Gnaden Prediger, angezeigt, wie Ew. Fürstl. Gnaden von Herzen dem Evangelio geneigt sind und doch schwer wird, nicht allein aus voriger Gewohnheit, sondern auch wegen etlicher großen Fürsten Schreiben und Abführen. Nun ist es ja die Wahrheit, daß solche zwei Stücke — alte Gewohnheit und gegenwärtiger großer Leute Abführen — wohl stärkere Christen, denn Ew. Fürstl. Gnaden vielleicht sind, heftiglich bewegen; aber gleichwohl müssen wir ja lernen mit der Zeit — so wir's geschwinde und plötzlich nicht thun können — daß Christus mehr ist und Gott der Vater will ihn über alles geehrt haben. Es mag ein Konzilium oder Papst den heiligen Geist haben und durch sein Eingeben etwas ordnen; aber Christus hat ja auch keinen Teufel! Joh. 8. 1. Kor. 12.

„Darum bitte ich den Vater aller Barmherzigkeit, er wolle Seine Fürstl. Gnaden allein das Stück lernen und bedenken lassen, daß Christus und sein Wort höher, größer, mehr, gewisser ist, denn hunderttausend Väter, Konzilia, Kirchen, Päpste u. s. w.; denn sie heißen in der Schrift alle Sünder und irrige Schafe. Psalm 119.

„Darum sei Ew. Fürstl. Gnaden keck und fürchte sich nicht vor der Welt Regenten. Christus ist größer denn alle Teufel, vielmehr denn alle Fürsten; demselben befehle ich Ew. Fürstl. Gnaden in seine Gnade und Barmherzigkeit! Amen.“

Am 15. Oktober an Johann und Joachim:

„Wir hören allhier, wie bis Sonntag sollen zu Dessau einkommen der Kardinal, Markgraf Hans, Georg u. s. w. zur Tageleistung. Nun denken wir wohl, sie werden's nicht lassen und Ew. Fürstl. Gnaden zusetzen mit Worten um des Evangelii willen, und sorgen daneben für Ew. Fürstl. Gnaden Anfechtungen. Darum wir auch herzlich und treulich unsern Herrn und Heiland anrufen und bitten, daß er Ew. Fürstl. Gnaden wolle stärken und erhalten in seinem Wort und angefangenen Werk! Amen.“

Folgen etliche Ratschläge, daß sie sich etwa auf das künftige Konzil

zurückziehn, aber gar nicht auf Luther sich berufen sollen. „Doch weil niemand erraten kann, wie sich die Reden werden zutragen, ist das Beste, man lasse es gehen. Wie Christus sagt: ‚Wenn ihr vor Fürsten und Herren stehen sollt, so sorget nicht, wie ihr reden sollt; ich will euch Mund und Weisheit geben, dem nicht widerstehen sollen alle Eure Widersacher (Matth. 10, 18. 19).‘

„Wiewohl solche verstockte Herzen nicht wert sind, daß man viel mit ihnen rede, wie Salomon sagt: ‚Wo kein Hören ist, da schütte das Wort nicht aus,‘ und Christus: ‚Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben (Matth. 7, 6).‘ Darum kurze Antwort und auf anderes gefallen, das ist eine Antwort für sie.“

Für denselben hohen Besuch gab Luther auch dem Hausmann Ratschläge. Kurz und deutlich soll er Bescheid sagen, wenn er herausgefordert wird und diese „Cyklopen und Goliathe“, diese Herren „Null und Niemand“ in Christo verachten, wie Christus sie verachtet. Die Fürsten verweist er noch darauf, daß sie sich ihres neuen Hofpredigers nicht zu schämen brauchten: „So ist ja Ew. Fürstl. Gnaden Pfarrherr so ein sittiger Mann, den sie nichts zeihen können.“

Die Prüfung wurde gut bestanden. Aber auch wenn keine solche besondere Veranlassung da war, mußte Luther seinen fürstlichen Nachbarn zur Seite stehn. So schrieb er dem Joachim am 13. Mai 1534:

„Wiewohl ich nichts Besonderes an Ew. Fürstl. Gnaden zu schreiben habe — weil aber der gute Mann, Ew. Fürstl. Gnaden Prediger, Magister Nicolaus Hausmann, immer anhält, will mir gebühren es nicht zu unterlassen; denn er begierig ist Ew. Fürstl. Gnaden zu stärken im vorgenommenen Werk, denn es ist auch not. Ob’s wohl groß ist, so ist aber doch der noch unzählig größer, der uns hiezu berufen hat durch sein heiliges Wort, dazu immer anhält und treibt mit innerlichem Trost. Derhalben wir uns ja rühmen und brüsten mögen, daß wir nicht unser Ding, noch unser Wort handeln und treiben, wie St. Paulus auch sich rühmet zu den Römern (15, 17), daß er Gottes Sache treibe. Denn solcher Beruf und Fordern von Gott ist unser allerhöchster Trost. Christus war auch zuerst ein Senfkorn, kleiner denn kein Kohlsamen, aber ward zuletzt ein Busch, daß die Vögel auf seinen Zweigen sitzen konnten. Das ist alles geschehen, daß der geringe Christus so groß ist worden, daß auch große Kaiser, Könige und Fürsten in seinen Versammlungen sich setzen und bleiben. Derselbige Christus lebet und regieret auch noch, und heißt sein Titel ‚Setze dich zu meiner Rechten‘, und

führt in seinem Stegreif gegraben ‚Deine Feinde will ich machen zum Schemel deiner Füße‘, und oben auf seinem Diadema ‚Du bist ein Priester in Ewigkeit‘.

„Demselben Herrn, der in Schwachheit allmächtig und in Thorheit allein weise ist, befehle ich Ew. Fürstl. Gnaden sammt ihren Brüdern, meinen gnädigen Fürsten und Herrn. Amen.

„Am Pfingstabend Anno 1534.“

Erst in diesem Jahre 1534 wurde den Geistlichen in Anhalt-Dessau befohlen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt auszuteilen, und eine neue, von Hausmann verfaßte, evangelische Kirchenordnung eingeführt. Das Volk hatte nur darauf gewartet; es war durch die Nähe von Wittenberg schon vertraut genug mit dem Evangelium.

So vollzog sich in diesem Fürstentum die Reformation in großer Ruhe und Lindigkeit. Fromme Fürsten, die keinerlei Nebenabsichten dabei verfolgten, gewährten ihrem Volke, das längst darnach begehrte, die evangelische Predigt, die ihres eigenen Herzens Trost und Freude war.

Kriegerischer ging es inzwischen bei der Reformation Württembergs zu.

Herzog Ulrich von Württemberg ist uns schon einmal begegnet, ein Vertriebener und Entsetzter, als Gast des Landgrafen von Hessen, bei dem Marburger Religionsgespräch (Seite 149). Nicht ohne Schuld war er seines Landes und Thrones verlustig gegangen. Treu und bieder von Gemüt, wohlbegabt und auch beliebt bei seinem Volke, hatte er durch seinen Jähzorn sich zu schneller Gewaltthat hinreißen lassen, die er bitter büßen mußte. Ein unüberlegter Angriff auf die Reichsstadt Reutlingen, die ein Glied des Schwäbischen Bundes war, zog ihm einen Krieg mit diesem damals noch mächtigen Bunde zu; er unterlag, und sein Land wie seine beiden Kinder fielen in die Hand des Feindes. Der Bund verkaufte das Herzogtum an den neu gewählten Kaiser Karl, der übergab es seinem Bruder Ferdinand. So war Württemberg österreichisch geworden.

Es war im Jahre 1519, daß Herzog Ulrich ein Bettler wurde. Verschiedene Versuche, sein Land wiederzugewinnen, schlugen fehl. Fünfzehn Jahre lang sollte er das Brot der Verbannung essen. Diese Zeit der Trübsal aber wurde für ihn ein großer Segen. Was ihm bis dahin gefehlt hatte, war die Zucht einer festen und frommen Erziehung.

Schon mit elf Jahren war er Herzog geworden und mit sechzehn Jahren mündig und selbständig. Kein Wunder, daß er da den rechten Verstand noch nicht hatte, Recht und Regiment zu führen. Schlechte Ratgeber und eine unglückliche Ehe schadeten ihm vollends. Jetzt aber geriet er in die Schule des Kreuzes. Und er lernte etwas darin.

Um Religion und Kirche hatte er sich bis dahin nicht gekümmert. In seiner Grafschaft Mömpelgard (Montbeliard ohnweit Belfort, heute französisch), wo er sich nach seiner Vertreibung aus Württemberg eine Zeit lang aufhielt, lernte er nun das Evangelium kennen. Der fränkische Ritter Hartmut von Kronberg (Band 2, Seite 580. 583), der nach Sickingens Fall nach Basel geflohen war und von da nach dem nahen Mömpelgard kam, wurde sein Evangelist. Einen besseren, als diesen ehrenfesten, bewährten Bekenner der Wahrheit konnte er nicht finden. Ulrich hörte nun fleißig die evangelischen Prediger, die ihm in jener Gegend begegneten, Lutherische wie reformierte, und las selber in der heiligen Schrift. Mit Freuden erzählten sich die Protestanten, daß aus diesem Saulus durch Gottes Gnade ein Paulus geworden sei.

Der Besitz von Mömpelgard hatte für Ulrich keinen Wert, so lange er weder Geld noch Freunde besaß. Einen thatkräftigen Freund fand er an dem hessischen Landgrafen. Seit 1527 hat ihn dieser beherbergt und seine Wiedereinsetzung in die verlorene Herrschaft mit aller Ausdauer und Klugheit betrieben, wie seine eigene Sache. Dazu bewog ihn teils die Dankbarkeit gegen das Haus Württemberg für die seinem Vater erwiesene Wohlthat (Seite 149), teils die Hoffnung, das Land Württemberg durch Ulrich für das Evangelium zu gewinnen. Denn Ulrichs evangelische Gesinnung befestigte sich immer mehr.

Durch Landgraf Philipp empfohlen, besuchte Ulrich die Fürsten hin und her, um ihre Freundschaft und Fürsprache werbend.

Da schien es, als ob der Kaiser ihm alle Hoffnung völlig abschneiden wollte. Auf dem Reichstage zu Augsburg, am 5. September 1530, belehnte Kaiser Karl seinen Bruder, König Ferdinand, feierlich mit dem Herzogtum Württemberg. Damit erklärte er das Land öffentlich für eine österreichische Provinz und Eigentum des Hauses Habsburg.

Das war aber wider alles Reichsrecht. Und so erregte des Kaisers Eingriff den allgemeinen Unwillen der Fürsten und des Volks, vor allen Dingen aber des württembergischen Volks, welches die österreichischen Herren bitter haßte. Und so wandte sich die öffentliche Meinung immer mehr zu Herzog Ulrichs Gunsten.

Auch sein einziger Sohn Christoph, der als vierjähriger Knabe den Habsburgern in die Hände gefallen war, erschien jetzt mit Einem Male auf dem Schauplatz. Er hatte in Österreich eine harte Jugend verlebt. Jetzt entfloh er mit Hilfe Philipps und seiner bairischen Oheime aus seiner Gefangenschaft. Am 31. Juli 1533 erschien in seinem Namen zu Marburg eine Schrift, worin er sein Recht auf den Thron von Württemberg nachwies und das ganze Verfahren des Hauses Österreich schonungslos an den Pranger stellte. Die Schrift erregte bei Hoch und Niedrig das größte Aufsehen. Die treuen Württemberger verschlangen sie förmlich.

Bald darauf ging der Schwäbische Bund schlafen, der einst in Süddeutschland so mächtig gewesen war. Am 2. Februar 1534 lief der alte Bundesvertrag ab, und niemand betrieb seine rechtzeitige Erneuerung. Die beiden Hauptmächte im Bunde, Baiern und Österreich, waren sich von Herzen gram; daran ging die Vereinigung zu Grunde. Für Herzog Ulrich wurde aber hierdurch die Luft um vieles freier.

Still und sicher bereitete indessen Landgraf Philipp einen entscheidenden Schlag vor. Freilich bei Kurfürst Johann Friedrich fand er keine Ermunterung dazu. Vergebens trug er ihm bei einer Zusammenkunft in Weimar die Sache vor. Der Kurfürst rief seine besten Gewissensräte, Luthern und Melanchthon, zu Hilfe, und diese boten ihre ganze Beredsamkeit auf, um den Landgrafen von einem Landfriedensbruch zurückzuhalten: unendliches Unheil konnte daraus entstehen, und die evangelische Sache mußte die Schande davon tragen! Philipp wurde ganz rot vor Zorn, als sie ihm so ihre Meinung sagten. Aber wie viel er sonst auf Luthern gab und auf den Kurfürsten, diesmal handelte er wider ihr Bitten und Raten.

Die Gelegenheit war freilich überaus günstig. Der Kaiser weilte außerhalb des Reichs. König Ferdinand stand eben ganz einsam da. Die bairischen Herzöge, die einst Herzog Ulrichs heftigste Gegner gewesen waren, begünstigten jetzt seine Ansprüche oder vielmehr die seines Sohnes Christoph. Philipp hatte Soldaten und König Franz von Frankreich, der immer gern half, wo es gegen Habsburg ging, schickte Geld.

Und so zogen denn Philipp und Ulrich am 23. April 1534 das Schwert aus der Scheide. Am 13. Mai schlugen sie die Österreicher bei Lauffen. Es war mehr ein Gefecht nur, als eine Schlacht; so geringen Widerstand leisteten die Truppen Ferdinands. Am 14. Mai, gerade am Himmelfahrtsfeste, zog Herzog Ulrich mit seinem wackeren

Helfer, dem Landgrafen, in Stuttgart ein. Und mit dem Herzog kam das Evangelium: der hessische Hof- und Feldprediger Konrad Ötinger hielt in der Stuttgarter Stiftskirche noch am selben Feiertage die erste evangelische Predigt.

Als ein Gottesurteil erschien dem württembergischen Volke der Tag von Lauffen. Das Recht des angestammten Herrscherhauses siegte da über das Unrecht der Habsburgischen Fremdherrschaft, und zugleich die Reformation über das Papsttum. Papsttum und Österreich, das war den Württembergern Ein Ding.

Schon vor der Vertreibung Herzog Ulrichs, also gleich im Anfange der Reformation, waren evangelische Prediger im Herzogtum aufgetreten. Auch die Habsburgische Regierung hatte das nicht völlig wehren können. Noch weniger konnten ihre Verbote hindern, daß man Lutherische Bücher las und über die Grenze in die freien Städte lief, evangelische Predigt zu hören. Solche Verbote machten nur böses Blut. Die Habsburgischen Beamten klagten über den Ungehorsam, den sie fanden und gaben ihn allein „der verfluchten Lutherschen Sekte" schuld. Kardinal Campeggi nannte 1524 zu Nürnberg Württemberg ein ganz verluthertes Land. Der Bauernaufstand schadete auch hier der evangelischen Bewegung, aber er unterdrückte sie nicht. Der Landtag verwandte sich freimütig für Gewährung evangelischer Predigt. Halbe Zugeständnisse halfen so wenig wie strenge Strafen. Vergebens büßten etliche Pfarrer ihr Zeugnis von der Wahrheit mit dem Strange. Vergebens wurden Bürger, die der Ketzerei schuldig befunden wurden, gevierteilt oder geköpft. Vergebens schnitt man Weibern, welche die evangelische Lehre verbreitet hatten, die Zunge aus. Desto verhaßter wurde diese Obrigkeit, desto mehr sehnte man sich nach dem angestammten Herzog. Es ging ein Sprichwort, daß in Württemberg dies die größten Todsünden seien: das Evangelium lieben und von dem Herzog Ulrich reden.

Und nun war er wieder im Lande und mit ihm das Evangelium. Wie strömten die Stuttgarter an jenem Himmelfahrtstage der Stiftskirche zu! Freilich die römischgesinnte Geistlichkeit und die vornehmen Herren, die unter König Ferdinand ihre Rechnung gefunden hatten, sahen scheel drein.

Zur Durchführung der Reformation fand Herzog Ulrich die rechten Männer in Erhard Schnepf und Ambrosius Blaurer. Zwar war jener ein guter Lutheraner und dieser ein Zwinglianer, wenn auch von milderer Richtung. Aber die beiden einigten sich nach ernsten Auseinandersetzungen

auch über die Abendmahlslehre, und so hat Schnepf im Norden, Blaurer im Süden des Landes das Kirchenwesen geordnet.

Dabei war das Hauptabsehen darauf gerichtet, daß man allerorten den Leuten evangelische Predigt zugänglich machte. Nicht stürmisch und gewaltsam ging man vor, sondern nach der Weisung Philipps von Hessen, der am 19. November 1534 an Ulrich schrieb:

„So Ew. Liebden jemand zum Glauben bringen wollte, der sich desselben weigert oder widersetzt, das gebühret sich nicht. Denn der Glaube soll einem jeden freistehen, und müssen Ew. Liebden in selbigem leise fahren lassen, wie wir auch gethan haben, bis solange Gott denselbigen durch tägliche Übung und Verkündigung des Wortes Gottes auch Gnade zu ihrer Besserung verleiht".

Man ließ die Messe für's erste noch bestehn; sie fiel von selbst, als niemand sie mehr besuchte. Keinem, der katholisch bleiben wollte, ging es an Leib und Leben, und auch als im Jahre 1536 eine feste Kirchenordnung den alten Gottesdienst völlig beseitigte und den Besuch der evangelischen Predigt jedem Unterthan zur Pflicht machte, blieb den wenigen, welche am papistischen Glauben festhielten, die häusliche Andacht unverwehrt.

Übrigens neigte das Württembergische Volk mehr dem Lutherischen Wesen zu, als dem reformierten. Ambrosius Blaurer überließ deshalb nach einigen Jahren treuer Arbeit den Lutheranern allein das Feld. Johann Brenz von Schwäbisch Hall, ein Vorkämpfer des Luthertums, und auch Melanchthon, der im Jahre 1536 die Universität Tübingen besuchte, haben da mit Hand angelegt.

So wurde Württemberg Lutherisch.

Was sagte aber der Kaiser zu dem allen? Was König Ferdinand? Was die andern katholischen Fürsten?

Nun, sie machten gute Miene zum bösen Spiel. König Ferdinand verhandelte gerade damals, als Philipp und Ulrich losschlugen, mit dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen über seine Anerkennung als deutscher König. Die war ihm Kursachsen immer noch schuldig geblieben seit seiner Wahl im Januar 1531 (Seite 293). Und solange dieser Protest noch galt, bestand sein Königtum im Reiche nicht zu Recht. Also lag Ferdinand viel daran, Johann Friedrichs Stimme noch nachträglich zu gewinnen.

Die beiden verhandelten erst zu Annaberg im Herzogtum Sachsen, dann zu Kaaden in Böhmen. Und bei dieser Gelegenheit fanden nun

hier auch die Friedensverhandlungen zwischen Herzog Ulrich und Ferdinand statt.

Johann Friedrich übernahm die Vertretung Herzog Ulrichs, obwohl er mit dem kriegerischen Vorgehen seiner Glaubensgenossen nicht einverstanden gewesen war. Er erkannte doch schließlich in dem Gang der Sache Gottes Hand. Wie denn auch Luther über den glücklichen Verlauf des Feldzuges sich von Herzen freute, der seine Befürchtungen zu Schanden gemacht hatte. „Ich freue mich," schrieb er einem Freunde am 14. Juli 1534, „daß der Landgraf mit heiler Haut und gutem Frieden wieder heimgekehrt ist. Gott ist sichtlich in der Sache; wider aller Hoffen hat er unsre Furcht zum Frieden gewandt. Der's angefangen hat, der wird es auch vollenden. Amen."

Am 29. Juni 1534 wurde der Kaadener Friede abgeschlossen. Ulrich erhielt dadurch sein Herzogtum rechtmäßig zurück, wenn auch als österreichisches Afterlehen. Zur Einführung der Reformation im Lande erhielt er vollkommene Freiheit. Überhaupt wurden den Protestanten die Errungenschaften des Nürnberger Religionsfriedens von Ferdinand ausdrücklich bestätigt, wofür Kursachsen und seine Verbündeten ihn als König anerkannten.

Gab König Ferdinand sich mit dieser Lösung zufrieden, wer hätte da noch Einspruch erheben wollen?

Für die Protestanten aber war es von größter Wichtigkeit, daß jetzt gegen die ausdrückliche Bestimmung des Nürnberger Friedensvertrages ein nachträglich erst der Reformation zugefallener Reichsstand in diesen Frieden aufgenommen wurde. Damit war erreicht, daß die weitere Ausbreitung des Protestantismus im Reich an jenen Vertragsbestimmungen kein rechtliches Hindernis mehr fand.

Auch das sagte König Ferdinand den Protestanten noch zu, daß die Prozesse des Reichskammergerichts gegen sie nun wirklich eingestellt werden sollten.

So eigenartig war der Gang der Erreignisse, die zur Reformation Württembergs führten. Ein wackerer Volksstamm in Oberdeutschland war damit für das Evangelium gewonnen.

Ohne Kriegslärm, aber auch unter merkwürdigen Umständen, vollzog sich fünf Jahre später die Reformation in einem anderen Lande,

das bis dahin unter dem Regimente eines hartnäckigen Papisten geseufzt hatte, im Herzogtum Sachsen.

Herzog Georg war ein rechtschaffener Herr, der nichts wider sein Gewissen that. In aller Frömmigkeit und Aufrichtigkeit blieb er der römischen Kirche zugethan. Zwar die Schäden und Mißstände, die sich überall in das kirchliche Wesen eingeschlichen hatten, sah und mißbilligte auch er und trat für angemessene Reformen von Seiten des Papstes oder eines künftigen Konzils kräftig mit ein (Band 1 Seite 586. Band 2 Seite 180 u. öfter). Aber daß ein hergelaufener Mönch die Reformation in die Hand nahm und jeder Christenmensch das Recht beanspruchte, das Evangelium besser zu kennen als „die Kirche", war ihm in den Tod zuwider. Er hätte gern Himmel und Hölle aufgeboten, der Lutherischen Ketzerei den Garaus zu machen. Und nun mußte er mit ansehen, wie seine ernestinischen Vettern drüben in Kursachsen dieses Gift förmlich hegten und züchteten. Vergebens machte er ihnen Vorstellungen, vergebens stellte er ihnen immer neues Anklagematerial gegen Luther und seine Anhänger zur Verfügung. Weder Friedrich, noch Johann, noch Johann Friedrich hatten ein Ohr dafür.

Aber im eigenen Lande war er doch wenigstens Herr. Das von der Lutherschen Sekte rein zu halten, wandte er allen Fleiß an. Leicht war es nicht. Denn wir wissen ja, wie das Herzogtum und das Kurfürstentum förmlich durcheinanderlagen. Welch einen lebhaften Verkehr gab's da herüber und hinüber! Wie leicht hatten's die Herzoglichen, jenseits der Grenze eine evangelische Predigt zu hören und wohl auch das heilige Sakrament nach der Einsetzung Christi zu genießen!

Georg ließ es an ernsten Verboten und, als die nichts fruchteten, an strengen Strafverfügungen nicht fehlen. Es half alles nichts. Die Leipziger liefen hinüber nach Holzhausen, nach Eicha, nach Eilenburg, wo unter dem Schutze des Kurfürsten das Evangelium freie Bahn hatte. Die Annaberger (Annaberg war Herzog Georgs Lieblingsstadt) wallfahrteten aus demselben Grunde nach dem nahen Buchholz. Je älter Georg wurde, desto mehr sah er die Bewegung um sich greifen, bei Vornehm und Gering, in Stadt und Land.

Desto strenger wurden aber auch seine Erlasse. Wer sich nicht darüber ausweisen konnte, daß er bei dem römischen Priester zur Beichte gewesen, mußte von Haus und Herd weichen. Wer mit wissentlicher Verachtung des heiligen Sterbesakraments gestorben war, durfte nicht ehrlich begraben werden: von niemandem geleitet außer vom Totengräber

mit seinen Gesellen, sollte sein Leichnam „in aller Frühe vor Tage oder bei der Nacht an einen ungeweihten Ort getragen und eingescharret werden". Ein Exempel statuierte der Herzog an dem Verfasser einer Flugschrift gegen die Mönche und Pfaffen: er ließ ihn „sein erdichtet Schandbuch fressen" und jagte ihn dann zum Lande hinaus. Einem andern, der gegen den ehelosen Stand der Priester allzu freimütig sich geäußert hatte, ließ er die Zunge aus dem Halse reißen und auf einen Block nageln. Überall an den Landstraßen und öffentlichen Gebäuden waren herzogliche Religionsedikte auf großen Tafeln angeschlagen, und die sich nicht warnen ließen, mußten büßen.

Luther wurde von Georgs Unterthanen, die um ihrer evangelischen Neigungen willen bedrängt und ausgetrieben waren, vielfach um Hilfe und Trost angegangen. So haben wir von ihm Trostbriefe aus jener Zeit für „die um des Evangelii willen verjagten" Leipziger, Oschatzer, Mittweider Bürger.

„Seid getrost, lieben Freunde," schrieb er am 4. Oktober 1532 denen von Leipzig; „es muß sauer vorher gehen, ehe das Lachen kommt. ‚Der weiß nicht, was süß ist, der nicht zuvor das Bittere geschmeckt.' Gott der Vater stärke euch durch seinen reichen Geist in Christo Jesu und nicht in Herzog Georgen. Denn Christus lebt und Herzog Georg stirbet; das ist ganz gewiß und wird sich bald beweisen. Amen."

An dieselben im Juni oder Juli 1533:

„Laßt uns doch eine kleine Weile harren und warten, was Gott machen will. Sie werden nicht ewiglich so toben. Es sind nach dem Reichstage zu Worms in den zwölf Jahren durch Gottes Macht so große Dinge geschehen, als kein Mensch hätte mögen denken noch sich versehen; dazu sind der Bluthunde und Mörder, so uns alle Jahre haben wollen gewißlich fressen, viel untergegangen mit öffentlichem, schrecklichem Gericht Gottes. Wer weiß, was Gott nach diesem Reichstage zu Augsburg, ehe denn zehn Jahre um sind, thun wird!"

Keines Propheten Wort ist glänzender erfüllt worden, als diese zuversichtliche Hoffnung Luthers. Es nahm mit Herzog Georg und mit seinem Widerstande gegen das Evangelium, ehe die zehn Jahre um waren, ein trauriges Ende.

Georg hatte von mehreren Söhnen noch zwei behalten. Johann, der ältere, war wo möglich römischer gesinnt als sein Vater; er ließ einmal Luthern durch Lukas Kranach sagen: sein Vater sei viel zu gelind gegen ihn gewesen; wenn er (Johann) in's Regiment komme, wolle er

sich an Luther erholen, was dieser an seinem Vater verschuldet hätte. Darauf soll Luther ihm erwidert haben: Gott habe ihn vor Herzog Georgs Zorn behütet, darum könne er sich vor Herzog Hans viel weniger fürchten; weil dieser auf seines Vaters Tod trotze, solle er nicht wert sein, ihn zu erleben.

Gleichviel ob Luther ihm diesen Bescheid gegeben oder nicht — es kam so. Am 11. Januar 1537 ging Prinz Johann seinem Vater mit dem Tode voraus. Im Todeskampfe soll er noch nach dem heiligen Abendmahl unter beiderlei Gestalt begehrt haben. Herzog Georg soll ihn ermahnt haben allein auf Christi Verdienst abzuscheiden, nicht aber auf seiner guten Werke Verdienst. Wie heute noch die Rede geht, daß die Katholiken in der Sterbestunde sich mit der evangelischen Lehre trösten, daß wir selig werden aus Gnaden allein durch Christum.

Johann starb kinderlos. Sein einziger Bruder, Friedrich, war geistesschwach. So mußte also voraussichtlich das Herzogtum bei Georgs Ableben an dessen Bruder Heinrich übergehen.

Herzog Heinrich hatte schon bei Georgs Lebzeiten, wie das damals Sitte war, seine eigene Herrschaft: die Ämter Freiberg und Wolkenstein. Dort bekannte er sich schon seit Jahren frei für einen Anhänger der Lutherischen Reformation. Seine Gemahlin Katharina war ihm darin vorangegangen. Eine Predigt Luthers, die er zu Torgau hörte (1531), hatte gute Wirkung gethan. Trotz Georgs Zorn und Drohungen stellte Heinrich in Freiberg evangelische Prediger an (seit 1536) und trat sogar dem Schmalkaldischen Bunde bei (1537).

Für Herzog Georg war es ein schrecklicher Gedanke, daß dieser sein Bruder sollte der Erbe des Landes werden und damit Land und Volk der Ketzerei verfallen. Er that sein Möglichstes, dies zu verhüten. Er setzte eine Regentschaft von vierundzwanzig Räten ein, die sollten für den unfähigen Friedrich regieren. Ja das Verlangen nach einem Enkelsohne trieb ihn sogar dazu, den unglücklichen Prinzen noch zu vermählen!

„Er thut's alles aus Haß gegen seinen Bruder," äußerte Luther; „aber unser Herr Gott lässet den Erbreichen verdorren."

Vier Wochen nach seiner Verheiratung starb Friedrich, am 26. Februar 1539.

Von solcher Fügung tief ergriffen, sprach Luther es aus: „Des Herrn Rat bleibet in Ewigkeit, Menschenweisheit geht scheitern. Herzog Georg muß verdorren, wie der verfluchte Feigenbaum."

Es ist zum Erbarmen, wie der so einsam gewordene Fürst, ein Greis von siebzig Jahren, sich am Ende seines Lebens um all seine Hoffnungen betrogen sah. Aber um sein Land für die römische Kirche zu retten, schreckte er auch vor dem Äußersten nicht zurück. Lieber sollte sein Stamm des alten Erbes verlustig gehen, als daß ein Fußbreit Landes evangelisch würde! Lieber sollte König Ferdinand sein Herzogtum haben, als sein ketzerischer Bruder Heinrich!

In diesem Sinne machte der alte, trotzige Fürst sein Testament. Falls Heinrich aufs neue dem Papsttum anhinge, sollte er sein Erbe sein; sonst sollte es an den Kaiser und König Ferdinand fallen.

Ehe er dieses Testament unterzeichnete, gab er seinem Bruder Nachricht von seinem Vorhaben. Jetzt mußte sich zeigen, ob Heinrich seinen Glauben lieber hatte, als das Herzogtum. Heinrich erfüllte die Bedingung seines Bruders nicht. Aber ehe Georg noch den verhängnisvollen Federzug thun konnte, der das Testament rechtskräftig gemacht hätte, überraschte ihn selbst der Tod — am 17. April 1539.

Als Luther davon Kunde erhielt, las er seinen Freunden den 58. Psalm vor: „Es ist ja noch Gott Richter auf Erden“. „Gott,“ meinte er, „hat ein sonderlich Werk gethan mit Herzog Georgens Tod. Gott hat ihm müssen wehren, oder Deutschland wär' in allen Jammer kommen!“ Dabei thut es ihm doch leid um seines Feindes Seele, die er täglich eingeschlossen hatte in sein Gebet: „Ich gönn' es dem Herzog Georg nicht; wollte lieber, daß er lebte und sich bekehrte — nun ist er dahin ins ewige Feuer, ist anders das Evangelium wahr.“ Auch vor seiner Gemeinde kam er auf den Todesfall zu reden, der alle Gemüter bewegte: „Der liebe Gott hat jetzt selber wunderbarlich Frieden gemacht, indem daß der gottlose Mensch Herzog Georg getötet ist.“

Niemand war froher über diese wunderbaren Schickungen Gottes als die Evangelischen im Herzogtum. Heinrich trat nun ohne Schwierigkeit das Erbe seines Bruders an. Er war auch schon ein bejahrter Mann, ohne hervorragende Geistesgaben, aber wohl beliebt beim Volke. „Es war keine Hoffart bei ihm,“ berichtet die Chronik; „redete gern mit armen Leuten. Weil er ein milder Fürst war, auch Kriegsmannen, Bergmannen, gemeinen Handwerksleuten sehr geneigt, so ward er auch von solchen allen wiederum geliebt und wert gehalten. Über dies alles war er ein getreuer, frommer Fürst, ohne Betrug, ohne Falsch, und was er zusagte, das mußte gehalten sein, auch oft mit seinem Schaden, welches nicht die geringste Tugend an einem Fürsten ist.“

Ohne großen Widerstand wurde nun auch das herzogliche Sachsen evangelisch. Zwar Mönche, Pfaffen und ihr Anhang waren betrübt. Aber niemand griff ihnen an Leib und Leben. Die Liebe zum Evangelium that sich am lebhaftesten in den großen Städten kund.

So in Leipzig, wo Herzog Heinrich sich zu Pfingsten huldigen ließ. Kurfürst Johann Friedrich kam dazu herüber, auch Luther und noch zwei Wittenberger Theologen, Jonas und Kruziger. Hören wir, was Justus Jonas davon an den uns wohl bekannten Fürsten Georg von Anhalt berichtet. Er schreibt ihm den 3. Juni 1539 unter anderem:

„Am Freitag nach Exaudi (23. Mai) sind wir mit dem durchlauchtigsten Kurfürsten in Leipzig eingezogen. Als wir dort am Stadtthor angekommen waren, strömte alsbald aus allen Straßen und Winkeln der Stadt eine ungemeine Menge Menschen herbei und umringte von allen Seiten unsern Wagen, den Luther zu sehen. So gab uns eine dichtgedrängte Schar gleichsam das Geleit bis zu unserer Herberge, dem Hause des Doktor Auerbach. (Der Arzt Heinrich Stromer aus Auerbach in Baiern, der schon zwanzig Jahre früher zur Zeit der Leipziger Disputation sich gegen Luther gastfreundlich erwiesen hatte, war unter Herzog Georg ein Bekenner des Evangeliums gewesen. Er ist der Erbauer von ‚Auerbachs Hof‘, und hier also nahm Luther jetzt Quartier.) Wie dort der Ketzer Luther vom Wagen stieg, hefteten sich aller Augen, der Wohlgesinnten und Übelgesinnten, der Freunde und Feinde, auf sein Antlitz. Und war in den Mienen meistens deutlich zu lesen, wie die Herzen gesinnt waren.“

Am andern Tage, also am Pfingstsonnabend, predigte Jonas auf Heinrichs Befehl in der Thomaskirche. Probst und Chorherren von Sankt Thomas weigerten das Geläut. Aber Maueranschläge riefen schnell eine große Menge Menschen in die Kirche. Jonas stimmte das Lied an „Nun bitten wir den heiligen Geist“, und die Gemeinde wußte wohl mitzusingen. „Und so wurde,“ berichtet er in seinem Briefe weiter, „diese erste Predigt wider den Willen der Papisten und der Feinde des Evangeliums, vor einer äußerst zahlreichen Versammlung gehalten. Auch die andern von uns haben an demselben Tage vor überaus vielen Zuhörern in den andern Kirchen gepredigt.“

Luther, der sich leidend fühlte, hielt in der Kapelle der Pleißenburg die Abendpredigt. Er fürchtete, die Hauptpredigt am Pfingsttage nicht

halten zu können. So predigte am Sonntage früh in der Thomaskirche Heinrichs Hofprediger von Freiberg, Paul Lindenau, in der Nikolaikirche Friedrich Mykonius, der Pfarrer von Gotha, in dem Benediktinerinnenkloster zu Sankt Georg wiederum Justus Jonas.

„Nachmittags (also am Pfingstsonntag, den 25. Mai) erfüllte Herr Doktor Martinus Luther seine Prophezeihung, die er vor zwei Jahren — ich weiß nicht, was für schlimme Pläne Herzog Georg damals gerade schmiedete — ausgesprochen hat, daß er noch zu Leipzig predigen werde. Vor einer gar großen Menge Volkes predigte er zu Sankt Thomä. Als er die Kanzel hinaufsteigen wollte, mußte Herr Doktor Breitenbach mit vorgestrecktem Arm der hervorbrechenden und sich drängenden Menschenmenge wehren und Luthern zur Kanzel Bahn machen. Das sahen die dabeistehenden Fürsten mit an, und ich hab's auch mit eigenen Augen geschaut."

„Der Rektor und die übrigen Herren von der Hochschule überreichten dem Doktor Luther und uns durch einige Magister und Pedelle in ehrenvoller Weise Geschenke. Der Rat schenkte nichts."

Kruziger und Mykonius blieben zur Durchführung der Reformation länger in Leipzig. Rat und Geistlichkeit machten Schwierigkeiten. „Die Mönche," schrieb Kruziger, „nebst etlichen alten Weibern verbreiten Gerüchte, die alter Weiber und Mönche würdig sind. Aber Christus, der im Himmel wohnet (Psalm 2, 4), fängt an, ihrer zu lachen und zu spotten. Viele angesehene Männer und fromme Leute und der größte Teil des Volkes nehmen mit glühender, herzlicher Liebe die Lehre der Wahrheit auf."

Nun, es gab für die Visitatoren, die schon im Juli ihre Wanderung durchs Herzogtum begannen, noch genug zu thun. Treue Arbeit in allen Ständen mußte der ersten Begeisterung nachfolgen.

In demselben Jahre 1539 ging auch Kur-Brandenburg in das evangelische Lager über.

Den Kurfürsten Joachim I. kennen wir von den Reichstagen her als einen strengen und eifrigen Papisten. Er verspürte keine Lust, seinem Vetter, dem Markgrafen Georg von fränkisch Brandenburg (Ansbach und Baireuth) nachzufolgen, der seit 1527 die Reformation in seinem Lande durchführte und auf dem Augsburger Reichstage ein treuer

Bekenner war. Kurfürst Joachim hielt es lieber mit seinem Bruder, dem Kardinal Albrecht, ja er war im Grunde ein viel besserer Katholik, als dieser. Die Brandenburgischen Landstände waren's auch zufrieden, daß man bei der alten Religion verbleiben wollte.

Da mußte Joachim zu seinem Schmerze erfahren, daß seine eigene Gattin im Berliner Schloß heimlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen habe. Für solchen Frevel ließ er sie in ein Zimmer sperren; es hieß, er wolle sie gar einmauern lassen. Aber mit Hilfe ihres Bruders, des Königs Christian von Dänemark, der damals schon aus seinem Reiche vertrieben war, entwich Kurfürstin Elisabeth und flüchtete nach Torgau zu ihrem Oheim Johann von Sachsen (März 1528). Sie nahm dann ihren Wohnsitz in Schloß Lichtenberg, hielt sich aber viel in Wittenberg auf und wurde mit Luther und seiner Familie sehr vertraut. Er nennt sie später seine Frau Gevatterin. Alt und krank geworden, wurde sie gar in seinem Hause verpflegt.

Joachim I. ließ sich am Papsttum nicht irre machen bis zu seinem Tode. Der traf ihn zu Stendal am 11. Juli 1535. Noch auf dem Sterbebette ermahnte er seine beiden Söhne, Joachim und Johann, dem alten Glauben treu zu bleiben.

Der jüngere, Johann, dem die Neumark zufiel, gab indessen sehr bald seinen evangelischen Neigungen freien Lauf. Langsamer ging es bei dem Kurfürsten Joachim II. Mit Luther stand er schon lange in freundschaftlichem Verkehr; als er das deutsche Reichsheer gegen die Türken führte (1532), hatte er von Luther eine christliche Zuschrift begehrt und erhalten. Aber er war eine friedfertige Natur, wollte es nicht gern mit jemandem verderben und sich keine Ungelegenheiten machen. Wo in seinem Lande evangelische Predigt aufkam, ließ er sie gewähren; er selber hielt, so sehr er innerlich vom Evangelium berührt war, an der alten Weise des Gottesdienstes fest.

Da traten im Jahre 1539 seine Hauptstadt Berlin, eine Anzahl Edelleute und sogar der vornehmste Bischof im Lande, Matthias von Brandenburg, mit der Bitte vor den Kurfürsten, er möge die reine Lehre und die Feier des Sakramentes unter beiderlei Gestalt gewähren. So im Einverständnis mit seinen Landständen entschloß er sich zur Reformation. Am 1. November 1539 reichte Bischof Matthias in der Nikolaikirche zu Spandau in feierlichem Hochamt, wozu alle evangelischen Prediger aus dem Brandenburgischen herbeigeeilt waren, dem Kurfürsten und

seinem Hofe, sowie vielen Edelleuten sonst, beides, das Brot und den Kelch. Das Volk im ganzen Kurfürstentum folgte unverweilt diesem Beispiel.

Bei der ganzen Umwandlung ging es sehr mild und besonnen zu. Von dem alten Gottesdienst und Zeremonienwesen behielt man das Möglichste bei.

Luther nahm daran keinen Anstoß. Er warnte nur davor, daß man irgend auf solche Nebendinge abergläubischen Wert lege, und daß man sie ausdrücklich in die Kirchenordnung aufnehme. Über die letzte Ölung und „Sakrament zu den Kranken tragen" schreibt er am 4. Dezember 1539 an Joachim II.: „Man könnte solche Stücke sonst im Brauch halten, aber nicht in die Reformation fassen und durch Druck lassen ausgehen. . . . Denn der Kirchen Bräuche sind von Anfang über alle Maß unzählige gewesen. . . . Es ist menschlicher Andacht Ordnung, nicht Gottes Gebot; darum mag man's halten, doch ohne Aberglauben („nicht päpstlicherweise"), bis man's besser machen kann."

Unter demselben Datum schreibt Luther dem Probst Georg Buchholzer in Berlin, der ihn befragt hatte, ob er die Prozessionen und Zeremonien noch mitmachen dürfe:

„Wenn Euch Euer Herr, der Kurfürst, will lassen das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen, ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sakramente der Taufe und des Blutes Jesu Christi nach seiner Einsetzung reichen, und will fallen lassen die Anrufung der Heiligen, daß sie nicht Nothelfer, Mittler und Fürbitter seien, und die Sakramente in der Prozession nicht umtragen, fallen lassen auch die täglichen Messen der Toten und nicht lassen weihen Wasser, Salz und Kraut und singen reine Responsorien und Gesänge, lateinisch und deutsch, im Umgang oder Prozession: so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder golden Kreuz und Chorrock von Sammet, Seiden oder Leinwand. Und hat Euer Herr, der Kurfürst, an Einem Chorrock nicht genug, den Ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester, drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papsttum ‚Ornat' (Schmuck) genannt hat. Haben auch Ihre Kurfürstl. Gnaden nicht genug an Einem Umgang oder Prozession, daß Ihr umhergehet, klingt und singt, so gehet siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern von Israel um Jericho gingen, machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen. Und hat Euer Herr ja Lust dazu, mögen

Ihre Kurf. Gnaden vorher springen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Zymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, da sie in die Stadt Jerusalem gebracht ward.

„Bin damit sehr wohl zufrieden. Denn solche Stücke, wenn nur Abusus (Mißbrauch) davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Not zur Seligkeit, und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde.

„Und könnt' ich's mit dem Papst und Papisten so weit bringen, wie wollt' ich Gott danken und so fröhlich sein!"

So sah Luther immer nur auf die Hauptsache und drang vor allem auf das rechte, innere Verständnis — dann mußte äußerer Brauch und Ordnung sich von selber finden.

Die zarte und allmähliche Art der Reformation in Kurbrandenburg ist aber ein neuer Beweis, auf wie verschiedenen Wegen das Evangelium den Sieg davontrug über die Irrungen der mittelalterlichen, päpstischen Zeit.

Wie gerne erzählte ich so weiter von einem Lande nach dem andern und von einer Stadt nach der andern, wie sie Lutherisch geworden sind. Doch darüber läßt sich wohl ein Buch schreiben, nicht aber nur ein Kapitel. Und es warten unser noch wichtigere Dinge.

Genug, es ging überall menschlich dabei zu, und es hatte überall der liebe Gott seine Hand im Spiele.

Norddeutschland war nun protestantisch, nachdem Kurbrandenburg und das albertinische Sachsen auch die Reformation durchgeführt hatten. Selbst im Kurfürstentum Köln rührte sich's mächtig; der Erzbischof, Graf Hermann von Wied, ein ernster, wohlgesinnter Mann, berief im Jahre 1542 Butzern zu sich, bald auch Melanchthon, „christliche Ordnung und Reformation" bei ihm einführen zu helfen. Freilich der Hauptgegner des Protestantismus im Norden wurde mit Waffengewalt niedergeschlagen: es war Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Er hatte die Schmalkaldischen herausgefordert, indem er Braunschweig und Goslar bedrängte. So zogen Landgraf Philipp von Hessen und Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen den beiden Städten zu Hilfe. Wolfenbüttel mußte sich ergeben, Herzog Heinrich geriet selber

in Gefangenschaft. In dem besiegten Lande aber führten die Sieger mit Bewilligung des Landtages die Reformation ein.

Norddeutschland Lutherisch, Süddeutschland teils Lutherisch, teils Schweizerisch, teils eine Mischung von beidem, und nur wo die Habsburger und Wittelsbacher ihre Hand daraufhielten, papistisch — welch eine Wendung binnen wenigen Jahren!

Und auch im Auslande gewann die deutsche Reformation immer festeren Boden. Dänemark, um dessen Thron eine Zeit lang heftig gekämpft wurde, gewann in Christian III. einen gut Lutherischen König. Derselbe ließ sich sogar im Jahre 1537 durch Bugenhagen in Kopenhagen krönen und trat im Jahre 1538 dem Schmalkaldischen Bunde bei.

Dem König Gustav von Schweden (Band 2 Seite 599) schickte Luther auf sein Verlangen einen Erzieher für seinen Sohn (April 1539). Dieser Hofmeister gewann des Königs ganzes Vertrauen und brachte es zu hohen Ehren. Auch sonst empfahl Luther dem Könige tüchtige Leute und blieb in brieflichem Verkehr mit ihm.

Im Nordosten gegen Rußland blieben Livland und Esthland, denen sich seit Ende der zwanziger Jahre auch Kurland immer mehr anschloß, die vorgeschobenen Posten. Im Südosten drang Lutherische Lehre mitten in das Reich der Türken hinein: Siebenbürgen erhielt durch Johann Honterus, Pfarrer von Kronstadt, der zu Wittenberg studiert hatte, eine evangelische Kirchenordnung. Von ihm urteilte Luther: „Das ist wahrlich ein Apostel, den der Herr dem Ungarlande erweckt hat". Hermannstadt besaß an Matthias Ramser einen gut Lutherischen Pastor. Im Jahre 1544 wurde die Reformation Sache der gesamten sächsischen Nation, die sich alsbald auch einen evangelischen Bischof erwählte.

In Venedig gab es um 1542 vier evangelische Prediger. Der Rat der Republik bedrückte und verfolgte aber die Anhänger der „neuen" Lehre. So wandten sich die evangelischen Brüder von Venedig, Vicenza und Treviso an Luther, um durch ihn die Fürsprache der protestantischen Fürsten zu gewinnen. Das erreichten sie wirklich, aber ihre Lage wurde dadurch nicht gebessert.

In der Schweiz und in Frankreich gewann zwar nicht das reine Luthertum, aber eine der Lutherischen sehr verwandte Predigt der Zwinglischen Art viel Boden ab. Davon wird bald des Näheren zu vermelden sein. Selbst König Franz that einmal, als möchte er evan-

gelisch werden; es war ihm aber mehr um das Bündnis der protestantischen Fürsten als um die Reformation zu thun.

England, dessen König Heinrich VIII. sich und sein Land aus sehr weltlichen Ursachen von Rom losriß, schien auch zu Zeiten ernstlich gewillt, von Luther und den Seinen zu lernen, was zu einer wahren Reformation not thäte. Dringend lud König Heinrich den Melanchthon zu sich ein. Seine Boten kamen nach Wittenberg und an den Hof des Kurfürsten. Statt des Melanchthon ging 1538 Mykonius mit einer Gesandtschaft Johann Friedrichs hinüber. Aber erst nach Luthers Tode ist England wirklich reformiert worden.

Alles in allem genommen blieb Luthers Reformation doch die deutsche Reformation. Daß sie nur immer noch völliger und gründlicher das ganze Reich und die Menschen darin durchdrungen und überwunden hätte!

Achtzehntes Kapitel.

Mancherlei Aergernis.

Groß und gewaltig sind die Fortschritte der Lutherschen Reformation, wenn man bedenkt, wie Kirche und Reich von Anfang darauf auswaren, sie ganz und gar nicht aufkommen zu lassen. Ein deutsches Land nach dem andern huldigte dem gebannten und geächteten Professor zu Wittenberg, mochte der Kaiser noch so scheel dazu sehen und der Papst mit den Zähnen knirschen.

Aber Luther kam nicht recht zur Freude über diese wunderbaren Erfolge. Wohl konnte er Gott von Herzen danken, wenn eine Stadt, ein Land sich dem Evangelium öffnete; aber so fröhlich, wie in den Tagen des Kreuzes, wie zur Zeit des Wormser und Augsburger Reichstages ist er in den späteren Jahren kaum je gewesen. Wie kam das?

Haß und Verfolgung, die von außen über ihn hereinbrachen um seiner Lehre willen, waren ihm eine sichere Bestätigung dafür, daß diese Lehre Christi Lehre und sein Werk Christi Werk sei. Und wer in solchen schweren Zeiten zu ihm stand, von dem wußte er, daß es um sein Glauben und Bekennen ein heiliger Ernst war wie bei ihm selber: „Ich kann nicht anders."

Als aber die Sonne den Protestanten freundlicher schien, als sie — seit dem Augsburger Reichstage — immer mehr Recht und Macht im Reiche gewannen, als für manchen mit dem Anschluß an die Reformation sogar irdischer Vorteil verbunden war, da sah Luther mit Schmerzen weltliches Wesen auch in den Reihen der Evangelischen überhand nehmen. Und wo ein ganzes Land durch seinen Fürsten im Handumdrehen evan=

gelisch wurde, da mochte ja diese Umwandlung im Sinne des Volkes sein; aber das war nicht der Fall, daß jedermann von ganzem Herzen das wiedergefundene Evangelium liebgehabt und auch darnach gelebt hätte. Vielmehr blieben viele in ihrer alten Schwachheit und Unklarheit in ihrem alten Aberglauben und äußerlichen Gottesdienst befangen. Grobe Unsitten und Laster gingen nach wie vor im Schwange; ja die neue Predigt von der christlichen Freiheit wurde, wie wir das an den Bauern erlebt haben (Band 2 Seite 699 ff), sogar auf eine fleischliche, weltliche Weise mißverstanden, als ob nun alles erlaubt sei.

Ein gewaltiger Bruch mit der alten Ordnung war durch den Gang der Ereignisse notwendig geworden. Die alte Kirche mit Papst und Bischöfen blieb im Großen und Ganzen unbußfertig; so mußten die Evangelischen sich ohne sie und wider sie einrichten. Welch eine Zumutung für das Volk, das so zäh am alten Herkommen hängt, sonderlich in Glaubens- und Kirchensachen! Es ist mit das Großartigste an Luther, daß er die von ihm erkannte Wahrheit so frei aller Welt verkündigt hat ohne Rücksicht darauf, ob sie auch würde vom Volke verstanden, ergriffen und beherzigt werden. Unbekümmert um die Folgen predigte er das Wort Gottes, den einen zur Seligkeit, den andern zum Gericht. Schließlich galt es ja nur zu retten, was zu retten war, ehe der liebe jüngste Tag anbrach.

Gleichwohl schmerzte es Luthern tief, wenn er nun vor Augen sah, wie er guten Samen auf's Land gestreut hatte und wuchs doch so viel Unkraut. Was da faul war auf evangelischer Seite, das sah er schärfer als seine Gegner — und die Augen des Feindes pflegen doch scharf zu sehen. Wie betrübte er sich im Herzen, daß die Gemeinden, da sie das Evangelium hatten, es noch so sehr an den Früchten fehlen ließen! Wie schalt er gegen alles unordentliche Wesen, gegen Schande und Laster, die noch immer sich breitmachten, ebenso den Leuten in's Angesicht wie in vertrauten Briefen.

„O über die schändliche Undankbarkeit unsers Zeitalters! Was sollen wir andres hoffen und erbitten, als daß unser Richter und Erlöser nun komme? Überall verschwören sich die Junker nnd die Bauern in unserm Lande wider das Evangelium, aber die Freiheit des Evangeliums machen sie nichtsdestoweniger mit allem Übermute sich zu Nutz. Was ist da zu verwundern, wenn die Papisten über uns her sind? Hier wird Gott richten!“

So schüttete Luther dem Spalatin sein Herz aus (25. August 1533).

Gerade auch in Kursachsen machten ihm Edelleute und Bauern mit ihrem alten Adam viel zu schaffen. Dem Link, der von Nürnberg nach Sachsen übersiedeln wollte, schrieb er (25. April 1535):

„Du glaubst nicht, was für Übermut und Ränke wir hier tragen und hinunterschlucken müssen von Junkern und Bauern. Ich komme auf den Gedanken, ja ich bin ganz überzeugt davon, daß Gott das Papsttum, dieses Teufelsreich, in seinem Zorn auf die Welt gesandt hat. Kein Reich schickte sich besser für die Welt. Die Welt will den Teufel zum Gott haben. Ich erkenne jetzt die Ursachen, weshalb Gott diesen Gräuel aufkommen und über die Gottheit sich erheben ließ: die Welt will's so haben."

„Die Welt will nun einmal dem Papst dienen und ihren Lüsten," schrieb er den Predigern zu Frankfurt am Main (10. November 1535), „und eine Religion wie die andere ist bei jedermann in Verachtung. Den Papst verachten nun, aus dem Evangelium belehrt, bereits auch die Papisten selber, wenn gleich sie trotzdem noch zum Schein und aus anderen Rücksichten den Papst anbeten, wie im Theater die Schauspieler. Wiederum verachten sie auch das Evangelium, nur auf eine andere Art: ‚Ich habe ein Haus gekauft; ich habe ein Weib genommen; ich kann nicht kommen' (Luk. 14, 18 ff). Was thun? Laß verderben, was verdirbt, und zum Abgrunde laufen, was da irre geht und irre leitet. Sie wollen's so haben."

Die Visitationen, die überall in den evangelisch gewordenen Ländern betrieben wurden, brachten entsetzlichen Schmutz zu Tage. Auch in Kursachsen bedurften die Gemeinden immer wiederholter Besuche und durchgreifender Maßregeln. Trunksucht, Unzucht und allerlei Rohheit herrschte unter den Bauern; Kirche, Pfarrhaus, Friedhof befanden sich in erbärmlichem Zustande; die Geistlichen hatten nicht, wovon sie leben sollten. Die Berichte der Visitatoren sind voll von alten und neuen Klagen.

Aber die Römischen hatten damals wie heute keine Ursache, auf solche Klagen und Zustände mit Fingern zu weisen. Die evangelischen Obrigkeiten übernahmen nur das Erbe der Bischöfe, die ihre Pflicht nicht gethan hatten. Und eben die Visitationen beweisen, wie ernst es den Reformatoren darum war, die Schäden des kirchlichen und sittlichen Lebens kennen zu lernen und zu bessern.

Luther erfuhr natürlich alle Nöte und Mißhelligkeiten aus erster Hand. Ihm meinte jedermann sein Leidwesen und Beschwernis vortra-

gen zu müssen. Kein Wunder; daß er manchmal über all den Schmutz und Streit betrübt und zornig wurde.

Besonders auf die großen Herren war er schlecht zu sprechen, welche schnell bei der Hand waren, Klöster und Kirchengüter einzuziehen, aber nun auch für Kirche und Schule, Pfarrer und gemeine Notdurft das Ihre zu thun, das ließen sie wohl bleiben. In Briefen, Schriften und Predigten wäscht er solchen Gesellen den Kopf. So schreibt er mitten in einer Auslegung des Evangeliums Johannis:

„Die Leute kommen zur Predigt des Evangeliums, gleich als wären sie desselben wahrhaftige Schüler; aber unter diesem Schein suchen sie andres nichts, denn einen Bauch voll und ihren Eigennutz, halten das Evangelium für eine Bauchlehre, daraus man lerne fressen und saufen. Das sind schier aller Menschen Gedanken, von unten an bis oben auf zu rechnen. Denn bei Fürsten, Grafen, Edelleuten und Amtleuten und Bauern geht es durchaus also, daß man das Evangelium für eine Bauchpredigt halte."

Der Stadtrat von Zwickau hatte sich mit den dortigen Predigern überworfen und einen von ihnen ohne weiteres entlassen. Wie fuhr Luther ihn deshalb an! „Meinet ihr," schrieb er dem Zwickauer Stadtschreiber Roth (4. März 1531), „ihr lieben Junker, daß ihr so wollet dominieren in der Kirche, und die Renten, die ihr nicht gestiftet, noch euer sind, also an euch reißen und rauben, darnach geben, welchem ihr wollet, als wäret ihr Herren über die Kirche? Aber das haben wir verdient mit so großer Arbeit, mit so großem Kämpfen für Gottes Wort; mit solchem Danke lohnt ihr uns, ihr guten Freunde!"

Vom kursächsischen Hofe schreibt er (in jenem Briefe an Link vom 25. April 1535): „Der Fürst ist der beste Mann, zu dem ich alles Zutrauen habe; aber außer dem Fürsten wüßte ich keinen, der mir unverdächtig wäre — ich rede von den Häuptern. Daraus magst Du entnehmen, wie groß die Liebe und der Eifer zu Gottes Wort in der Welt ist. Ach, es will doch nicht anders sein, denn durch Ehre und Schande, durch Irrtum und Ärgernis, durch Freud und Leid, durch Teufel und abermals Teufel und durch Engel, durch Gute und Böse zu jenem Einen hindurch, der allein gut ist ohne alle Bosheit.

„Ach, helf' uns Gott — wie gar stark läßt Gott den Teufel sein und macht uns so sehr schwach!"

Je unzufriedener Luther sonst mit den „großen Hansen" war, desto mehr Ursache hatte er, mit seinem Kurfürsten zufrieden zu sein. Auch

dieser hatte die alten Kirchengüter eingezogen; aber Luther konnte ihm das Zeugnis ausstellen, daß er „Gott Lob! was derselben vorhanden, ganz christlich angelegt, als an Kirchen, Schulen, Armen u. s. w., und bedürfte derselben wohl mehr in solchen großen Unkosten, so über ihn gehen."

Es war eine besondere Gnade von Gott, daß auch dieser dritte Kurfürst von Sachsen, den Luther erlebte, wie sein Vater und Oheim mit reinen Händen und frommem Herzen das Werk der Reformation förderte. Johann Friedrich zeichnete sich vor den protestantischen und katholischen Fürsten im Reich durch ein tugendhaftes Leben und rechtschaffenes Regiment aus. So konnte ihn auch Luther gegen heftige Schmähungen, die ihm von Seiten der Papisten widerfuhren, mit gutem Gewissen in Schutz nehmen. Nur Eine Schwäche hatte auch er, wie so viele seinesgleichen: er that beim Becher oftmals des Guten zu viel.

Hören wir Luthern selbst, wie er darüber redet in einer Streitschrift gegen Herzog Heinrich von Braunschweig (Seite 323), der Johann Friedrich arg beschimpft hatte und ihn unter anderm einen ‚Trunkenbold' genannt.

„Ich kann das nicht ganz entschuldigen," erwidert ihm Luther, „daß mein gnädigster Herr zu Zeiten über Tisch, sonderlich mit Gästen, einen Trunk zu viel thut. Das sehen wir auch nicht gern; wiewohl sein Leib eines großen Trunks mächtig ist vor andern. Aber das wird Heinz nicht beweisen, daß er ein Trunkenbold sei oder unordentlich Wesen daraus folge (Heinrich hatte die Schriftstelle Eph. 5, 18 gegen den Kurfürsten ins Feld geführt). Es muß Heinz, Mainz und alle Teufel bekennen, wie leid es ihnen auch ist, daß der Kurfürst ein groß Fürstentum zu regieren wohl geschickt ist, und viel Sachen zu handeln. Dazu ist er mit der Religion und des Reichs und andern Sachen überschüttet, daß da wenig Muße noch Ruhe übrig, sondern Arbeit über Arbeit ist, wie das am Tage und das ganze Reich weiß. Zu solchen hohen, großen, vielen, wichtigen, täglichen und unabläßlichen Sachen ist freilich kein Trunkenbold nütze noch geschickt, wie das wohl ein Kind und Narr verstehen kann.

„So ist auch da, Gott Lob! ein züchtiges, ehrliches Leben und Wandel, ein wahrhaftiger Mund, eine milde Hand, Kirchen, Schulen, Armen zu helfen; ein ernstes, beständiges, treues Herz, Gottes Wort zu ehren, die Bösen zu strafen, die Frommen zu schützen,

Fried' und gut Regiment zu halten. Und ist der Ehestand so rein und löblich, daß er ein schön Exempel kann sein allen Fürsten, Herren und jedermann, ein christlich, still Frauenzimmer, das — wie man zu rühmen pflegt — einem Kloster gleich ist: da höret man täglich Gottes Wort, gehet zur Predigt, betet und lobet Gott; will nicht sagen, wie viel der Kurfürst selbst lieset und schreibet alle Tage."

In Wahrheit: als ein unverdorbener Jüngling war Johann Friedrich herangewachsen, früher als sein Vater Johann und sein Oheim Friedrich hatte er sein Herz Luthern und dem Evangelium aufgeschlossen, und nun stand er da als eine der edelsten Erscheinungen auf Deutschlands Fürstenthronen, ein echt evangelischer Charakter. „Denn ausgenommen den Trunk über Tische," fährt Luther fort, „wirst du nichts andres finden denn eitel große Gaben Gottes und allerlei Tugend eines löblichen, christlichen Fürsten, auch eines keuschen, züchtigen Ehemannes. Die Früchte zeugen vom Baum."

Um so wohlthuender mußte es für Luther sein, daß er so frei von den Tugenden seines lieben Landesfürsten Zeugnis ablegen konnte, da das andere Haupt der Protestanten durch seine ungezügelten Leidenschaften ihm manche schwere Stunde bereitete und der guten evangelischen Sache üble Nachrede zuzog, die bis heute noch nicht verstummt ist: ich meine Philipp, den hessischen Landgrafen.

Am liebsten möchte ich von der Geschichte stille schweigen, aber ich hab' es nun einmal dem lieben Leser versprochen, die ganze Wahrheit zu berichten. Und wer gerecht und billig zu urteilen vermag, wird schließlich finden, daß wir um dieser Begebenheit willen uns vor der römischen Kirche noch lange nicht zu schämen brauchen.

Wir haben den Landgrafen nun schon bei so mancher Gelegenheit kennen gelernt, und ich denke, wir haben ihn auch lieb gewonnen, weil er frisch und fröhlich die Sache der Reformation vertritt und verficht gegen jedermann. Das Evangelium ist ihm wirklich zu Herzen gegangen; des haben wir manches gute Wort und manche gute That zum Zeugnis. Freilich ist seine Art nicht die der sächsischen Kurfürsten; während diese lange sich beraten und bei aller Liebe zur guten Sache doch immer auf Recht und Frieden bedacht sind, ist Philipp schnell zum Handeln und scheut sich nicht, zu brechen und zu kriegen. Man wird schwer entscheiden können, welcher von beiden Teilen zum Siege der

Reformation im Reiche mehr geholfen hat, Philipp von Hessen oder die sächsischen Kurfürsten; es hatte jedes seine besonderen Gaben und Aufgaben

Aber in Einem Stücke stand Philipp seinen Freunden weit nach: in seinem Lebenswandel. Ich sage nicht, daß er vor den andern deutschen und ausländischen Fürsten überhaupt sich durch einen leichtfertigen Lebenswandel ausgezeichnet habe. Es stand leider an den Fürstenhöfen zu damaliger Zeit in diesem Betrachte fast durchgängig sehr schlecht. So war für die Zeitgenossen gar nichts Auffallendes dabei, daß Landgraf Philipp es mit dem sechsten Gebote von Jugend auf wenig ernst nahm und seiner Ehefrau die schuldige Treue nicht hielt.

Seine Gattin war Christine, Herzog Georgs von Sachsen Tochter, eine brave Frau, die später im Unglück sich wohl bewährt hat. Sie gebar ihm Söhne und Töchter. Dennoch war die Ehe keine glückliche. Als sie sich heirateten, war Philipp neunzehn, seine Frau achtzehn Jahre alt. Die Neigung der Herzen hatte, wie das bei fürstlichen Herrschaften zu gehen pflegt, dabei nicht den Ausschlag gegeben.

Indem nun Philipp seinen Leidenschaften nachhing, war doch die evangelische Erkenntnis mächtig genug in ihm, daß er sich darüber Gewissensbisse machte. Er fühlte seine Sünde so sehr, daß er seit 1525, ein einziges Mal ausgenommen, nicht zum heiligen Abendmahl zu gehen wagte. Schon 1526 kam er auf den Gedanken, ob er sich nicht vielleicht dadurch helfen könnte, daß er ein zweites Ehegemahl sich antrauen ließe? Er schrieb sogar deshalb an Luther. Der aber warnte ihn ernstlich: „Heiden und Türken," schrieb er, „mögen thun, was sie wollen," Christen aber sollen nicht mehr denn ein Eheweib haben.

Die Frage, ob Vielweiberei erlaubt sei, lag damals in der Luft. Karlstadt und die Schwärmer hatten sie aufgebracht. In einer Zeit, wo die Priesterehe für recht und gut erkannt wurde, die bis dahin als ein ungeheuerlicher Frevel gegolten hatte, schien auch die Doppelehe nichts Unerhörtes und Unmögliches. Kardinal Kajetan, den wir von seinen Verhandlungen mit Luther her kennen (Band 1 Seite 334 ff), also ein unverdächtiger Zeuge von dem, was in der Papstkirche damals zu lehren erlaubt war, lehrte in einem seiner Bücher öffentlich, daß eine Mehrzahl von Frauen durch das göttliche Recht nicht ausgeschlossen sei. Und der Papst selber hat dem englischen Könige Heinrich VIII., als er einmal bei ihm auf Ehescheidung antrug, unter der Hand sagen

lassen, er möge doch, seiner rechtmäßigen Ehe unbeschadet, eine Nebenehe eingehen.

Wir sehen, in der Papstkirche war der Gedanke, daß Doppelehen oder gar Vielehen unter Umständen gestattet seien, nichts Fremdes. Ganz abgesehen davon, daß über gemeinen Ehebruch das Urteil unter Geistlichen und Laien dazumal durchgängig ein entsetzlich leichtsinniges war.

Nach deutschem, kaiserlichem Recht war es ein strafwürdiges Verbrechen, zwei Ehefrauen zu haben. Gleichwohl erzählte man sich damals allgemein die Sage von dem Grafen von Gleichen, der in der Gefangenschaft im Morgenlande ein Weib genommen, dasselbe später mit in die Heimat gebracht und hier mit ihr und seiner zuvor schon angetrauten, ihm treu gebliebenen Ehefrau im Frieden zusammengelebt habe. Das hielt damals jedermann für eine wahre Geschichte. Und von einem christlichen Kaiser, Valentinian I. (364—375), berichtete ein alter Kirchengeschichtsschreiber, daß er nicht nur selbst zwei Frauen gehabt, sondern auch ein Gesetz erlassen habe, welches die Doppelehe für zulässig erklärte. So schien es auch vom Standpunkte des deutschen und römischen Rechts nicht so unerhört und unmöglich, daß ausnahmsweise unter besonderen Umständen ein Mann zwei Frauen heirate.

Dazu kam endlich die Thatsache, daß Abraham und andere fromme Männer des Alten Bundes, wie die Bibel erzählt, in diesem Stücke auch nicht unsere strengen, christlichen Grundsätze geteilt haben und doch von der damaligen Kirche als vollkommene Vorbilder und Heilige hingestellt wurden. Das alles führte christliche Gemüter in verhängnisvolle Verirrung.

Je älter und ernster Landgraf Philipp wurde, desto mehr schreckte er vor der Sünde des Ehebruchs zurück. Da ihm aber seine Gattin Christine in keiner Weise genügte, hing er immer entschiedener dem Gedanken nach, ob ihm nicht durch eine Nebenehe geholfen werden könnte. Und als er im Jahre 1539 ein sonderlich schönes Fräulein, die sechszehnjährige Margarethe von der Saal, kennen lernte, wurde der Entschluß in ihm fest, diese zu seiner zweiten Frau zu nehmen.

Er gewann dazu die Einwilligung seiner rechtmäßigen Gattin Christine, welcher ebenso wie ihren Kindern, alle Rechte gesichert blieben. Und er gewann dazu — leider — auch die Einwilligung der Wittenberger Theologen, wenn dieselben ihm auch den Schritt ernstlich widerrieten und allerhand Bedingungen daran knüpften. Er gewann endlich auch die Einwilligung seines Freundes und Bundesgenossen Johann

Friedrich von Sachsen, der freilich am allerlängsten und heftigsten sich dawider gesträubt hat.

Wir haben noch den beichtväterlichen Ratschlag, welchen die Wittenberger Theologen unter dem 10. Dezember 1539 dem Landgrafen gegeben haben. Er ist verfaßt von Melanchthon, unterschrieben auch von Luther, Korvinus, Butzer (der in Philipps Auftrage die Verhandlungen mit den Wittenbergern führte) und nachträglich von etlichen hessischen Theologen.

Zunächst ist mit Nachdruck darauf verwiesen, wie Gott die Ehe gestiftet hat. „Gott hat die Ehe also eingesetzt, daß es allein zweier Personen Gesellschaft sein sollt' und nicht mehr. Das will der Spruch: ‚Es sollen zwei in Einem Fleisch sein (1. Mos. 2, 24).' Und dieses ist erstlich (in der ersten Zeit) also gehalten.

„Aber Lamech hat das Exempel eingeführt, mehr Weiber zu haben, welches von ihm in der Schrift gemeldet ist als eine Einführung wider die erste Regel. Darnach ist es bei den Ungläubigen gewöhnlich worden, bis daß Abraham und seine Nachkommen mehr Weiber genommen, und ist wahr, daß hernach solches im Gesetz Mosens zugelassen; denn Gott hat um der schwachen Natur etwas nachgegeben.

„Dieweil es aber dem ersten Anfang und der Schöpfung gemäß ist, daß ein Mann nicht mehr denn Ein Weib habe, ist solch Gesetz löblich und also in der Kirche angenommen, und ist nicht dagegen ein ander Gesetz zu machen oder aufzurichten. Denn Christus wiederholet diesen Spruch: ‚Es werden zwei in Einem Fleisch sein (Matth. 19, 5) und erinnert, wie die Ehe erstlich (in der ersten Zeit) vor menschlicher Schwachheit gewesen sei."

Dazu macht Luther noch eigenhändig am Rande die Bemerkung, daß Vielweiberei darum unerträglich sei, weil „wir aus dem Wort Gottes den Befehl haben, die Ehe und alle menschliche Sache auf die erste und göttliche Einsetzung zu richten und, so viel wie möglich, darin zu halten, auch männiglich von aller Ärgernis abzuwenden."

Insoweit traten die Theologen dem Begehren des Landgrafen entgegen. Aber statt ihm nun einfach zu sagen, er solle von seinem sündigen Vorhaben abstehen und vielmehr, wie es Christenpflicht ist, sein Fleisch kreuzigen samt den Lüsten und Begierden, ließen sie sich doch durch das Beispiel Abrahams und der andern Frommen des Alten Bundes dermaßen blenden, daß sie unter Umständen und ausnahms-

weise eine Doppelehe doch für zulässig erklärten. Und weiter wollte ja der Landgraf gar nichts haben.

„Ew. Fürstlichen Gnaden wissen," heißt es weiter in dem Beichtrat, „und verstehen dieses selber, daß ein großer Unterschied ist, ein gemein Gesetz zu machen oder in einem Fall aus wichtigen Ursachen und doch nach göttlicher Zulassung eine Dispensation zu brauchen."

Nun hatte der Landgraf durch Butzer, seinen Unterhändler, Luthern und Melanchthon die kläglichsten Versicherungen gegeben, daß ihm für Leben und Gesundheit eine zweite Frau unumgänglich notwendig sei. Ihm von seinen Anfechtungen Leibes und Gewissens zu helfen, schien den Befragten ernste Pflicht. Und ob sie wohl einsahen, welchen unendlichen Schaden die evangelische Sache von dem ganzen Handel davontragen könnte, wenn er ruchbar würde, meinten sie doch, auf Grund der heiligen Schrift in diesem Falle dem Landgrafen solche Freiheit zugestehen zu müssen.

„Daß etwa in einem Fall eine Dispensation gebraucht würde . . . (folgen etliche Beispiele, wie das des Grafen von Gleichen) — so in solchen Fällen der Mann noch ein Weib nähme mit Rat seines Pastors, nicht ein Gesetz einzuführen, sondern seiner Notdurft zu raten: diesen wissen wir nicht zu verdammen.

„Denn was vom Ehestand zugelassen im Gesetz Mosens, ist nicht im Evangelio verboten, welches nicht die Regiment' (Gesetze) im äußerlichen Leben ändert, sondern bringt ewige Gerechtigkeit und ewiges Leben und fänget an einen rechten Gehorsam gegen Gott und will die verderbte Natur wieder zurechtbringen."

Die Reformatoren irren hier im Gebrauche des Alten Testamentes. Das wäre schlimm, wenn alles, was im Gesetz des Moses zugelassen ist, auch unter dem Evangelium, in der Christenheit, noch zugelassen wäre. In Jesu Christo haben wir, wie ja die Reformatoren in der eben angeführten Stelle auch sagen, eine neue Gerechtigkeit empfangen. Nun ist für ein christliches Gewissen vieles unmöglich, woran die Frommen des Alten Bundes keinen Anstoß nahmen, und vieles Pflicht, was jene nicht dafür erkannten. Ein neuer Geist, eine neue Kraft, ein neues Leben ist den Christen zu eigen geworden „im Evangelio", wovon auch Moses und die alten Erzväter noch gar ferne waren. Luther irrte, wenn er in Abraham schon einen „rechten, ja vollkommenen Christen" sah, der „aufs allerevangelischste im Geiste Gottes gelebt habe". Abraham

hatte für seine Zeit eine sonderlich feine Erkenntnis Gottes und einen sonderlich starken Glauben und einen sonderlich gottgefälligen Wandel; aber seit die vollkommene Offenbarung in Christo erschienen ist, verlangt Gott von seinen Kindern mehr, als von Abraham. Der neue Bund fordert einen neuen Glauben und ein neues Leben. Was gut und groß ist an den alten Vätern, da sollen wir ihnen wohl nacheifern, was aber menschlich und unvollkommen ist an ihnen, das soll uns daran mahnen, wie viel Geduld Gott von Anfang her hat haben müssen mit den Menschenkindern, und wie viel reicher er uns nun gemacht hat durch Christum.

Wollte aber jemand den Reformatoren einen Vorwurf daraus machen, daß sie das rechte Urteil über solche Geschichten im Alten Testament nicht so gleich besessen haben? Einen solchen Vorwurf zu erheben, hat niemand weniger ein Recht, als die Papisten. Denn unter dem Papsttum war es und ist es hergebracht, daß man keinen Unterschied macht zwischen dem Alten und Neuen Testament, zwischen unvollkommener und vollkommener Offenbarung. Unter dem Papsttum ist Abraham ein Heiliger geworden und hinter diesem Heiligen und der Schar der übrigen Christus, der allein Heilige, verschwunden. Kurz, wenn die Reformatoren in dem Beichtrat, den sie an Philipp erteilten, in der Anwendung des Alten Testamentes geirrt haben, so war dies die Ursache, daß sie in diesem Stücke noch nicht ganz loswaren von den Irrtümern der römischen Kirche!

Ebenso steht's mit dem ganzen Gerede von Dispensation. Es giebt keine „Dispensation" von göttlichen Sittengeboten in „Ausnahmefällen". Es giebt keinen Ausnahmefall, wo das Gebot „Du sollst nicht ehebrechen" keine Anwendung zu finden brauchte. Nun war aber in der Papstkirche (und ist bis auf den heutigen Tag) das Dispensationswesen außerordentlich in Brauch und Übung. Von allen möglichen Pflichten und Tugenden konnte ein Beichtvater sein Beichtkind dispensieren oder entbinden, und ging die Sache über eines gewöhnlichen Priesters Recht und Vollmacht hinaus, so konnte es der Bischof, der Erzbischof oder der Papst. Nach römisch-katholischem Recht ist die Ehe ein Sakrament und darum unauflöslich. Ehescheidung giebt es also in der römischen Kirche nicht. Das hat aber die Päpste nicht gehindert, auf dem Wege der Dispensation nicht nur Ehescheidung, sondern auch Ehebruch zu gestatten, ja zu rechtfertigen. Gegen solches Dispensationswesen, wie es in Rom getrieben wurde, ist Luther gelegentlich scharf

aufgetreten (Band 1 Seite 645). Zu der Erkenntnis war er aber noch nicht ganz durchgedrungen, daß es überhaupt unter keinen Umständen Sache der Kirche oder des Beichtvaters sein kann, von christlichen Pflichten und Tugenden zu dispensieren. Das mag ihm verdenken, wer will; aber nur die Römischen sollen ja stilleschweigen, denn Rom hatte das sittliche Urteil so verwirrt, daß selbst Luther und Melanchthon in solcher Frage noch irren konnten.

Doch zurück zu ihrem Beichtrate selber! Damit der Landgraf „in besserem Stand wäre vor Gott und mit gutem Gewissen lebte“ (Seite 335), willigen die Reformatoren darein, daß er noch ein Ehgemahl sich antrauen lasse. Aber nur vor Gott soll damit dieses Verhältnis geweiht und geheiligt sein; vor Menschen soll der Landgraf sich solcher Trauung nicht rühmen, sondern es soll Beichtgeheimnis bleiben, daß da eine ehrliche Ehe geschlossen sei. Es möchten sonst, wenn es ruchbar würde, sich viele ein Exempel daran nehmen nnd sich ein Gesetz daraus machen, wo doch nur eine Dispensation vorliege, auch möchte anderweit Ärgernis daraus erfolgen.

Am 4. März 1540 ließ sich Landgraf Philipp zu Rothenburg an der Fulda durch seinen Hofprediger Melander mit Margaretha von der Saal trauen, zur linken Hand.

Melanchthon war dabei zugegen. Die Sache nahm ihn so sehr mit, daß er auf den Tod erkrankte. Wahrlich nicht leichthin, sondern unter großem Bedenken hatten er und Luther ihr Gutachten gegeben, und sie fühlten beide je länger je mehr, auf wie schwachen Füßen die von ihnen gefällte Entscheidung stand. Aber während Melanchthon darob fast verzweifeln wollte, blieb Luther gefaßten Mutes. Aus Rücksicht auf Philipps Gewissensnot hatte er seinen Rat gegeben: „Weil er's denn so hoch zur Seligkeit seiner Seelen achtet (nämlich der Landgraf), so müssen wir Gott bitten, daß er gnädiglich dazu helfe, daß es wohl gerate“. So schrieb er dem Kurfürsten am 12. April. Und als ihm später ernstliche Zweifel kamen, ob auch die dringlichen Vorstellungen des Landgrafen alle so ernsten Grund gehabt hätten, bekannte er: „Hätte ich das gewußt, sollte mich freilich kein Engel zu solchem Rat gebracht haben.“

Die Heimlichkeit blieb auch nicht lange gewahrt. Philipps Schwester, die Herzogin Elisabeth von Rochlitz, machte bei den Verwandten Lärm. Philipps Hofprediger und andere allzu dienstbeflissene Anhänger fingen an, das gute Recht einer Doppelehe öffentlich zu behaupten und zu

beweisen. Philipps Feinde bemächtigten sich mit begreiflichem Eifer des Skandals und nahmen davon Ursache, das ganze Werk der Reformation zu verunglimpfen. Es ging nach Luthers Worten: „Also thun unsere Widersacher: was an uns böse ist, das mutzen sie uns auf, des anderen Guten schweigen sie“.

Im übrigen war er gewiß, daß, wie sehr auch sie für ihre Person bei dem ganzen Handel gefehlt haben möchten, die Sache des Evangeliums doch Gottes Sache bleibe. Er verließ sich fest darauf, daß Gott um ihrer Sünde willen sein Werk nicht könne Schaden leiden lassen, wie er das auch während des Augsburger Reichstages mehr als einmal ausgesprochen hat (Seite 254).

„Wie werden jetzt die Papisten schreien,“ sagte er zu seinen Tischgenossen; „aber sie sollen schreien zu ihrem eigenen Verderben. Unsere Sünden können dennoch vergeben werden — ist doch auch David gefallen; der Papisten Sünden sind nicht zu vergeben, weil sie den Herrn verachten und kreuzigen“.

Ein ander Mal erklärte er: „Es sei ferne, daß die That (des Landgrafen) mir gefiele; könnte ich sie ändern, so thät' ich's; da ich's nicht kann, muß ich sie mit Gleichmut tragen und will solche Ärgernisse Gott befehlen“.

Als das Gerede immer toller wurde, setzte er für sein Teil sich wohl darüber hinweg: „Es ist noch um ein Vierteljahr zu thun, so singt sich dies Liedlein auch aus. Wollt' Gott, daß Philippus (Melanchthon, der sich eben damals fast zu Tode grämte) den Sinn auch könnt' haben! Ich wollte dem Teufel und den Papisten nicht so viel zu Liebe thun, daß ich mich drum bekümmern wollt'; Gott wird's wohl machen, ihm befehlen wir die ganze Sache“.

Bei wem der Schritt des Landgrafen am allermeisten Befremden und Widerspruch erregte, das waren die evangelischen Fürsten. Herzog Heinrich von Sachsen, Joachim vom Brandenburg, Ulrich von Württemberg, auch der König von Dänemark ließen ihn ihren Unwillen bitter fühlen. Bei wem er aber verhältnismäßig am leichtesten Nachsicht und Verzeihung fand — das war der Kaiser!

Da nach deutschem Landrecht die Doppelehe ein straffälliges Vergehen war, so hätte der Kaiser von Rechts wegen den Landgrafen vor Gericht fordern müssen. Aber gerade der Kaiser, dieser Schirmherr der katholischen Kirche, ließ sich bei seinem Verhalten gar nicht etwa von sittlicher Entrüstung bestimmen; er benutzte die Verlegenheit des Land-

grafen als eine günstige Gelegenheit, ihn in den Dienst des Habsburgischen Hauses zu ziehen. Anfangs schlug er ihm vor: er solle die Sache des Evangeliums verlassen, dann solle ihm alles verziehen sein. Als der Landgraf diesen Preis nicht zahlen mochte, begnügte der Kaiser sich mit politischen Zugeständnissen.

Wirklich verlief die böse Geschichte allmählich im Sande. Den Unsegen davon hat Philipp gehabt; die evangelische Bewegung konnte auch durch die Verirrung ihres wackeren Vorkämpfers nicht gehemmt werden.

Daß die Sünde auch in den Reihen der Evangelischen noch so mächtig war, hat Luther oft schwer empfunden. Es ist das recht eigentlich sein Kreuz gewesen während seiner letzten Lebensjahre. Manche strenge, bittere Rede darüber haben wir schon von ihm vernommen (Seite 320 f) und werden noch mehr vernehmen.

Aber wenn nun die Gegner es ihm unermüdlich vorwarfen, daß es die Welt nicht besser und heiliger mache, sondern wohl gar wüster und schlechter, da wußte er ihnen zu antworten.

Wir Evangelischen, sagte er dann, haben die „Lehre, welche muß rein und lauter sein, nämlich das liebe, selige, heilige und einige Wort Gottes, ohn' allen Zusatz. Aber das Leben, so sich täglich nach der Lehre richten, reinigen und heiligen soll, ist noch nicht ganz rein oder heilig, dieweil dieser Madensack, Fleisch und Blut, lebet“. Wort und Sakrament „haben wir heilig und rein, ohn' allen Zusatz und Unflat menschlicher Lehre. Das Leben gehet nicht völlig darnach, wie wir gern sähen und wollten; darüber die Propheten selbst auch klagen. Denn das gehöret dorthin, da wir den Engeln gleich sein werden (Matth. 22, 30).“

Wiederholt redet er davon in seiner Schrift „Wider Hans Worst“, nämlich wider Herzog Heinrich von Braunschweig, der besonders den Wandel der Evangelischen hart angegriffen hatte (Seite 330).

„Ich muß leider bekennen: ob wir wohl die reine Lehre göttlichen Worts und eine feine, reine, heilige Kirche haben, wie sie zur Zeit der Apostel gewesen, in allen Stücken, so zur Seligkeit nutz und not sind — so sind wir doch nicht heiliger noch besser, denn Jerusalem, die heilige Gottesstadt, darin so viel böser Leute mit

unterwaren, doch allezeit das Wort Gottes durch die Propheten rein erhalten ward.

„Also ist bei uns auch Fleisch und Blut, ja der Teufel unter Hiobs Kindern. Der Bauer ist wild, der Bürger geizt, der Adel kratzt: wir schreien und schelten getrost durchs Wort Gottes, was und so viel wir können, Gott Lob! nicht ohne Frucht: denn was von Bauer, Bürger, Adel, Herren u. s. w. sich lehren läßt und höret, das ist Gott Lob! überaus gut und thut mehr, denn man begehret; etliche mehr, denn sie vermögen. Ob ihrer wenig sind, da liegt nichts dran; Gott kann um eines Mannes willen einem ganzen Lande helfen (2. Kön. 5, 1). Summa: es bedarf des Lebens halben kein Disputieren; denn wir bekennen gern und frei, daß wir nicht so heilig sind, als wir sollen.

„Allein, wir haben solchen Vorteil, daß uns die Heinzen nicht mit gutem Gewissen weder vor Gott noch der Welt tadeln können, sie seien denn zuvor frömmer, als wir sind. Sonst hat sie Christus schon verdammt, da er spricht (Luk. 6, 42): ‚Du Heuchler, zeuch zuvor den Balken aus deinen Augen‘.“

Neunzehntes Kapitel.

Das Reich der Wiedertäufer.

Es war eine unruhige, wilde Zeit damals. Um die Zustände in den evangelischen Landeskirchen zu schätzen, muß man wissen, wie es anderwärts zuging.

Wir haben im vorigen Buche unser Augenmerk darauf gehabt, zu erkennen, wie die Reformation sich klar und kräftig schied von der Revolution, die so gern mit ihr gemeinsame Sache gemacht hätte. Man sollte meinen, es müßte nach der furchtbaren Niederlage der aufrührerischen Bauern den unruhigen Geistern die Lust zu weiterem Schwärmen und Wühlen vergangen sein. Aber noch einmal ging die Saat Münzers und der andern falschen Propheten auf, und viel Gräuel und Blutvergießen war das Ende davon.

Auch nach dem Bauernkriege gab es in Deutschland und den angrenzenden Ländern eine große Menge Schwarmgeister, welche von Luther und Zwingli ebenso wenig wissen mochten, als vom Papste, und welche darum von den protestantischen Obrigkeiten ebenso verfolgt wurden, wie von den katholischen. Sie unterschieden sich in ihren Ansichten und Lehren auf mancherlei Weise von einander; aber sie alle verband ein Brauch, von welchem sie nun ihren Namen erhielten: das war die Wiedertaufe. Weil sie der Kindertaufe jegliche Giltigkeit absprachen und darum die schon als Kinder Getauften in ihren reifen Jahren wieder tauften, hieß man sie ‚Täufer', ‚Taufgesinnte' oder ‚Wiedertäufer'. Gerade seit dem Jahre 1525, in welchem Münzer fiel, kam die zweite Taufe bei den Schwarmgeistern erst recht auf, verbreitete sich als ein

allgemeines Bundeszeichen über ihre so verschiedenen Glieder und Gruppen und verschaffte ihnen neuen, getreuen Anhang unter den deutschen Christen.

Es ist seinerzeit ausführlich von den Lehren der Zwickauer Propheten die Rede gewesen (Band 2 Seite 426 f.). Obwohl man nicht gerade sagen kann, daß die späteren Wiedertäufer ihre Meinungen und Grundsätze von jenen Männern überkommen haben, so stimmen sie doch in den meisten Stücken ihrer Predigt mit ihnen überein. Nämlich:

Die Wiedertäufer meinten, daß Gott noch immer, auch abgesehen von der heiligen Schrift, seinen Gläubigen auf Erden neue Offenbarungen zukommen lasse. Diese Offenbarungen dem Volke zu verkündigen, traten zu beliebiger Zeit beliebige Männer ohne Beruf und Regel als Propheten unter ihnen auf.

Gleichwohl machten die Wiedertäufer den Anspruch, daß sie die heilige Schrift viel treuer und genauer erfüllten, als die Lutheraner und Reformierten. Sie wollten die wahre Gemeinde Gottes sein, nach dem Vorbilde der ältesten Christengemeinde. Alle Einrichtungen, von welchen die Apostelgeschichte meldet, daß sie zur Zeit der Apostel unter den Christen bestanden, wollten sie nachahmen. Nicht so sehr auf den Glauben und auf die Gesinnung sollte es ankommen, als vielmehr auf die Heiligkeit und Vollkommenheit des Lebenswandels.

Diese Vollkommenheit des Lebenswandels suchten sie nun aber vielfach in ganz äußerlichen und kleinlichen Dingen. Ueber den Schnitt der Kleider, Essen und Trinken, Lachen und Weinen stellten sie strenge Gebote auf. Ihre Sendboten zogen durchs Land ohne Stab, Schuhe, Tasche und Geld, weil Christus seine Jünger also ausgesendet hatte (Matth. 10, 9 f.); sie stiegen auf die Dächer und predigten von dort, weil sie meinten, Christi Gebot der öffentlichen Predigt seines Evangeliums so buchstäblich erfüllen zu müssen (Matth. 10, 27); sie gaben sich mit Spielzeug ab und geberdeten sich kindisch, weil Christus den Seinen die Kinder als Muster der Demut und Einfalt hingestellt hat (Matth. 18, 3 f.); sie liefen fort von Haus und Werkstatt, wurden Landstreicher und fielen den Brüdern zur Last, weil sie meinten, auch das sei von Christus geboten (Matth. 19, 29). Mit den Papisten um die Wette rückten sie den Evangelischen Mangel an Früchten, an guten Werken, an rechtschaffener Heiligkeit vor; aber sie selber suchten die christliche Vollkommenheit oft am ganz unrechten Orte.

Wie einst die Mönche und Nonnen vorgaben, daß sie allein die

wahren Christen seien, weil sie sich gänzlich von der Welt abgesondert hielten, so verwarfen auch die Wiedertäufer alles, was ihrer Meinung nach zur ‚Welt‘ gehörte, und wollten sich gänzlich absondern. So verwarfen sie alle Obrigkeit. Denn Christen sollen leiden und nicht herrschen, auch keinerlei Schutz weltlichen Armes begehren und brauchen. Darum weigerten sie sich, ein öffentliches Amt zu bekleiden, Kriegsdienst zu thun oder einen Eid zu schwören.

Sie verwarfen ferner alles Eigentum. Wie in der ersten Gemeinde zu Jerusalem, sollten auch jetzt noch den Christen alle Güter gemein sein. Was einstmals die Liebe der wohlhabenden Brüder freiwillig gewährte, daraus machten sie jetzt ein Gebot, eine Forderung.

Sie verwarfen endlich auch, wie schon gesagt, die Kindertaufe, weil sie die nicht vorfanden in der ältesten Christenheit und nur Vollkommene, wahrhaft Gläubige und Heilige in der Gemeinde dulden wollten.

Dies die Hauptgedanken, welche seit dem Jahre 1525 still und sicher eine immer weitere Ausbreitung fanden. Besonders in den Kreisen der städtischen Handwerker, aber auch sonst bei den Geringen und Armen fand dies Evangelium der neuen Propheten vielfach eine freudigere Aufnahme, als das Evangelium der Reformatoren. Die buchstäbliche Erfüllung der Schrift leuchtete vielen schneller ein, als ihr geistliches Verständnis; daß man in der äußeren Absonderung von der Welt sein wahres Christentum zu bezeigen habe, waren sie von den Mönchen und Nonnen her gewohnt; daß die Obrigkeit und das Eigentum vom Übel sei und Macht und Reichtum zu gleichen Teilen ausgeteilt werden müsse an die Gläubigen, dünkte vielen, die bis dahin zu kurz gekommen waren, eine willkommene Botschaft. Dazu nun der Schleier des Geheimnisses, der Vorzug, etwas Besseres zu sein, als andere Menschen, und endlich der aufrichtige Ernst, womit diese schwärmerischen Lehren vielfach verkündigt wurden — kein Wunder, daß Unzählige aus dem Volke sich durch die Wiedertaufe aufnehmen ließen in diese Gemeinde der Heiligen.

In der Schweiz erregten die Wiedertäufer zuerst die Aufmerksamkeit der kirchlichen und weltlichen Behörden. Zwingli, der von Luther selber zu den Schwarmgeistern gerechnet wurde, fand in Zürich Gelegenheit genug, seine Gesinnung gegen diese Sekte zu beweisen. Noch im Jahre 1525 schrieb er ein Buch wider sie und setzte durch, daß der Rat von Zürich die Ketzer auswies. Ein Jahr später sah man sich genötigt,

schärfere Maßregeln zu ergreifen: am 19. November 1526 machte der Rat von Zürich bekannt, daß alle Widertäufer und die an ihren Versammlungen teilnähmen, ohne Gnade ertränkt werden sollten.

Die Geschichte der Ausbreitung dieser Sekte ist zugleich die Geschichte ihrer Verfolgungen. Wo sie auftaucht, da ist auch die Obrigkeit zur Hand, sie zu verfolgen und zu vertilgen. Wenn man bedenkt, daß sie solche Umsturzgedanken hegten wie die Einführung der Gütergemeinschaft, weltliche Obrigkeit und weltliche Ordnung überhaupt verachteten und haßten, so kann man sich darüber nicht wundern. Sie waren zum Teil gemeingefährliche Leute, diese Wiedertäufer. Aber es gab doch auch gar viele ehrliche, ernste, fromme Gemüter darunter, die ihre Lehre wirklich durch einen sonderlich rechtschaffenen Wandel lobten und die es wohl verdient hätten, daß man sie ihres Glaubens leben ließ. Aber da wurde kein Unterschied gemacht. Auf jedem Wiedertäufer lastete der Verdacht des Aufruhrs; man sah in ihm gewissermaßen einen Mitschuldigen der Bauernrevolution.

Das meiste Blut floß in katholischen Ländern. In Tirol und Görz stieg die Zahl der Hingerichteten schon im Jahre 1531 auf Tausend. Zu Ensisheim, dem Sitz der vorderösterreichischen Regierung, zählte man Sechshundert. Zu Linz wurden binnen sechs Wochen Dreiundsiebzig getötet. König Ferdinand schickte Bewaffnete auf die Suche und ließ gefangen nehmen, köpfen und hängen, was verdächtig schien. Herzog Wilhelm von Baiern gab den entsetzlichen Befehl: „Wer widerruft, wird geköpft; wer nicht widerruft, wird verbrannt". So konnte auch spätere Reue die Wiedertäufer nicht vor dem Tode retten.

Vom Reichstage zu Speier erging im Jahre 1529 die unmenschliche Verordnung, die Lehrer der Wiedertaufe sollten verbrannt oder hingerichtet werden ohne vorherigen Richterspruch. Also ohne Verhör, ohne ein Wort der Verteidigung sollten die Verdächtigen sterben, und das auf Beschluß eines deutschen Reichstags!

So sind denn auch wirklich die Führer und Sendboten der wiedertäuferischen Sekte in den letzten zwanziger und den ersten dreißiger Jahren fast alle für ihren Glauben den Märtyrertod gestorben. Aber auch von den Stillen im Lande fielen Hunderte der Verfolgung zum Opfer. Darunter befand sich in den katholischen Gebieten auch mancher gute Lutheraner oder Zwinglianer, der niemals die zweite Taufe empfangen hatte. Bei dem geschwinden Prozeßverfahren nahm man das nicht so genau. Aber auch die Wiedertäufer bewiesen bei den Qualen der

Folter und des Todes eine Sanftmut, Unerschrockenheit und Standhaftigkeit, die auch ihre Verfolger bewundern mußten.

So betraf man im Salzburgischen 1527 bei einer wiedertäuferischen Versammlung ein sechzehnjähriges Mädchen. Während man die andern ohne viele Umstände gleich mit dem Hause ihrer Zusammenkunft verbrannte, wollte man des jungen Fräuleins schonen und suchte sie deshalb zum Widerruf zu bewegen. Sie blieb unerschütterlich bei ihrem Glauben. Da nahm sie der Nachrichter auf den Arm, trug sie in die Roßtränke und tauchte sie unter das Wasser, bis sie ertrunken war; dann warf er ihren Leichnam ins Feuer. Damit übte er noch besondere Barmherzigkeit.

Zu München setzte man einen frommen Bürger gefangen, Georg Wagner. Der Herzog besuchte ihn selber im Gefängnis und drang in ihn, zu widerrufen. Es half nichts. Man schickte sein Weib und Kind zu ihm, aber auch das konnte ihn nicht bewegen. Er bekannte: „Mein Weib und meine Kinder sind mir so lieb und wert, daß ich sie dem Herzog von Baiern um all sein Land und Leute, Geld und Gut nicht geben wollte; aber doch habe ich Gott noch viel lieber, um welches willen ich sie auch gern verlasse". Und so bestieg er ruhig und gefaßt den Scheiterhaufen.

In der Schweiz und im obern Deutschland wurde durch solche Strenge und Grausamkeit die Sekte fast gänzlich unterdrückt. In Sachsen und Thüringen gewann sie überhaupt nicht viele Anhänger; die Schrecken des Münzer'schen Aufruhrs waren den Leuten hier noch zu frisch im Gedächtnis. Um so mächtiger sollte die Bewegung noch im nordwestlichen Deutschland und in Holland werden.

Ehe wir aber dahin folgen, fragen wir, was Luther dazu sagte.

Wie wir Luthern kennen von seinen Kämpfen mit den Zwickauer Propheten und den aufrührerischen Bauern her, können wir uns leicht denken, daß er wider diese neue Schwärmerei gar hart wird dreingefahren sein. Er erschrak, daß der Teufel immer wieder solch ein gräuliches Spiel anrichtete, die Leute zu verführen und die junge Aussaat des Evangeliums zu verderben. Auch das heldenmütige Sterben der Sektierer konnte er nur auf des Teufels Verblendung zurückführen.

„Es ist erstaunlich," schrieb er am 31. Dezember 1527 an den Bremer Pfarrer Jakob Probst, „wie die neue Sekte sich mehrt, was

für Hoffnungen die Lebenden sich machen und was für Mut die Sterbenden beweisen, die durch Feuer und Schwert gerichtet werden." In einem Briefe an Link vom 12. Mai 1528 vergleicht er ihre Standhaftigkeit mit der des Volkes von Jerusalem, als die Römer die Stadt belagerten und endlich zerstörten; daß solche Wut vom Teufel komme, daran kann er angesichts ihrer Verachtung des Taufsakraments nicht zweifeln.

Gleichwohl hat Luther niemals die Hinrichtung der Irrlehrer empfohlen oder gefordert. Er blieb bei dem, was er im Juli 1524 dem Kurfürsten Friedrich über die Schwärmer geschrieben hatte (Band 2 Seite 687 f.):

„Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie können und wider wen sie wollen; denn, wie ich gesagt habe, es müssen Sekten sein (1. Kor. 11, 19)."

In diesem Sinne gab er dem Pfarrer Johann Heß zu Breslau Verhaltungsmaßregeln, indem er ihm unter dem 27. Januar 1528 folgendes schrieb:

„Die Ungetüme, von denen Ihr mir schreibt, möge unser Christus barmherziglich zähmen und sich erbarmen über diese erbärmlichen Gefangenen Satans. Ähnliches geht in Baiern vor; weder Schwert noch Scheiterhaufen vermag sie zu bändigen; sie verlassen Weib und Kind, Haus und Hof. So wütet Satan in unsern Tagen, als wären's die letzten. Mir will nicht gut dünken, daß Ihr sie dem Magistrat in die Hände liefert; sie werden sich selbst ausliefern, und dann wird der Senat sie aus der Stadt weisen. Es spukt in diesen allen noch Münzers Geist; wie er schwärmen sie von der Vernichtung der Gottlosen und von einer Herrschaft der Frommen auf Erden."

Rund und klar sprach Luther in demselben Jahre seine Meinung über die Behandlung der Wiedertäufer in einer öffentlichen Schrift „von der Wiedertaufe" aus.

„Es ist nicht recht," heißt es da, „und ist mir wahrlich leid, daß man solche elende Leute so jämmerlich ermordet, verbrennet und gräulich umbringt. Man sollt' ja einen jeglichen lassen glauben, was er wollt'. Glaubt er unrecht, so hat er genug Strafe an dem ewigen Feuer in der Hölle. Warum will man sie denn auch noch zeitlich martern, sofern sie allein im Glauben irren und nicht auch daneben aufrührisch sind oder sonst der Obrigkeit widerstreben? Lieber Gott! wie bald ist's geschehen, daß einer irre wird und dem

Teufel in Strick fällt! Mit der Schrift und Gottes Wort sollt' man ihm wehren und widerstehen; mit Feuer wird man wenig ausrichten."

Mit diesen echt evangelisch-protestantischen Grundsätzen drang Luther freilich nicht einmal bei allen Gliedern des Schmalkaldischen Bundes durch, geschweige denn bei den katholischen Obrigkeiten. Aber von den protestantischen Fürsten standen doch etliche auf gleicher Höhe. Landgraf Philipp von Hessen schrieb an den Kurfürsten von Sachsen über die neuen Ketzer:

„Sie sind ungleich; etliche sind einfältige fromme Leute. Die mit der That handeln und zum Schwerte greifen, werden billig mit dem Schwerte gestraft. Die nur im Glauben irren, mit denen soll man bescheidentlich handeln. Denn der Glaube ist eine Gabe Gottes und steht nicht in der Macht eines Menschen."

Während aber Luther die grausame Verfolgung der Irrgläubigen verwarf, schalt, predigte und schrieb er doch auf's schärfste wider sie. Was er ihnen vor allem vorwarf, war dies, daß sie „Schleicher und Winkelprediger seien, die ohne Amt und Beruf heimlich sich eindrängten und die Schwachen verführten.

„Erstlich," schreibt er im Jahre 1530, „ist das ein gewiß Zeichen des Teufels, daß sie durch die Häuser so schleichen, im Lande herumlaufen und nicht öffentlich auftreten, wie die Apostel gethan und täglich alle ordentlichen Prediger thun, sondern sind eitel Meuchelprediger, kommen auch in fremde Häuser und Orte, dahin sie niemand berufen noch von jemand gesandt sind, können auch solchen Schleichens und Laufens keinen gewissen Grund noch Wahrzeichen bringen."

Über diesen Punkt schrieb Luther im Jahre 1532 ein besondres kleines Schriftchen. Er traf damit freilich eine wunde Stelle an der Wiedertäuferei und an dem Sektenwesen überhaupt, daß sie heimlich eindringen und gleichsam hinterrücks die Frommen auf ihre Seite bringen, ohne nach dem Amt und den Ordnungen der Kirche zu fragen. So hatte Luther es nicht gemacht, sondern erst die ordentlichen und öffentlichen Gewalten in Kirche und Vaterland geboten und gemahnt, die Reformation selbst in die Hand zu nehmen, und als das nicht geschah, allezeit frei vor aller Welt das Wort verkündigt. Und als darüber eine große Bewegung entstand, die Leidenschaften rege wurden und die alte Kirche im Reich zu vieler Anstoß und Aergernis gar ins Wanken kam, da diente es seinem Gewissen zur völligen Beruhigung, daß er den

Rumor nicht angefangen hatte aus eitlem Vorwitz, sondern in Ausübung seines Amts und Berufs als ein Doktor der heiligen Schrift und Prediger des göttlichen Wortes. Wie anders nun diese Schwarmgeister!

„Ich hab' hören sagen, wie sich die Schleicher können finden zu den Arbeitern in der Ernte und predigen auf dem Felde unter der Arbeit, also auch zu den Köhlern und einzelnen Leuten in den Wäldern, und allenthalben ihren Samen säen und ihr Gift ausblasen, wenden die Leute ab von ihren Pfarrkirchen. Da siehe doch den rechten Teufelstritt und -Griff, wie er das Licht scheuet und im Finstern mauset. Wer ist so grob, der hier nicht merken könnte, daß es rechte Teufelsboten sind? Wären sie von Gott und rechtschaffen, so würden sie zu allererst sich zum Pfarrer finden und mit demselbigen handeln, ihren Beruf anzeigen und erzählen, was sie gläubeten, und ob sie derselbige wolle zulassen, öffentlich zu predigen. Würde sie der Pfarrherr alsdann nicht zulassen, so wären sie entschuldigt vor Gott und möchten alsdann von ihren Füßen den Staub abschlagen. Denn der Pfarrherr hat ja den Predigtstuhl, Taufe, Sakrament inne, und alles Seelsorgen ist ihm befohlen. Aber nun wollen sie den Pfarrherrn heimlich ausbeißen mit allem seinem Befehl und wollen doch nicht anzeigen ihren heimlichen Befehl; das sind rechte Diebe und Mörder der Seelen, Lästerer und Feinde Christi und seiner Kirche.

„Hier muß man wahrlich das Volk stets und mit Fleiß unterrichten, daß sie keinen Schleicher zulassen und lerne sie fragen: ‚Woher kommst du? Wer hat dich gesandt? Wer hat dir befohlen, mir zu predigen? Wo hast du Siegel und Briefe, daß du von Menschen gesandt seist? Wo sind deine Wunderzeichen, daß dich Gott gesandt hat? Warum gehst du nicht zu unserm Pfarrherrn? Warum schleichest du so heimlich zu mir und kreuchst in die Winkel? Warum trittst du nicht öffentlich auf? Bist du ein Kind des Lichts, warum scheust du das Licht?‘

„Ein Amt kann niemand haben, außer und ohne Befehl und Beruf. Sonst, wo man nicht auf dem Beruf oder Befehl feststünde und dränge, würde zuletzt keine Kirche nirgend bleiben.

„Der heilige Geist schleicht nicht, sondern fleugt öffentlich vom Himmel herab. Die Schlangen schleichen, aber die Tauben fliegen; darum ist solch Schleichen der rechte Gang des Teufels.“

In alledem redet Luther recht als Kirchenmann gegen alles Sektentreiben, und so hat er auch Macht bewiesen, die Kirche zu bauen, während die Wiedertäufer aus der Sektiererei nicht herausgekommen sind. Freilich eines entschuldigt die Heimlichkeit dieser Leute: die harte Verfolgung, die fast überall sie bedrohte.

Die Grausamkeiten, welche die Wiedertäufer zu erleiden hatten, übte auch sonst auf ihre Lehren und auf ihr ganzes Verhalten eine verhängnisvolle Wirkung aus. Immer ernstlicher wurden sie irre an allem Recht weltlicher Obrigkeit, immer grimmiger haßten sie den ganzen Zustand der gegenwärtigen Welt. Immer heißer wurde ihre Sehnsucht nach dem Ende dieser Welt, nach dem Reiche Gottes auf Erden, worin die Frommen herrschen sollen und alle Genüge haben. Und schon ließen sich Stimmen hören, Prophetenstimmen, welche den nahen Umsturz predigten und die Genossen ermahnten, sich zu rüsten zur Vertilgung der Gottlosen und zur Aufrichtung des wahren Gottesreiches auf Erden.

Diese irdischen Hoffnungen, die sie mit blutiger Hand erringen wollten, gleichwie sie von ihren Bedrängern mit blutiger Hand unterdrückt wurden, waren nun vollends ein Gräuel in Luthers Augen. Das war ja ganz der alte Münzersche Geist!

„Zum Andern," heißt es darum weiter in jener Schrift vom Jahre 1530, „ist ihre Lehre nichts anders, denn weltliche Güter, zeitliche, fleischliche und irdische Verheißung, die der Pöbel gern höret, nämlich daß sie, wie die Juden und Türken, auf Erden ein Reich erdichten, darin alle Gottlosen erschlagen werden und sie allein gute Tage haben sollen. Wer möchte das nicht?

„Zum Dritten, daß sie lehren, Christus werde die Gottlosen durchs Schwert umbringen und werde das Schwert solchen Bundesbrüdern befehlen. Da siehest du offenbarlich den mörderischen, aufrührischen, rachgierigen Geist, dem der Odem nach dem Schwert stinkt.

„Wider den Glauben lehren sie ein weltlich Reich, wider das Kreuz lehren sie Schwert und Rache. Ach, das müssen mir zarte und feine Christen sein!

„Darum sei gewarnet und vermahnet geistlich Amt, sei gewarnet und vermahnet weltlich Amt, sei gewarnet alles, was Christen und unterthan sein soll, daß man sich vor ihnen hüte und höre sie nicht. Oder wer sie leidet und höret, der wisse, daß er den leidigen Teufel leib-

haftig selbst höret, nicht anders, denn wie er aus einem besessenen Menschen redet."

Daß Luther die ganze wiedertäuferische Bewegung richtig beurteilt — ob er auch manchem frommen und stillen Wiedertäufer Unrecht that, der zufrieden gewesen wäre, wenn er in seinem Winkel hätte seines Glaubens leben können — das sollte sich bald öffentlich zeigen zum Entsetzen der deutschen Christenheit. Es sollte dabei der Unterschied der evangelischen, Lutherschen Reformation von der Schwarmgeisterei klar zu Tage treten. Und indem die Schwarmgeisterei bis zu den abscheulichsten Gräueln sich verirrte, sollte sie sich selber den Todesstoß versetzen, von dem sie sich, wenigstens auf deutschem Boden, nicht wieder erholt hat.

Die Stadt, wo die Wiedertäufer so mächtig wurden, wie nirgendwo, und wo sie in ungeheuerer Verblendung sich selbst ihr Grab gruben, war die Bischofsstadt Münster in Westfalen.

Wie in den meisten großen Städten Norddeutschlands mußte auch hier das Papsttum der Lutherischen Predigt weichen. In einem Kirchlein vor den Thoren, im Stift von Sankt Moritz, predigte seit 1530 Bernhard Rothmann, ein jüngerer Kaplan, im Sinne der Wittenbergischen Reformation. Weil das den Stiftsherren nicht gefiel, schickten sie ihn auf Reisen. Aber er schloß sich nach seiner Rückkehr erst recht an Luther an und, weil er unter dem Volke wie unter den Vornehmen rasch großen Anhang fand, predigte er immer rücksichtsloser gegen das herrschende Kirchenwesen. Er trieb es so heftig, daß ihm der Bischof bald seine Kirche schloß (August 1531) und, als er nun auf dem Kirchhofe predigte, ihn seines Landes verwies (Januar 1532). Aber statt zu weichen, zog er sich in die Stadt zurück, wo die Unzufriedenen ihn mit offenen Armen aufnahmen. Der Lutherische Prediger machte gemeinsame Sache mit der politischen Oppositionspartei in Münster.

Der Führer dieser Partei war Bernhard Knipperdollinck, ein Tuchhändler aus angesehener Familie und reich verheiratet, schon bewährt in manchem Streite gegen den Bischof. Er und Rothmann setzten nun beim Magistrat durch, daß derselbe in der Stadt freie, evangelische Predigt gewährte. Am 18. Februar verkündigte Rothmann zum ersten Male in Münster das Evangelium. Wenige Tage darauf wurde er

durch Gemeindebeschluß erster Prediger an der städtischen Pfarrkirche von Sankt Lamberti.

Der Bischof, der übrigens nicht in Münster residierte, konnte nichts dagegen thun. Schon im März folgte ihm ein neuer Bischof, der selbst zur Reformation hinneigte. Als derselbe nach nur zwei Monaten starb, gab es einige Wochen lang gar keinen Bischof. Während dieser Zeit fanden allerhand Unruhen und heftige Auftritte zwischen den beiden Parteien, zwischen Rat und Bürgerschaft statt, welche damit endigten, daß am 10. August 1532 unter der Zustimmung des Rates sämtliche Pfarrkirchen förmlich und feierlich an evangelische Geistliche übergeben wurden. Damit war Münster Lutherisch geworden.

Inzwischen war wieder ein neuer Bischof gewählt worden (am 1. Juni), Graf Franz von Waldeck, ein der Reformation durchaus abgeneigter Mann. Er versuchte erst durch Befehle, dann durch Gewaltmaßregeln die Stadt zur alten Ordnung und zum alten Gottesdienst zurückzubringen; aber Münster entschloß sich, ihm bewaffneten Widerstand zu leisten. Und da Bischof Franz zu einer förmlichen Belagerung kein Geld hatte, auch im ganzen Bistum die evangelische Partei immer stärker und mächtiger wurde, endlich gar seine vornehmsten Edelleute und Geistlichen durch kecken Handstreich in die Gefangenschaft der Münsterischen gerieten, bequemte er sich zu Unterhandlungen. Diese führten zu dem Vertrage vom 14. Februar 1533, worin Bischof, Domkapitel und Ritterschaft die Neuordnung des Kirchenwesens in Münster in aller Form Rechtens anerkannten.

Damit war die Reformation von Münster durch die zuständige Obrigkeit bestätigt und besiegelt, und konnte nun alles seinen friedlichen, ordentlichen Gang weitergehen wie in den andern evangelisch gewordenen Städten.

Aber es sollte ganz anders kommen. Kaum war die Lutherische Partei in Münster obenaufgekommen, da fanden sich auch hier jene Schwarmgeister ein, welche in den dreißiger Jahren gerade das nordwestliche Deutschland beunruhigten. Wiedertäufer, die aus Jülich vertrieben worden waren, suchten und fanden hier eine Zuflucht. Und bald hatten sie für ihre Irrlehren unter der Bürgerschaft Anhänger gewonnen.

Luther bekam schnelle Nachricht von den Vorgängen in Münster und von der seitens der Wiedertäufer drohenden Gefahr. So schrieb

er denn unter dem 21. Dezember 1532 an den Rat zu Münster folgenden Brief:

„Den Ehrsamen und Weisen, Herrn Bürgermeister und Rat der Stadt Münster, meinen günstigen Herren und guten Freunden.

„Gnade und Friede in Christo, unserm Heilande! Ehrsame, weise, liebe Herren!

„Wir haben mit Freuden erfahren und danken auch Gott von Herzen, daß Gott, der Vater aller Gnaden, uns hat sein liebes Wort und die Erkenntnis seines Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi, gegeben, und auch durch seinen Geist erreget und erwärmet, daß ihr es williglich und beständiglich angenommen habt.

„Nur besorgen wir — wie denn der alte Feind allezeit dem reinen Worte nachschleicht — es möchte euch ein betrüglicher Geist zukommen, wie den Korinthern, Galatern nach Pauli Predigt geschah. Darum bitten wir euch herzlich um des erkannten Christus willen: wollet euch ja fleißig und mit allen Sorgen vorsehen und hüten vor der Zwingler und Schwärmer Lehre vom Sakrament. Denn wiewohl Gott selbst solche verdammet hat in dem Münzer, Hetzer, Hut, Hubmaier (lauter Häupter der Wiedertäufer, die hingerichtet worden waren, Hetzer zu Konstanz, Hut zu Innsbruck, Hubmaier zu Wien) und zum letzten auch den Zwingli selbst (Seite 289 und 366) und damit angezeiget, wie er solcher Lehre feind sei — dennoch sind etliche leichtfertige, unbußfertige Geister, die solche Strafe und Warnung Gottes verachten, nichtsdestoweniger hinundherlaufen und solches Gift ausblasen und die einfältigen Leute verwirren.

„Gott hat euch, als ich höre, feine Prediger gegeben, sonderlich den Magister Bernhard (Rothmann); dennoch bedarf es, gedachten Prediger, ja alle, treulich zu vermahnen und zu warnen, daß sie ja wohl wachen und beten, sich und ihr Völklein vor solchen falschen Lehrern zu bewahren. Der Teufel ist ein Schalk und kann wohl feine, fromme und gelehrte Prediger verführen, welcher Exempel wir leider! bis daher viele erfahren haben, welche vom reinen Worte sind abgefallen und Zwinglisch, Münzerisch oder wiedertäuferisch worden; die sind auch aufrührisch worden und haben immer mit zuweilen in das weltliche Regiment gegriffen, wie Zwingli selbst auch gethan

hat: und es kann nicht anders sein, denn der Teufel ist ein Lügengeist und Mordgeist (Joh. 8, 44). Darum, wer in die Lüge fällt, der muß auch zum letzten zum Mord kommen.

„Darum, wo euch lieb, geistlichen und zeitlichen Frieden zu haben, so hütet euch vor falschen Geistern! Wir haben vielen Ständen solches geraten: aber wie es gegangen ist denen, die unsern Rat verachtet haben, das sieht man vor Augen. Wir wollten aber ja gerne eurer Gefahr und Schaden, beide an Leib und Seele, zuvorkommen. Das helfe euch unser lieber Herr und Heiland, der behüte euern Glauben in seinem reinen Worte bis auf seine selige und herrliche Zukunft! Amen.

„Zu Wittenberg, am Tage Sankt Thomä Apostoli 1532.

D. Martinus Luther,
mit eigener Hand."

Wenn doch die zu Münster Luthers treue Warnung hätten zu Herzen nehmen wollen. Wie viel Jammer und Elend hätten sie sich und der ganzen deutschen Christenheit erspart!

Auch dem Pfarrer Rothmann schrieb Luther an demselben Tage einen Brief gleichen Inhalts und bezeugte ihm darin seine Achtung und sein gutes Zutrauen. Aber dieser Rothmann war schon auf dem abschüssigen Wege. Schon stand er in der Abendmahlslehre nicht mehr zu Luther, sondern hatte die Zwinglische Ansicht angenommen. Wenn es dabei geblieben wäre, so hätte sich Münster noch immer auf dem Boden der evangelischen Reformation gehalten, denn wir wissen ja, daß auch Straßburg, Konstanz und andere oberdeutsche Städte, die zum Schmalkaldischen Bunde gehörten, mehr zu Zwingli hielten, als zu Luther. Und Luther irrte, wenn er Zwingli mit Münzer und den Wiedertäufern in Einen Topf that. Aber Pfarrer Rothmann blieb ebenso wenig Zwinglisch wie Lutherisch, sondern er wurde im Handumdrehn ein richtiger Wiedertäufer. Und mit ihm fiel ganz Münster den Schwärmern zu, trotz Luthers Warnung.

Freilich diese neueste Wandlung vollzog sich nicht so glatt und friedlich.

Es gab zu Anfang des Jahres 1533 genau genommen vier Parteien in Münster: Römischgesinnte, Lutheraner, Zwinglianer und Wiedertäufer. Von diesen spielte die römische Partei fast gar keine Rolle mehr; die Lutherische hatte die Obrigkeit auf ihrer Seite; die Wieder-

täufer gewannen immer größeren Anhang unter dem geringen Volk. Auch zogen von allen Seiten die verfolgten Wiedertäufer scharenweise herbei, um sich in Münster niederzulassen; denn die Kunde, daß Rothmann ihre Lehre verkündige und die Bürgerschaft zu ihm stehe, verbreitete sich in den benachbarten Ländern wie ein Lauffeuer. Auch sonst fand sich viel heruntergekommenes, verlaufenes Gesindel ein, von der Ahnung geleitet, daß hier wohl sein Waizen blühen möge.

Um einen Ausgleich der Gegensätze herbeizuführen, veranstaltete der Rat am 7. und 8. August 1533 ein Religionsgespräch. Aber statt sich dabei auszusöhnen, verbitterten sich die Parteien dadurch nur um so mehr.

In Uebung war die Taufe der Erwachsenen bei den Schwärmern zu Münster bis dahin noch nicht. Endlich im September weigerten sich die Prediger, Rothmann an der Spitze, an Kindern die Taufe zu vollziehen. Als ihnen der Rat hierauf mit Amtsentsetzung und Ausweisung drohte, kündigten sie ihm einfach den Gehorsam. Da nahm ihnen der Rat ihre Kirchen und entsetzte insbesondere den Rothmann seines Amtes.

Aber das Volk zeigte zu Gunsten Rothmanns eine so drohende Haltung, daß der Rat seine Verfügung zurücknahm und dem Widerspenstigen gegen lose Bedingungen die Servatiuskirche einräumte.

Damit hatte sich der Rat soviel von seinem Ansehn vergeben, daß die Wiedertäufer immer mehr Oberwasser bekamen. Rothmann gewann durch den Ernst und die Strenge seines Lebenswandels immer mehr Ehrfurcht und Anhang; auch zeichneten viele Wiedertäufer sonst sich durch Nächstenliebe und strenge Frömmigkeit aus. Reiche und angesehene Leute teilten mit ihren geringsten Brüdern Umgang und Vermögen.

Als in Folge einer Rothmannschen Predigt am 2. November bedenkliche Zusammenrottungen der Wiedertäufer stattfanden, ermannte sich der Rat noch einmal und entzog dem Rothmann wiederum das Recht zu predigen. Die Evangelischen schlossen sich angesichts der drohenden Gefahr unter einander und mit dem Reste der Katholiken enger zusammen und beschossen, dem Rate zur Ausweisung der wiedertäuferischen Prediger mit bewaffneter Hand behilflich zu sein.

Schon stunden die beiden Parteien gerüstet wider einander — da zog man's doch wieder vor, zu unterhandeln. Etliche von den wiedertäuferischen Predigern verließen die Stadt; Rothmann blieb, nur daß er sich dem Predigtverbote nunmehr fügen wollte. Darüber vertrug man sich. Der Führer der Wiedertäufer war bei dem ganzen Handel

jener Knipperdollinck. Es kam ihnen zu statten, daß das Haupt der Stadt, der Bürgermeister Tilbeck, ihnen günstig gestimmt war.

Rothmann fügte sich nicht lange. Vier, fünf Wochen lang begnügte er sich damit, in den Häusern zu lehren, aber schon am 14. Dezember trat er wieder öffentlich auf. Als der Magistrat mit Strenge vorgehen wollte, leistete die Volksmenge, die inzwischen fortwährend Zuzug von außen erhalten hatte, offenen Widerstand. Zu Ende des Jahres waren auch die andern wiedertäuferischen Prediger, die im August auf die Forderung des Rates hin die Stadt verlassen hatten, wieder drin, und niemand legte ihnen das Handwerk. So war die rechtmäßige Obrigkeit, der Magistrat, nur noch dem Scheine nach Herr der Stadt; in Wahrheit hatte die Partei der Wiedertäufer die Gewalt in den Händen.

Da, zu Anfang Januar 1524, kamen Gäste aus Holland nach Münster. Es waren Abgesandte des Propheten Johann Matthys von Haarlem. Dieser, seines Zeichens ein Bäcker, verkündigte mit neuer Begeisterung die Nähe des tausendjährigen Reiches. Und zwar gab er eine Offenbarung vor, daß die Zerstörung der gegenwärtigen Welt durch ihn und die Seinigen erfolgen werde. Die Zeit sei gekommen, die Gottlosen von der Erde zu vertilgen mit der Schärfe des Schwerts. Diese Botschaft den Brüdern kundzuthun, schickte er seine Sendboten aus, und so kamen zwei von ihnen auch nach Münster. Sie verweilten nur wenige Tage, aber in diese Zeit fallen die ersten wirklichen „Wiedertaufe" in Münster: Rothmann selbst ließ sich von ihnen die wahre Taufe erteilen, die er noch nicht empfangen zu haben glaubte, und mit ihm die gleichgesinnten Prediger. Seitdem drängte sich das Volk herzu, das neue Bundeszeichen zu empfangen und damit eine sichere Stelle in dem nächstens herniederkommenden Gottesreiche sich zu erwerben. Nach acht Tagen war die Zahl der Wiedergetauften schon Vierzehnhundert.

Am 13. Januar kam ein neuer Apostel des Johann Matthys nach Münster, der alsbald eine große Rolle spielen sollte. Es war Johann Bockelson, seines Zeichens ein Schneider, gebürtig aus Leiden, erst fünfundzwanzig Jahre alt, ein begabter Mensch und in seinem Äußeren von gewinnend liebenswürdigem Wesen. Daß er die Rede trefflich in der Gewalt hatte und Mut besaß, auch etwas zu wagen, machte ihn besonders geschickt zum Volksführer.

Anfangs trat er bescheiden auf. Bald aber wußte er die bisherigen Führer der wiedertäuferischen Bewegung auszustechen und die oberste

Leitung in seine Hände zu bringen. Besonders die Frauen, die in der neuen Sekte ausnehmend stark vertreten waren, hingen sehr an ihm. Eine öffentliche Bestätigung seines Ansehns war es gleichsam, daß ihn Knipperdollinck zu seinem Schwiegersohne machte. In dessen Hause hielt er unter großem Zulauf und vieler Begeisterung seine aufreizenden Vorträge.

Die Nachrichten, welche der Haarlemer Prophet Johann Matthys durch seine Sendboten erhielt, lockten bald auch ihn selber nach Münster. Und so waren unter der Schar der „Gläubigen" oder „Heiligen" oder „Christen", wie die Wiedertäufer sich nannten, die Holländer ganz obenauf.

Der Rat und der Bischof machten wohl allerhand Versuche, dem bedrohlichen Unwesen beizukommen, aber sie bewiesen damit nur ihre Ohnmacht. Immer kecker traten die Täufer auf.

Am 9. Februar standen sich wieder einmal beide Parteien in den Waffen gegenüber. Kein anderes Mittel schien übrig, die Bürger zum Gehorsam zu zwingen, als der Straßenkampf. Zuletzt vertrug man sich doch wieder: der Rat gewährte den Wiedertäufern Glaubensfreiheit; dafür versprachen diese Gehorsam in weltlichen Dingen. Aber wo hörte für diese Sekte der Glaube auf und fingen die weltlichen Dinge an?

Viele Evangelischen verzweifelten denn auch am endlichen Siege der Ordnung und des wahren Evangeliums. Sie wanderten aus und überließen den Schwärmern ihre Stadt. Der Bürgermeister Tilbeck ging offen zu ihnen über. Trotzdem blieb er nicht lange mehr im Amt. Am 23. Februar, wo nach alter Gewohnheit die städtischen Obrigkeiten neu gewählt wurden, ging Knipperdollinck aus der Wahl als Bürgermeister hervor. Damit war der Sieg der Schwärmer in Münster auch nach außen hin offen erwiesen. Triumphierend verkündeten rings im Lande von Amsterdam bis nach Lübeck die Sektenapostel: Münster sei das neue Jerusalem.

Nun die Wiedertäufer in Münster das Heft in den Händen hatten, mußte sich zeigen, welches Geistes Kinder sie waren.

Knipperdollincks Regiment begann damit, daß die neuen Heiligen über Klöster und Kirchen herfielen und alles zerstörten, was nicht niet- und nagelfest war. Nicht nur Bilder und Reliquien, nein auch alle Bücher und Urkunden, die in Bibliotheken und Archiven angesammelt waren, wurden zerstückt und verbrannt. Alles, was an die alte Zeit

erinnerte, sollte aus der Welt geschafft werden. Acht Tage lang dauerte das Werk der Zerstörung.

Die evangelischen Bürger, die noch in der Stadt waren, widersprachen natürlich diesem wüsten Vorgehn. Aber die Wiedertäufer wußten zu gut, daß sie jetzt in der Übermacht waren. Der Prophet Johann Matthys empfahl alles Ernstes, die Widerwilligen einfach totzuschlagen und so endlich einen Anfang zu machen mit der Vernichtung der Gottlosen. Das war aber dem Bürgermeister Knipperdollinck doch zu stark. Er fürchtete den Eindruck, den ein solches Blutbad nach außen hin machen mußte. „Alle Völker," sagte er, „werden sich vereinigen, um das Blut der Ermordeten zu rächen".

Aber doch mußte das neue Jerusalem von den Gottlo en gereinigt werden.

Am 27. Februar erklärte Johann Matthys auf dem Rathhause: „Wer sich nicht taufen läßt, hat sofort die Stadt zu meiden. Durch den Umgang der Gottlosen wird das Volk Gottes besudelt. Hinweg mit den Söhnen Esaus; das Erbe gehört den Söhnen Jakobs!"

Diese Forderung des Propheten wurde nun mit aller Härte ausgeführt.

Bewaffnete Banden durchzogen die Stadt und schrien: „Hinaus, ihr Gottlosen; Gott will erwachen und euch strafen!"

Die meisten Evangelischen flüchteten sich aus der Stadt, wie sie gingen und standen; wer etwas von seiner Habe mit sich führen wollte, dem wurde es am Thore unter Hohngelächter abgenommen. Das Angstgeschrei der Weiber und Kinder, der Kranken und Elenden, die nun so nackt und bloß hinausgestoßen wurden in die Fremde, füllte die Luft. Schnell war Münster von den „Ungläubigen" gesäubert.

Drin auf dem Hauptmarkt riefen indessen die Prediger die „Gläubigen" zur Taufe. Drei Tage lang währte es, bis alle, die in der Stadt zurückgeblieben waren, das heilige Bundeszeichen empfangen hatten. Am Abende des 1. März wurde ausgerufen: wenn am andern Tage noch ein „Ungetaufter" in der Stadt betroffen werde, der solle durchs Schwert umkommen. So war die Reinigung des Volkes Gottes nun ganz vollkommen.

Um dieselbe Zeit, etwa vom 28. Februar an, begann die Einschließung der Stadt durch den Bischof und seine Bundesgenossen. Aber die Propheten und ihre Gläubigen drin ließen sich dadurch nicht stören.

Man beschloß nun, „das heilige Reich der Kinder Gottes“ nach seinen wahren Grundsätzen aufzurichten.

Dazu erging fürs erste der Befehl, daß alle Güter sollten gemein sein. Die Widerstrebenden wurden durch die Prediger bearbeitet und endlich durch Strafen gezwungen, alles, was sie zu eigen besaßen, in den gemeinen Säckel zu opfern.

Als ein Hufschmied es wagte, das Treiben der holländischen Propheten öffentlich zu rügen, ließen die Angeschuldigten ihn verhaften und in den Turm setzen, beriefen dann Rat und Bürgerschaft auf den Domhof, und hier geschah nun das Unerhörte: Johann Matthys, ein Stadtfremder, verurteilte, ohne jemanden zu befragen, den Schmied zum Tode, und Johann Bockelson, auch ein Stadtfremder, stieß ihm alsbald vor versammeltem Volke, ohne auf dessen Murren zu hören, seine Hellebarde in den Leib.

Der Schrecken und der Aberglaube regierte in Münster. Wo irgend Widerspruch sich regte, waren die Propheten mit ihren Offenbarungen zur Hand. Und etliche von ihnen haben ohne Zweifel selber an ihre Offenbarungen geglaubt. So Johann Matthys, der seine Verblendung am ersten Ostertage mit dem Tode bezahlte. Er verkündigte am Ostersonnabend, den 4. April, wie auf plötzliche Eingebung, daß er hinausziehen müsse gegen die Feinde. Am andern Tage nahm er Abschied von jedem mit Hand und Kuß, wählte sich eine Handvoll Leute aus und forderte die Belagerer zum Kampfe. Heldenmütig kämpfend, stürzte er bald zusammen; sein Leichnam wurde von den wütenden Landsknechten in Stücke gehauen.

Das Volk von Jerusalem, das von den Mauern solches mit ansah, war nicht wenig bestürzt. Aber Johann Bockelson wußte es zu beruhigen. „Liebe Brüder und Schwestern,“ sagte er, „ihr sollt um des Propheten Tod nicht verzagen. Denn Gott wird uns einen andern Propheten erwecken, der noch größer und höher sein wird, als Johann Matthys gewesen ist.“ Der neue und größere Prophet war natürlich er selber. Und bald wurde er auch vom Volke dafür anerkannt.

Die alte Verfassung mußte nun einer neuen weichen. Die alte Obrigkeit sei von Menschen eingesetzt, jetzt sollte eine göttliche Einsetzung erfolgen. Solche Offenbarung verkündigte Johann Bockelson. Es bestand aber die neue Ordnung darin, daß zwölf Aelteste unter der Leitung des Propheten neue Gesetze gaben. Dieselben wurden verfaßt auf Grund des Alten Testaments, hinter welchem, wie einst bei Münzer und

Genossen, das Neue völlig zurücktrat. „Allem," hieß es darin, „was die heilige Schrift entweder verbietet oder gebietet, soll ein jeder Angehörige des neuen Israel unweigerlich nachkommen".

Wie aber diese Gesetzgeber die heilige Schrift verstanden, das sollte schnell zu Tage treten.

Am 23. Juli wurde die Vielweiberei als göttliche Ordnung allem Volke verkündigt. Jeder Mann durfte so viel Frauen zur Ehe nehmen, als er wollte. Die Folge davon war ein ganz zuchtloses Treiben, so daß der Prophet mit seinen Aeltesten nur durch allerhand blutige Entscheidungen einige Ordnung und Eintracht in die neuen Eheverhältnisse bringen konnte.

Ein Aufstand der Besonneneren gegen das neue Regiment wurde mit großer Grausamkeit unterdrückt. Die lebendig in die Hände der Gewalthaber gefallen waren, band man vor die Linde an den Dom und benutzte sie als Ziel für die Schützen; dann, als man fand, daß es schade sei ums Pulver, wurden sie von Knipperdollinck, der nunmehr den Scharfrichter machte, hingerichtet; etliche enthauptete der Prophet Bockelson selbst zu seinem Vergnügen.

Anfang September trat ein neuer Prophet auf, Johann Dusentschuer, ein Goldschmied aus Warendorf in Westfalen. Er rief die Gemeinde auf den Hauptmarkt und verkündigte dort die neue Offenbarung, die er empfangen hatte.

„Ihr christlichen Brüder," sprach er, „der himmlische Vater hat mir geoffenbart und befohlen, euch kundzuthun, daß Johann von Leiden (d. i. Bockelson), der heilige Mann und Prophet Gottes, zum König über den ganzen Erdkreis soll gemacht werden. Er soll herrschen über alle Kaiser, Könige, Fürsten und Gewaltigen in der Welt. Er wird der oberste von allen Obrigkeiten, und keiner wird über ihn sein; er wird den Thron und das Szepter seines Vaters David einnehmen, bis Gott das Reich wiederum von ihm zurücknehmen wird."

Hierauf forderte er den zwölf Aeltesten das Schwert ihrer Gewalt ab und übergab es dem Bockelson. „Empfange das Schwert der Gerechtigkeit," sagte er zu ihm, „und damit zugleich alle Gewalt, mit der du alle Völker der Erde in deine Botmäßigkeit zwingen wirst". Sodann salbte er ihn feierlich und sprach: „Vor dem Angesichte des ganzen Volkes Gottes rufe ich dich hiermit zum Könige aus über das neue Zion".

Nun nahm Johann Bockelson selbst das Wort. „Gott hat mich

erwählt zu einem Könige über die ganze Welt. Aber ich sage euch, liebe Brüder und Schwestern, ich wollte lieber die Säue hüten oder den Pflug führen, als König sein. Doch was ich thue, das muß ich thun; denn Gott hat mich dazu erkoren".

Als das Volk hierauf stille schwieg, forderte er es auf, Gott zu loben und zu danken. Da sangen sie das Lied „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" und gingen nach Hause.

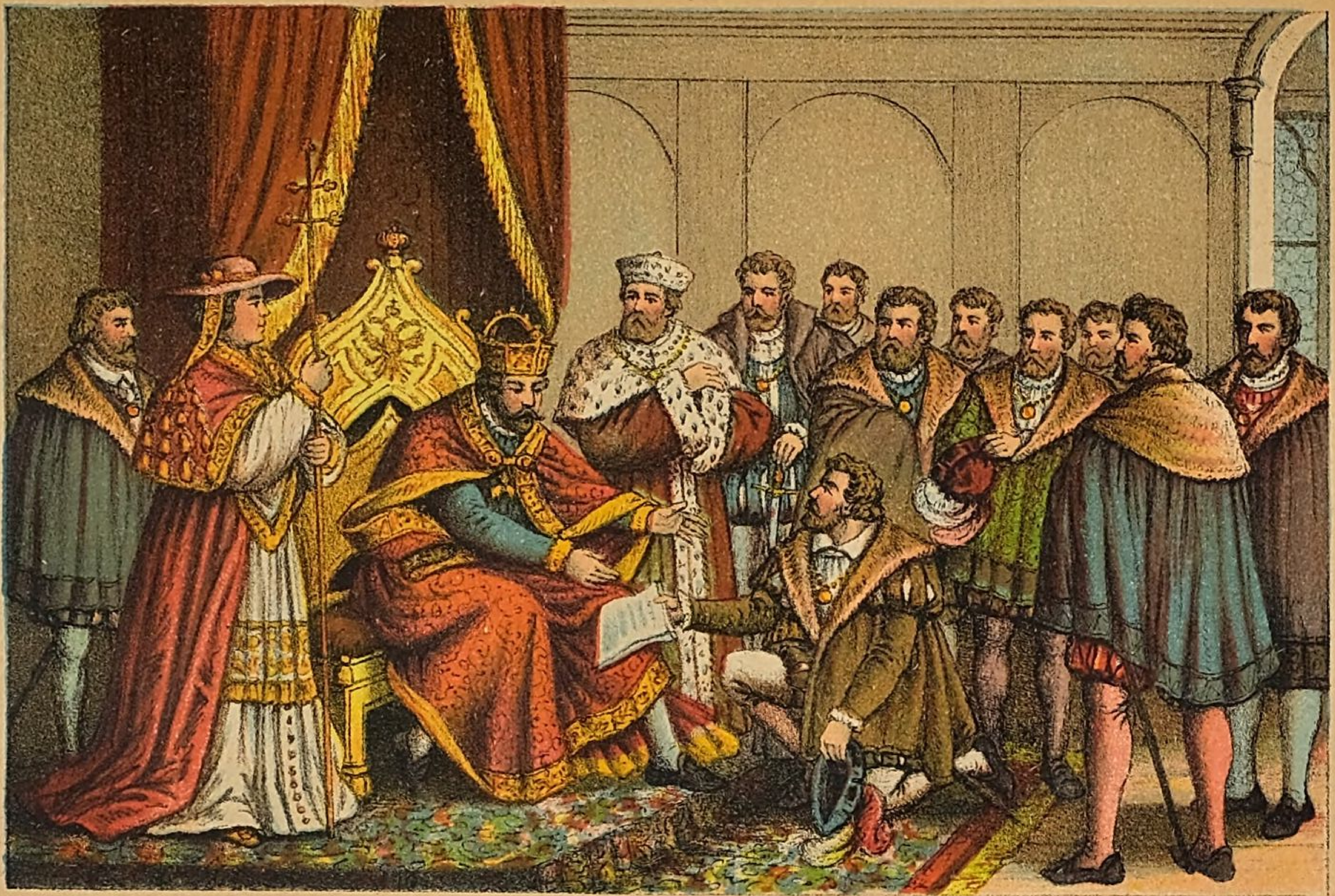
Der neue König von Zion richtete sich nun königlich ein. Er führte den Titel: „Johann von Gottes Gnaden, aus Kraft des königlichen Reichs in dem neuen Tempel ein Diener der Gerechtigkeit". Als ein Hauptvorrecht seines Königtums behielt er sich das Amt eines obersten Scharfrichters vor. Knipperdollinck machte er zu seinem Statthalter. Zur Königin erwählte er die Witwe des Johann Matthys, die schönste unter allen Weibern. Außer ihr aber hatte er noch eine ganze Menge Frauen. Er wohnte mit ihnen in prachtvollen Gemächern, kleidete sie und sich selber mit allem erdenklichen Prunk, hielt einen großartigen Hof, während doch sonst alles mußte gemein sein! Auf dem Markte ließ er einen herrlichen Thron errichten; dahin ritt er dreimal in der Woche auf stolzem Roß, begleitet von seinen Edelleuten und von einer stattlichen Leibwache.

Und all dies frevelhafte Gaukelspiel in einer belagerten Stadt! Ja, desto mehr floß sein Mund von Verheißungen und Offenbarungen über, je drohender sich das Gewitter um Münster zusammenzog.

Und wirklich war die Hoffnung der Eingeschlossenen nicht ganz grundlos, daß Entsatz herbeikommen werde und sie befreien zur rechten Zeit. Ueberall in Holland, Rheinland und Westfalen rüsteten sich die Wiedertäufer, Münster zu Hilfe zu ziehn und selber miteinzugehen in das neue Zion; sogar mit Lübeck wurde verhandelt.

Mit Staunen vernahm man draußen die Kunde von dem Reiche der Wiedertäufer in Münster. Sie sorgten selbst dafür, daß man nicht irren konnte über den Geist, der sie regierte, durch heftige Flugschriften, die sie in die Welt schickten. Eine, die von Bernhard Rothmann verfaßt war, führte den Titel „Die Rache".

Luther hat über so tolle Verirrung sich nicht viel bekümmert. Er konnte von diesen Leuten sagen: Sie sind von uns ausgegangen, aber



L.85.

Dr. Bayer, churs. Kanzler, überreicht Kaiser Karl V. die evangelische Confession a. d. Reichstage zu Augsburg.

sie sind nicht von uns". Er tröstete sich mit dem alten Trost: „Es müssen Rotten unter euch sein". Er hatte nun so viel von den Tücken des Teufels erlebt, daß er sich über nichts mehr wunderte.

Die Wiedertäufer waren auf ihn besonders schlecht zu sprechen. Sie schrieen und schrieben: „es seien zween falsche Propheten, der Papst und der Luther; doch sei der Luther ärger denn der Papst". So verschrieen ihn die Schwärmer für einen Papisten, die Papisten für einen Schwärmer.

„Also geht mir's," antwortete er darauf; „wer unter dem Papst kann aus dem Luther den ärgsten Rottengeist machen, den die Sonne beschienen hat, der hat's getroffen. Wiederum, wer mich unter den Rottengeistern kann zu einem zwiefältigen Papisten und ärger denn den Papst machen, der kann nicht fehlen".

Denen aber, die mit Fingern auf die Münsterschen Gräuel wiesen und sagten: „Siehe da, was kömmt Gutes aus der Lutherischen Lehre?" denen antwortet er:

„Aus den guten Engeln sind die Teufel kommen; darum ist's Gottes Schuld, daß er gute Engel geschaffen hat. Gleichwie unser Vater Adam auch Gott schuldgab, er hätte ihm das Weib gegeben. Also, weil aus des Luthers Lehre viel Rottengeister kommen sind, wie sie sagen, so muß Luthers Lehre des Teufels sein. Johannes sagt auch: Aus uns sind sie, aber nicht von den Unsern (1. Joh. 2, 19)".

„Also ging's der Bibel unter dem Papst auch, die man öffentlich ein Ketzerbuch hieß und ihr schuldgab, die Ketzer behülfen sich aus der Bibel, wie sie (die Papisten) auch noch thun und schreien Kirche! Kirche! wider und über die Bibel. Weil denn solches die Bibel, welche des heiligen Geistes eigen sonderliches Buch ist, von ihnen muß leiden und als aller Ketzerei Mutter und Schützerin geschändet werden, warum sollten wir's nicht vielmehr leiden, daß sie uns aller Ketzerei Schuld auflegen? Eine Spinne säugt Gift aus der lieben Rose, darin ein Bienlein eitel Honig findet; was kann sie dazu, daß ihr süßer Honig der Spinne zu Gift wird?" —

„Ach, was soll ich doch und wie soll ich doch wider oder von diesen elenden Leuten zu Münster schreiben! Muß man's doch an der Wand greifen, daß der Teufel daselbst leibhaftig haushält." So hebt Luther eine kurze Vorrede an, die er Anfang 1535 „auf die neue Zeitung von Münster" verfaßte. Es sei eine besondere Gnade von Gott, meint er, daß der Teufel zu Münster gar „so tölpisch und grob" dreinfahren müsse.

Solch grobes Teufelsspiel sei nicht das gefährlichste. „Denn welcher Geist will Schaden thun im Glauben, der wird's nicht anfahen mit Weibernehmen, denn er weiß wohl, daß die Welt darein nicht betrogen werden kann; muß auch nicht nach königlichen Ehren und Schwert greifen und die Leut' wollen würgen und fressen. Denn das ist zu grob und jedermann merkt's, daß er sich selbst erhöhen will und jedermann drücken.

„So unverschämt nach der Krone greifen und nicht allein ein eheliches Weib, sondern so viele Lust und Fürwitz will, nehmen — ach, das ist entweder ein junger Abcteufel, der noch nicht recht buchstabieren kann; oder, ist's der rechte, gelehrte Teufel, so hat ihn gewißlich der gnädige Gott mit so starken Ketten gebunden, daß er's nicht behender noch subtiler machen darf, uns allen zu drohen und zu warnen, daß wir seine Strafe fürchten sollen, ehe er demselben gelehrten Teufel Luft und Raum lasse, nicht mit dem Abc, sondern mit dem rechten, schweren Text uns anzugreifen."

Auf die Frage aber, was dagegen zu thun sei, antwortete Luther: „Das beste Wehren ist mit dem Schwerte des Geistes, mit Gottes Wort wehren; denn der Teufel ist ein Geist und fragt nicht nach Harnisch, Roß und Mann."

Freilich konnte er jetzt auch nichts dagegen haben, wenn Aufruhr und Blutvergießen mit dem weltlichen Schwert unterdrückt wurde, nachdem er einstens den Nürnbergern folgenden Rat wider die Schwarmgeister gegeben hatte (am 4. Februar 1525):

„Daß ihr aber nachfraget, wie sie sollten zu strafen sein, acht' ich sie auch noch nicht für Gotteslästerer (welche nach dem damaligen Recht hingerichtet werden mußten), sondern halte sie wie die Türken oder verlenkte (verleitete) Christen, welche nicht hat zu strafen weltliche Obrigkeit, sonderlich am Leibe. Wo sie aber die weltliche Obrigkeit nicht wollten bekennen und gehorchen, da ist alles verwirkt, was sie sind und haben; denn da ist gewißlich Aufruhr und Mord im Herzen, da gebührt weltlicher Obrigkeit dreinzusehen."

Das sind ganz die nämlichen Grundsätze, die wir auch den Landgrafen Philipp aussprechen hörten (vergl. Seite 347).

Endlich hatte der Bischof von Münster die Hilfe gefunden, die ihm einen ernstlichen Feldzug gegen die aufständische Stadt ermöglichte. Die benachbarten Fürsten, das deutsche Reich selber unterstützten ihn mit

Geld und Soldaten. Immer fester schloß sich der Ring um die Stadt. Die wiedertäuferischen Scharen, die zu ihrem Entsatz sich aufmachten, fanden ein klägliches Ende. Aber das neue Jerusalem leistete hartnäckigen Widerstand. Der Sturm der bischöflichen Landsknechte wurde wiederholt glänzend abgeschlagen. Über ein Jahr schon (seit dem 28. Februar 1534) währte die Einschließung. Es schien schließlich das Sicherste, die Feste durch Hunger zu zwingen.

Schon seit Anfang 1535 fing der Vorrat an zu mangeln. Weiber und Kinder schrieen um Brot. Doch am Hofe lebte man noch herrlich und in Freuden. Bald aber wurde auch für den König das Brot mit Kalk gemischt und ging endlich gar aus. Da ließ Johann verkündigen, daß binnen vier Tagen jedermann Freiheit habe, die Stadt zu verlassen. Viele zogen es vor, draußen vor den Wällen den Feinden in die Hände zu fallen, als drin Hungers zu sterben. Alle Männer — es waren bei 400 — wurden von den Belagerern niedergestochen oder enthauptet, die Weiber, welche abschwuren, in bestimmte Ortschaften verwiesen, wo man sie wie Gefangene hielt.

Drin in der Stadt aber wurde das Schreckensregiment immer fürchterlicher. Je höher die Not stieg, desto wahnsinniger geberdete sich der Zionskönig. Wie hatte Luther so recht, als er schrieb: „Ich tache nicht, daß alle Bürger zu Münster Gefallen haben an solchem Fürnehmen, die itzt schweigen und sich ducken müssen und von Herzensgrund heimlich seufzen zu Gott und schreien: Ach rette, rette, rette!“

Hunger, Krankheit, Hinrichtung und Flucht verringerte immer mehr die Schar der auserwählten Gläubigen. Endlich, am 25. Juni 1535, nach sechzehnmonatlicher Belagerung, fiel die Stadt durch Verrat. Johann Bockelson und Knipperdollinck gerieten lebendig in die Hände des Siegers; erst am 22. Januar 1536 wurden sie an der Stätte ihrer Verirrungen unter grausamen Qualen hingerichtet.

Das „Rottenkönigreich“, wie Luther es nannte, mit seinem „Tatarenkönig“ hatte den verdienten Ausgang gefunden. Es ist seitdem niemand so verblendet gewesen, es wieder aufrichten zu wollen. Die Gedanken der Wiedertäufer sind nicht völlig mit untergegangen; Menno Simons, ein vormaliger Priester, sammelte die zersprengten Häuflein in den Niederlanden und an der deutschen Nordseeküste zu kleinen, stillen Gemeinden, die unter dem Namen der Mennoniten sich bis heute erhalten haben. Sie sind sittenstrenge Leute, die mit den Ausschweifungen der Münsterischen nichts zu thun haben.

Die Stadt Münster aber wurde durch ihre Besieger wieder katholisch gemacht. Zwar hatten auch protestantische Stände dem Bischof mit zum Siege geholfen, aber da nach vertragsmäßigen Abmachungen keine Ordnung daselbst vorgenommen werden durfte, „ohne mit Wissen und Willen des Kaisers, der Kurfürsten und gemeinen Stände des Reichs", die Mehrheit des Reichstags aber damals (im Jahre 1535) noch römisch war, so konnte die Neuordnung des Kirchenwesens der Stadt nur im römischen Sinne erfolgen. So ist Münster eine Hochburg des Papsttums geworden im deutschen Lande, dasselbe Münster, welches einst schon als evangelische Stadt rechtlich anerkannt war.

Etwas also hatte das Abcteufelchen doch zu Wege gebracht.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Wittenberger Konkordie.

So betrübend das wahnsinnige Treiben der Wiedertäufer in Münster war, das Eine Gute hatte es, daß auch die wütendsten Gegner der Lutherschen Reformation einsehen mußten, was zwischen ihr und der Schwarmgeisterei für ein Unterschied bestand. Einmütig hatten Römische und Evangelische den Münster'schen Aufruhr bekämpft, und obwohl den Gewinn davon, wie wir gesehen, die Römischen davontrugen, so standen doch die Evangelischen als Hüter des Rechts, der Ordnung und des Friedens ihnen ebenbürtig zur Seite.

Auch die Schweizer und Oberländer konnten sich wohl rühmen, daß sie sich des gefährlichen Treibens der Schwärmer von Anfang an streng und kräftig erwehrt hatten. Waren doch beinahe die ersten Todesurteile gegen die Wiedertäufer von Zürich ausgegangen. Und Luther konnte, wenn er gerecht sein wollte, auf die Dauer nicht wohl Zwingli und Butzer mit Münzer und Münster über Einen Kamm scheren.

Wirklich vollzog sich um dieselbe Zeit, wo die Münsterischen ihr Rottenkönigreich aufrichteten, zwischen Luther und den Reformierten eine große Wendung zum Besseren. Es kam zu einer „Konkordie", zu einer „Einung", freilich nicht zwischen Wittenberg und den Schweizern, wohl aber zwischen Wittenberg und den Oberdeutschen, die mit ihrem Bekenntnis eine eigentümliche Mittelstellung einnahmen.

Ein Verständnis Zwinglis ging Luthern für immer ab. Er hatte seine Schriften niemals in Ruhe studiert. Als er zu Marburg persönlich mit ihm zusammentraf, waren eben zuvor die allerbittersten

Streitschriften zwischen ihnen gewechselt worden. Es war darnach alles Mögliche, daß sie dort so freundlich mit einander verkehrten und in ihren Lehren sich so weit einigten. Während des Augsburger Reichstages hatte die gegenseitige Spannung nur zugenommen; Melanchthon redete damals, wie wir wissen, nicht zum Frieden, sondern hielt sich wo möglich feindseliger gegen Zwingli, als Luther. Und als nun Zwingli am 11. Oktober 1531 auf dem Schlachtfelde den Heldentod starb (Seite 289), da war das in Luthers Augen kein Sterben, wie es einem Reformator gebührte; mit Grauen sah er das Schwert in eines Predigers Hand, und so dünkte ihn der Ausgang ein offenbares Gottesgericht. Als die Nachricht von Zwinglis Tode und dem hernach zwischen den katholischen und reformierten Kantonen geschlossenen, für die Reformation so ungünstigen Frieden nach Wittenberg kam, schrieb Luther an Amsdorf (28. Dezember 1531):

„Die Zwinglianer haben mit den übrigen Schweizern Frieden geschlossen, aber unter den schimpflichsten Bedingungen, ganz abgesehen von der Schmach und Niederlage, die sie durch den Verlust ihrers Anführers erlitten haben. Das ist nun das Ende ihres Ruhmes, den sie durch ihre Lästerungen gegen das Abendmahl des Herrn gewinnen wollten. Aber sie werden nicht klug."

Wenige Tage später (am 3. Januar 1532) schrieb er: „Sie rufen jetzt Zwingli als einen Märtyrer aus, um das Maß ihrer Lästerungen vollzumachen, daß es überlaufen muß." Er warnt die Augsburger: „Gott hat schon zweimal gestraft: erstlich unter dem Münzer, jetzt unter dem Zwingli. Ich besorg', Augsburg werde schier seinen Teil auch haben." Und so stellte er öfters den Zwingli in eine Reihe mit Münzer und andern offenkundigen Schwärmern, wie wir das oben (Seite 352) in seinem Schreiben an den Rat zu Münster gefunden haben.

Dieses Urteil über Zwingli hat Luther nie ganz fahren lassen. Zu gottlos erschien ihm zeitlebens Zwinglis Widerspruch gegen seine Lehre vom Sakrament, zu unverständlich blieb ihm Zwinglis weltlich-politische Größe. Da man ihn fragte, ob Zwingli verdammt sei, hat er geantwortet: „Ich wünsche, er wäre selig, aber ich fürchte das Gegenteil." Doch hat er zu Zeiten auch milder sich ausgesprochen. So bezeugte er im Jahre 1536 den Straßburgern zu Wittenberg, „daß er viel zu scharf und hart in seinen Schreiben wider Zwingli und Oekolampad gewesen sei, die er sonst dem Gericht Gottes wolle befohlen haben und ihrer Person halber nicht verdamme, denn Gott habe sie können auf

eine sondere Weise selig machen, die er nicht wisse." Und dem Bullinger, Zwinglis Nachfolger in Zürich, schrieb er am 14. Mai 1538:

„Ich will's frei heraussagen: den Zwingli hab' ich, nachdem ich ihn zu Marburg gesehen und gehört, für einen trefflichen Mann geachtet, wie auch den Oekolampad, so daß mich ihr Schicksal zum Tode erschreckt hat (Oekolampad starb bald nach Zwingli, am 24. November 1531, an einer bösartigen Krankheit). Und war des Ursach', daß ich glauben mußte, er (Zwingli) sei in der Abneigung gegen unsere Lehre verharrt, die wir doch nicht minder für die wahre achten, als ihr die eure."

Diese Äußerungen Luthers, in denen er wenigstens eine aufrichtig menschliche Teilnahme an seinen Gegnern verrät, stammen aus einer Zeit, wo es fast aussah, als wollte der Riß zwischen der Deutschen und der Schweizer Reformation zuheilen, eben aus der Zeit der Wittenberger Konkordie.

Martin Butzer, der Reformator von Straßburg, arbeitete unermüdlich daran, eine Einigung aller Evangelischen im Reiche herbeizuführen.

Seit er Luthers Gast auf der Koburg war und dort persönlich Luthers Argwohn gegen die Oberländer nicht ohne Glück bekämpfte (Seite 265 ff), verhandelte er eifrig weiter mit Wittenberg und mit Zürich. Die beiden zusammenzubringen, dazu wollte freilich auch sein Eifer und seine Kunst nicht ausreichen. Aber daß es ihm gelang, zwischen Wittenberg und den oberdeutschen Städten eine vollkommene Verständigung zu erzielen, das war doch eine schöne Frucht seiner Arbeit.

Wir haben berichtet, wie diese Städte im Jahre 1531 Aufnahme fanden in den Schmalkaldischen Bund (Seite 290). Straßburg, das einst zu Augsburg das „Vierstädtebekenntnis" mit überreicht hatte, trat im April 1532 auch der „Augsburgischen Konfession" bei. Auch Ulm, Memmingen, Augsburg näherten sich unter Butzers Einfluß, der viel zwischen ihnen umherreiste, in ihrem Glauben und Bekennen sichtlich und absichtlich der Weise Luthers.

Luther fand diese Annäherung höchst verdächtig. Zwar hatte er auf der Koburg den Verständigungsversuchen Butzers über Erwarten viel Wohlwollen entgegengebracht; aber wo es ihm dünkte, solche Ver-

ständigung solle geschehen auf Kosten der Klarheit und Wahrheit, fuhr er voll Unmut dazwischen und bezeugte schroff, daß er mit den „Sakramentsleugnern“ unvermengt bleiben wollte. Das bekamen im Jahre 1533 erst die von Frankfurt am Main, dann die von Augsburg zu erfahren. An den Rat zu Augsburg schrieb er unter dem 8. August:

„Es kommt so stattlich und gläublich für mich, daß eure Prediger sich stellen und fürgeben, als seien sie mit uns zu Wittenberg einträchtig in der Lehre von dem heiligen, hochwürdigen Sakrament des Leibes und Blutes unsers Herrn Jesu Christi — sollen auch auf der Kanzel und auch sonst ihre Worte also drehen und leise setzen, daß man beiderlei Meinung daraus nehmen möge und nicht dürfe heraussagen einerlei Meinung — daß ich's nicht hab' können unterlassen, Ew. Fürsichtigkeit mit dieser Schrift (d. i. mit diesem Briefe) zu ersuchen und zu warnen. Es ist doch ja fürwahr eine beschwerliche Sach', daß sie den gemeinen Mann also lassen gehen im falschen Wahn, daß einer dies, der andere das glaubt und doch jeder Teil (Lutherische und Zwinglianer) im ungleichen, widerwärtigen Glauben einerlei Wort höret und gleich zum Sakrament gehet, so sie (die Augsburger Prediger) doch im Grund nicht anders halten noch den Leuten darreichen, denn eitel Brot und Wein. Und ist uns auch eine harte Last, daß sie solches treiben unter unserm Namen und Schein, als könnten sie die Leute ohn' uns nicht verführen.

„Ist derhalben an Ew. Fürsichtigkeit meine fleißige, freundliche Bitt', ihr wollet um Christus willen eure Prediger dahin halten, daß sie sich solcher Beschwerung enthalten und nicht sich rühmen bei dem Volk, daß sie mit uns gleich lehren und halten. Denn wir sagen stracks Nein dazu und wissen allzuwohl, daß sie Zwinglisch lehren; haben uns auch noch nie keinmal ein Wörtlein zugeschrieben noch entboten, wie sie unsrer Lehre oder Meinung worden sind, so man doch wohl weiß und auch aus ihrem gedruckten Katechismo wohl vernimmt, daß sie wider uns gewesen und noch sind. Wollen sie lehren und die Leute führen, sollen sie unsere Namen mit Frieden lassen und ihren eignen oder ihres Meisters Namen brauchen; denn wir wollen unschuldig sein an ihrer Lehre und allen Seelen, die von ihnen betrogen werden.“

Als hierauf die Augsburgischen Prediger sich verantworteten, Butzers Abendmahlslehre vortrugen und im übrigen ihre Stellung zu dem ganzen Streit dahin kennzeichneten, daß sie ihre Zuhörer abmahnten von unfruchtbarem Disputieren darüber, antwortete Luther gar nicht.

freundlich und nannte das „schlüpfrige Worte“. Indessen mußte er bald merken, daß es den Augsburgern mit ihrem Luthertum ernster war, als er argwöhnte; als im Sommer 1534 eine evangelische Kirchenordnung aufgerichtet wurde, wies der Magistrat die städtischen Prediger an, nach der Augsburgischen Konfession zu lehren.

Der den Augsburgern diese Kirchenordnung gab, war Butzer. Immer entschiedener drang er bei seinen Gesinnungsgenossen in Süddeutschland auf Einigung mit Luther, auch wenn es nicht möglich sein sollte, die Schweizer mit hineinzuziehen in die neue Eintracht. Die Schweizer änderten zwar gerade damals Zwinglis Abendmahlslehre dahin ab, daß die von Gott im Sakrament bescherten Güter und Gaben als die Hauptsache anerkannt wurden und nicht die Erinnerungsfeier der Gemeinde; das war ein Schritt zur Versöhnung. Aber zu einer wirklichen Versöhnung gedieh es deshalb noch nicht; Butzer fand sie spröder, als Luthern.

Luther nämlich gewann seit 1534 den Gedanken immer lieber, daß doch noch eine Einung im Glauben, zum wenigsten mit den Oberländern, möchte zu stande kommen. Er fühlte sich selbst so todesmatt, daß er sein Ende nahe wähnte; wie viel ruhiger konnte er von der Welt abscheiden, wenn er die Evangelischen im Reiche Eines Glaubens wußte! Unablässig wühlten die Schwärmer, und von der römischen Kirche drohten, wie wir im nächsten Kapitel erfahren werden, neue Gefahren. Um keinen Preis mochte er ja einer eiligen Verständigung zu Liebe der Wahrheit etwas vergeben; aber wie die Dinge lagen, mußte er doch die Eintracht von ganzem Herzen wünschen.

Auch Melanchthon war nicht mehr so feindlich gegen die Reformierten gesinnt, wie früher. In Marburg und Augsburg hatte er, wie wir sahen, für die Vorstellungen der Schweizer und Oberländer gar kein Ohr; um so mehr hoffte er noch auf die Papisten. Aber seine weiteren Studien machten ihn milder gegen die Ansichten der Reformierten; bald war ihm Luthers Abendmahlslehre selber zu schroff. Darüber mit Luther sich zu veruneinigen, kam ihm nicht in den Sinn; aber um so mehr war er auf einen Ausgleich der streitenden Meinungen bedacht.

In diesem Sinne wechselte er seit 1531 Briefe mit Butzer, in diesem Sinne half er im Jahre 1534 den beiden Reformatoren von Württemberg zur Verständigung (Seite 312) und schrieb, als das glücklich vollbracht war, an Landgraf Philipp von Hessen, den treuen Förderer aller Unionsbestrebungen, (am 16. September 1534) wie folgt:

„Ich will Ew. Fürstlichen Gnaden nicht bergen, daß ich an dem unfreundlichen Schreien und Schreiben auf unserm Teil nie Gefallen gehabt habe, sondern allezeit daran Herzleid getragen habe und noch trage. Ich hätte auch die Sache gern zu christlicher Einigkeit gearbeitet, wie Ew. Fürstl. Gnaden selbst aus etlichen Umständen abnehmen mögen. Nachdem ich aber so große Härtigkeit befunden, daraus ander mehr Beschwerung gefolget, hab' ich's auch müssen Gott befehlen.

„Ich hoff' aber gleichwohl noch, es soll einmal eine gnädige Stunde kommen durch Gottes Gnade. Und habe lange Zeit fürgehabt, mich zu Ew. Fürstl. Gnaden zu verfügen und, so mich Ew. Fürstl. Gnaden hören wollte, von dieser Sache mündlich mit Ew. Fürstl. Gnaden zu reden.

„Derhalben bitt' ich, Ew. Fürstl. Gnaden wollen auf einen Weg denken, wie die Sach' vorzunehmen, daß eine beständige concordia gemacht werde. Ich halt', daß Ew. Fürstl. Gnaden insonderheit hierin mehr schaffen können, denn viel andere Leut', bei beiden Teilen. Ich halt' auch, Ew. Fürstl. Gnaden Schriften (Briefe) sollen bei Doktor Luther mehr angesehen werden denn deren, so bis anher noch davon mit ihm gehandelt haben.

„Alles auch, das mir möglich ist, will ich von Herzen gern thun, daß diese Sach' zu christlicher Einigkeit gebracht werde, und wollt' auf Erden nicht Liebers sehen. Gott gebe Gnad' dazu!"

Landgraf Philipp wandte sich denn um Anfang Oktober an Luther. Er wies darauf hin, daß die oberländischen Prediger und sonderlich Butzer nun sich mit ihrem Bekenntnis so gestellt hätten, daß darin kein Grund zu Zwietracht mehr liege. Er wies ferner auf die große Gefahr hin, daß „auf fleißig Anhalten der Papisten den armen Leuten in Oberlanden ein großes Blutvergießen erwachsen und erstehen möcht". Darum soll nun Luther das „in christlich und treues Bedenken nehmen und daran sein, daß eine beständige Vereinigung und Vergleichung fürgenommen und einträchtiglich bewilligt werden möge". Und zwar handelte es sich dabei wirklich nur um den einzigen Artikel vom heiligen Abendmahl; „denn in andern Artikeln ist," wie Melanchthon schrieb, „keine Uneinigkeit".

Luther antwortete am 17. Oktober:

„Gnade und Friede Gottes in Christo.

„Durchlauchtiger, Hochgeborener Fürst!

„Ich habe Ew. Fürstl. Gnaden Schrift empfangen, darin Ew.

Fürstl. Gnaden begehren, ich solle die Sache des Sakraments halben in christliches und treues Bedenken nehmen, damit eine beständige Einigkeit möcht' werden zwischen uns und den oberländischen Predigern. Nun wissen Ew. Fürstl. Gnaden ja wohl, daß ich freilich auch allezeit aufs höchste begehret, Einigkeit zu haben, weil mir verdrießlich und dem Reiche Christi schädlich genug ist der übermächtige Trotz der Papisten, welcher durch solche Uneinigkeit also gestärket, daß er ohn' das längst wohl wäre demütiger worden.

„Wenn nur Ew. Fürstl. Gnaden bei Magister Butzer und den Seinen erlangen, was sie doch hierin gesinnet wären zu thun und zu geben (nachzugeben) oder nicht: wollt' ich doch ja auch, was ich immer für mein Gewissen räumen (einräumen) könnte, gerne mich finden lassen. Lieber Gott! ich komme schwerlich zu den Sachen, die nicht ich, sondern andere angefangen, und mich dünket, daß unter ihnen selbst, den oberländischen Predigern, wenige sind, die auch dem Butzer folgen und nicht hernach vielleicht wider beide sollten schreien. Meinem Herzen ist nichts Liebers, denn eine beständige Einigkeit; wenn es aber sollt' im Grund gebrechlich und ungewiß sein, so ist doch die Treu' verloren.

„Was Ew. Fürstl. Gnaden hierin helfen und raten kann, bitt' ich um Gottes willen, wollen fortfahren. Kann ich etwas thun wider die Mörder und Bluthunde, die Papisten, die doch nicht können noch wollen aufhören, sie haben denn Christum verstöret oder liegen selbst darnieder — so fehlet's ja nicht und soll nicht fehlen an meinem armen Gebet, Thun, Leiden, Reden und Schreiben.

„Christus unser Herr, stärke Ew. Fürstl. Gnaden zu thun seinen Willen zum Segen seiner Kirche, zum Zorn über die Papisten. Amen, Amen.

„Wittenberg, Sonnabend nach Galli, 1534.

„Ew. Fürstl. Gnaden williger

D. Martinus Luther."

Am 27. Dezember 1534 kamen auf Philipps Einladung Melanchthon und Butzer in seiner Stadt Kassel zusammen.

Melanchthon brachte einen Aufsatz mit, worin Luthers Lehre vom

Abendmahl so scharf und schroff ausgedrückt war, wie nur selten zuvor. „Und ist das die Summa unserer Meinung," hieß es darin, „daß wahrhaftig in und mit dem Brot der Leib Christi gegessen wird, also daß alles, was das Brot wirket und leidet, der Leib Christi wirke und leide, daß er ausgeteilt, gegessen und mit den Zähnen zerbissen werde."

Das meinte Luther als ein ehrlicher Mann schuldig zu sein, daß er so ihnen seine Lehre klar hinstellte mit all' ihren Ecken und Kanten. Nur bei völliger Offenheit und Deutlichkeit auf beiden Seiten dünkte ihm eine echte und gründliche Einigung möglich. Dabei kam er aber zugleich dem andern Teil entgegen und urteilte über dessen abweichende Lehre bei weitem nicht so wegwerfend und unversöhnlich wie früher. „Sie sind vielleicht," so redet er jetzt von seinen Gegnern, „aus gutem Gewissen mit dem andern Verstand (der andern Auslegung des Gottesworts) gefangen; darum wollen wir sie gern dulden. Sind sie rein, so wird sie Christus der Herr wohl erretten. Dagegen bin ich auch wahrlich mit gutem Gewissen mit dem andern Verstand (mit der anderen Auslegung und Auffassung) gefangen, es wäre denn, daß ich mich selber nicht kennte; darum dulden sie mich nun wieder, wo sie es nicht mit mir können halten."

Diese Duldung, welche jetzt Luther den Oberländern gewährte und von ihnen für sich begehrte, war doch etwas ganz anders, als die „Feindesliebe", die er einst zu Marburg den Schweizern zugestand (Seite 157).

Freilich die einfache Zustimmung zu seiner Abendmahlslehre machte er Butzern und dessen Gesinnungsgenossen unmöglich, wenn er eine solche Gemeinschaft zwischen dem Leibe Christi und dem Brote aussagte, daß der Leib Christi mit den Zähnen zerbissen werde. Dem entgegen mußte Butzer immer wieder ein eigentümliches Bekenntnis aufstellen. Und so gab er denn dem Melanchthon in Kassel auch seinerseits bündige Erklärungen.

Darnach wollte er und sein Anhang von einer sinnlichen, natürlichen Einheit des Brotes und des Leibes Christi, von einer Vermischung ihres Wesens, als ob im Sakrament das Brot nicht bliebe, sondern nur der Leib Christi, und also der Leib Christi eine Speise werde für den Leib des Menschen, jedenfalls nichts wissen. Wohl aber lehrte er eine ‚sakramentliche' Einheit, da Brot und Leib beieinander sind, und das, was mit dem Brote geschieht, von dem Leibe Christi gilt. Zerbissen

wird in Wahrheit nur das Brot, aber wie das Brot übergeht in den Leib des Menschen, so vereinigt sich zugleich der Leib Christi mit dem Leibe des Menschen.

Darüber also, daß wirklich der Leib Christi von dem, der das Sakrament genieße, empfangen werde, stritt Butzer nicht, sondern nur darüber, wie man sich diesen Vorgang des Empfangens und das Verhältnis von Brot und Leib dabei zu denken habe. Dagegen, daß die Einheit des Brotes mit dem Leibe Christi eine solche sei, daß Brot nicht mehr da sei, sondern nur Christi Leib, und also gleichsam Christi Leib eine natürliche Speise für den Menschen werde, behauptete auch Luther nicht; sonst hätte er ja die römische Lehre von der Brotverwandlung noch geteilt (Band 1 Seite 690). Er war nur kühner und kräftiger in seinen Ausdrücken für die dennoch vorhandene wunderbare geistige Vereinigung des Leibes Christi mit dem Brot, die in kraft der Einsetzungsworte Christi für ihn vorhanden war, wofür er je länger je mehr auf die Formel zukam: Leib und Blut Christi in, mit und unter dem Brot und Wein.

Darnach fiel denn auch Luthers Gutachten über Butzers Erklärungen, wie er es ende Januar 1535 dem Kurfürsten übergab, nicht unfreundlich aus.

„Auf des Butzers Meinung, so Magister Philippus von Kassel hat gebracht, ist das mein Gutdünken:

„Erstlich, weil darin vermeldet, daß die Prädikanten (Prediger) wollen und sollen der Apologia oder Konfession (dem Augsburger Bekenntnis) gemäß lehren, kann und weiß ich solche Konkordia nicht auszuschlagen für meine Person.

„Zum Andern, weil sie deutlich bekennen, daß Christi Leib wahrhaftig und wesentlich im Abendmahl im Brot gereicht, empfangen und gegessen werde u. s. w. — wo ihr Herz stehet, wie die Worte lauten, weiß ich auf diesmal die Worte nicht zu strafen.

„Zum Dritten: nun aber diese Sache vom Anfang daher weit und tief gerissen ist, daß bei den Unsern noch zur Zeit schwerlich gegläubt wird, daß es jene so lauter meinen, als die Worte dastehen und die Beisorge noch gar stark ist, daß ihrer etliche unserm Namen und Glauben sehr feind sind, sehe ich für nutz und gut an, daß man die Konkordia nicht so plötzlich

schließe, damit jene nicht übereilet werden und bei den Unsern nicht eine Zwietracht sich errege. Denn sie (die Unsern, d. i. die andern Lutherischen Theologen) gehören auch zur Sachen, die nicht meine oder jemandes alleine ist. Sondern, wo man aus den vorgesetzten Worten (d. i. auf Grund der von Butzer gegebenen Erklärungen) begönne freundlicher gegen einander zu handeln, würde sich's mit der Zeit wohl ereignen (herausstellen), ob ihre (der Oberländer) Meinung rein und recht wäre oder etwas dahinten hätten, damit (d. i. in welchem Falle) solche Konkordia hernach ärgere Diskordia (Zwietracht) möcht' werden. So können indes die Unsern den Argwohn oder Groll sänften, darnach endlich fallen lassen, und wenn sich alsdann das trübe Wasser auf beiden Teilen gesetzt, könnte man eine rechte, beständige Einigkeit beschließen, die mit aller Bewilligung ohn' Argwohn aus rechtem Grunde von allen würde williglich und ungenötigt angenommen, welches ohne weitere Unterredung und Erkenntnis nicht wohl oder leichtlich geschehen kann."

Man sieht, Luther war einer Vereinigung von Herzen geneigt, sein Mißtrauen gegen die Oberländer war im Schwinden, dagegen fürchtete er, daß seine entschiedenen Anhänger, wie Brenz in Schwäbisch Hall, Amsdorf in Magdeburg, Osiander in Nürnberg und andere nicht so leicht sich finden lassen würden. Und doch wollte er nicht für sich allein die Verständigung vornehmen, gleich als wäre es seine eigene Sache und nicht vielmehr eine heilige Gewissenssache, wie für ihn, so auch für seine Anhänger. Er wollte den Seinen kein neuer Papst sein. Um nun von beiden Seiten alle zu gewinnen, empfahl er, das Unionswerk ja nicht zu übereilen.

Wirklich konnte eine so wichtige Sache nicht übers Knie gebrochen werden. Butzer verhandelte auf Grund der Kasseler Verhandlung mit seinen Freunden, Luther und Melanchthon mit den ihrigen. Es gab, viel Schreibens und Fragens herüber und herüber. Die Augsburger, die Luther noch vor zwei Jahren so mißtrauisch behandelt hatten, gaben sich besondere Mühe, sein Vertrauen zu gewinnen, und mit gutem Erfolg. Ihre beiden Abgesandten, der Prediger Huberinus und der Arzt Gereon Seiler, wurden ihm sehr liebe Gäste, und so schrieb er am 20. Juli 1535 an den Magistrat:

„Ew. Fürsichtigkeit sollen sich tröstlich zu uns allen versehen in

Christo, daß wir hinfort an uns keinen Mangel wollen sein lassen, sondern mit allem Willen und Vermögen solche liebe Einigkeit stärken und erhalten, weil wir Gott Lob! merken, daß es bei den Euern rechter Ernst, und uns damit ein schwerer Stein vom Herzen genommen, nämlich der Argwohn und Mißtreu, der auch nicht soll, ob Gott will, wieder drauf kommen. Weiteres wird Ew. Fürsichtigkeit Doktor Gereon wohl anzeigen, als dem wir unser ganzes Herz offenbart haben."

Am 5. Oktober schrieb Luther sieben Briefe, sämtlich des gleichen Inhalts, indem er seine Bereitwilligkeit zur Eintracht von Herzen zu erkennen gab. Vier von diesen Briefen gingen nach Augsburg, die andern drei nach Ulm, Eßlingen und Straßburg. An die Prediger zu Straßburg schrieb er:

„Gnade und Friede in Christo.

„Euer Schreiben hat mir große Freude gemacht, werte Herren und Brüder, weil es mich leichtlich dessen versichert hat, daß euer Herz rein und aufrichtig zur Herstellung dieser unserer Eintracht geneigt und gerüstet ist. Deshalb seid auch ihr wiederum, ich bitte euch, versichert, daß ich so begierig diese Eintracht annehme, als mir unser Herr Christus gnädig sein soll immerdar. Und zweifelt nicht: soviel an mir liegt, wird nichts von mir können begehrt oder gefordert werden, was ich dafür nicht gern thun oder leiden will. Laßt uns nur fortfahren, so wird Gott unser heißes Bitten und Flehen erhören und, was er angefangen hat, vollenden, daß eine feste und beständige Eintracht daraus werde, ohne jeglich Bedenken oder Anstoß. Amen.

„Es erübrigt, werteste Brüder, weil diese Sache viele und große Leute, Fürsten und Völker angeht, daß wir auf eine Zusammenkunft bedacht sind, dabei wir über diesen und andere Punkte in wechselseitigem Gespräch uns gehörig vergleichen, und zwar je eher desto besser. (So viel mehr Lust und Mut hatte Luther jetzt zur endlichen Versöhnung.) Die Sache ist es sicherlich wert, daß wir Zeit und Kosten deswegen nicht ansehen, wie ihr leicht einsehen werdet.

„Wenn ich auch dabeisein soll, so muß ein Ort in Hessen oder in unserm Koburg dazu bestimmt werden. Denn unser Fürst wird mich nicht wohl außer Landes lassen. Beratet euch deshalb

mit den Brüdern eures Teils über Zeit und Ort und laßt es uns wissen, damit wir unsern Fürsten in dieser Sache angehen und auch unsern andern Brüdern in Sachsen, Pommern, Preußen u. s. w. Anzeige davon machen, daß sie etwa einen Vertreter schicken oder jemanden von uns mit ihrer Vertretung beauftragen. Denn ich möchte nicht, daß ein großer Haufe Menschen zusammenkäme.

„Der Herr Jesus sei mit euch, er schenke euch seine Gnade vielfältig und mehre den Frieden unter uns allen. Amen.

„In allem der Eure durch Christum

Martinus Luther."

Noch ließ man den Winter vorübergehn. Am 25. März 1536 erging durch Luther die bestimmte Einladung an Butzer auf den vierten Sonntag nach Ostern, den 14. Mai. Zum Ort der Zusammenkunft hatte Kurfürst Johann Friedrich seine Stadt Eisenach bestimmt.

Und so kamen Mitte Mai eine stattliche Anzahl oberländischer Theologen auf solche Einladung nach Eisenach: die beiden Straßburger, Butzer und Kapito, an der Spitze, dazu Abgesandte von Ulm, Eßlingen, Memmingen, Reutlingen, Frankfurt, Fürfeld und Augsburg, im Ganzen ihrer elf.

Von den Wittenbergischen fanden sie noch keinen vor. Am 17. aber statt des erwarteten Luther einen Brief von ihm, an Kapito gerichtet.

„Gnade und Friede in Christo.

„Euer Brief, mein Kapito, vom 22. April ist mir erst am 11. Mai überbracht worden, also nur drei Tage vor dem vierten Sonntage nach Ostern, den ich als den Tag unserer Zusammenkunft in Eisenach bezeichnet hatte. Darum könnte ich, auch wenn ich gesund wäre, doch an diesem Tage nicht zur Stelle sein. Nun bin ich aber obendrein außer Stande, eine weitere Reise zu versuchen, da ich von einer eben überstandenen Krankheit noch gar angegriffen bin. Und so bitte ich euch, wenn es sich thun läßt und euch beliebt, ihr wollet, so viele euer in Eisenach zusammengekommen sind, gefälligst euch näher bemühen, nämlich gen Grimma, einer Stadt drei Meilen hinter Leipzig; dort werde entweder ich selber sein am fünften Sonntage (21. Mai), oder ich kann doch, wenn mein Zustand das nicht erlaubt, mit den Unsern innerhalb

eines Tages Briefe wechseln. Andernfalls ist für mich gar keine Möglichkeit zu erscheinen. Gott ist's, der uns zwingt, die Sache so anzustellen, ob's uns auch wider den Willen geht, und wir's uns ganz anders gedacht haben, als wir's nun ausführen können.

„Magister Philippus (Melanchthon) war abwesend, deshalb konnte er nicht antworten. Christus gebe seinen Segen, daß eine wahre und feste Einung zu stande kommt! Amen.

„12. Mai 1536."

So mußten also die zu Eisenach Versammelten sich zu einer noch weiteren Reise entschließen. Sie thaten's unverdrossen. Aber nicht nach Grimma richteten sie ihren Weg, sondern nach Wittenberg. Denn diese letzte Strecke, die sie da noch zugeben mußten, war so gering und die Sicherheit, mit Luther selber verhandeln zu können, so wichtig, daß es auf die paar Meilen nun auch nicht ankam. Damit trafen sie Luthers eigensten Wunsch.

Unterwegs konnten sie mit zwei wackeren Lutheranern bereits vorläufigen Austausch pflegen: Justus Menius, der Pfarrherr von Eisenach, schloß sich von Eisenach aus, Friedrich Mykonius, der Pfarrherr von Gotha, von Gotha aus ihrem Zuge an.

Sonntag, den 21. Mai, nachmittags um Drei, erreichten sie Wittenberg.

Luthers Friedensliebe war inzwischen auf harte Proben gestellt worden.

Es war aus dem Nachlaß Zwinglis eine Schrift herausgegeben worden: „Darlegung des Glaubens für den christlichen König" (d. i. für den König von Frankreich), worin Zwingli seine Lehre ausführlich vortrug und Luthern aufs neue heftigen Anstoß gab. Zwinglis Nachfolger, Bullinger, hatte dem Buche eine Vorwort beigegeben, worin er es nicht nur billigte, sondern sogar pries als Zwinglis Schwanengesang, darin der treue Zeuge des Evangeliums und Lehrer des wahren Glaubens sich selbst übertroffen habe.

Nun waren ja bei dem bevorstehenden Unionsversuche Bullinger und die Schweizer nicht beteiligt, aber die Oberländer standen ihnen doch immerhin nahe genug, daß Luthers Mißtrauen dadurch wieder rege wurde. Und Butzer selbst, der eifrige Anwalt des Einigungswerkes, erweckte um die nämliche Zeit Luthers besonderen Unwillen. Zu Basel

erschien eine Sammlung von Briefen Zwinglis und Oekolampads, in denen manches verletzende Wort gegen Luther und seine Sache enthalten war — und diese Sammlung trug einen empfehlenden Brief Butzers an der Spitze! Freilich ein sehr ungeschicktes Zusammentreffen.

Uebrigens thaten gewisse Freunde Luthers, wie vor allen andern Amsdorf, das Möglichste, um den Frieden mit den Oberländern und etwa gar den Schweizern zu hintertreiben. Wie denn von den Lutherischerseits zum Abschluß der Konkordie Eingeladenen auch nicht einer erschien, weder Brenz, noch Osiander, noch Rhegius; wir wissen nicht genau, aus welchem Grunde, aber daß bei dem oder jenem die Abneigung gegen die Konkordie selbst der Grund war, haben wir alle Ursache zu vermuten.

Mit großen Aengsten sah Melanchthon der Zusammenkunft entgegen. Er fürchtete, es möchte dabei zu heftigen Auseinandersetzungen kommen und schließlich der Riß nur größer werden.

Also war der Himmel über Wittenberg gar nicht so wolkenlos, als die süddeutschen Theologen daselbst einzogen.

Menius und Mykonius suchten gleich nach ihrer Ankunft den Melanchthon auf. Ihrer Ansicht nach stand die Konkordiensache durchaus nicht aussichtslos. Abends begrüßten sie auch Luthern und berichteten ihm, was sie unterwegs mit den fremden Gästen verhandelt hatten. Das klang günstiger, als Luther glauben konnte; das Mißtrauen, es sei jenen um die Wahrheit nicht recht ernst und sie suchten seine Hand blos um äußeren, politischen Vorteils willen, nistete ihm wieder in der Seele.

Montag, den 22. Mai, früh sieben Uhr, begaben sich Butzer und Kapito in Luthers Wohnung. Sie überreichten ihm allerhand Briefe, die sie an ihn zu bestellen hatten, und baten ihn, den Gang der Verhandlungen mit ihnen festzustellen. Er wollte erst die Briefe lesen und lud sie auf den Nachmittag wieder zu sich.

Um drei Uhr kamen also Butzer und Kapito wieder zu ihm. Sie fanden da von seinen Freunden und Gesinnungsgenossen den Bugenhagen, Jonas, Kruziger, Diakonus Rörer, den eben damals in Wittenberg aufhältlichen Hieronymus Weller aus Freiberg und ihre beiden Thüringer Reisegefährten Menius und Mykonius.

Zunächst sprach Butzer in langer Ansprache seine Freude über die Zusammenkunft aus, die endlich das Werk der Einigung vollenden solle, an dem er nun seit Jahren mit aller Kraft gearbeitet habe.

Mit großem Ernst erwiderte Luther: Vor allem andern müsse

man über das Sakrament einig werden. Dazu habe er gute Hoffnung gehabt, aber er vernehme aus Briefen (vermutlich von den süddeutschen Lutheranern), daß sie doch das Volk bei der Zwinglischen Meinung beließen, als sei nichts denn eitel Brot und Wein im Abendmahl. Dazu sei nun jenes nachgelassene Buch Zwinglis ausgegangen und jene Sammlung seiner Briefe mit Butzers Vorwort, sowie noch andere Büchlein, worin die wahre Lehre verworfen werde. Darnach könne er nicht einsehen, wie eine rechte und beständige Einigkeit sollte zu Stande kommen zwischen zwei Parteien, die so ganz widersprechende Dinge lehren und treiben. Daß er in seinen Schriften gegen Zwingli, Oekolampad und andere zu hart gewesen, wolle er gerne zugeben. Aber so sehr er im Herzen eine rechte, beständige Einigkeit begehre, so sehr müsse man sich hüten vor einer gedichteten, gefärbten Einigkeit: die werde den argen Handel nur hundertmal ärger machen. Darum sei es vielleicht besser, man lasse die Sache im vorigen Stande beruhen.

Ueber solchen Empfang waren die beiden Straßburger Prediger nicht wenig bestürzt. Sie hatten sich nach Luthers Briefen eines besseren Zutrauens von ihm versehen. So verwahrte sich denn Butzer gegen den Argwohn, den unruhige Leute inzwischen gesäet hätten. Seine und der oberländischen Freunde Lehre liege in ihren Briefen und Schriften klar vor. Die Herausgabe der Zwingli-Briefe, sowie der Abdruck seines Briefes als Vorwort war wider sein Wissen und Wollen geschehen, der Brief von ihm schon vor Jahresfrist an vertraute Leute geschrieben worden.

Nachdem er so gegen Luthers Vorwürfe sich und seine Genossen gerechtfertigt, ging er auf die Frage vom Abendmahl ein. Ihr Zwiespalt in diesem Stücke war nach dem, wie sie jetzt sich aussprachen, dieser:

Beide lehrten, daß Christi Leib im Abendmahl wirklich und wesentlich gegenwärtig sei und genossen werde. Dabei legte aber Luther allen Nachdruck darauf, daß er genossen werde nicht nur von den Gläubigen, sondern auch von den Ungläubigen. Butzer dagegen meinte, daß die Gottlosen, welche gar keinen Glauben haben an die Worte Christi im Sakrament, — gleichwie Türken, Heiden oder gar die unvernünftige Kreatur — nur Brot und Wein genössen, und allein die Gläubigen in und mit dem Brot und Wein den Leib Christi.

Man darf billig fragen, welchen Wert es denn für gläubige Christen habe, zu wissen und festzusetzen, was denn die Ungläubigen und Gott-

losen im Sakramente empfangen. Es muß dem Gläubigen doch vollkommen genügen, zu wissen, was er empfängt. Und darüber, daß das der Leib Christi sei, war zwischen Luther und Butzer kein Streit.

Aber Luther hatte bei seinem Satze, daß auch die Ungläubigen den Leib Christi empfangen, dies im Sinne: was Gott im Abendmahl darbietet, das muß dasein und bleiben, gleichviel, ob die Teilnehmer am Abendmahl Glauben haben oder nicht; sonst würde man ja die Gabe Gottes abhängig machen von dem Glauben oder Nichtglauben des Menschen! Das aber war ihm ein unerträglicher Gedanke. Gott spricht's, und so geschieht's. Wo Christi Einsetzungsworte dasind und recht gehandhabt werden, da kann des Menschen Verhalten nichts zuthun noch abthun.

Dagegen Butzer und die Reformierten stießen sich daran, daß etwas so überaus Göttliches, Heiliges und Hohes, wie Christi Leib doch ist, von gottlosen Menschen sollte empfangen und genossen werden. Für solche konnte Christus das Abendmahl nicht eingesetzt haben, und darum wo solche zum Tische des Herrn herzutreten, da ist der rechte Brauch des Sakraments nach Christi Einsetzung nicht mehr vorhanden. Ja, daß Unwürdige, die zwar den Einsetzungsworten keinen Zweifel entgegenbringen, aber den rechten, lebendigen Glauben, die rechte, heilige Zuversicht auf Christum und seine Gabe nicht mitherzubringen, den Leib Christi eben wegen ihres Fürwahrhaltens der Einsetzungsworte auch mit empfangen, das wollte Butzer zugestehn: die seien's, welche der Apostel Paulus schuldig spreche am Leibe und Blute des Herrn. Aber die völlig Glaubens- und Gottlosen gehen leer aus beim Sakrament.

Es würde manchem freundlichen Leser der Atem ausgehen, wenn er den weiteren Auseinandersetzungen der beiden Teile bis ins Einzelne folgen sollte; ist ihm vielleicht das schon zu viel gewesen. Uns will es scheinen, als hätte Luther und Butzer sich in ihrer Abendmahlslehre doch sehr nahe gestanden, wenigstens wenn wir daran denken, wie ganz andere widersprechende Ansichten vom Abendmahl heute innerhalb der christlichen Gemeinde, auch der evangelisch-lutherischen, vertreten sind. Und daß ihre Meinungsverschiedenheit wirklich nicht so groß war, um eine innigere kirchliche Gemeinschaft, als sie zeither gewesen, zu verhindern, das hat denn auf Grund jener Besprechungen auch Luther eingesehn.

An jenem Montag Nachmittag mußte das Gespräch endlich ab-

gebrochen werden, weil Luther sich allzu schwach und krank fühlte. Auch am Dienstag morgen war ebendeshalb keine Sitzung möglich. Dafür trat man am Dienstag nachmittag um drei wiederum zusammen. Diesmal erschienen mit Butzer und mit Kapito die sämtlichen Oberländer; Lutherischerseits war auch Melanchthon zugegen. Da mußte es nun zur Entscheidung kommen, ob wenigstens unter den deutschen Evangelischen eine kirchliche Einigkeit möglich sei.

Die Frage Luthers an die Oberländer blieb die von gestern: „Lehret und haltet ihr, daß das Brot sei der Leib Christi, für uns gegeben, und der Wein sei das Blut Christi, der es also geordnet hat, es sei gleich der Diener, der es darreichet, oder der es empfänget, würdig oder unwürdig?"

Butzer bejahte diese Frage mit demselben Vorbehalten, wie gestern, daß alle, die ohne jeden Glauben herzutreten und also dem Herrn sein Wort und seine Ordnung verkehren, eitel Brot und Wein empfangen. Gleichwie eine Maus, sagte er, die an dem Brote nagte. Auch er wolle, daß die Gegenwart des Leibes Christi „auf keines Menschen Glauben oder Unglauben stehe, sondern auf ihr selbst, als Gotteswort und Ordnung"; er behaupte nur, daß, wo ein ganz gott- und glaubensloser Mensch das Sakrament genieße, des Herrn Wort und Ordnung eben nicht gehalten werde.

Als Butzer diese Erklärung gegeben hatte, fragte Luther die übrigen Oberländer nach ihrer Meinung. Sie antworteten, einer wie der andere: sie bekenneten, hielten, lehrten und verteidigten eben die Lehre, die Butzer vorgetragen habe. Baten demnach, Luther möge allen Argwohn wider sie fahren lassen und sie in die Gemeinschaft Eines Glaubens und fester brüderlicher Liebe aufnehmen als rechte Genossen der Augsburgischen Konfession, die auch sie in allen Stücken für wahr erkenneten.

Hierauf ging Luther mit den sächsischer Theologen in ein Nebengemach, mit ihnen zu bereden, was ferner zu thun sei. Sie gaben, einzeln befragt, einmütig zur Antwort: Wenn jene also, wie sie bekannt hätten, von Herzen glaubten, so müsse man Frieden mit ihnen machen.

Und das war auch Luthers Ansicht. Ueber jenen Punkt, der noch zwischen beiden Teilen unausgeglichen war, noch weiter zu disputieren hielt er nicht für nötig: im Wesentlichen war man eins.

So trat er denn mit den Freunden wieder in das Beratungs-

zimmer. Augen und Angesicht glänzten ihm vor Freude, und mit großer Bewegung hob er also an:

„Würdige Herren und Brüder! Wir haben nun euer aller Antwort und Bekenntnis gehört, daß ihr gläubet und lehret, daß im Abendmahl der wahre Leib und das wahre Blut des Herrn gegeben und empfangen werde und nicht allein Brot und Wein, auch daß dies Uebergeben und Empfahen wahrhaftig geschehe, nicht imaginarie (blos einbildungsweise), stoßet euch allein der Gottlosen halber, bekennet doch, wie der heilige Paulus saget, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn empfahen wo die Einsetzung und Worte des Herrn nicht verkehret werden: darob wollen wir nicht zanken. Weil es denn also bei euch stehet, so sind wir eins, erkennen und nehmen euch an als unsere lieben Brüder im Herrn, so viel diesen Artikel belanget."

Dem Butzer und Kapito traten die Thränen in die Augen, als sie so gute Worte vernahmen. Beide Teile dankten Gott mit gefalteten Händen. Die Wittenberger Konkordie war damit schon geschlossen, obwohl es noch andere Fragen, als die vom Abendmahl, zu verhandeln gab und die Einigung auch noch förmlich in Sätze gefaßt und unterschrieben werden mußte. Den Auftrag, die Einigkeitsformel aufzuzeichnen, erhielt Melanchthon. Nach gegenseitigem Handschlag schied man von einander.

Es hat wenig Wert, von dem, was nach diesem denkwürdigen 23. Mai 1536 noch zu Wittenberg zwischen den Oberländern und den Sachsen ist verhandelt worden, ausführlich zu berichten. Sie verständigten sich in den folgenden Tagen leicht über die Kindertaufe, über Privatbeichte und Privatabsolution, über das Schulwesen, über das Verhältnis der weltlichen Obrigkeit zu den kirchlichen Angelegenheiten.

Die von Melanchthon verfaßten Sätze über das Abendmahl wurden am Freitag, den 26., vorgelegt und gutgeheißen, am Montag, den 29., dann die Urkunde über die gesamten Verhandlungen in fünf Exemplaren von allen Teilnehmern unterzeichnet.

Diese Eintrachtsformel besagt im ersten Artikel, „daß mit dem Brot und mit dem Wein wahrhaftiglich und wesentlich zugegensei und dargereicht und empfangen werde der Leib und das Blut Christi."

Im zweiten Artikel wird verworfen die (papistische) Lehre, daß der Leib Christi räumlich im Brote eingeschlossen und auch außerhalb der Nießung mit dem Brote vereinigt sei.

Im dritten Artikel wird bekannt, daß auch den Unwürdigen (nicht: den Ungläubigen) Leib und Blut Christi wahrhaftig dargereicht und von ihnen empfangen werde kraft der Einsetzungsworte Christi, sich zum Gerichte.

Es war ein öffentliches Zeugnis von der hergestellten Einigkeit, als am Sonntage Exaudi, den 28. Mai, Butzer und Kapito mit der Wittenberger Gemeinde das heilige Abendmahl genossen.

Gepredigt wurde auch viel in diesen Tagen, von Einheimischen und von den fremden Gästen. Am Himmelfahrtsfeste (den 25.) predigten Mykonius, Menius und nachmittags Luther. Letzterer über Markus 16, 15: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur". Mykonius bekennt von dieser Predigt: „Ich habe Lutherum zwar oftmals hören predigen, aber dazumal war mir nicht anders zu Sinne, denn als redete er nicht allein, sondern es donnerte aus dem Himmel selbst im Namen Christi."

Am Sonntag Exaudi predigte früh Alber von Reutlingen, mittags Butzer und nachmittags wieder Luther. Als am selben Abende Butzer und die andern bei Luther zu Gaste waren, kam das Gespräch auf Butzers Predigt. Spricht Luther zu Butzer: es habe ihm die heutige Predigt gar wohl gefallen; „doch bin ich," sagte er, „viel ein besserer Prediger, als Ihr."

„Ja," antwortete Butzer. „Dieses Zeugnis geben Euch alle diejenigen, so Euch gehöret haben, und muß Euere Predigten jedermann loben."

„Nicht also," spricht Luther. „Ihr sollet mir's nicht für einen Ruhm auslegen; denn ich erkenne meine Schwachheit und weiß keine so scharfsinnige und gelehrte Predigt zu thun, wie Ihr. Aber wenn ich auf die Kanzel trete, so sehe ich, was ich für Zuhörer habe: denen predige ich, was sie verstehen können. Denn die meisten unter ihnen sind arme Laien und schlechte Wenden. Ihr aber suchet eure Predigt gar zu hoch und schwebet in Lüften, im Gaischt, Gaischt! (d. i. im Geist, Geist! nach oberländischer Mundart, die Luther scherzweise nachahmt.) Darum gehören Eure Predigten nur für die Gelehrten; meine Landsleute allhier, die Wenden (so nennt Luther die Wittenberger, obwohl sie gute Deutsche waren), können sie nicht verstehen. Darum thue ich, wie eine getreue Mutter, die ihrem weinenden und säugenden Kinde die Brüste bald ins Maul hänget und ihm Milch zu trinken giebt, davon das Kind besser gelabet und gewartet wird, als wenn sie ihm ein Zucker-Rosat oder andern köstlichen Syrup aus der Apotheke wollt' eingießen." —

Große Verwunderung erregte bei den Oberländern die Menge papistischer Gebräuche, die sie bei den Gottesdiensten zu Wittenberg noch vorfanden: Bilder, Lichter auf dem Altar, Meßgewänder und Emporheben der Hostie beim Abendmahl. Bugenhagen beruhigte sie darüber, daß man das alles zwar bestehen lasse, aber keinen Wert darauf lege, ja oftmals auch Predigt und Abendmahl in äußerster Einfachheit halte. Auch sahen sie ja Luthern ohne Priesterrock „in seinen sonst gewöhnlichen ehrlichen Kleidern predigen".

Es war beiden Teilen gut, daß sie sich so persönlich kennen lernten und mit einander aussprachen. Als aber der Zweck der Reise erreicht und die Konkordie geschlossen war, wollten die Oberländer ihren Wirten nicht länger zur Last fallen. Für die Unkosten ihres Aufenthaltes im Ganzen war der Kurfürst aufgekommen; aber die Herren von der Universität hatten es auch an Gastfreundlichkeit nicht fehlen lassen. Noch am 29. Mai erfolgte die Abreise. Luther rief den Scheidenden noch zu:

„Laßt uns begraben, was auf beiden Seiten vorgegangen ist, und einen Stein darauf wälzen!"

Großes war erreicht. Alle Evangelischen standen nun in ausdrücklicher Gemeinschaft des Glaubens und der brüderlichen Liebe — wenigstens im deutschen Reiche. Zwar war man sich bei den Wittenberger Verhandlungen beiderseits bewußt, daß die wenigen Theologen die da zusammengekommen waren, nicht für sich allein, das Eintrachtswerk abschließen könnten. Vielmehr beschloß man, nun erst von allen Seiten her, von Gemeinden, Obrigkeiten und Geistlichen, Zustimmung zu erbitten.

Luther selbst schrieb in diesem Sinne an den Rat zu Straßburg, Augsburg u. s. w., vor allem aber auch an die alten Anhänger seiner Lehre. So heißt es in einem Briefe, den er noch am 29. Mai an Markgraf Georg von Brandenburg, den Mitbekenner der Augsburgischen Konfession, gerichtet hat:

„Was hier gehandelt wird durch uns, so zusammengekommen sind in Sachen des Sakraments halben, werden Ew. Fürstl. Gnaden nach endlicher Handlung alles schriftlich erfahren, wie alle Fürsten, Herren und Prediger, so dieser Sachen verwandt (welche diese Sache etwas angeht). Denn ohn' derselbigen Wissen und Zufallen werden und wollen wir, können auch nichts Endliches schließen, weil mehr daran gelegen

ist, denn etliche vielleicht denken. Aber soweit haben sie sich schon begeben, daß sie wollen unsere Konfession und Apologia (d. i. die augsburgische Konfession und die von Melanchthon herausgegebene, ausführliche Verteidigung derselben) treulich halten und lehren. Doch haben wir mit ihnen darüber gehandelt und thun es noch in etlichen Artikeln, damit ja alle Gefahr und List hintangesetzt würde und eine rechte Konkordia würde: das wollen wir alles Ew. Fürstl. Gnaden zuschicken. Denn weil Ew. Fürstl. Gnaden einer mit ist in der Konfession, werden sie gewißlich, wie alle andern, auch dabeisein oder darum wissen müssen, wie solche Konkordia beschlossen und gemacht werde.

„Ew. Fürstl. Gnaden wollen das Beste dazu helfen bei den Predigern, damit die alten Sachen nicht zu scharf gerechnet und die Blöden nicht abgeschreckt werden. Ich acht', es sei ihr (der Oberländer) rechter Ernst; wo nicht, sind sie leichtlich mit der angenommenen Apologia zu strafen. Und liegt nichts daran, ob sie der Papisten Prozession und Ziboria (d. i. alles gottesdienstliche Gepränge und Zeremonienwesen; Ziborium heißt die Hostienschüssel) verdammen, davon wir bisher auch nichts gehalten."

Es fehlte auf Seiten der Lutheraner nicht an harten Gesellen, welche den Kopf dazu schüttelten, daß Doktor Luther mit den ‚Sakramentierern' so einig geworden war. Aber Widerspruch legte niemand dagegen ein. Herzlich erfreut war vor andern Kurfürst Johann Friedrich; aber am allermeisten wohl hatte Landgraf Philipp seine Freude dran. Er hat von da ab, froh, daß er sich dadurch nicht mehr von Luther und seinem Kurfürsten trennte, immer entschiedener den Butzer zu seinem vertrauten Berater in kirchlichen und weltlichen Dingen gemacht.

Die süddeutschen Reichsstädte stimmten allesamt der Wittenberger Konkordie zu. Damit war zugleich die Augsburgische Konfession das Panier geworden, um das sich alle Evangelischen im Reiche zusammenschlossen. Deutschland war nun auch in diesem Sinne Lutherisch, und der Schmalkaldische Bund gewann dadurch eine innere Festigkeit, die ihm bisher noch gefehlt hatte.

Nur die Evangelischen in der Schweiz standen noch außerhalb dieser Einigkeit.

Butzer und Kapito hatten auch für sie in Wittenberg ein gutes Wort eingelegt. Sie überreichten Luthern ein Bekenntnis, welches die Schweizer im Februar 1536 zu Basel aufgestellt hatten, die sogenannte „helvetische Konfession", und dazu ein Schreiben, welches die am

30. April zu Aarau versammelten Eidgenossen an Luther und die übrigen Teilnehmer der Zusammenkunft gerichtet hatten. Luther las die Konfession und fand Wohlgefallen daran, ob auch etliche Sätze ihm bedenklich blieben. In der That hatten die Schweizer in diesem Bekenntnis Sätze aufgestellt, welche zu Gunsten der Lutherschen Auffassung vom heiligen Abendmahl ein gut Stück über Zwinglis Meinung hinausgingen. Und so schöpfte Luther ernstliches Zutrauen, es möchte wohl auch mit den Schweizern noch eine Einigung möglich sein.

Diese wäre nun wohl am einfachsten vollzogen worden, wenn die Schweizer schlechtweg die Wittenberger Eintrachtsformel angenommen hätten. Aber dafür war ihre Lehre doch immer noch zu verschieden von der Lehre Luthers; sie standen doch viel mehr auf Zwinglis Schultern, als Butzer und Genossen. So blieb es dabei, daß Butzer fleißig in der Schweiz umherreiste, um dort das Werk zum letzten Ende zu führen, das ihm in Wittenberg so schön gelungen war, und daß freundliche, friedfertige Briefe gewechselt wurden zwischen den Schweizern und Luther; aber eine förmliche Eintracht kam zwischen ihnen nicht zu stande. Schon diese friedliche Stimmung auf beiden Seiten war doch schon ein großer Gewinn gegen früher.

Wir können die Verhandlungen, wie sie sonderlich in der Schweiz geführt worden sind, nicht weiter verfolgen. Zum Zeugnis nur, wie nahe die beiden evangelischen Parteien, die deutsche und die schweizerische, sich damals gekommen sind, sollen die vier Briefe hier zum Abdruck kommen, die Luther in jenen Tagen an die Schweizer geschrieben hat.

Der erste Brief, den Luther nach dem Abschluß der Wittenberger Konkordie an den Rat der Stadt Basel geschrieben hat, ist verloren gegangen. Er empfing hierauf die Erklärung einer Versammlung, die im November 1536 zu Basel stattgefunden hatte. Sieben Schweizer Städte eröffneten damit Luthern ihre nicht unfreundliche, aber noch zuwartende Stellung zum Konkordienwerk. Daraufhin schrieb Luther unter dem 17. Februar 1537 an den Bürgermeister Jakob Meyer von Basel, wie folgt:

„Gnad' und Fried' in Christo.

„Ehrbarer, fürsichtiger, lieber Herr und Freund!

„Ich habe Eure Schrift samt anderen, auch der Eidgenossen, beigesandten Schriften, alles empfangen und vernommen, habe auch sehr fröhlich und gern Euern Fleiß und Ernst, das Evangelium Christi zu fördern, vermerkt. Gott der Allmächtige gebe hinfort

mehr und weiter Gnade, damit wir allesamt in rechter, lauterer Einigkeit und gewisser, einträchtiger Lehre und Meinung zusammenstimmen, wie Sankt Paulus sagt (Röm. 15, 6), daßwir alle sollen mit einerlei Herzen und einerlei Mund preisen Gott, den Vater unsers Herrn Jesu Christi, dazu einander vergeben und vertragen, wie Gott der Vater uns vergiebt und verträgt in Christo Jesu.

„Nun ist es nicht Wunder, nachdem wir noch im Fleische leben, daß vielleicht beides, bei den Unsern sowohl, als bei den Euern, etwelcher Argwohn möchte haften, sintemal wir über dieser Sache nicht scherzweise, sondern mit Ernst aneinandergetroffen haben, als die über keinem Spiel, noch leichtfertiger Sache uneins geworden sind: daß hierinnen not sein wird und christlicher Liebe Pflicht, der Streiche und Schmerzen zu vergessen und so viel desto ernstlicher wiederum zur Einigkeit zu trachten, es sei mit Geduld, Sänfte, gutem Gespräch und womit es sein kann und geschehen mag, sonderlich aber mit herzlichem Gebet zu Gott, dem lieben Vater, der aller Einigkeit, Trosts und Liebe Vater ist. Derhalben ich wiederum aufs herzlichste bitte, wollet bei den Eurigen treulich anhalten und helfen, daß sie allesamt wollten helfen die Sache stillen, glimpfen und zum Besten fördern. Es soll an uns auch nicht mangeln, und wir thun auch weidlich dazu, lassen uns nicht bewegen allerlei Schrift und Rede, und ist auf unserer Kanzel und unter dem Volk (d. i. wenn wir mit dem Volk reden) alles gar still (von dem Zwiespalt mit euch); allein daß die Euren nicht die ruhenden Vögel scheuchen, sondern auch zum Frieden mit uns treulich helfen! Die Sache wird sich nicht in uns schicken, sondern wir müssen uns in der Sache schicken: so wird Gott, der solches anfängt, auch dabeisein und gnädiglich vollführen.

„Hiermit Gott befohlen! Amen. Grüßet mir Herrn Joachim Vadian (den Reformator von Sankt Gallen) und Doktor Wolf Kapito. Ich habe jetzt nicht können allen schreiben, denn ich bin heute den ganzen Tag an dem leidigen calculo (infolge der leidigen Steinbeschwerden) ein unnützer Mensch.“

Eine längere, förmliche Antwort auf die Botschaft der sieben Schweizer Städte verzögerte sich doch bis zum 1. Dezember. Sie lautet:

„Den ehrbaren, fürsichtigen Herren Bürgermeistern, Schultheißen, Meyern, Rat und Bürgern der Eidgenossen-Städte sämtlich: Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, Sankt Gallen, Mühlhausen und Biel, meinen besonderen günstigen Herren und guten Freunden.

„Gnade und Friede in Christo unserm Herrn und Heiland.

„Ehrbare, fürsichtige, liebe Herren und Freunde!

„Ich hab' nun mehr denn zu lang verzogen, auf eure Schrift, gen Schmalkald an mich gethan, zu antworten. Solches Verzugs wollt' ich mich wohl gern entschuldigen, hoffe aber, es sei nicht not, dieweil ich achte, daß ihr selbst wohl wisset, wie viel mir täglich auf dem Hals liegt, der ich jetzt nun schwach und alt bin, also, daß ich mit Gewalt hab' müssen mich abstehlen von den Leuten und Geschäften, damit ich diese Schrift einmal fertigen möchte.

„Ich hab' nun zwar wiederum eure Schrift gelesen, und bin erstlich des höchlich erfreut, daß ich vernommen, wie hintangesetzt aller vorigen Schärf' und Verdacht, so wir mit euern Predigern gehabt, euer ganzer großer Ernst sei, die Konkordia anzunehmen und zu fördern. Der Gott und Vater aller Einigkeit und Liebe wolle selbst solch angefangen Werk gnädiglich vollführen, wie geschrieben steht Sprüchw. 16, 7: ‚Wenn Gott gefället eines Mannes Weg, so bekehret er auch seinen Feind zum Frieden'. Nun ist's wohl wahr und kann auch nicht anders sein, daß solche große Zwietracht nicht kann so leicht und bald ohne Ritz und Narben geheilet werden. Denn es werden beide, bei euch und uns, etliche sein, welchen solche Konkordia nicht gefällig, sondern verdächtig sein wird. Aber so wir zu beiden Teilen, die wir's mit Ernst meinen, werden fleißig anhalten, wird der liebe Vater und Gott wohl seine Gnade geben, daß es bei den andern mit der Zeit auch zu Tod blutet und das trübe Wasser sich wiederum setzt.

„Ist derhalben meine freundliche Bitte, wollet dazuthun und mit Ernst verschaffen, daß bei euch und den Euern die Schreier, so wider uns und die Konkordia plaudern, sich ihres Schreiens enthalten und das Volk einfältiglich lehren, darüber diese Sachen der Konkordia lassen befohlen sein denen, die dazu berufen und

tüchtig sind, und dieselbige nicht hindern. Gleichwie auch wir allhier beide in Schriften und Predigten uns gar still halten und mäßigen, wider die Euren zu schreien, damit wir auch nicht Ursach' seien, die Konkordia zu hindern; welche wir ja von Herzen gern sehen, und Gott Lob! des Fechtens und Schreiens bisher genug gewesen, wo es hätte sollen etwas ausrichten.

„Und zuvor will ich ja ganz demütiglich gebeten haben: wollet euch zu mir versehen, als einem, der es ja auch mit Herzen meinet und, was zur Förderung der Konkordia dienet, so viel mir immer möglich, an mir nicht mangeln soll: das weiß Gott, den ich zum Zeugen auf meine Seele nehme. Denn die Zwietracht weder mir noch jemand geholfen, sondern vielen Schaden gethan hat. . . . (Hier folgen nun allerhand beruhigende und berichtigende Erklärungen in Erwiderung der Bedenken, welche die Schweizer gegen die Konkordie mit den Lutherischen ausgesprochen hatten.) . . .

„Solches will ich diesmal auf eure Schrift aufs kürzeste geantwortet haben. Bitte, wollt es ja für gut annehmen. Denn in meinem Kopf stecken täglich viel Händel, geschweige Gedanken, daß ich nicht kann ein jegliches so handeln und reden, als ob ich nichts, denn eins oder zwei, zu thun hätte.

„Hiermit befehle ich euch alle samt allen den Euren dem Vater aller Barmherzigkeit und Trostes. Der verleihe uns zu beiden Teilen seinen heiligen Geist, der unsere Herzen zusammenschmelze in christlicher Liebe und Anschlägen, allen Schaum und Rost menschlicher und teuflischer Bosheit und Verdacht ausfege, zu Lob und Ehr' seinem heiligen Namen und zur Seligkeit vieler Seelen, zuwider dem Teufel und Papst samt allen seinen Anhängern! Amen.

„Am ersten Dezember, Anno 1537."

Die Schweizer dachten nun nicht anders, als Luther billige jetzt schon ganz und gar ihre Art und Lehre. Bullinger, Zwinglis Nachfolger, der mehr als andere über die Selbständigkeit der Züricher Reformation wachte, schrieb im März 1538 Luthern einen sehr liebenswürdigen Brief und überreichte ihm seine zwei neuesten Schriften. Luther antwortete am 14. Mai:

„Gnade und Friede in Christo.

„Euer Brief, mein lieber Bullinger, ist mir zugleich mit Euerm Buch über das Ansehn der Schrift und über das Amt der Bischöfe überbracht worden. Die Bücher habe ich freilich noch nicht gelesen, da ich eben vieles andere zu thun hatte; doch will ich die Antwort nicht über diese Leipziger Messe hinaus verschieben, ob ich auch das gewünschte Urteil über Eure Bücher bei solchem Mangel an Zeit noch nicht abgeben kann. Ihr wisset aber aus anderem, daß uns euere Ausdrucksweise und euere Beweisführung, wie ihr (Schweizer) sie übt, gar nicht mißfällt; aber in unserm Fühlen und Empfinden sind wir verschieden. Denn ich will's frei heraussagen: den Zwingli hab' ich, nachdem ich ihn zu Marburg gesehen und gehört, für einen trefflichen Mann geachtet, wie auch den Oekolampad, so daß mich ihr Schicksal zum Tode erschreckt hat. Und war des Ursach', daß ich glauben mußte, er (Zwingli) sei in der Abneigung gegen unsere Lehre verharrt, die wir doch nicht minder für die wahre achten, als ihr die eure. (Diese Stelle wird dem aufmerksamen Leser bekannt vorkommen: vergl. Seite 367.) Und auch das schmerzte mich, daß Ihr unter Euerm Namen nachher des Zwingli Schrift an den christlichen König herausgabet (Seite 377) und es überschwänglich prieset, da doch in diesem Buche, wie Ihr wußtet, sehr vieles steht, was nicht allein uns, sondern allen frommen Leuten Anstoß giebt. Nicht daß ich dem Zwingli seinen Ruhm neide, über dessen Tod ich so großes Leidwesen gehabt; sondern die Reinheit der Lehre darf man keinem Menschen zu lieb gering achten.

„Das schreibe ich, damit Ihr seht, daß ich in wahrer Aufrichtigkeit ohne alle Verstellung mit Euch handle. Ihr seid vielleicht des Glaubens, daß wir irren — das befehle ich dem Richterspruche Gottes: sicherlich können wir auch nicht alles bei euch billigen, wenn wir nicht lieber unser Gewissen belasten wollen, was ihr von uns, wie ich nicht zweifle, nicht verlangen werdet. Aber nichts Freudigeres könnte mir vor meinem Abscheiden widerfahren, als wenn endlich durch die Gnade Gottes mir jener Geist beschert würde, der mir Herz und Gemüt im Herrn zu neuem Leben erweckte, daß wir Eines Gedankens und Einer Rede wä-

ren in Christo, zum Ruhme Gottes des Vaters und zum Heile der Seelen.

„Das nehmet einstweilen in Gutem an, bis ich, so Gott will, Euer Buch gelesen habe. Lebet wohl.

„Wittenberg, den 14. Mai 1538.“

Diesen mit echt Lutherscher Offenheit und Geradheit geschriebenen Brief nahm Bullinger ein wenig übel, und das ist der Hauptgrund, weshalb die Schweizer um die Herbeiführung einer förmlichen Einigung mit Wittenberg sich weiter nicht bemühten. Wie ernstlich Luther eben damals, als er den Brief an Bullinger schrieb, auf eine völlige Konkordie mit den Schweizern hoffte, beweist folgende Stelle aus einem Schreiben an Herzog Albrecht von Preußen, vom 6. Mai 1538:

„Mit den Schweizern, so bisher mit uns des Sakraments halben uneins gewesen, ist's auf guter Bahn; Gott helfe weiter! Denn Basel, Straßburg, Augsburg und Bern samt anderen mehr sich sehr fein zu uns stellen. So nehmen wir's auch freundlich an, daß ich hoffe, Gott wolle des Aergernis ein Ende machen, nicht um unsertwillen, die wir's nicht verdienen, sondern um seines Namens willen und dem Gräuel zu Rom zum Verdrieß.“

Inzwischen hatte jenen Brief an Bullinger ein anderer gekreuzt, welchen die Versammlung der Eidgenossen zu Zürich am 4. Mai an Luther richtete. Luther erhielt ihn am 25. Juni. Gleich am 27. antwortete er, wie folgt:

„Gnad' und Friede in Christo.

„Ehrbare, fürsichtige, liebe Herren und Freunde!

„Ich hab' eure Schrift, am vierten Tage des Maien gegeben, empfangen, darin ich sehr gern vernommen, daß euer aller Herzen zur Konkordia bereit und euch meine Schrift (der Brief vom 1. Dezember 1537: Seite 388 f) gefallen hat; nämlich, daß wir allhier nicht lehren, wie im Sakrament sollte gehalten werden eine Auffahrt und Niederfahrt des Herrn, doch gleichwohl der wahrhaftige Leib und Blut unsers Herrn daselbst empfangen werde unter Brot und Wein. (Die betreffende Stelle ist Seite 389 mit weggelassen.) Was aber schriftlich nicht kann so klar gegeben werden, versehe ich mich, Doktor Martin Butzer und Doktor

Kapito werden's alles besser mündlich dargeben, welchen ich alles vertrauet habe und auch darum gebeten (nämlich daß sie euch meine Meinung gründlich auseinandersetzen sollen). Denn mir ist kein Zweifel, daß bei euch ein sehr fromm Völklein ist, das mit Ernst gern wohl thun und recht fahren wollt', darüber ich eine nicht geringe Freude und Hoffnung habe zu Gott — ob etwann auch noch eine Hecke sich sperret — daß mit der Zeit, so wir säuberlich thun mit dem guten, schwachen Häuflein Gott werde zur fröhlichen Aufhebung aller Irrun helfen. Amen.

„Denn ob ich etliche noch verdächtig hielte, aus ihren Schriften bewegt, so hab' ich's dem Doktor Butzer alles angezeigt. Denn soviel ich immer vertragen kann, will ich sie für gut halten, bis sie auch herzukommen.

„Bitte demnach, ihr wollet auch, wie angefangen, solches göttliche Werk helfen vollführen, zum Frieden und Einigkeit der christlichen Kirche, wie ich denn nicht anders spüre, daß ihr mit aller Freuden und Lust zu thun bereit seid. Der Vater aller Barmherzigkeit bestätige euch und erhalte euch in seinem angefangenen Werk durch seinen lieben Sohn, unsern Herrn, mit seinem heiligen Geist reichlich! Amen.

„Datum Donnerstag nach Johannis Bapistä, 1538."

Das blieb bis auf weiteres Luthers letztes Wort an die Schweizer. Der Briefwechsel mit ihnen ist darüber eingeschlafen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein päpstlicher Nuntius in Wittenberg.

Wenige Monate nur, bevor Butzer und Genossen zum Abschluß des edlen Friedenswerkes nach Wittenberg kamen, fand sich ein anderer merkwürdiger Gast daselbst ein: Peter Paul Vergerio, der Gesandte des Papstes bei König Ferdinand.

Ueberhaupt war das in Wittenberg ein stetes Kommen und Gehen merkwürdiger und bedeutender Männer. Gelehrte und Staatsmänner, Fürsten und Prälaten kehrten da ein, um mit demselben Ketzer, der nach des Papstes Bulle von jedem hätte gemieden werden müssen, so lieb ihm seiner Seelen Seligkeit war, zu verkehren und zu verhandeln. Ebendamals weilte in Wittenberg auch eine Gesandtschaft König Heinrichs von England (Seite 325).

Ehe wir aber zusehen, was der päpstliche Nuntius in Wittenberg zu suchen hatte, müssen wir einen Blick nach Rom thun, um zu erfahren, was sich inzwischen dort verändert hat.

Papst Klemens VII. war am 25. September 1534 gestorben. Wir haben ihn aus den Augen verloren, seit er am 24. Februar 1530 zu Bologna Karl dem V. die Kaiserkrone aufsetzte (Seite 180). Damals schienen die beiden Ein Herz und Eine Seele.

Aber das währte nicht lange. Zwar eroberte der Kaiser noch im Jahre 1530 dem Hause Medici Florenz zurück (Seite 164), aber dafür kränkte er den Papst bitter durch den Reichstagsabschied von Augsburg.

Wie war das möglich? Fiel der nicht feindselig genug aus gegen die Protestanten? Wohl; aber gleichzeitig verpflichtete sich Kaiser Karl, beim Papst und den übrigen christlichen Mächten auf ein allgemeines Konzil zu dringen (Seite 264). Und es war dem Kaiser damit Ernst. Er hat seitdem dies Ziel nicht aus den Augen gelassen. Freilich binnen sechs Monaten hat er's nicht erreicht; aber nach fünfzehn Jahren kam es doch so weit.

Niemand stemmte sich mehr gegen die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, als die römische Kurie. Seit die großen Konzile des fünfzehnten Jahrhunderts (zu Pisa im Jahre 1409, zu Konstanz 1415—1418, zu Basel 1431—1449) dem römischen Stuhle soviel Unbotmäßigkeit bewiesen hatten, indem sie mir nichts dir nichts Päpste absetzten und einsetzten und alles Ernstes erklärten, die Versammlung der allgemeinen Kirche stehe über dem Papst — seitdem hatten die Päpste vor allgemeinen Kirchenversammlungen eine heilige Scheu. Wenn man ihnen ernstlich zumutete, eine solche zu berufen, das war ihnen ungefähr so, als sollten sie ihr Todesurteil unterschreiben. Nur ein Konzil war seit jenen sogenannten Reformkonzilien des fünfzehnten Jahrhunderts zu stande gekommen, das uns wohlbekannte Laterankonzil von 1512 bis 1517 (Band 1 Seite 149 ff). Wir wissen, wie Julius II. es notgedrungen berufen hat zur Gegenwehr gegen ein kaiserliches Konzil. Und weil es gar nicht ‚allgemein' wurde, sondern fast nur von Italienern besucht war, blieb es völlig unschädlich für den römischen Stuhl. Jetzt aber betrieb Kaiser Karl V. ernsthaft ein rechtschaffenes allgemeines Konzil. Welche Aussichten für den Papst, nachdem durch Protestanten und Katholiken die Schäden der römischen Wirtschaft so überaus gründlich blosgelegt worden waren!

Von da ab verkühlte wieder die Freundschaft zwischen Karl V. und Klemens VII. Klemens mochte von einem Konzil nicht einmal reden hören. Trotzdem konnte er es nicht offen ablehnen. Aber er machte Schwierigkeiten und zögerte die Berufung des Konzils immer wieder hinaus.

Da traf am 5. November 1532 Kaiser Karl zu einer neuen Zusammenkunft mit Papst Klemens ein. Er kam aus Deutschland, wo er den Nürnberger Religionsfrieden bewilligt und wider den Regensburger Reichstag durchgesetzt (Seite 297), darnach die Abwendung der drohenden Türkengefahr abgewartet hatte. Er wollte ein allgemeines Konzil, und wenn der Papst sich weigerte, so konnte er ihn zwingen mit der

Drohung eines deutschen Nationalkonzils. Das zu berufen hatte er freie Hand. Und welches von beiden Uebeln das kleinere sei, ein deutsches oder ein allgemeines Konzil, konnte angesichts der Fortschritte des Lutherthums in Deutschland für den Papst nicht zweifelhaft sein.

Die Zusammenkunft zwischen Papst und Kaiser zog sich in das Jahr 1533 hinein. Klemens drehte und wand sich; er stellte die Forderung, daß das Konzil in Italien stattfinden müsse, worauf der Kaiser wegen der deutschen Stände nicht eingehen konnte; er wies hin auf die Uneinigkeit der christlichen Mächte (d. i. vornehmlich des Kaisers und des Königs Franz von Frankreich), welche erst gehoben sein müsse, ehe eine allgemeine Kirchenversammlung berufen werden könnte. Es half nichts, Kaiser Karl erzwang von ihm das Versprechen, endlich mit der Berufung des Konzils Ernst zu machen. So erließen denn die beiden gemeinsam von Bologna aus eine vorläufige Einladung zum Konzil (Januar 1533).

Aber Klemens dachte: Versprochen ist nicht gehalten! Während Karl nach Spanien ging, bekam er wieder Luft. Aber darauf mußte er gefaßt sein, daß Karl, wenn er aus Spanien zurückkehrte, sich nicht mehr mit Worten abspeisen ließ.

Nur ein Ausweg blieb dem Papste übrig, um das drohende Konzil herumzukommen: er mußte sich dem Todfeinde des Kaisers, dem französischen König, in die Arme werfen. Die beiden lebten zwar jetzt äußerlich in Frieden; aber in Wahrheit bekämpften sie sich ohne Unterlaß. Wir wissen ja, wie König Franz in Deutschland jedes Unternehmen, das gegen den Kaiser ging, freigebig unterstützte. So hielt und suchte er unermüdet Verbindungen mit den Protestanten, mit dem Türken und mit dem Papst. Nichts konnte ihm willkommener sein, als Klemens' neueste Schwenkung.

Noch in demselben Jahre 1533, während Kaiser Karl in Spanien war, traf Papst Klemens auf französischem Boden, in Marseille, mit Franz I. zusammen. Sie schlossen ein förmliches Bündnis, worin König Franz dem Papste zusicherte, daß er niemals in ein allgemeines Konzil einwilligen werde. Zur Besiegelung des Bundes wurde die Nichte des Papstes, Katharina Medici, mit dem zweiten Sohne des Königs, Heinrich von Orleans, vermählt.

So war Papst Klemens wieder der engste Verbündete des Königs von Frankreich, und mit demselben König von Frankreich hielten auch die protestantischen Stände des deutschen Reiches Fühlung! Andererseits

hatte nun wieder Kaiser Karl, belästigt und geärgert durch des Papstes treuloses, feindseliges Verhalten, keine Lust, unter solchen Umständen die deutschen Ketzer mit aller Gewalt zu unterdrücken und damit dem Papste einen Dienst zu thun. So erklärt sich's, daß die Protestanten im Reich immer wieder Luft bekamen. Den Kaiser schmerzte der Verlust Württembergs für die alte Kirche und für sein Haus, den er eben damals (1534) erleben mußte, gar sehr; dennoch konnte und mochte er nicht einschreiten. So wurde der Frieden von Kaaden geschlossen (Seite 313 f).

Klemens VII. sah ein Land nach dem andern sich losreißen vom römischen Stuhl, er erlebte auch noch den Abfall Englands (1534). Seine Politik hat dem Papsttum keinen Segen gebracht. Die Welthändel, in die er sich schließlich tiefer als je verstrickt sah, und dazu bittere häusliche Sorgen (seine beiden Neffen befeindeten sich um die Herrschaft von Florenz) bereiteten ihm einen traurigen Lebensabend und endlich einen frühen Tod. Er starb nach elfjähriger Regierung, im Alter von sechsundfünfzig Jahren, am 25. September 1534. Nun konnte ihn niemand mehr mit einem Konzil ängsten! Seinem Lebenswandel nach war er nicht der schlechteste Papst; aber auch er ging daran zu Grunde, daß er mehr sorgte um sein weltlich Regiment, als um das Heil der Kirche.

Ein ganz ungeistlicher Mensch, ein Weltkind, wie seine Vorgänger, war auch Paul III., der letzte Papst, den Luther erleben sollte. Sechs Päpsten hatte Alexander Farnese gedient und immer wieder ihr besonderes Vertrauen zu gewinnen gewußt; zweimal schon hatte er seine Hand vergeblich nach der Papstkrone ausgestreckt (1521 und 1523). Jetzt endlich kam er ans Ziel, schon ein Greis von sechsundsechzig Jahren. Nur zwei Tage brachten die Kardinäle im Konklave zu: am 13. Oktober 1534 einigten sie sich zu seiner Wahl. Sittenreinheit war sein Schmuck nicht; denn es ist sicher, daß er vier Söhne hatte, und andere schlimme Dinge werden von ihm berichtet. Um so mehr empfahl ihn seine große Bildung, seine Beliebtheit beim römischen Volke, seine Staatsklugheit — oder daß wir's gleich beim rechten Namen nennen — seine Verstellungskunst. War das der Mann, die der Papstkirche drohenden, ja schon furchtbar genug hereingebrochenen Gefahren endlich noch in letzter Stunde zu beschwören?

Paul III. besaß wohl eine große Einsicht in die Besserungsbedürftigkeit der Kirche. Daß vieles anders werden müsse, daß ein allgemeines Konzil notwendig sei, davon war er ganz überzeugt. Aber wichtiger

als die Zukunft der Kirche war ihm die Zukunft seines Hauses. Seine Söhne und Enkel groß und reich zu machen, dazu sollte ihm vor allen Dingen sein Papsttum die Mittel und Wege schaffen. So war es eine seiner ersten päpstlichen Thaten, daß er zwei Enkelsöhne, den einen von vierzehn, den andern von sechzehn Jahren, zu Kardinälen ernannte (18. Dezember 1534)! Es blieb am römischen Hofe die alte Wirtschaft!

Indessen machte der Papst doch ernstlich Anstalt, ein ‚gemein frei christlich Konzilium‘ zu berufen. Und zwar bestimmte er als Ort der Versammlung Mantua. Diese Stadt lag zwar nicht auf päpstlichem, aber auf italienischem Boden, und es war vorauszusehen, daß die deutschen Stände daran Anstoß nehmen würden. Um dieselben dennoch zur Beschickung eines Konzils in Mantua zu bewegen, beauftragte der Papst den Peter Paul Vergerio, der schon seit 1533 als päpstlicher Nuntius am Hofe König Ferdinands weilte, bei den einflußreichen Fürsten im Reich, auch den protestantischen, die Wünsche und Vorstellungen des römischen Stuhles persönlich anzubringen.

Vergerio begab sich im Sommer 1535 auf die befohlene Rundreise. So besuchte er u. a. den Markgrafen Georg von Brandenburg, den Bekenner von Augsburg, anfang August. Von da wäre er wohl am liebsten zu Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen gegangen; aber der machte ebendamals mit glänzendem Gefolge eine Fahrt nach Wien, um sich von König Ferdinand mit der Kurwürde förmlich und feierlich belehnen zu lassen: das war mit eine Wirkung der Verhandlungen von Kaaden (Seite 313). Auf dem Rückwege von Wien begegnete der Kurfürst dem Nuntius in Prag. Aber inzwischen hatte Vergerio den Kurfürsten von Brandenburg besucht, und weil ihn der Weg bei dieser Gelegenheit an Wittenberg vorüberführte, hatte er nicht umhin gekonnt, in diese Hauptstadt der deutschen Ketzer einzukehren und mit ihrem Obersten, dem Luther, sich in eine Unterredung einzulassen.

Die ist es wert, daß wir ein wenig zuhören.

So friedfertig Luther in den dreißiger Jahren sich gegen die Oberländer und Schweizer zeigte, so unbeugsam war sein Haß wider Rom. Ja es war doch mit ein Grund seiner Annäherung an die Glaubensverwandten im Süden, daß er einsah, die beiden evangelischen Richtungen mußten gegen den gemeinsamen Feind, den Papst und seinen Haufen, zusammenstehn.

Als im Jahre 1533 jene vorläufige Einladung von Kaiser Karl und Papst Klemens zum Konzil nach Deutschland kam, welche diesem Papste, wie wir wissen, so wenig von Herzen ging (Seite 395), sah Luther dahinter nur Trug und Falschheit. Er schrieb darüber an Hausmann (16. Juni 1533):

„Der Papst hat uns etliche Artikel überschickt, die Abhaltung eines Konzils belangend. Er will da nach seinem Gutdünken nach der Weise der früheren Konzile verhandelt haben, d. h. es soll uns verurteilen, verbrennen. Das sagt er freilich mit glatten, eines solchen Hohenpriesters würdigen Worten. Es sind doch Buben in der Haut und bleiben's auch!"

Luther hätte ein allgemeines Konzil, das wirklich in Freiheit tagte und nach Gottes Wort die kirchlichen Fragen beriete, wohl gerne gesehen. Aber daß ein solches Konzil vom Papste nimmer berufen werden würde, sah er klar. Sollte doch ein Konzil auf des Kaisers und des Papstes Ruf zusammentreten, so wollte er für seine Person gern dabei erscheinen. Aber er glaubte überhaupt nicht daran, daß es dem Papste um die Berufung Ernst sei, und damit hatte er Recht.

Die protestantischen Stände antworteten denn nach dem Gutachten Luthers und seiner Wittenberger Freunde: sie könnten das ausgeschriebene Konzil nicht als ein freies anerkennen; dennoch wollten sie es beschicken, aber wo dasselbe etwas wider Gottes Wort beschlösse, ungebunden sein.

Dieselbe Antwort riet Luther jetzt, zwei Jahre später, seinem Kurfürsten zu geben, als der Nuntius Vergerio mit neuer Werbung in Sicht war. Die Frage, ob man dürfe die Einladung für Mantua annehmen, dünkte ihm vollkommen gleichgiltig: denn das Konzil werde doch nicht zu Stande kommen. „Ich bin hier," schrieb er am 20. August 1535 an seinen Kurfürsten, „wie der ungläubige Thomas; ich muß die Hände und Finger in die Seiten und Narben legen, sonst glaub' ich es nicht."

Da traf am 6. November der päpstliche Nuntius selber in Wittenberg ein. Er kam mit stattlichem Troß: einundzwanzig Pferden und einem Esel; auf Befehl des abwesenden Kurfürsten empfing ihn der Hauptmann von Matzsch mit allen Ehren und beherbergte ihn in den fürstlichen Zimmern des Schlosses.

Vergerio hätte es nicht nötig gehabt, über Wittenberg zu reisen. Er hätte es erst recht nicht nötig gehabt, Luthern zu sehen. Noch auf den

Abend seiner Ankunft lud er ihn zu sich ein. Das lehnte Luther ab, folgte aber am andern Tage, eines Sonntags, samt Bugenhagen einer wiederholten Aufforderung.

Morgens zu ungewohnter Stunde ließ Luther seinen Barbier holen, damit er ihn zu der bevorstehenden Audienz wohl „barbieren und schmücken" sollte. Meister Heinrich sprach seine Verwunderung darüber aus: „Herr Doktor, wie kömmt's, daß Ihr Euch so frühe wollt barbieren lassen?"

Da antwortete Luther: „Ich soll zu des heiligen Vaters, des Papstes, Botschaft kommen; so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine. Da wird der Legat denken: ‚Ei der Teufel! Ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglück angerichtet, was wird er denn noch thun?"

Die besten Kleider zog Luther an und hing sich seine goldene Kette um.

Der Barbier meinte: „Das wird sie ärgern."

„Darum thue ich es auch," antwortete Luther. „Sie haben uns mehr denn genug geärgert; man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehen."

„Nun, Herr Doktor," sagte Meister Heinrich, „so gehet in Gottes Frieden, und der Herr sei mit Euch, daß Ihr sie bekehret."

Luther schüttelte den Kopf. „Das will ich nicht thun; aber das kann wohl geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lesen werde und lasse sie fahren."

Hierauf stieg er mit Bugenhagen in den Wagen und fuhr nach dem Schloß. Eine andere Fahrt war das zu dem Legaten Vergerio, als einst die Fahrt zu dem Legaten Kajetan nach Augsburg! Luther wappnete sich gegen die Gewandtheit und Verschlagenheit des päpstlichen Gesandten mit trotzigem Humor. Zu Bugenhagen sagte er lachend, als sie so wohl geschmückt beisammen im Wagen saßen: „Siehe, da fahren der deutsche Papst und Kardinal Pommeranus, Gottes Werkzeuge!"

Als sie im Schloß vorfuhren und sich melden ließen, wurden sie sofort vom Nuntius empfangen. Luther konnte aber alle die herrlichen Titel, mit denen man solche Abgesandte des Papstes sonst zu begrüßen pflegte, nicht über die Lippen bringen. Doch weigerte er ihm nicht die Ehrerbietung schuldiger Höflichkeit.

Wir haben heute noch den Brief, worin Vergerio über diese Be-

gegnung nach Rom berichtet. Er ist am 12. November in Dresden am Hofe Herzog Georgs geschrieben. Mit Aerger und Unwillen redet der Nuntius darin von Luthers Auftreten. Man höre nur folgende Schilderung:

„Er (Luther) ist wenig über fünfzig Jahre alt, aber stark und kräftig, so daß er keine vierzig zu sein scheint. (Meister Heinrich hatte also seine Sache gut gemacht!) Er hat ein ziemlich dickes Gesicht, doch zwingt er sich, demselben einen möglichst leidenden und zarten Ausdruck zu geben (!). Seine Sprache ist nicht eben sehr fließend; Latein spricht er so schlecht, daß mir's ganz klar zu sein scheint, manche Bücher, die unter seinem Namen gedruckt sind und einen gewissen Duft guter Latinität und Sprachgewandtheit besitzen, sind nicht von ihm. Er gestand auch selber, daß er nicht (mehr) Lateinisch zu schreiben pflege, aber deutsch zu reden verstehe er. So sagte er von sich selber.

„Er hat weit aufgerissene Augen; je mehr ich sie anschaute, desto mehr fiel mir auf, wie sie ganz den Augen eines Besessenen glichen, den ich einst gesehen, so feurig und unstet, die Raserei und Wut in seinem Innern verratend. Wirklich je mehr ich dran denke, was ich gesehn und beobachtet habe an diesem Ungeheuer und an die große Gewalt seiner verwünschten Unternehmungen denke, und verbinde damit, was ich weiß über seine Geburt und sein ganzes vergangenes Leben, und zwar von Leuten, die bis zu seinem Eintritt ins Kloster seine vertrautesten Freunde waren, desto mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß er von einem Teufel besessen ist.

„Und daß ich gleich mein Urteil über ihn sage, über Aussehn, Kleidung, Benehmen und Rede, gleichviel ob er besessen ist oder nicht: er ist die Anmaßung, Bosheit und Unverschämtheit selber, sodaß es eine unendliche Schande ist für diese albernen Fürsten und die anderen Herren dieser Länder, daß sie nicht sehen, was das für ein Mensch ist, den sie sich zum Meister und Propheten erwählt haben. Ew. Herrlichkeit urteile selber über seine Tracht: dieser verrückte Mensch trug, weil es Sonntag war, sein Festkleid, nämlich ein Wams aus dunklem Kamelot, die Aermel mit einem prunkenden Aufschlage von Atlaß, darüber einen Rock von Sarsche mit Fuchspelz gefüttert, aber ziemlich kurz, mehrere Ringe an den Fingern und um den Hals eine schwere goldene Kette, endlich ein Barett, wie es die Priester tragen.

„Sein Leben entbehrt, wie ich gemerkt habe und nachher genau erfahren konnte, aller ernsten Würde und guten Sitte; wie er denn

keine andern Einkünfte bezieht, als was der Fürst ihm für seine Vorlesungen und Predigten zahlt, und überhaupt ungebildeten und bäurischen Geistes ist: sein Vater war ein ganz geringer Lohnarbeiter in den Bergwerken von Goslar und seine Mutter Magd in verschiedenen Bädern — da hat sie ein so schmutziges und verworfenes Leben geführt, wie man sich's nicht schimpflicher denken kann."

So schrieb einer nach Rom, der Luthern gesehen hatte und der auch der Macht seiner großen Augen sich nicht hatte entziehen können! So schrieb einer nach Rom, der bei weitem nicht zu den schlechtesten Dienern des Papstes gehörte! Was mögen sich die Römlinge sonst noch von dem verhaßten Ketzer erzählt haben!

In einem ganz andern Tone ist der Bericht über diese merkwürdige Begegnung im Wittenberger Schlosse gehalten, der nach Luthers mündlichen Aeußerungen ist aufgezeichnet worden. Da merken wir freilich auch, daß Luther dem Nuntius nicht so unterwürfig und schüchtern entgegengekommen ist, wie dieser es wohl gern gesehen hätte; aber es ist Humor drin!

Brieflich äußerte sich Luther dem Justus Jonas gegenüber am 10. November:

„Der Legat des römischen Papstes erschien fast plötzlich auch in unserer Stadt. Daß Du doch hier gewesen wärest! Er lud mich und den Pommer (Bugenhagen) zum Frühstück ein, nachdem ich eine Aufforderung zur Abendmahlzeit abgelehnt hatte. Ich ging hin und aß bei ihm im Schlosse. Aber was ich da für Gespräche geführt, kann ich niemandem schreiben. Ich habe den echten Luther gespielt während der ganzen Tischzeit, und zwar mit den allerverdrießlichsten Reden: davon mündlich."

Luthers ganze Höflichkeit gegen den päpstlichen Gesandten ging nicht weiter, als daß er beim Gespräch mit ihm sein Barett in der Hand hielt und über seine Heiligkeit, den Papst Paul III., die Bemerkung machte: es sei wohl ein kluger und rechtschaffener Mann — so habe er vernommen, als er zu Rom war und dort etliche Messen las. ‚Die Bestie lächelte, als sie das sagte,' berichtet Vergerio in seinem Briefe.

Als er dem Nuntius vorgestellt wurde, fragte er diesen, er habe ihn wohl in Italien als einen trunkenen Deutschen verschreien hören. Höchst unbefangen erzählte er dem Nuntius von seiner Familie: daß er mit seiner Frau (‚der ehrwürdigen Nonne', berichtet Vergerio) fünf

Kinder habe, zwei Mädchen und drei Knaben, und daß er in seinem Erstgeborenen gern einen tüchtigen Lehrer der evangelischen Wahrheit zurücklassen möchte.

Ueber mancherlei Dinge verbreitete sich das Gespräch. Der Nuntius wollte Luthern gern über die Reformation in England und die Pläne König Heinrichs VIII. aushorchen. Gerade damals war ein Gesandter des Königs in Wittenberg; der Nuntius hatte auch ihn zu sich gebeten, aber vergebens. Luther war vorsichtig genug, um der Neugier des Nuntius in diesem Falle auszuweichen. Um so offener stand er Rede über Fragen, die ihn und seine Kirche angingen.

„Weiht ihr auch Priester?" fragte Vergerio.

„Freilich thun wir's," antwortete Luther. „Seht, da sitzet ein Bischof, den wir geweihet haben" — und er zeigte auf Bugenhagen.

Bugenhagen fügte hinzu: er habe seine Vollmacht von Luther und den anderen Gliedern der Universität; sie hätten zu Wittenberg dieselbe Weise der Ordination, wie der Apostel Paulus sie überliefert habe.

Vergerio lächelte. Luther sah das und sagte mit Nachdruck:

„Der Papst zwingt uns dazu (selbst die Weihe zu vollziehen), denn er will uns keine Priester weihen. So werden bei uns ordiniert, die zuvor von der Gemeinde bestätigt sind."

Einen längeren Streit hatten sie über das Fasten. Luther erklärte, daß er nichts dawider hätte, wenn der Kaiser für ein, zwei Tage in der Woche das Fasten geböte; aber der Papst sollte solches Gebot nicht thun (weil dann das Fasten hingestellt würde als notwendig zur Seligkeit) und ihm könnten sie (die Evangelischen) darin nicht gehorchen. Dazu macht der Nuntius in seinem Berichte die Bemerkung: ‚Und doch besteht das Kaisertum, auf das diese Leute so pochen, selber nur durch päpstliche Verordnung!'

Endlich kam man auf das Konzil zu reden

Auch darüber sagte Luther freimütig seine Ansicht: „Es ist nicht euer Ernst, daß ihr ein Konzil halten wollt; es ist nur euer Spott. Und wenn ihr gleich ein Konzil haltet, so würdet ihr doch nichts handeln als von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen Narrenwerk, und von andern unnützen, unnötigen Dingen, da wir vorhin wohl wissen und des gewiß sind, daß es nichts ist. Aber von dem Glauben und der Rechtfertigung und andern nützen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen möchten im einträchtigen Geist und Glauben stehen — da gedenket ihr nicht Eines zu handeln; denn es wär nicht für euch.

Wir sind durch den heiligen Geist der Dinge aller gewiß und bedürfen gar keines Konzils, sondern andere arme Leute, so durch eure Tyrannei unterdrückt worden; denn ihr wisset nicht, was ihr gläubet. Ihnen thut es not, daß sie die Irrtümer, darin sie so lange gestanden, und die Wahrheit endlich erkennen."

„Wahrhaftig," erwiderte Vergerio, „das ist doch eine gar zu große Anmaßung, Martinus! Ihr glaubt, wie mir scheint, daß die Versammlung der besten, weisesten und gelehrtesten Männer der Welt, auf welche bei ihren Beschlüssen ohne Zweifel der heilige Geist herniederfährt, nichts anderes wird zu beschließen haben, als was Ihr für richtig haltet!"

Da unterbrach Luther den Nuntius mit Heftigkeit:

„Ja, ich werde, so Gott will, zu dem Konzil kommen und will den Kopf verlieren, wenn ich meine Lehre nicht verfechte gegen die ganze Welt!" Und in großer Erregung fuhr er fort: „Dieser Zorn meines Mundes ist nicht mein, sondern Gottes Zorn!"

So ärgerlich dem Nuntius das Benehmen dieser ‚Bestie' war, so angenehm war es ihm doch zu hören, daß Luther zum Konzil kommen wollte. War Luther dazu bereit, so gewiß auch sein Kurfürst! So waren wohl auch die übrigen protestantischen Stände zu gewinnen.

Und so fragte der Nuntius weiter: „In welcher Stadt wollt Ihr das Konzil haben?"

„Wo es euch gefällt; es sei zu Mantua, Padua, Florenz oder wo ihr wollt."

„Wolltet Ihr auch gen Bologna?"

„Wes ist Bologna?"

„Des Papstes."

„Allmächtiger Gott, hat der Papst diese Stadt auch an sich gerissen? Ja, ich will dahin kommen."

„Der Papst würde sich auch nicht weigern, hierher zu euch gen Wittenberg zu kommen."

„Nun wohlan, so komme er her; wir wollen ihn gernesehn."

„Wie wollet ihr ihn sehen? Mit einem Kriegsheer oder ohne das?"

„Wie es ihm beliebt. Wir wollen ihn schon empfangen."

Gleich nach dem Frühstück brach der Nuntius auf. Luther und Bugenhagen blieben bei ihm, bis er wegritt. Als er auf dem Pferde saß, sagte er noch zu Luther:

„Sehet zu, daß Ihr gerüstet seid zum Konzil."

„Ich werde kommen, Herr," erwiderte Luther, „mit diesem meinem Halse."

Darauf reiste Vergerio mit seinem Gefolge weiter gen Brandenburg. In Dresden am Hofe Georgs schrieb er dann, wie wir hörten, seinen Bericht. In Prag traf er (am 30. November) den Kurfürsten Johann Friedrich, der eben von seiner Wiener Huldigungsfahrt heimkehrte. Vergebens suchte er auf Grund seines Gespräches mit Luther diesen vor dem Kurfürsten herabzusetzen. Auch fand er den Kurfürsten gar nicht so schnell bereit, dem päpstlichen Vorschlage eines Konzils zuzustimmen; er als Fürst und Staatsmann konnte nicht so schnell wie Luther seinen Kopf darbieten, sondern mußte Bürgschaften fordern für die Freiheit und Gerechtigkeit des Konzils. Er stand da mit den anderen Genossen des Schmalkaldischen Bundes fest zusammen.

Und so war der Erfolg von Vergerios Bemühungen, wenigstens bei den evangelischen Ständen, gleich Null.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Schmalkaldischen Artikel.

Endlich schien es mit dem vielbegehrten allgemeinen Konzil Ernst zu werden. Am 2. Juni 1536 erließ Papst Paul III. eine Bulle, worin er die Vertreter der Christenheit auf den Mai des nächsten Jahres nach Mantua einlud.

Bei der italienischen Stadt also war es geblieben, trotz des immer erneuerten Widerspruchs der deutschen Stände. Kaiser Karl, dem sonst viel daran lag, daß die Deutschen das Konzil auch besuchten und anerkennten, hatte doch zugestimmt. So trat nun die große Frage an die Protestanten alles Ernstes heran, ob sie der Einladung folgen sollten. Der Papst erklärte in seiner Bulle dies als die Aufgabe des Konzils: der Kirche durch Ausrottung aller Ketzerei ihren Frieden wiederzugeben. Das war deutlich. Noch deutlicher aber war es, als er wenige Monate später in einer neuen Bulle vom September ganz offen „die pestilenzialische Lutherische Ketzerei“ für diejenige erklärte, welche ausgerottet werden müsse.

Luther bekam jene Einberufungsbulle vom 2. Juni am 16. August zu Gesicht. Er wußte nun genug. „Ich habe sie wohl daraus erkannt,“ schrieb er am andern Tage an Justus Jonas, „nicht jene Kardinal-Tugenden, von denen Seneka und die andern Philosophen reden, sondern diese Kardinal-, ja Kapital-Teufel. Denn in dieser Bulle sind wir ja schon verurteilt!“ Aber trotzdem daß er sich von dem Konzil nichts versprach als die Bestätigung des alten Verdammungsurteils, welches der unbußfertige Papst und seine unbußfertige Klerisei längst

über sein liebes Evangelium ausgesprochen hatten, wollte er dennoch, wie er dem Vergerio versprochen, seinen Widersachern zum Trotz gerne auch nach Mantua kommen.

Nicht so geschwind kam Kurfürst Johann Friedrich zu einem Entschluß. Er und die übrigen protestierenden Stände mußten natürlich gemeinsam vorgehen, und deshalb begannen jetzt lebhafte Unterhandlungen zwischen den Höfen und Städten.

Johann Friedrich setzte eigenhändig ein ‚Bedenken' auf und führte darin aus, daß die Protestanten das Konzil von vornherein gänzlich abweisen und verwerfen sollten, schon um den Schein zu vermeiden, als ob sie durch Annahme der Vorladung den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkennten.

Dieses sein ‚Bedenken' stellte der Kurfürst seinen Wittenberger Theologen und Juristen zu, damit diese nun ihr Gutachten abgeben sollten. Anderer Meinung als Johann Friedrich, rieten diese das Konzil nicht von vornherein abzulehnen, falls der Papst die evangelischen Stände ganz ebenso einladen würde wie die katholischen, indem der Papst damit anzeige, daß er die evangelischen Fürsten noch nicht für Ketzer hielte.

Sie überzeugten den Kurfürsten nicht. Er blieb trotz weiterer Verhandlungen dabei, daß die Evangelischen das Konzil nicht beschicken sollten. Er brachte sogar in Vorschlag, Luther möge auf seine Faust die Pfarrherrn und Bischöfe zu einem freien, christlichen Konzil berufen, oder die protestierenden Fürsten und Stände möchten es thun, und dem Kaiser, den andern christlichen Mächten und auch dem Papste Meldung davon machen. Es wäre nicht das erste ‚Gegenkonzil' gewesen in der Geschichte der Kirche (vgl. das Konzil, das Kaiser Maximilian berief: Band 1 Seite 149). Aber weder bei Luther und den Wittenbergern sonst, noch bei seinen fürstlichen Freunden fand der Kurfürst damit Anklang.

Jedenfalls aber wollte er als ein umsichtiger Herr auf alle Fälle gerüstet sein. Und so beauftragte er Luthern, erstens „alle Artikel, die er bisher gelehrt, gepredigt und geschrieben", in eine Schrift zusammenzufassen, daraus jedermann erkennen möge, worauf er, Luther, „auf einem Konzilio, auch in seinem letzten Abschied von dieser Welt vor Gottes allmächtigem Gericht, gedenke zu beruhen und zu bleiben und darinnen ohne Verletzung göttlicher Majestät nicht zu

weichen, es betreffe gleich Leib oder Gut, Frieden oder Unfrieden." Zweitens aber sollte Luther neben diesen Hauptartikeln, über die er sich in keine Verhandlungen einlassen könne, auch noch solche Artikel namhaft machen, „die nicht nötig wären" und in denen also „um christlicher Liebe willen, doch außerhalb Verletzung Gottes und seines Worts etwas könnte nachgegeben werden." Doch fügte der Kurfürst gleich hinzu: „wiewohl derselben ohne Zweifel wenig sein werden."

Am 30. August 1536 verhandelte der Kanzler Brück namens des Kurfürsten darüber mit Luther und konnte seinem Herrn gute Botschaft berichten: „Mich dünkt auch, er (Luther) sei schon in guter Arbeit, Ihrer Kurfürstlichen Gnaden sein Herz der Religion halben als für sein Testament zu eröffnen."

Also gleichsam sein Testament, sein letztes Bekenntnis angesichts der Ewigkeit begehrte man von Luther. Doch erst im Dezember 1536, als der Kurfürst und die Umstände drängten, schrieb er rasch seine Artikel nieder.

Es war des Kurfürsten Wunsch, daß er sie, ehe man davon amtlichen und öffentlichen Gebrauch machte, den übrigen sächsischen Theologen vorlege: die sollten „bei ihrer Seelen Seligkeit vernommen werden", ob sie in allen diesen Stücken mit Luther einig wären oder nicht. Man sieht, es war dem Kurfürsten nicht allein um ein persönliches Bekenntkenntnis Luthers, sondern um ein durch ausdrückliche Zustimmung gesichertes, gemeinsames Bekenntnis der hervorragenden Lehrer seiner Landeskirche zu thun.

Ende Dezember legte Luther die Schrift seinen Wittenberger Genossen Jonas, Bugenhagen, Kruziger und Melanchthon vor, wie auch dem Spalatin, Amsdorf und Agrikola, die er eigens zu diesem Zweck nach Wittenberg eingeladen hatte. Eingehend wurde sein Entwurf beraten, mit geringfügigen Aenderungen angenommen und von den sieben Männern sofort unterzeichnet.

Es ist dies die Schrift, welche unter dem Namen der „Schmalkaldischen Artikel" bekannt ist und später in die Sammlung der sogenannten Symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche Aufnahme gefunden hat. Drei Stücke dieser Sammlung kennen wir schon: die beiden Katechismen und die Augsburgische Konfession; auch deren Verteidigung durch Melanchthon, die ‚Apologie', ist erwähnt worden. Die Schmalkaldischen Artikel sind nun der Zeit nach das fünfte. Wie es

zu diesem Namen gekommen, davon wird alsbald die Rede sein; zuvörderst fragen wir: was enthielt es?

Luther sagt selbst, wie er diese seine Artikel angesehen wissen wollte. „Daran ist's genug der Lehre zum Leben der Kirche,“ schrieb er darüber. „Im übrigen ist es für das weltliche, tägliche Leben genug an den Gesetzen, die wir haben und festhalten; drum thut es nicht not, außer diesen noch andere Beschwerung zu ersinnen, dieweil geschrieben steht: ‚Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe‘. (Matth. 6, 34).“

Damit spricht Luther aus, daß er wirklich ein vollständiges Glaubensbekenntnis aufgezeichnet habe, das da alles enthalte, was die Kirche zum innern Leben brauche. Andre und mehr Glaubenssätze, meint er, könne und dürfe auch ein allgemeines Konzil nicht aufstellen. Vom gemeinen Leben aber, von äußeren Einrichtungen und Ordnungen zu reden und etwa neue Gesetze dafür zu machen sei nicht nötig, sondern dafür genügten die Gesetze, die in Kraft und Geltung seien — auch bei den Evangelischen.

In drei Teile zerlegt Luther seine Glaubensartikel. Der erste Teil „von den hohen Artikeln der göttlichen Majestät“, d. i. von dem dreieinigen Gott, von der Menschwerdung des Sohnes Gottes u. s. w., faßt sich ganz kurz. Denn, sagt Luther: diese Artikel sind in keinem Zank noch Streit, weil wir zu beiden Teilen dieselbigen bekennen. Darum nicht vonnöten, jetzt davon weiter zu handeln.“

Im zweiten Abschnitt bringt Luther die Artikel, „so das Amt und Werk Jesu Christi oder unsre Erlösung betreffen.“ Da wird er alsbald ausführlicher; denn das hatte er gegen die Papisten, daß sie Christo und seinem Werk die Ehre nahmen. Und ist gleich sein „erster und Hauptartikel“, daß wir ohne unser Verdienst gerecht werden durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist.

Der zweite Artikel richtet sich gegen die Messe, welche „der größeste und schrecklichste Gräuel“ ist im Papsttum, „als die stracks und gewaltiglich wider den Hauptartikel strebt und doch über und vor allen andern päpstlichen Abgöttereien die höchste und schönste gewesen ist.“ „Ueber das alles,“ fährt er dann fort, „hat dieser Drachenschwanz, die Messe, viel Ungeziefer und Geschmeiß mancherlei Abgötterei gezeuget.“

nämlich: Fegefeuer, Seelenämter, Wallfahrten, Bruderschaften, Heiltümer (Reliquien), Ablaß u. s. w.

Der dritte Artikel fordert, daß Stifter und Klöster zur Erziehung der Jugend verwendet werden.

Der vierte Artikel handelt vom Papsttum. Es ist der letzte des zweiten Teils und soll hier unverkürzt folgen:

Der vierte Artikel.

Daß der Papst nicht sei iure divino (nach göttlichem Recht) oder aus Gottes Wort das Haupt der ganzen Christenheit — denn das gehört einem allein zu, der heißt Jesus Christus —, sondern allein Bischof oder Pfarrherr der Kirche zu Rom und derjenigen, die sich williglich oder durch menschliche Kreatur, d. i. weltliche Obrigkeit zu ihm begeben haben, nicht unter ihm als einem Herrn, sondern neben ihm als Brüder und Gesellen Christen zu sein, wie solches auch die alten Konzilia und die Zeit Sankt Cyprians beweisen.

Jetzt aber wagt kein Bischof den Papst Bruder zu heißen, sondern muß ihn seinen allergnädigsten Herrn heißen, wenn's auch (nämlich der ihn so nennt) ein König oder Kaiser wäre. Das wollen, sollen und können wir nicht auf unser Gewissen nehmen; wer es aber thun will, der thue es ohne uns!

Hieraus folget, daß alles dasjenige, was der Papst aus solcher falscher, freveler, lästerlicher, angemaßter Gewalt gethan und fürgenommen hat, eitel teuflisch Geschicht' und Geschäfte gewesen und noch sei — ohn' was das leibliche Regiment belanget, darin Gott auch wohl durch einen Tyrannen und Buben läßt einem Volk viel Gutes geschehen — zu Verderbung der ganzen heiligen Kirche, soviel an ihm gelegen, und zu verstören den ersten Hauptartikel von der Erlösung Jesu Christi.

Denn da stehen alle seine Bullen und Bücher, darin er brüllet wie ein Löwe — wie der Engel Offenb. 12 bildet (bildlich offenbart) — daß kein Christ könne selig werden, er sei denn ihm gehorsam und unterthan in allen Dingen, was er will, was er saget und was er thut. Welches alles nichts anders ist denn also viel gesagt: ‚Wenn du gleich an Christum gläubest und alles an ihm hast, was zur Seligkeit not ist, so ist's doch nichts und alles umsonst, wo du mich nicht für deinen Gott

hältst, mir unterthan und gehorsam bist' — so es doch offenbarlich ist, daß die heilige Kirche ohne Papst gewesen zum wenigsten über 500 Jahre und bis auf diesen Tag die griechische und viel anderer Sprachen Kirchen noch nie unter dem Papst gewesen und noch nicht sind (Band 1 Seite 466 ff).

So ist's, wie oft gesagt, ein Menschengedicht, das nicht geboten, ohne Not und vergeblich. Denn die heilige, christliche Kirche ohn' solch Haupt wohl bleiben kann und wohl besser blieben wäre, wo solch Haupt durch den Teufel nicht aufgeworfen wäre. Und ist auch das Papsttum kein nütz in der Kirche; denn es übet kein christlich Amt, und muß also die Kirche bleiben und bestehen ohn' den Papst.

Und ich setze, daß der Papst wollte sich des begeben, daß er nicht iure divino oder aus Gottes Gebot der Oberste wäre, sondern, damit die Einigkeit der Christenheit wider die Rotten und Ketzerei desto besser erhalten würde, müßte man ein Haupt haben, daran sich die andern hielten; solches Haupt würde nun durch Menschen erwählet und stünde in menschlicher Wahl und Gewalt, dasselbe Haupt zu ändern, zu entsetzen, wie zu Konstanz das Konzil (Seite 394) fast die Weise hielt mit den Päpsten, setzten deren drei ab und wählet den vierten: ich setze nun, sage ich, daß der Papst und der Stuhl zu Rom solches begeben und annehmen wollt', welches doch unmöglich ist, denn er müßte sein ganz Regiment und Stand lassen umkehren und zerstören mit allen seinen Rechten und Büchern; Summa: er kann's nicht thun! — dennoch wäre damit der Christenheit nicht geholfen, und würden viel mehr Rotten werden, denn zuvor. Denn weil man solchem Haupt nicht müßte unterthan sein aus Gottes Befehl, sondern aus menschlichem, guten Willen, würde es, gar leichtlich und bald verachtet, zuletzt kein Glied behalten. Müßte auch nicht immerdar zu Rom oder anderem Ort sein, sondern wo und in welcher Kirche Gott einen solchen Mann hätte gegeben, der tüchtig dazu wäre O das wollt' ein weitläufig, wüste Wesen werden!

Darum kann die Kirche nimmermehr besser regiert und erhalten werden, denn daß wir alle unter Einem Haupt, Christo, leben und die Bischöfe, alle gleich nach dem Amt, ob sie wohl ungleich nach den Gaben, fleißig zusammenhalten in einträchtiger Lehre, Glauben, Sakramenten, Gebeten und Werken

der Liebe u. s. w. Wie Sankt Hieronymus schreibet, daß die Priester zu Alexandria sämtlich und insgemein die Kirche regierten, wie die Apostel auch gethan und hernach alle Bischöfe in der ganzen Christenheit, bis der Papst seinen Kopf über alle erhub.

Dies Stück zeiget gewaltiglich, daß er der echte Endechrist oder Widerchrist sei (Band 1 Seite 761), der sich über und wieder Christum gesetzet und erhöhet, weil er will die Christen nicht lassen selig sein ohn' sein Gewalt, welche doch nichts ist, von Gott nicht geordnet noch geboten. Das heißt eigentlich: ‚über Gott und wider Gott sich setzen‘, wie Sankt Paulus sagt (2. Thess. 2, 4). Solches thut dennoch der Türke noch Tarter (Tartare) nicht, wie große Feinde der Christen sie sind, sondern lassen glauben an Christum, wer da will, und nehmen leiblichen Zins und Gehorsam von den Christen.

Aber der Papst will nicht lassen glauben, sondern spricht: man solle ihm gehorsam sein, so werde man selig. (Vergl. Band 1 Seite 72.) Das wollen wir nicht thun oder drüber sterben in Gottes Namen!

Das kommt alles daher, daß er iure divino (nach göttlichem Recht) der Oberste hat sollen heißen über die ganze Christenheit. Darum hat er sich müssen Christo gleich und über Christum setzen, sich ‚das Haupt‘, hernach einen ‚Herrn der Kirche‘, zuletzt auch ‚der ganzen Welt‘ und schlechthin einen ‚irdischen Gott‘ rühmen lassen, bis er auch den Engeln im Himmelreich zu gebieten sich unterstand.

Und wenn man unterscheidet das Papsts Lehre von der heiligen Schrift oder sie dagegen stellet und hält, so findet sich's, daß des Papsts Lehre, wo sie am allerbesten ist, so ist sie aus dem kaiserlichen, heidnischen Recht genommen und lehret weltliche Händel und Gerichte, wie seine Dekretales (Gesetzbücher) zeugen: darnach lehret sie Zeremonien von Kirchen, Kleidern, Speisen, Personen und des Kinderspiels, Larven- und Narrenwerks ohn' Maße — aber in diesem allen nichts von Christo, Glauben und Gottes Geboten.

Zuletzt ist nichts denn eitel Teufel, da er seine Lügen von Messen, Fegefeuer, Klösterei, eignen Werken und Gottesdienst — welches denn das rechte Papsttum ist — treibet, über und wider

Gott; verdammet, tötet und plaget alle Christen, die solchen seinen Gräuel nicht über alles haben und ehren. Darum so wenig wir den Teufel selbst für einen Herrn und Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel, den Papst oder Endechrist, in seinem Regiment zum Haupt oder Herrn leiden. Denn Lügen und Mord, Leib und Seel zu verderben ewiglich, das ist sein päpstlich Regiment eigentlich, wie ich dasselbe in vielen Büchern beweiset habe.

An diesen vier Artikeln (des zweiten Teils; vgl. Seite 408) werden sie genugsam zu verdammen haben im Konzil. Denn sie nicht das geringste Gliedlein von der Artikel einem uns lassen können noch wollen, des müssen wir gewiß sein und uns erwägen (trösten) der Hoffnung, Christus, unser Herr, habe seinen Widersacher angegriffen und werde nachdrücken, beide mit seinem Geist und mit seiner Zukunft! Amen.

Denn im Konzil werden wir nicht — wie zu Augsburg — vor dem Kaiser oder weltlicher Obrigkeit, der ganz ein gnädiges Ausschreiben that und in der Güte ließ die Sache verhören, sondern vor dem Papst und dem Teufel selbst werden wir da stehen, der nichts gedenkt zu hören, sondern schlechtweg zu verdammen, zu morden und zur Abgötterei zu zwingen. Darum müssen wir hier nicht seine Füße küssen oder sagen: ‚Ihr seid mein gnädiger Herr,‘ sondern wie im Sacharja (3, 2) der Engel zum Teufel sprach: ‚Strafe dich Gott, Satan!‘

Mit diesem geharnischten Artikel konnte sich Luther freilich beim Papst und auf dem Konzil nicht viel Freundschaft erwerben! Er war aber den Evangelischen aus dem Herzen gesprochen. Nur Melanchthon fand jene Stelle, wo auch das in Abrede gestellt wird, daß der Papst könnte nach menschlichem Rechte das Oberhaupt der Kirche bleiben, zu weitgehend, und so fügte er seiner Unterschrift noch eine Äußerung hierüber bei. Er unterschrieb nämlich, wie folgt:

„Ich, Philippus Melanchthon, halte diese obengestellten Artikel auch für recht und christlich. Vom Papst aber halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens willen und gemeiner Einigkeit derjenigen, die auch unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Superiorität (Oberhoheit) über die Bischöfe, die er sonst hat, iure humano (nach menschlichem Rechte) auch von uns zugelassen sei.“

Es war mehr eine Meinungsverschiedenheit hinsichtlich des Rechts und der Verfassung, als der Lehre; darum gab es deshalb zwischen Melanchthon und den Freunden keinen Zwiespalt.

Aber noch bleibt uns ein Wort zu sagen von dem dritten Teil der Schmalkaldischen Artikel. Zur Einleitung desselben sagt Luther:

„Folgende Stücke oder Artikel mögen wir mit Gelehrten, Vernünftigen oder unter uns selbst handeln; der Papst und sein Reich achten derselben nicht viel. Denn conscientia (das Gewissen) ist bei ihnen nichts, sondern Geld, Ehr' und Gewalt ist's gar."

Also: es folgen nun Artikel, von denen Luther meint, daß man darüber mit den Gelehrten und Verständigen unter den Katholiken, auch unter sich selber verhandeln möge; es könne dabei vielleicht noch etwas herauskommen. Mit dem Papst und seinen Dienern ist freilich keine Verständigung darüber möglich, denn sie haben nur Sinn für die Geld- und Machtfragen, hier aber handelt sich's um Gewissensfragen.

Und in der That redet Luther in den funfzehn Artikeln des dritten Teils von den wichtigen Stücken der Heilslehre, von Sünde, Gesetz, Buße, Evangelium, Taufe, Abendmahl, Kirche, Rechtfertigung, Menschensatzungen u. s. w. Von der Kirche heißt es im zwölften Artikel:

> Wir gestehen ihnen nicht, daß sie die Kirche seien, und (sie) sind's auch nicht. Und (wir) wollen's auch nicht hören, was sie im Namen der Kirche gebieten und verbieten. Denn es weiß Gott Lob! ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich: die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören. Denn also beten die Kinder: ‚Ich gläube eine heilige, christliche Kirche.' Diese Heiligkeit bestehet nicht in Chorhemden, Platten, langen Röcken und andern ihren Zeremonien, durch sie über die heilige Schrift (hinaus) erdichtet, sondern im Worte Gottes und rechtem Glauben.

Wohlgemerkt: Luther erkennt die Papisten mitsamt ihrem etwaigen Konzil nicht als ‚die Kirche' an; denn die heilige, christliche Kirche erkennt man nicht an Priesterkleidern und äußeren Gebräuchen, sie ist überhaupt nichts Äußerliches. Wo Gottes Wort ist und rechter Glaube, da ist die Kirche; an solchen Zeichen erkennt man sie. Und weil Gottes Wort bei den Evangelischen im Schwange ging und sie auch dran glaubten, so mußte ja wohl bei ihnen auch die Kirche sein! Gewiß,

bei ihnen war die Kirche; aber sie waren nicht die Kirche, sie, die äußerlich zusammengehaltenen Landeskirchen. Hätte Luther sie für die wahre ‚heilige, christliche Kirche‘ erklären wollen, so wäre das ein Rückfall ins Papsttum gewesen. Aber davon war er weit entfernt. Gott Lob! sagte er, bei uns weiß ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die Gemeinde der Gläubigen!

Ob das heutzutage auch noch jedes Kind weiß? Ob's wenigstens die Alten verstehen?

Am 3. Januar schickte Luther die wohlgeprüften und unterzeichneten Artikel durch Spalatin an den Kurfürsten mit folgendem Geleitschreiben:

„Durchlauchtigster, hochgeborener Fürst, gnädigster Herr!

„Auf Ew. Kurfürstl. Schrift und Befehl hab' ich auf den Tag Innocentium (28. Dezember) oder die nächsten darnach anher erfordert Herrn Niklas Amsdorf, Magister Eisleben (Agrikola) und Magister Spalatin, welche darauf anhergekommen — denn Herr Just (Justus Menius von Eisenach) und Friedrich (Mykonius von Gotha) sind uns zu weit gelegen. Diesen hab' ich vorgelegt die Artikel, so ist selbst gestellet nach Ew. Kurf. Gnaden Befehl, und mit ihnen darüber gehandelt etliche Tage — meiner Schwachheit halben, so dreingefallen, wie ich achte, durch den Satan; sonst hätte ich gehofft über einen Tag nicht darin zu handeln. Und wie dieselbigen von ihnen bestätigt mit ihrer unterschriebenen Hand, schick' ich hiermit bei unsern lieben Mitbruder und guten Freund Magister Georgen Spalatinum, Ew. Kurf. Gnaden (die Artikel) zu überantworten, wie sie alle mir befohlen und mich gebeten, solches zu thun.

„Bitte daneben ganz unterthäniglich auch unser aller halben: weil etliche mit Verdacht und Reden uns dafür halten, als wollten wir Pfaffen — wie sie es nennen — euch Fürsten und Herren mit Landen und Leuten in Gefahr setzen mit unserm halsstarrigen Fürnehmen: Ew. Kurf. Gnaden wollten uns ja gnädiglich des verweisen. Denn wo es sollt' andern Geringeren, geschweige denn Ew. Kurf. Gnaden selbst samt andern Herren, Landen und Leuten gefährlich sein, wollten wir's gar viel lieber allein auf uns

nehmen. Darum werden Ew. Kurf. Gnaden wohl wissen, wie weit und fern Sie solche Artikel wollen annehmen. Denn wir hiemit niemand anders denn uns allein damit wollen beladen haben, jedermann freigelassen, wer sich selbst damit noch beladen oder nicht beladen will.

„Ew. Kurf. Gnaden sei hiemit dem lieben Gott befohlen.

„Mittwoch nach dem Neuen Jahr, 1537.

„Ew. Kurf. Gnaden unterthäniger

Martinus Luther, D."

So nahe legte es Luther seinem Kurfürsten, daß er um ihn und seine Artikel sich ja nicht bemühen möge, wenn dieser Glaube nicht sein Glaube und der Entschluß, dafür alles zu thun und zu leiden, nicht sein eigenster, freier, persönlicher Entschluß sei. Nicht als ob Luther im Grunde an Johann Friedrichs Herzensstellung hätte zweifeln können. Aber unzufriedene, ängstliche Leute gab es ja natürlich auch damals, im Kurfürstentum Sachsen und sonstwo, die da über Luther und die andern evangelischen Theologen weidlich schalten: ‚Diese Pfaffen haben unsern Fürsten ganz im Sack! Sie werden unser Land und uns noch in Krieg und Verderben stürzen!'

Da wird es nun jedermann freuen, des Kurfürsten Antwort zu vernehmen. Glückliche Tage der Reformation, wo solche Prediger solche Fürsten fanden!

Am 7. Januar schon erwiderte Johann Friedrich Luthern, wie folgt:

„Gott walt's!

„Unsern Gruß und gnädigen Willen zuvor.

„Würdiger, Lieber, Andächtiger!

„Wir haben Euer Schreiben samt den Artikeln, darüber Ihr Euch nach Gottes Gnade mit den andern Theologen, Euern Amtsbrüdern verglichen, durch Magister Spalatin empfangen und sagen Gott dem Allmächtigen und unserm Herrn Christo Dank, daß er Euch Gesundheit und Stärke verliehen, solche Artikel so *christlich, rein und lauter* zu fertigen, auch daß er Euch Gnade gegeben, daß Ihr Euch mit den andern darüber einmütig, christlich, auch brüderlich und freundlich verglichen habt. Nehmen auch Euern gehabten Fleiß und Mühe, so Ihr darinnen gemeiner Christenheit zu gute vorgewandt, zu gnädigem Gefallen und Dank an. Be-

finden auch daraus, daß Ihr in nichts Euer Gemüt verändert, sondern auf den christlichen Artikeln, die Ihr allewege gelehrt, gepredigt und geschrieben, beständiglich beruhet, welche auch, gebauet auf den Grund, den die Pforten der Höllen umzustoßen nicht vermögen, unsern Herrn Christum, auch vor dem Papst, Konzil und seinen Anhängern wohl bleiben werden. Der allmächtige Gott verleihe uns allen durch unsern Herrn Christum seine Gnade, daß wir mit beständigem, wahrhaftigen Glauben dabei bleiben mögen und uns keine menschliche Furcht oder Gutdünken davon abwenden lassen!

„Und können wohl bedenken, daß Leute seien, die von solchen und andern göttlichen Händeln dermaßen reden, daß Ihr und andere, die ihr aus göttlichem Nachlassen das heilige Evangelium rein und lauter prediget und beschreibt, in Unfrieden, Gefahr und Beschwerung führt. Was aber dieselbigen Leute nach Gott und nach seinem allein seligmachenden Wort fragen und sich damit bekümmern, ist daraus wohl abzunehmen; auch daß ihnen wenig daran gelegen, sie wohnten unter dem Papsttum oder unter dem Türken, wenn sie allein mit ihrem Mammon Frieden, Ruhe und gute, geruhige Tage haben und von einer Zeit zur andern mehr Güter zu sich kratzen möchten.

„Wir wissen aber Gott Lob! daß die Sachen, so Ihr aus göttlichem Wort führt und wir mit für göttlich und recht bekennen, nicht menschliche, sondern göttliche Sachen sind, die vor der Welt bekannt und nicht geleugnet sein wollen, auf daß wir nicht des erschrecklichen Spruches teilhaftig werden müssen, daß er uns darum, daß wir ihn vor der Welt nicht bekannt, vor seinem himmlischen Vater auch nicht kennen wolle (Matth. 10, 32f).

„Dieweil es denn mit diesen Sachen die Gelegenheit (Bewandtnis) hat, auch die Artikel dermaßen gestellt sind, daß sie niemand mit göttlicher Wahrheit umstoßen mag, auch so klärlich und verständlich, daß Wir sie als ein Laie Gott Lob! voriger zu Augsburg gethaner Konfession gemäß für christlich und recht halten und verstehen, wissen auch keinen weiteren Rat darüber zu halten, nachdem wir sie zum zweiten mal durchlesen, sondern nehmen dieselben also für göttlich, christlich und recht an: wollen Wir auch dieselbigen vor einem Konzil, auch vor der ganzen Welt, auch wozu es gelangen soll (d. h. was

auch daraus werden mag) dermaßen frei öffentlich bekennen und bekannt haben. Und wollen Gott bitten, er wolle Unserm Bruder (Johann Ernst, Mitregent für etliche Landesteile) und Uns, auch Unsern Nachkommen Gnade geben, daß wir beständiglich und ohne Wanken darinnen beharren und bleiben mögen.

„Was aber die Wagnis und Gefahr belanget, die Unserm Land und Leuten, auch Unsern Personen derhalben begegnen möchte, das wollen Wir Gott anheimstellen, nach dem er sagt, daß unsere Haare auf unserm Haupt alle gezählt sind, und wir keines ohne seinen göttlichen Willen verlieren mögen: der wird es auch der Gefahr halben mit Unserm Bruder, Uns und Unsern Kindern, auch Land und Leuten nach seinem göttlichen Willen wohl verordnen und machen. Ihm wollen Wir es zu seinem Willen heimstellen, denn er hat Uns zu einem Fürsten erwählet: ist's sein Wille, so wird er Uns auch wohl dabei erhalten; ist's aber sein Wille nicht, so hilft kein Sorgen der Gefahr, denn er wird es, wie es ihm gefällig, wohl machen. Ihm und in Euer und anderer Christen Gebet wollen wir es empfohlen haben.

„Des Papsts halben (damit kommt der Kurfürst auf obigen Artikel zu sprechen und auf Melanchthons abweichende Meinung) hat es bei Uns gar kein Bedenken, daß Wir Uns zum allerheftigsten wider ihn legen. Denn so Wir den aus guter Meinung und um des Friedens willen, wie Magister Philippus vorgiebt, einen Herrn bleiben ließen, der über Uns und Unsere Bischöfe, Pfarrer und Prediger zu gebieten hätte, setzten Wir Uns selbst in die Gefahr und Beschwerung, weil er doch nicht ruhen würde und seine Nachkommen (Nachfolger), Uns und Unser allerseits Nachkommen gänzlich zu vertilgen und auszureuten. Welches (nämlich die Anerkennung des Papstes nach menschlichem Recht) wir doch, weil uns Gottes Wort davon befreiet und erlöset, gar nicht bedürfen; sollte auch wohl, da wir einmal von seiner (des Papstes) babylonischer Gefangenschaft frei sind worden durch Gott, wenn wir uns mit unserer Klugheit wieder in solche Gefährlichkeit begäben, also Gott versuchten, von Gott über uns verhänget werden; sonst (wenn wir nicht Gottes Strafgericht so mutwillig herausfordern), wird es ohne Zweifel wohl verbleiben.

„Das haben Wir Euch auf Euer Schreiben gnädiger Mei-

nung nicht verhalten wollen, und hoffen, daß Euch unser Gott soll Gnade, Gesundheit und Stärke verleihen, daß Ihr diese Reise mit Uns gegen Schmalkalden thun möget und diese und andere Sachen weiter helft richtig machen und zu gutem Ende bringen.

„Datum: Sonntag nach Drei Königen, 1537."

Auf Lichtmeß 1537 waren die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes zu einem Konvent in Schmalkalden berufen. Hier wollte man den entscheidenden Beschluß fassen, ob das Konzil auch von den Protestanten beschickt werden solle oder nicht. Auch die Wittenberger Konkordie wollte man hier noch förmlich annehmen und bestätigen.

Johann Friedrich von Sachsen fand sich pünktlich am 7. Februar in Schmalkalden ein. Luther hatte zuvor noch eine mündliche Unterredung mit ihm in Torgau gehabt (am 26. Januar) und begleitete ihn samt Melanchthon und Bugenhagen über Altenburg und Weimar zu den wichtigen Verhandlungen. Sein Gesundheitszustand war nicht, wie er sein sollte, gab aber zu keinen ernsten Befürchtungen Anlaß. In Altenburg schloß sich noch Spalatin an.

Zahlreich trafen auch die übrigen Genossen des Bundes ein, Fürsten und Gesandte. Auch sie brachten laut Verabredung ihre Gewissensräte mit, und so waren da wohl vierzig evangelische Theologen beisammen. Von Straßburg war Butzer mitgekommen.

An dem Zusammenfluß der vielen Menschen, die das Städtchen kaum beherbergen konnte, und an dem Ernst der Verhandlungen spürte man's, daß es hier wichtige Entscheidungen zu treffen galt. Auch hatte der Kaiser seinen Vertreter zu dem Bundestage geschickt, den Vizekanzler Held, und schließlich erschien sogar der päpstliche Nuntius, Peter von der Vorst, Bischof von Acqui, der vergebens versucht hatte, schon vor dem Konvent von Kurfürst Johann Friedrich die gewünschte Zusage erlangen.

Es gab zunächst für die Theologen in Schmalkalden wenig zu thun. Um so mehr für die Fürsten, Gesandten und Räte. Johann Friedrich ließ sich von Luther noch ein Gutachten geben, worin dieser auf's neue sich für die Beschickung des Konzils erklärte.

„Mir ist kein Zweifel, der Papst und die Seinen fürchten sich und wollten das Konzil gehindert sehen; doch möchten sie auch mit Glimpf rühmen können, es hätte an ihnen nicht gemangelt, weil sie es ausge-

schrieben, Boten gesandt und die Stände rufen lassen — wie sie solches (wenn seiten der Protestanten das Konzil abgelehnt wäre) wohl würden aufmutzen. Darum haben sie uns einen Teufelskopf scheußlich fürgestellet, damit wir erschrecken und zurückfliehen sollten, nämlich daß sie ein solch Konzil ausschreiben, darinnen sie nichts von Kirchensachen, nichts von Verhör, nichts von andern Sachen melden, sondern allein die Ausrottung der giftigen Lutherischen Ketzerei, wie sie sich selbst in der Bulle De reformatione curiae (Seite 405) deuten. Sie hätten am liebsten, das es (das Konzil) möchte heißen von den Lutherischen gehindert."

Wenn es wirklich wider Erwarten zu einem Konzil kommen sollte, so werde es, nach Luthers Ermessen, „ein lausig, verachtetes Konzilium werden, darinnen wenig Potentaten sein werden", „ein spöttisch, lächerlich Konzilium bei allen frommen, ehrlichen Leuten." „So wollt' ich mich vor solchen Hanspotzen nicht fürchten, sondern sie lassen fortfahren und ihre Narren und Schellen vollends herausschütten und dem Legaten keine abschlägige Antwort geben; denn sie werden, ob Gott will, den großen Narren nach dem kleinen auch herausschütten. So ist auch hier nicht Eilens not, und sollen Gottes Weise lernen, der nicht eilet, sondern mit Geduld locket, bis er ein Pflöcklein vor die Zunge steckt, daß sie die nicht können wieder ins Maul ziehen."

Für die protestantischen Staatsmänner lag aber die Sache so einfach nicht. Sie mußten genau erwägen, welche Verpflichtungen sie damit eingingen, wenn sie die Ladung des Papstes annahmen und das Konzil anerkannten. Und so ging es schließlich nicht nach Luthers Rat.

Dieser klagte indessen weidlich über die Unthätigkeit, wozu er sich in Schmalkalden gezwungen sah. Anfangs gefiel ihm Ort und Gegend wohl: „Gesund ist der Ort und die Luft, unser Befinden vortrefflich", schrieb er am 9. an Jonas nach Wittenberg. Aber am 14. lautet's schon anders: „Heut ist's schon acht Tage, daß wir hier hangen und bangen, alle müde und überdrüssig dieses Orts und Aufenthalts und voll Sehnsucht nach Hause. Denn wir sind hier nichts als ein müssiger Haufe. Die Fürsten und Städte verhandeln ganz andere Dinge, als wir vermuteten, und brauchen uns nicht dazu. Gott segne ihre Verhandlungen und Bemühungen!"

An geistigem Verkehr, an Ehrenbezeugungen seitens der Fürsten und Gelehrten, an gutem Essen und Trinken mangelte es ihm nicht. Die Herberge freilich, worin er bei der allgemeinen Wohnungsnot

Unterkunft gefunden hatte, war schlecht. Und ihm fehlte die gewohnte einfache Lebensweise und die gewohnte Arbeit.

Nur predigen mußte er immer wieder. Gleich am 9. Februar in der Stadtkirche über 1. Joh. 4, 1 ff, dann an den beiden folgenden Sonntagen über das apostolische Glaubensbekenntnis und über die Versuchungsgeschichte (Matth. 4, 1—11). Aber auch das mußte er einstellen.

Schon die Predigt am Sonntag Invokavit, den 11. Februar, konnte er seines körperlichen Zustandes wegen nicht in der großen und weiten Stadtkirche halten, sondern er hielt sie für einen nur kleinen Kreis im Hause des Rentmeisters.

Es war sein altes Steinleiden, das ihn mit einer Heftigkeit überfiel, wie noch nie. Tagelang litt er die fürchterlichsten Schmerzen; er selbst und seine Freunde glaubten ihn dem Tode nahe. Davon, daß er irgendwie noch an den Verhandlungen hätte teilnehmen können, war nicht die Rede. Er verlangte nach Wittenberg: dort wollte er sterben. Der Kurfürst, welcher ihn selbst in seiner Krankheit besuchte, bot alles auf, um ihm Linderung zu schaffen; auch andere hohe Herren schickten ihre Leibärzte zu ihm: vergebens. Endlich willigte der Kurfürst darein, daß er heimgebracht wurde. Nicht am wenigsten aus diesem Grunde: man wollte dem päpstlichen Nuntius den Triumph nicht gewähren, daß Luther gleichsam unter seinen Augen sterbe. Hatten doch etliche Herren von dessen Gefolge auf ein falsches Gerücht von Luthers Tode bereits den Wunsch ausgesprochen, seine Leiche zu sehen! So fuhr denn Luther am 26., einem Montag, in einem kurfürstlichen Wagen von Schmalkalden der Heimat zu, begleitet von dem Erfurter Arzt Sturz, Bugenhagen, Spalatin, Mykonius und einem Magister Schlainhauffen, sowie von heißen Sorgen und Gebeten der Zurückbleibenden.

Die Sorge um Luthers Leben beherrschte einige Tage lang ganz die Gemüter der Verbündeten in Schmalkalden. Wir werden bei anderer Gelegenheit von dem ganzen Verlaufe dieses bösen Krankheitsanfalls Genaueres melden. Gott sei Dank, gleich in der ersten Nacht, die Luther auf dem Heimwege zubrachte, fand er zusehends Besserung. Als Magister Schlainhauffen schleunigst selber nach Schmalkalden zurücklief, die Freudenbotschaft zu melden, rief er laut vor den Fenstern des päpstlichen Gesandten: „Luther lebt! Luther lebt!“ Der Kurfürst, hocherfreut durch die gute Botschaft, spendete ihm zum Zeichen seiner fürstlichen Dankbarkeit zehn goldene Schaumünzen.

Angesichts des Todes redete Luther zu den Genossen manches ernste Wort. Vor allem beschäftigte seine Gedanken immer wieder der Kampf gegen Rom. Dem Kanzler Brück hinterließ er bei seiner Abreise einen Gruß: „Sagt meinem Gevatter, dem Herrn Kanzler: ich wünschte ihm, daß er den Papst lerne so wohl kennen, als ich ihn kenne, so würde er ihm ja so feind werden, als ich ihm bin."

Als er schon im Wagen saß, schlug er segnend noch ein Kreuz über die Umstehenden und sprach: „Der Herr erfülle euch mit seinem Segen und mit Haß wider den Papst!"

Und dieses Gebet ist ihm erfüllt worden. Die Verbündeten schlugen dem Papste die Anerkennung seines Konzils rund ab. Nachdem der Papst als Zweck der Versammlung offen die Ausrottung der Lutherischen Ketzerei bezeichnet hatte, konnten Sie kaum anders. Sonst wären sie schlechte Schutzherrn ihrer Landeskirchen gewesen und schlechte Verteidiger des Rechts, worauf die Protestierenden bis dahin immer bestanden hatten, nämlich daß Luthers Lehre nicht ohne Verhör und gerechte Untersuchung auf Grund des göttlichen Wortes dürfe gerichtet werden. Für eine solche unparteiische Untersuchung und Prüfung nach Gottes Wort gab der Papst ja ganz und gar keine Bürgschaft. Darum ließen sie sich nicht einmal so weit mit dem Papste ein, daß sie die Schreiben, welche der Nuntius überbrachte, gelesen hätten; uneröffnet stellten sie ihm dieselben zurück. Das war deutlich.

Der Bruch mit Rom ist hierdurch von Seiten der Schmalkaldischen Verbündeten mit einer Schärfe und Offenheit vollzogen worden, wie bisher noch nicht. Wie Ein Mann kündigten sie nicht nur dem Papste, sondern auch dem von ihm berufenen allgemeinen Konzil den Gehorsam.

Um so mehr hatten sie das Bedürfnis, sich eng zusammenzuschließen und nicht ohne eine gemeinsame Kundgebung ihres Glaubensstandes auseinanderzugehen.

Sie hätten dazu wohl Luthers, auf den Konvent mitgebrachte, oben beschriebene Artikel gebrauchen können. Kurfürst Johann Friedrich stellte sie zur Beratung. Aber es schien zu weitläufig und gefährlich, schon wieder ein neues Bekenntnis aufzustellen. Wozu auch? Hatte man doch ein Bekenntnis, das schon dem Kaiser vorgelegen hatte und das von Jahr zu Jahr immer einhelliger von allen Evangelischen im Reiche anerkannt worden war: die Augsburgische Konfession. Diese, samt der von Melanchthon dafür abgefaßten Verteidigungsschrift, der sogenannten „Apologie", ließen die Schmalkaldischen Verbündeten jetzt

von ihren Theologen noch einmal durchsprechen. Auch sollten dieselben neue Beweisstellen aus der Bibel und aus den Kirchenvätern hinzufügen, was aber in Ermangelung der nötigen Bücher nicht anging. Dagegen stellte sich heraus, daß die Augsburgische Konfession einen Fehler hatte, den man jetzt notwendig gut machen mußte: sie enthielt keinen Abschnitt über das Papsttum. Also gerade über die Frage schwieg sie, welche jetzt angesichts der Einladung Pauls III. die brennendste war. Und so gaben die Stände den Theologen noch den Auftrag, „auch das Papsttum etwas herauszustreichen".

Diesen Auftrag auszuführen, fiel Melanchthon zu. Man sollte nun vermuten, er würde bei dieser Gelegenheit seine verhältnismäßig milde Haltung gegen das Papsttum, die er erst vor kurzem im Widerspruch mit Luthers Artikeln gezeigt hatte, wieder bewährt haben. Aber die allgemeine Stimmung gegen den Papst, die damals in Schmalkalden herrschte, riß ihn mit fort, und schärfer, als er sonst gewohnt war, führte er seine Feder. Das werden gleich die ersten Sätze beweisen:

„Der Papst rühmt sich zum Ersten, daß er aus göttlichen Rechten der Oberste sei über alle andern Bischöfe und Pfarrherren in der ganzen Christenheit.

„Zum Andern, daß er aus göttlichen Rechten habe beide Schwerter, d. i. daß er möge Könige setzen und entsetzen, weltliche Reiche ordnen u. s. w.

„Zum Dritten sagt er, daß man solches bei Verlust der ewigen Seligkeit zu glauben schuldig sei.

„Und das sind die Ursachen, daß der Papst sich nennet und rühmet, er sei der Statthalter Christi auf Erden.

„Diese drei Artikel halten und erkennen wir, daß sie falsch, gottlos, tyrannisch und der christlichen Kirche ganz schädlich sind."

Solche Meinung wird im Folgenden aus der Schrift und aus der Geschichte klar und ohne Umschweif begründet, dazu dann auch noch über der Bischöfe Gewalt und Richteramt ein Wörtlein hinzugefügt.

Dieser Aufsatz Melanchthons wurde von den versammelten Theologen den Fürsten und Ständen übergeben und erhielt deren vollkommene Billigung. Darauf bezeugten die Theologen ihre einmütige Meinung durch eigenhändige Namensunterschrift unter genannte Urkunden:

„Auf Befehl der Durchlauchtigsten Fürsten, Stände und Städte, so sich zur Lehre des Evangeliums bekennen, haben wir die Artikel der Konfession, die auf dem Augsburger Reichstage Kaiserlicher Majestät ist

überantwortet worden, wiederum durchgelesen, und bekennen durch Gottes Gnade alle Prediger, die bei diesem Konvent zu Schmalkalden zugegen gewesen, einstimmig, daß sie gemäß den Artikeln der Konfession und Apologie glauben und lehren in ihren Kirchen. Sie bekennen auch ihre Zustimmung zu dem Artikel von der Gewalt und Obrigkeit des Papstes, sowie von der Obrigkeit und Richtergewalt der Bischöfe, welcher hier auf diesem Konvent zu Schmalkalden den Fürsten ist vorgelegt worden. Derhalben unterzeichnen sie ihre Namen."

Hierüber gaben auch die verbündeten Stände in ihrem „Abschied", d. i. in der alle ihre Beschlüsse nach Art eines Protokolls zusammenfassenden Urkunde, Rechenschaft mit folgenden Worten:

„Unsere Gelehrten, die sich von allen Artikeln unserer Konfession christlich unterredet, sind in allen Punkten übereingekommen, wie Konfession und Apologie enthält; nur Einen Artikel über des Papstes Primat (Obergewalt) haben sie etwas weiter gestellet."

Von Luthers für den Konvent und das etwa zu erwartende Konzil eigens aufgesetzten Artikeln war in der Bundesversammlung nicht weiter die Rede. Nur die Theologen nahmen Kenntnis davon, billigten und unterschrieben auch sie. Aber eine rechtsgiltige Bundes- und Bekenntnisurkunde sind sie damit nicht geworden; sie blieben ein Privatbekenntnis Luthers und die Zustimmung dazu Privatsache der übrigen Theologen. Insofern tragen sie ihren Namen „Schmalkaldische Artikel" mit Unrecht; denn jedermann möchte daraus schließen, daß sie zu Schmalkalden die allgemeine und öffentliche Anerkennung der evangelischen Stände gefunden haben.

Gleichwohl galten diese sogenannten Schmalkaldischen Artikel für Luther selbst und für seine späteren Anhänger wie ein offizielles Bekenntnis, und so sind sie im Jahre 1580 mit der Augsburgischen Konfession, ihrer Apologie und den beiden Katechismen unter die „Symbolischen Bücher" der Lutherischen Kirche eingereiht worden.

Luther gab sie im Jahre 1538 heraus unter dem Titel; „Artikel, so da hätten sollen aufs Konzilium zu Mantua, oder wo es sein würde, überantwortet werden von unsers Teils wegen."

„Aber," schreibt er da in seinem Vorwort, „weil sich der römische Hof so gräulich vor einem freien, christlichen Konzil fürchtet und das

Licht so schändlich flieht, daß er auch denen, die seines Teils sind, die Hoffnung genommen hat, als werde er nimmermehr ein freies Konzil leiden, viel weniger selbst halten — daran sie sich denn, wie billig, sehr ärgern und nicht geringe Beschwerung darüber haben, als die daran merken, daß der Papst lieber wollt' die ganze Christenheit verloren und alle Seelen verdammt sehen, ehe er sich und die Seinen wollt' ein wenig reformieren und seiner Tyrannei ein Maß setzen lassen —: so hab' ich gleichwohl diese Artikel indes wollen durch öffentlichen Druck an den Tag geben, ob (für den Fall, daß) ich ja eher sterben sollt', denn ein Konzil würde — wie ich mich ganz versehe und verhoffe, weil die lichtflüchtigen und tagschauenden Schelmen so jämmerlich Mühe haben, das Konzil zu verziehen und zu verhindern — damit die, so nach mir leben und bleiben werden, mein Zeugnis und Bekenntnis haben vorzuwenden, über das Bekenntnis (d. i. außer dem Bekenntnis), das ich zuvor hab' lassen ausgehen, darauf ich auch noch bisher blieben bin und bleiben will mit Gottes Gnade."

„Ich möchte fürwahr wohl gern ein rechtes Konzil sehen, damit (womit) doch vielen Sachen und Leuten geholfen würde. Nicht daß wir's bedürfen; denn unsre Kirchen sind nun durch Gottes Gnaden mit dem reinen Wort und rechten Brauch der Sakramente, mit Erkenntnis von allerlei Ständen und rechten Werken also erleuchtet und beschickt, daß wir unserthalben nach keinem Konzil fragen und in solchen Stücken vom Konzil nichts Bessers zu hoffen und zu gewarten wissen. Sondern: da sehen wir in den Bistümern allenthalben viel Pfarren ledig und wüst, daß einem das Herz möcht' brechen, und fragen doch weder Bischof noch Domherrn darnach, wie die armen Leute leben und sterben, für die doch Christus ist gestorben, und sollen denselben nicht hören mit ihnen reden als den rechten Hirten mit seinen Schafen, daß mir grauet und bange ist, er möcht' einmal ein Engelkonzil lassen gehen über Deutschland, das uns alle im Grunde verderbet wie Sodom und Gomorra, weil wir sein so freventlich mit dem Konzil spotten.

„Außer solchen nötigen Kirchensachen wären auch in weltlichem Stande unzählige große Stücke zu bessern. Da ist Uneinigkeit der Fürsten und Stände; Wucher und Geiz sind wie eine Sintflut eingerissen und eitel Recht worden; Mutwill, Unzucht, Uebermut mit Kleiden, Fressen, Spielen, Prangen, mit allerlei Untugend und Bosheit, Ungehorsam der Unterthanen, Gesinde und Arbeiter aller Handwerk',

auch der Bauern Uebergreifen, und wer kann's alles erzählen? — haben also überhand genommen, daß man's mit zehn Konzilen und zwanzig Reichstagen nicht wieder wird zurechtbringen.

„Wenn man solche Hauptstücke des geistlichen und weltlichen Standes, die wider Gott sind, im Konzil würde handeln, so würde man wohl zu thun kriegen alle Hände voll, daß man dieweil wohl würde vergessen des Kinderspiels und Narrenwerks von langen Röcken, großen Platten, breiten Gürteln, Bischofs- und Kardinalshüten oder Stäben und dergleichen Gaukelei . . .

„Ach, lieber Herr Jesu Christe, halt' du selber Konzil und erlöse die Deinen durch deine herrliche Zukunft! Es ist mit dem Papst und den Seinen verloren. Sie wollen dein nicht. So hilf du uns Armen und Elenden, die wir zu dir seufzen und dich suchen mit Ernst, nach der Gnade, die du uns gegeben hast durch deinen heiligen Geist, der mit dir und dem Vater lebet und regieret, ewiglich gelobet! Amen."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Noch immer kein Konzil

Es waltete ein rechter Unstern über dem Konzil. So lange hatte man's von den Päpsten begehrt, und nun es endlich einer ansagte, wollte niemand kommen.

Denn am Papste lag es diesmal nicht. So wenig Luther ihm das zutraute, Paul III. wollte das Konzil ernstlich. Er sah ein, daß er nur vermittelst einer allgemeinen Kirchenversammlung die Gefahr der deutschen Ketzerei noch in letzter Stunde beschwören könne. Daß ihm selber und der ganzen römischen Sippe das Konzil nicht zu sehr auf die Finger klopfe, dafür hoffte er schon sorgen zu können.

Aber nun stieß er auf eine Schwierigkeit nach der andern. Zwar daß die Lutherischen Fürsten und Stände ihm einen Korb gaben, als er um ihre Teilnahme warb, darüber konnte er sich am Ende nicht sehr wundern. Wer fällt denn gerne sein eigenes Todesurteil! Aber es wäre doch auch ohne die Protestanten noch ein ganz stattliches Konzil zu Stande gekommen, wenn nur die andern sich hätten einfinden wollen!

Im Mai 1537 sollte die Versammlung in Mantua zusammentreten. Da war die Rechnung recht eigentlich ohne den Wirt gemacht. Der Herzog von Mantua verlangte vom Papste eine hohe Summe Geldes, um zum Schutze der hochwürdigen heiligen Versammlung eine Sicherheitswache zu werben und zu unterhalten. Das wurde dem Papste doch zu kostspielig, und so schrieb er das Konzil statt nach Mantua nach Vicenza aus, einer Stadt im Gebiete der Republik Venedig. Zugleich verschob er die Eröffnung desselben auf den 1. Mai 1538.

Dieser Aufschub machte sich vor allem wegen des Krieges notwendig, der wieder einmal zwischen Kaiser Karl und König Franz von Frankreich entbrannt war. Das Verhältnis dieser beiden Herrscher wechselte eigentlich nur zwischen Krieg und Waffenstillstand. Wieder war Mailand der Zankapfel gewesen. Franz I. entblödete sich nicht, ganz offen mit den Türken zusammenzugehn. Das Kriegsglück schwankte herüber und hinüber. Die kirchliche Frage trat natürlich in solchen Zeiten in den Hintergrund. Als der Mai 1538 herankam, fand sich zu Vicenza niemand ein, als die päpstlichen Gesandten.

Paul III. gab sich alle Mühe, den Kaiser und König Franz wieder zum Frieden zu bewegen. Endlich gelang ihm das, zu Nizza einen zehnjährigen Stillstand zwischen den beiden zu vermitteln (Juni 1538). Nebenbei machte er dabei ein gutes Geschäft für sein Haus: eine Enkelin von ihm gewann einen französischen Prinzen zum Gatten, und ein Enkel von ihm wurde gar Schwiegersohn des Kaisers. So verknüpften jetzt verwandtschaftliche Bande die beiden mächtigsten Herrscher des Abendlandes mit dem Papste.

Und nun Kaiser und König wiederum einig waren, schien die Lage einmal günstig für den Zusammentritt des Konzils. Jetzt wehe euch Protestanten! Endlich wird die Kirche ihr Urteil über euch sprechen!

Es kam auch jetzt noch zu keiner Entscheidung. Die Weltlage blieb auch nach dem Vertrage von Nizza so verwickelt, daß die Freunde des Konzils sich wieder aufs Warten angewiesen sahen. Vor allem machte der Türke noch zu schaffen.

Um diese Zeit hat Luther seine Ansichten über Konzil und Kirche in einer größeren Schrift auseinandergesetzt, welche zu den besten und berühmtesten gehört, die er geschrieben. Sie wäre es wohl wert, daß man sie ganz hierhersetzte; aber sie ist zu lang und zu gelehrt dazu. Drum sei's genug, daß wir etliche Hauptsätze aus ihr entnehmen.

Im Jahre 1539 erschien sie unter dem Titel: „Von den Konziliis und Kirchen". Manch kleines Büchlein, das auch dem Konzile galt, hatte er vorausgeschickt und darin weidlich über die Bemühungen des Papstes, eins zu Stande zu bringen, an deren Ernst er doch nicht glaubte, gespottet: „Es schleppt sich der Papst mit dem armen Konzilio, wie die Katze mit ihren Jungen. In Deutschland will er's nicht

halten; zu Mantua kann er's — wie er fürgibt — nicht halten; jetzt soll's zu Vicenza werden, da es auch nicht sein kann. Ich acht', er will ein Markolfus werden, der nirgend einen Baum finden konnte, daran er gern hängen wollt'." So schrieb er im Jahre 1538.

Bei allem Spott ist's ihm doch bitterer Ernst. Die Schrift „Von den Konziliis und Kirchen" fängt er also an:

„Ich hab' oft selbst mit gelacht, wo ich gesehen, daß man den Hunden an dem Messer einen Bissen Brot geboten, und wenn sie darnach geschnappt, mit dem Heft auf die Schnauze geschlagen hat, daß die armen Hunde nicht allein den Schaden, sondern auch den Spott dazu haben mußten, und ist ein fein Gelächter. Ich dacht' aber zu der Zeit nicht, daß der Teufel mit uns Menschen auch also sein Gelächter hätte und uns für solche arme Hunde hielte, bis ich's erfahren an dem heiligen Vater, dem Papst, in seinen Bullen, Büchern und täglichen Praktiken, da er mit der Christenheit auch ein solch Hundescherzlein treibt — aber Herr Gott! mit wie großem Schaden der Seelen und Spott der göttlichen Majestät! Gleichwie er jetzt mit dem Konzilio thut. Da hat alle Welt nach geschrien und gewartet, der gute Kaiser samt dem Reich nun bei zwanzig Jahren darnach gearbeitet, der Papst auch immer vertröstet und verzogen und dem Kaiser als einem Hunde den Bissen Brots immer geboten, bis er seine Zeit ersehen, da schlägt er ihn über die Schnauze und spottet sein dazu, als seines Narren und Gaukelmännleins.

„Denn er schreibt zum dritten Male aus das Konzilium, aber schickt zuvor in die Länder seine Apostel und läßt Könige und Fürsten vereiden, daß sie sollen bei des Papstes Lehre bleiben. Dazu stimmen die Bischöfe samt ihren Geistlichen und wollen schlechthin nichts nachgeben noch reformieren lassen. Und ist also bereits das Konzil geschlossen, ehe denn es angehet. Nämlich, daß man nichts reformieren soll, sondern alles halten, wie es bis anher in Brauch ist kommen. Ist das nicht ein fein Konzilium? Es ist noch nicht angegangen und hat bereits ausgerichtet, was es ausrichten sollt', wenn es anfinge. Das heißt den Kaiser auf die Schnauze geschlagen, ja den heiligen Geist übereilet und ihm weit zuvorgekommen!

„Weil denn nun der Papst mit den Seinen schlechthin abschlägt, ein Konzil zu halten, und die Kirche nicht reformieren will noch einigen Rat oder Hilfe dazu thun, sondern seine Tyrannei mit Frevel verteidigen und die Kirche zu Grunde gehen lassen will: so können wir nicht

weiter und müssen, vom Papste so kläglich verlassen, uns anderswo um Rat und Hilfe umthun nnd zuvörderst bei unserm Herrn Christo eine Reformation suchen und erbitten."

So läßt nun Luther den Papst und sein Vornehmen bei Seite und gibt seine Meinung darüber ab, wie die Kirche sich selbst beraten müsse.

Da gedenkt er zuerst des wohlgemeinten Vorschlags, daß man die Reformation der Kirche vornehmen solle auf Grund der von den ältesten, allgemeinen Kirchenversammlungen gefaßten Beschlüsse und der Kirchenväter. Es waren unter den Papisten, wie er selbst sagte, „etliche gute, fromme Herzen, die da gern wollten die Kirche reformiert sehen nach derselben Konzilien oder Väter Weise und Maß, als die dennoch auch bewegt, daß der jetzige Stand der Kirche im Papsttum sich gar schändlich reimet — wie offenbar ist — mit der Konzilien und Väter Weise".

Wir haben solche Stimmen innerhalb der römischen Kirche, die auch eine Art Reformation im Sinne der ältesten Kirche befürworteten, schon mehrfach gehört. Wir haben sogar einen Vertreter dieser Richtung auf dem römischen Stuhle sitzen sehn, freilich nur kurze Zeit: Hadrian VI. (Band 2 Seite 654 f.) Luther verheißt diesen Männern schlechten Erfolg.

„Aber desfalls ist ihre Meinung ganz und gar umsonst. Denn sie ohne Zweifel solche Meinung vorhaben, daß der Papst mit den Seinen sich auch müßte in solche Reformation begeben. Aber das ist vergeblich. Denn da stehet der Papst mit den Seinen und sagt trotziglich, ebensowohl wider sie, als wider uns: sie wollen eher die Kirche lassen untergehen, ehe sie wollen in einem einigen Stücke weichen. Das ist: sie wollen eher Konzilien und Väter lassen auch untergehen, ehe sie wollen in etwas denselben weichen. Denn wo man den Konzilien und Vätern sollte folgen, hilf Gott! wo wollte doch der Papst und die jetzigen Bischöfe bleiben?

„Der Papst ist in der Possession (im Besitz) und will ungereformiert sein. Müssen derhalben beide, Konzilia und Väter lassen vergeblich sein. Denn der Papst ist über Konzilia, über Väter, über Könige, über Engel. Laß sehen, bringe du ihn herunter und mache die Väter und Konzilia über ihn zu Meistern! Thust du das, so will ich dir fröhlich zufallen und beistehen. So lange das aber nicht

geschieht, was ist's denn nütze, daß ihr von den Konzilien oder Vätern viel redet und schreibet?"

„Es ist auch kein Konzilium noch Väter, darinnen man könnte die ganze christliche Lehre finden oder lernen. Thu' sie alle zusammen, beide, Väter und Konzilia, so kannst du doch nicht die ganze Lehre christlichen Glaubens aus ihnen klauben, ob du ewig dran klaubst. Und wo's die Schrift nicht gethan und gehalten hätte, wäre die Kirche der Konzilien und Väter halben nicht lange blieben!" —

Nachdem Luther so im ersten Teile seiner Schrift von den Konzilien und von den Kirchenvätern im allgemeinen nachgewiesen hat, daß sie nicht die rechte Grundlage hergeben können zu einer Reformation der Kirche, handelt er im zweiten Teile aufs gründlichste von den vier Hauptkonzilien, nämlich denen zu Nicäa (325), Konstantinopel (381), Ephesus (431) und Chalcedon (451). Sie haben — das ist das Ergebnis seiner Untersuchung — „nichts Neues wollen noch können in Glaubensartikeln machen oder setzen, wie sie selbst bekennen; wie viel weniger kann man solche Macht geben den andern Konzilien, die man geringer muß halten!

„Auf diese Weise muß man nun auch alle anderen Konzilia verstehen, sie seien groß oder klein, und wenn ihrer viel tausend wären: daß sie nichts Neues setzen, weder in Glauben noch guten Werken, sondern als der höchste Richter und der größte Bischof unter Christo den alten Glauben und alte gute Werke verteidigen, nach der heiligen Schrift. Ohne daß sie euch daneben von zeitlichen, vergänglichen, wandelbaren Sachen zu ihrer Zeit Notdurft handeln, was doch auch muß geschehen außer den Konzilien in allen Pfarren und Schulen.

„Setzen sie aber etwas Neues in Glauben oder guten Werken, so sei gewiß, daß der heilige Geist nicht da sei, sondern der unheilige Geist mit seinen Engeln. Solche Kaiphas-, Pilatus- und Herodes-Konzilia sind das mehrere Teil der Papstkonzilien gewesen, darin er sich an Christus Statt zum Haupt der Kirche setzt, die heilige Schrift unter sich wirft und zerreißt.

„Hier wird nun die Hauptfrage sein, darum ich dies Büchlein schreibe. Was ist denn nun ein Konzilium, oder was ist sein Werk? . . Ich antworte also:

„Erstlich, daß ein Konzil habe keine Macht, neue Artikel des Glaubens zu stellen, unangesehen, daß der heilige Geist drinnen ist.

„Zum Andern hat ein Konzil Macht und ist's auch schuldig, zu

thun, neue Artikel des Glaubens zu dämpfen und zu verdammen, nach der heiligen Schrift und altem Glauben.

„Zum Dritten hat ein Konzil keine Macht, neue, gute Werke zu gebieten, kann's auch nicht. Denn da sind bereits alle guten Werke in der heiligen Schrift geboten überflüssig. Was kann man mehr guter Werke bedenken denn Demut, Geduld, Sanftmut, Barmherzigkeit, Treue, Glaube, Gütigkeit, Friede, Gehorsam, Zucht, Keuschheit, Geben, Dienen (Gal. 5, 22) und — Summa — die Liebe? Was kann doch für ein gut Werk erdacht werden, das nicht in der Liebe geboten ist (1. Kor. 13, 13)? Ist's aber außer der Liebe, was ist's dann für ein gut Werk? (Gal. 5, 18. Matth. 5, 44.)

„Zum Vierten hat ein Konzil Macht, ist's auch schuldig zu thun, daß es böse Werke, so der Liebe widerstreben, verdamme nach der heiligen Schrift und alter Weise der Kirche und die Personen strafe.

„Zum Fünften hat ein Konzil nicht Macht, neue Zeremonien den Christen aufzulegen, bei einer Todsünde, oder bei Gefahr des Gewissens zu halten (d. h. so, daß es eine Todsünde daraus macht, wenn jemand die Zeremonie nicht hält), als Festtage, Feiertage, Speise, Trank, Kleider (Kol. 2, 16).

„Zum Sechsten hat ein Konzil Macht, und ist's schuldig zu thun, solche Zeremonien zu verbieten; denn sie sind unchristlich und richten eine neue Abgötterei oder Gottesdienst ein, der von Gott nicht geboten, sondern verboten ist.

„Zum Siebenten hat ein Konzil nicht Macht, sich in weltlich Recht und Regiment zu mengen (2. Tim. 2, 4).

„Zum Achten hat ein Konzil Macht und ist schuldig, solche vorgenommene Weise oder neue Rechte zu verdammen, nach der heiligen Schrift — d. i. des Papstes Bullen ins Feuer zu werfen.

„Zum Neunten hat ein Konzil nicht Macht, solche Gesetze zu machen, die weiter nichts suchen, denn Tyrannei, d. i. wie die Bischöfe sollen Gewalt und Macht haben zu gebieten, was sie wollen, und jedermann müsse zittern und gehorsam sein. Sondern hat Macht und ist schuldig solches zu verdammen (1. Pet. 5, 3. Luk. 22, 26).

„Zum Zehnten hat ein Konzil Macht, etliche Zeremonien zu setzen. Mit solchem Unterschied: erstlich, daß sie nicht der Bischöfe Tyrannei stärken; zum Andern, daß sie dem Volk vonnöten und nützlich seien und eine feine, ordentliche Zucht und Wesen geben. Z. B., es ist

vonnöten, etliche Tage zu haben, auch Orte, da man zusammenkommen könne; desgleichen bestimmte Stunden, zu predigen und öffentlich die Sakramente zu reichen, zu beten, singen, Gott loben und danken u. s. w. Wie St. Paulus sagt: ‚Laßt alles ordentlich und ehrlich zugehen (1. Kor. 14, 40).‘ Mit solchen Stücken wird nicht der Bischöfe Tyrannei, snd ern blos des Volkes Not, Nutz und Ordnung gesucht. Und Summa, man muß es haben und kann's nicht entbehren, soll anders die Kirche bleiben.

„Möchtest vielleicht hier sagen: ‚Was willst du zuletzt aus den Konzilien machen, wenn du sie so genau beschneiden willst? Auf die Weise hätte wohl ein Pfarrherr, ja ein Lehrer, will der Eltern schweigen, mehr Macht über seine Schüler, denn ein Konzil über die Kirche!‘

„Antwort' ich: ‚Meinst du denn auch, daß ein Pfarrherr oder Schulmeister so geringe Ämter sind, daß sie nicht möchten etwa den Konzilien zu vergleichen sein? Wo wir die Konzilia ja nicht haben können, so sind die Pfarren und Schulen, wiewohl kleine, doch ewige und nützliche Konzilia.

„Endlich: ein Konzil soll allein mit des Glaubens Sachen zu thun haben, und das, wenn der Glaube Not leidet. Demnach hätten wir jetzt zu unserer Zeit wohl Sachen, die mehr denn wichtig und wert genug wären, ein Konzil zu sammeln. Denn daß wir allein durch die Gnade Christi selig müssen werden, wie die ganze Christenheit von Anfang der Welt, alle Patriarchen, Propheten, Könige, Heilige worden sind, das heißt, der Papst Ketzerei und hat von Anfang denselben Artikel immer für und für verdammt, kann auch nicht aufhören.

„Hier rufen wir und schreien um ein Konzilium, und bitten die ganze Christenheit um Rat und Hilfe wider diesen Erzkirchenbrenner und Christenmörder, daß wir diesen Artikel (von der Rechtfertigung aus Gnade) möchten wiederkriegen. Dies ist ja, meine ich, eine Sache wichtig genug, darum man ein stattlich, scharf, gewaltig Konzil halten, sollte.

„Hier sollten Kaiser und Könige dazuthun und den Papst, wo er nicht wollte, dazu zwingen, wie die Kaiser auf den vier Hauptkonzilien gethan haben. Es müßten aber nicht alle Bischöfe, Aebte, Mönche Doktoren und das unnütze Hudelmannsgesindlein und große Geschleppe dahin kommen. Sonst wird's ein solch Konzil, da man das erste Jahr zubringt mit der Ankunft, mit Zanken, welcher obenan sitzen, hinten

oder vorn gehen solle; das ander Jahr mit Prangen, Banketten, Rennen und Stechen; das dritte Jahr mit andern Sachen oder auch mit Verbrennen, etwa eines Johann Hus oder zween: sondern man müßte aus allen Landen fordern die in der heiligen Schrift recht gründlich gelehrten Leute, die auch Gottes Ehre, den christlichen Glauben, die Kirche, der Seelen Heil und der Welt Friede mit Ernst und von Herzen meineten; darunter etliche von weltlichem Stande — denn es gehet sie auch an — die auch verständig und treuherzig wären. Allda würde dann des Papstes Ketzerei, ja Gräuel, stückweis öffentlich gelesen und wider den alten, rechten, christlichen Glauben erfunden und flugs verdammt u. s. w.

„‚Ja,' sprichst du, ‚solch Konzil ist nimmermehr zu hoffen.' Das denke ich selber auch wohl.

„Wohlan, müssen wir denn an einem Konzil verzweifeln, so sei es dem rechten Richter, unserm barmherzigen Gotte befohlen. Indes wollen wir die kleinen Konzilia und die jungen Konzilia, d. i. Pfarren und Schulen, fördern und des Glaubens Artikel lassen auf alle mögliche Weise treiben und erhalten, wider alle verdammten neuen Artikel des Glaubens und neuer guter Werke, so der Papst hat in die Welt geschwemmet." —

Folgt der dritte, wichtigste Teil der Schrift: Von der Kirche.

„Gleichwie sie von den Vätern und Konzilien schreien und nicht wissen, was Väter und Konzilia sind, allein mit den ledigen Buchstaben uns übertäuben wollen, also schreien sie auch von der Kirche. Aber daß sie sollten sagen, was doch, wer doch, wo doch die Kirche sei — den Dienst thun sie nicht, weder der Kirche noch Gott, daß sie darnach fragten oder trachteten. Gern haben sie es, daß man sie für die Kirche halte, nämlich Papst, Kardinäle, Bischöfe, und ließe sie doch unter diesem heiligen Namen eitel Teufelsschüler sein, die nichts denn eitel Büberei und Schalkheit üben möchten. Wohlan, hintangesetzt mancherlei Schriften und Teilung des Wortes Kirche, wollen wir diesmal einfältiglich bei dem Kinderglauben bleiben, der da sagt: ‚Ich glaube eine heilige, christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen.' Da deutet der Glaube klärlich, was die Kirche sei, nämlich eine Gemeinschaft der Heiligen, das ist, ein Haufen oder Sammlung solcher Leute, die Christen sind; ein christlicher, heiliger Haufe.

„Aber das Wort „Kirche" ist bei uns zumal undeutsch und gibt den Sinn nicht, den man aus dem Artikel nehmen muß. Denn Apostelgeschichte 19, 39. 40 heißt der Kanzler die Gemeinde oder das

Volk, so zu Hauf auf den Markt gelaufen war, ecclesiam (Kirche) und spricht: ‚Man mag's in einer ordentlichen Gemeinde ausrichten.‘ Item, da er das gesagt, ließ er die Gemeinde gehen. Hier und an anderen Orten heißt ecclesia oder Kirche nichts anderes, denn ein versammelt Volk, obwohl sie Heiden und nicht Christen waren.

„Nun sind in der Welt mancherlei Völker, aber die Christen sind ein besonder, berufen Volk, und heißen nicht schlechthin ecclesia, Kirche oder Volk, sondern sancta, catholica, christiana, das ist ein christlich heilig Volk, das da glaubt an Christum, darum es ein christlich Volk heißt, und hat den heiligen Geist, der sie täglich heiligt, nicht allein durch die Vergebung der Sünden, die Christus ihnen erworben hat, sondern auch durch Abthun, Ausfegen und Töten der Sünden, davon sie heißen ein heilig Volk. Und ist nun die heilige christliche Kirche so viel als ein Volk, das Christen und heilig ist, oder, wie man so zu reden pflegt, die heilige Christenheit oder die ganze Christenheit. Im alten Testament heißt es Gottes Volk.

„Und wären im Kinderglauben solche Worte gebraucht worden: ‚Ich glaube, daß da sei ein christlich, heilig Volk,‘ so wäre aller Jammer leichtlich zu vermeiden gewesen, der unter dem blinden, undeutlichen Wort ‚Kirche‘ eingerissen ist. Denn das Wort ‚christlich, heilig Volk‘ hätte klar und gewaltig mit sich gebracht beide, Verstand und Urteil, was Kirche oder nicht Kirche wäre. Denn wer da hätte gehört dies Wort: ‚christlich, heilig Volk‘, der hätte flugs können urteilen: Der Papst ist kein Volk, viel weniger ein heilig, christlich Volk. Also auch die Bischöfe, Pfaffen und Mönche, die sind kein heilig, christlich Volk; denn sie glauben nicht an Christum, leben auch nicht heilig, sondern sind des Teufels böses, schädlich Volk. Denn wer nicht recht an Christum glaubt, der ist nicht christlich oder ein Christ. Wer den heiligen Geist nicht hat wider die Sünde, der ist nicht heilig. Darum können sie (der Papst, die Bischöfe, Pfaffen und Mönche) nicht ein christlich, heilig Volk sein, d. i. die heilige, katholische (allgemeine) Kirche.

„Aber weil wir dies blinde Wort ‚Kirche‘ gebrauchen im Kinderglauben, fällt der gemeine Mann auf das steinerne Haus, so man Kirche nennt — wie es die Maler malen. Oder gerät es wohl, so malen sie die Apostel, die Mutter Gottes und den heiligen Geist oben drüber schwebend, wie auf dem Pfingsttag. Das geht noch hin; aber das ist nur einer Zeit christlich Volk, als im Anfang. Aber Kirche soll heißen das heilige, christliche Volk nicht allein zur Zeit der Apostel, die längst

tot sind, sondern bis an der Welt Ende. Daß also immer auf Erden im Leben sei ein christlich, heilig Volk, in welchem Christus lebt, wirkt und regiert durch Gnade und Vergebung der Sünden und der heilige Geist durch tägliches Ausfegen der Sünde und Erneuerung des Lebens, damit wir nicht in Sünden bleiben, sondern ein neues Leben führen können und sollen in allerlei guten Werken, und nicht in alten bösen Werken. Das ist Sankt Pauli Lehre. . . .

„Christliche Heiligkeit ist die, wenn der heilige Geist den Leuten Glauben giebt und sie dadurch heiligt, d. i. er macht ein neu Herz, Seel, Leib und Wesen und schreibt die Gebote Gottes nicht in steinerne Tafeln, sondern in fleischerne Herzen (2. Kor. 3, 3). Nämlich, daß ich gröblich rede: Nach der ersten Tafel giebt er rechte Erkenntnis Gottes, daß sie, von ihm erleuchtet, mit rechtem Glauben, allen Ketzereien widerstehen, falsche Gedanken und alle Irrtümer überwinden können. Er giebt auch Stärke und tröstet die schwachen Gewissen wider Anklagen und Anfechtung der Sünden, damit die Seelen nicht verzagen oder verzweifeln, auch nicht erschrecken vor der Marter, Pein, Tod, Zorn und Gericht Gottes, sondern in der Hoffnung gestärkt und getrost, kecklich nnd fröhlich den Teufel überwinden. Also giebt er auch rechte Furcht und Liebe gegen Gott, daß wir Gott nicht verachten und wider seine wunderlichen Gerichte nicht murren, noch zürnen, sondern in allem, was vorfällt, Gutes oder Böses, ihn lieben, loben, danken und ehren. Solches heißt ein neu, heilig Leben in der Seele nach der ersten Tafel. Man heißt's auch die drei Haupttugenden der Christen: Glaube, Hoffnung, Liebe.

„In der andern Tafel heiligt er (der heilige Geist) die Christen auch und giebt, daß sie willig den Eltern und Oberherren gehorsam sind, friedlich und demütig sich halten, nicht zornig, noch rachgierig oder boshaftig, sondern geduldig, freundlich, dienstlich, brüderlich, liebreich sind, nicht unkeusch, Ehebrecher, unzüchtig, sondern keusch, züchtig. Also fort: daß sie nicht stehlen, wuchern, geizen, sondern ehrlich arbeiten, sich redlich nähren, gern leihen, geben, helfen, wo sie können, so auch nicht lügen, trügen, afterreden, sondern gütig, wahrhaftig, treu und beständig sind und was mehr in den Geboten Gottes gefordert wird. Solches thut der heilige Geist und erwecket auch den Leib zu solchem neuen Leben, bis es vollbracht werde in jenem Leben. Und das heißt die christliche Heiligkeit.

„Und solche Leute müssen immer auf Erden sein, und sollten's gleich nur zwei oder drei oder allein die Kinder sein. Der Alten sind

leider wenig. Aber der Kinderglaube (das zweite Hauptstück) lehret uns, daß ein christlich, heilig Volk auf Erden sein und bleiben müsse bis an der Welt Ende. Denn es (das christlich, heilige Volk oder die Kirche) ist ein Artikel des Glaubens, der kann nicht aufhören, bis da kommt, was er glaubet. Wie Christus verheißet (Matth. 28, 20): ‚Ich bin bei euch bis an der Welt Ende.‘

„Woran soll aber ein armer, irriger Mensch merken, wo solch christlich, heilig Volk in der Welt ist?

„Erstlich ist dies christlich heilige Volk daran zu erkennen, wo es hat das heilige Gottes Wort. Dies ist das Hauptstück und das hohe Hauptheiligtum, davon das christliche Volk heiligheißt. Denn Gottes Wort ist heilig und heiligt alles, was es berührt. Röm. 1, 16: ‚Es ist Gottes Kraft, die selig macht alle, die daran glauben.‘ Und 1. Tim. 4, 5: ‚Es wird alles heilig durchs Wort und Gebet.‘ Denn der heilige Geist führet es selbst und salbet oder heiliget die Kirche, d. i. das christliche, heilige Volk damit. Das ist die rechte Salbe, die zum ewigen Leben salbet, wenn du auch nackten Leibes leben und sterben müßtest.

„Wir reden aber von dem äußerlichen Wort, durch Menschen, als durch dich und mich, mündlich gepredigt. Denn solches hat Christus hinterlassen, als ein äußerlich Zeichen, daran man seine Kirche oder sein christlich, heilig Volk in der Welt erkennen soll. Wir reden von dem Wort, das mit Ernst geglaubt und öffentlich bekannt wird vor der Welt, wie Christus spricht: ‚Wer mich bekennt vor den Leuten, den will ich auch bekennen vor meinem Vater und seinen Engeln (Matth. 10, 32 f).‘ Denn viele sind, die es wohl wissen, heimlich, aber wollen's nicht bekennen. Viele haben's, die aber nicht daran glauben und darnach thun. Wie das Gleichnis von dem Samen (Matth. 13, 3 ff) sagt, daß drei Teile des Ackers ihn wohl kriegen und haben, aber allein der vierte Teil, der feine, gute Acker, Frucht bringet in Geduld.

„Wo du nun solch Wort hörst oder siehst predigen, glauben, bekennen und danach thun, da habe keinen Zweifel, daß gewißlich daselbst sein muß eine rechte ecclesia sancta catholica, ein christlich, heilig Volk, wenn ihrer gleich sehr wenig sind. Denn Gottes Wort gehet nicht leer aus (Jes. 55, 11), sondern muß zum wenigstens ein Stück vom Acker haben. Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein. Wiederum: Gottes Volk kann nicht ohne Gottes Wort sein.

„Und dies ist das Stück, das alle Wunder thut, alles zurecht bringt, alles erhält, alles ausrichtet, alle Teufel austreibet.

„Zum Andern erkennt man Gottes Volk an dem heiligen Sakrament der Taufe, wo es recht nach Christi Ordnung gelehrt, geglaubt und gebraucht wird. Denn das ist auch ein öffentlich Zeichen und köstlich Heiligtum, dadurch Gottes Volk geheiligt wird. Denn es ist ein heiliges Bad der Geburt durch den heiligen Geist (Tit. 3, 5), darin wir von Sünde und Tod gereinigt werden als in dem heiligen, unschuldigen Blut des Lammes Gottes. Wo du solch Zeichen siehst, da wisse, daß da die Kirche ist, unangesehen, wer der Täufer sei. Denn die Taufe ist nicht des Täufers, sondern des Täuflings, der getauft wird, dem sie von Gott gestiftet und gegeben ist.

„Zum Dritten kennt man Gottes Volk an dem heiligen Sakrament des Altars, wo es recht nach Christi Einsetzung gereicht, geglaubt und empfangen wird. Denn es ist auch ein öffentlich Zeichen und teures Heiligtum, von Christo hinterlassen, dadurch sein Volk geheiligt wird und damit es auch öffentlich bekennet, daß sie Christen seien. Stoße dich nicht an dem Mann, der es dir reicht; denn das Sakrament ist nicht dessen, der es reicht, sondern dessen, dem es gereicht wird.

„Wo du nun solch Sakrament des Altars in rechtem Brauch siehst, da wisse gewiß, daß da Gottes Volk (die Kirche) sei. Denn wie droben gesagt ist: wo Gottes Wort ist, da muß die Kirche sein, also auch, wo das Sakrament der Taufe und des Altars ist, da muß Gottes Volk sein. Denn solche Stücke hat, giebt, übet, braucht, bekennet niemand, denn allein Gottes Volk, obgleich etliche falsche und ungläubige Christen heimlich darunter sind.

„Zum Vierten kennt man das Gottesvolk oder die heiligen Christen an den Schlüsseln, die sie öffentlich brauchen; d. i. wie Christus Matth. 18, 15 f. setzt: wo ein Christ sündiget, daß derselbe solle gestraft werden, und so er sich nicht bessert, soll er gebunden und verstoßen werden; bessert er sich, so soll er losgesprochen werden. Das sind die Schlüssel.

„Nun ist der Schlüssel Brauch zweierlei: öffentlich und sonderlich. Denn es sind etliche so blöde und verzagt im Gewissen, wenn sie schon nicht öffentlich verdammt sind, daß sie dennoch nicht können sich trösten, bis sie insonderheit (einzeln, unmittelbar) vom Pfarrherrn eine Absolution kriegen. Darum muß der Schlüssel Brauch gehen auf

allerlei Weise, öffentlich und sonderlich. Wo du nun siehest, daß man Sünde vergiebt oder straft an etlichen Personen, es sei öffentlich oder sonderlich, da wisse, daß Gottes Volk da sei. Denn wo nicht Gottes Volk ist, da sind die Schlüssel nicht, und wo die Schlüssel nicht sind, da ist Gottes Volk nicht.

„Hier mußt du dich nicht kehren an die zween Schlüssel des Papstes, die er gemacht hat zu zween Dittrichen zu aller Könige Kasten und Kronen. Denn sein Binden und Erlauben entheiliget noch heiliget dich nicht, weil er nicht kann die Schlüssel haben, sondern hat eitel Dittriche. Die Schlüssel sind nicht des Papstes, sondern der Kirche, d. i. des Volkes Christi, des Volkes Gottes, oder des heiligen, christlichen Volkes, soweit die ganze Welt ist oder wo Christen sind. Gleichwie die Taufe, Abendmahl, Gotteswort nicht des Papstes, sondern des Volkes sind.

„Zum Fünften kennt man die Kirche äußerlich dabei, daß sie Kirchendiener weihet und beruft oder Aemter hat. Denn man muß Bischöfe, Pfarrherren oder Prediger haben, die öffentlich und sonderlich die obengenannten vier Stücke oder Heiligtümer (Wort, Taufe, Abendmahl, Absolution) geben, reichen und üben von wegen und im Namen der Kirche, vielmehr aber aus Einsetzung Christi, wie Sankt Paulus sagt (Eph. 3, 11): ‚Er hat gegeben etliche zu Aposteln, Propheten, Evangelisten, Lehrern, Regierern‘ u. s. w. Denn der Haufe kann solches nicht thun, sondern müssen's einem befehlen oder lassen befohlen sein. Was sollte sonst werden, wenn ein jeglicher reden oder reichen wollt' und keiner den andern weichen! Es muß einem allein befohlen werden und er allein predigen, taufen, absolvieren und Sakramente reichen; die andern müssen alle des zufrieden sein und drein willigen.

„Wo du nun solches siehst, da sei gewiß, daß da Gottes Volk und das christlich, heilige Volk sei.

„Und sollst du auch hierin nichts fragen, wer und wie der ist, der das Amt hat. Denn es ist alles gegeben nicht dem, der's hat, sondern dem, der's durch sein Amt kriegen soll, ohne daß er (der das Amt hat) es (den Segen jener Amtshandlungen) auch kann mit dir kriegen, wo er will. Laß ihn sein, was er will und wie er kann; weil er im Amt ist und vom Haufen geduldet wird, so laß du es auch gehen; seine Person macht dir Gottes Wort und Sakrament weder ärger noch besser. Denn es ist nicht sein, was er redet oder thut; sondern Christus, dein Herr, und der heilige Geist redet und thut's alles, sofern

er bleibt in der rechten Weise zu lehren und zu thun. Ohne daß die Kirche öffentliche Laster (bei denen, die das Amt haben) nicht leiden soll noch leiden kann.

„Zum Sechsten erkennt man äußerlich das heilige, christliche Volk am Gebet, Gott loben und danken öffentlich. Denn wo du siehest und hörest, daß man das Vaterunser betet und beten lernet, auch Psalmen oder geistliche Lieder singet, nach dem Wort Gottes und rechtem Glauben, item den Glauben, die zehn Gebote und den Katechismus treibet öffentlich, da wisse gewiß, daß da ein heilig, christlich Volk Gottes sei. Denn das Gebet ist auch der teuren Heiligtümer eins, dadurch alles heilig wird, wie Sankt Paulus sagt (1. Tim. 4, 5).

„Zum Siebenten erkennt man äußerlich das heilige, christliche Volk an dem Heiligtum des heiligen Kreuzes, daß es muß alles Unglück und Verfolgung, allerlei Anfechtung und Uebel leiden vom Teufel, Welt und Fleisch, inwendig trauern, blöde sein, erschrecken, auswendig arm, verachtet, krank, schwach sein, damit es seinem Haupte Christo gleich werde.

„Und muß die Ursache auch allein diese sein, daß es fest an Christo und seinem Wort hält und also um Christi willen leide: ‚Selig sind die, so um meinetwillen Verfolgung leiden (Matth. 5, 10)‘. Sie müssen fromm, still, gehorsam sein, bereit mit Leib und Gut zu dienen der Obrigkeit und jedermann, niemand kein Leid thun; aber kein Volk auf Erden muß solchen bittern Haß leiden. Sie müssen ärger denn Juden, Heiden, Türken — Summa: sie müssen Ketzer, Buben, Teufel, verflucht und die schädlichsten Leute auf Erden heißen, daß auch die einen Gottesdienst thun, von welchen sie erhenkt, ertränkt, ermordet, gemartert, verjagt, zerplagt werden und sich niemand über sie erbarme, sondern noch dazu mit Myrrhen und Galle tränke, wo sie dürstet — und doch nicht darum, daß sie Ehebrecher, Mörder, Diebe oder Schälke sind, sondern daß sie Christum allein und keinen andern Gott haben wollen.

„Wo du nun solches siehst oder hörest, da wisse, daß die heilige, christliche Kirche sei. Wie er spricht (Matth. 5, 11 f): ‚Selig seid ihr, wenn euch die Leute fluchen und euern Namen verwerfen als ein schädlich böses Ding, und das um meinetwillen; seid fröhlich und freuet euch, euer Lohn ist im Himmel groß.‘ Denn mit diesem Heiligtum macht der heilige Geist dies Volk nicht allein heilig, sondern auch selig.

„Dies sind nun die sieben Hauptstücke, dadurch der heilige

Geist in uns eine tägliche Heiligung und Auferweckung übet in Christo. Ich wollt' sie auch wohl ‚die sieben Sakramente' nennen; aber weil dies Wort ‚Sakrament' in Mißbrauch kommen ist durch die Papisten und in der Schrift anders gebraucht wird, laß ich sie sieben Hauptstücke christlicher Heiligung bleiben.

„Außer diesen sieben Hauptstücken sind nun noch mehr äußerliche Zeichen, daran man die heilige, christliche Kirche kennet. Nämlich da uns der heilige Geist auch nach der andern Tafel Mosens heiliget: wenn er uns hilft, daß wir Vater und Mutter herzlich ehren und sie wiederum Kinder christlich erziehen und ehrlich leben; wenn wir unseren Fürsten und Herren treulich, gehorsamlich dienen und unterthan sind und sie wiederum ihre Unterthanen liebhaben, schützen und schirmen; item, wenn wir niemandem gram sind, keinen Zorn, Haß, Neid, noch Rachgier gegen unsere Nächsten tragen, sondern gern vergeben, gern leihen, helfen und raten; wenn wir nicht unzüchtig sind und Säufer, stolz, hoffärtig prächtig, sondern keusch, züchtig, nüchtern, freundlich, gelind, sanft und demütig — und also immerfort wachsen in der Heiligung und stets je mehr eine neue Kreatur werden in Christo (1. Thess. 4, 1).

„Aber solche Zeichen (die Tugenden der zweiten Tafel) können nicht für so gewiß angesehen werden, als die (sieben Hauptstücke) droben, weil auch etliche Heiden sich in solchen Werken geübt und wohl zuweilen heiliger scheinen, denn die Christen; jedoch gehet ihr Ding nicht so rein und einfältig aus dem Herzen um Gottes willen, sondern suchen etwas anderes drinnen, weil sie keinen rechten Glauben noch Erkenntnis Gottes haben.

„Da haben wir nun gewiß, was, wo und wer sie sei, die heilige, christliche Kirche, d. i. das heilige, christliche Volk Gottes, und es kann uns nicht fehlen, des sind wir wohl sicher. Alles, außer diesen Stücken (Wort, Taufe, Abendmahl, Absolution, Amt, öffentlich Gebet, Kreuz), kann fehlen und fehlet gewiß.

„Aus solchem Volk sollte man Leute nehmen zum Konzil. Das möchte ein Konzil sein, das vom heiligen Geist regiert würde." —

So ausführlich wie hier hat sich Luther niemals über das Wesen der christlichen Kirche ausgesprochen. Er sieht da ganz ab von dem Unterschiede der ‚Konfessionen', redet kein Wort etwa von einer ‚Lutherischen Kirche' oder von einer ‚Kirche des Augsburgischen Bekenntnisses'. Er weiß im Glauben, daß es eine Kirche auf Erden giebt, d. i. ein Volk von wahren Christen, ein Volk Gottes. Es hat eine solche Kirche,

d. i. solche wahre Christen, gegeben auch unter dem Papsttum, ja, giebt sie wohl noch darunter; wie Luther zehn Jahre zuvor das ausdrücklich und öffentlich anerkannte: „Wir bekennen aber, daß unter dem Papsttum viel christliches Gut, ja alles christliche Gut sei und auch daselbst herkommen sei an uns; nämlich, wir bekennen, daß im Papsttum die rechte heilige Schrift sei, rechte Taufe, recht Sakrament des Altars, rechte Schlüssel zur Vergebung der Sünde, recht Predigamt, rechter Katechismus, als: Zehn Gebote, die Artikel des Glaubens, das Vaterunser." Wo Luther diese äußerlichen Zeichen und Merkmale der Kirche als vorhanden wahrnahm, da glaubte er, daß da auch ‚Kirche', d. i. wahre Christen vorhanden seien; mithin mußten auch unter dem Papsttum sonst und jetzt wahre Christen vorhanden sein. Aber daß das Papsttum als solches sollte ‚die Kirche' sein, das war in seinen Augen Lug und Lästerung. Und daß er und die Seinen sollten außerhalb der Kirche stehen, weil sie vom Papsttum verdammt und ausgestoßen waren, das beunruhigte ihn auch nicht im mindesten. Waren doch alle die äußerlichen Zeichen und Merkmale der Kirche oder des Gottesvolkes in den Reihen der Lutherischen viel deutlicher und kräftiger zu spüren als unter dem Papsttum: Wort, Sakramente, Predigtamt, Gebet und Kreuz. Und so konnte er fröhlich schreiben: „Da haben wir nun gewiß, was, wo und wer sie sei, die heilige, christliche Kirche, d. i. das heilige, christliche Volk Gottes, und es kann uns nicht fehlen, des sind wir wohl sicher.' (Vgl. Seite 413.)

„Das sei nun genug geredet von der Kirche. Mehr kann man nicht von ihr reden, ohn' daß man ein jeglich Stück kann weiter ausstreichen." —

Aber hat denn Luther kein Wort zu sagen auch von Verfassung und Einrichtungen der Kirche? Ist die Kirche auf Erden, so muß sie doch wohl auch ihre Bräuche und Ordnungen, ihr Recht und ihre Verfassung haben? Die Römischen legten darauf allen Wert — das war ihr Fehler; aber hat Luther denn gar kein Auge dafür?

O doch. Aber, schreibt er: „Das andere alles muß eine andere Meinung haben. Davon wollen wir auch sagen.

„Außer jenen äußerlichen Zeichen und Heiligtümern (Wort, Sakrament u. s. w.) hat die Kirche noch mehr äußerliche Weisen, davon und dadurch sie nicht geheiligt wird, weder an Leib noch an Seele, die auch von Gott nicht eingesetzt noch geboten sind, sondern (kommen daher) daß es von auswendig not oder nütz ist, wohl und fein

ansteh et. Als: daß man zur Predigt oder Gebet etliche Feiertage hält, etliche Stunden, Vormittags oder Nachmittags, daß man Kirchengebäude, Haus, Altar, Predigtstuhl, Taufstein, Leuchter, Kerzen, Glocken, Priesterkleider und dergleichen braucht. Die Christen können wohl ohne solche Stücke geheiliget werden und bleiben, wenn man schon auf dem Pflaster ohne Haus, ohne Predigtstuhl predigt, Sünde vergiebt, ohne Altar Sakrament reicht, ohne Taufstein tauft; wie es täglich geschieht, daß man daheim (in den Häusern) predigt, tauft, Sakramente reicht, aus besonderen Ursachen. Aber um der Kinder und des einfältigen Volks willen ist's fein und giebt eine feine Ordnung, daß sie eine gewisse Zeit, Stätt' und Stunde haben, darnach sie sich richten und zusammenfinden können (1. Kor. 14, 40. Vgl. Seite 431 f.).

„Und solche Ordnung soll niemand — wie auch kein Christ thut — ohn' Ursach', aus lauter Stolz, allein eine Unordnung dawider anzurichten, verachten, sondern dem Haufen zu gut solche Ordnungen mit halten und ja nicht irren noch hindern. Denn das wäre wider die Liebe und Freundlichkeit gethan.

„Gleichwohl sollen sie (diese äußeren Ordnungen) freibleiben; z. B. wenn wir aus Not oder andern nützlichen Ursachen nicht predigen können um 6 oder 7, um 12 oder 1, auf Sonntag oder Montag, im Chor oder zu Sankt Peter, so predigt man auf andere Stunde und Tag und Stätt' — allein daß man den Haufen nicht irremache, sondern mitnehme in solcher Aenderung!

„Denn solche Stücke sind ganz und gar äußerlich, auch der Vernunft zu regieren gänzlich unterworfen, wie es die Zeit, Stätte und Person fordern. Gott, Christus und der heilige Geist fragen nichts darnach, ebensowenig als was und wo wir essen, trinken, kleiden, wohnen, freien, gehen oder stehen wollen; ohn' daß, wie gesagt, ohn' Ursach' niemand ein Eigenes fürnehmen und den Haufen irremachen oder hindern soll. Gleichwie zur Hochzeit oder bei anderen Gesellschaften soll niemand der Braut oder dem Haufen zum Verdruß ein Sonderliches oder Hinderliches vornehmen, sondern mit dem Haufen sich gleichhalten, sitzen, gehen, stehen, sorgen, essen und trinken. Denn man kann nicht einem jeglichen einen besonderen Tisch, Küche, Keller, Diener bestellen. Fehlet ihm etwas, so stehe er auf vom Tische und lasse die andern mit Frieden sitzen und bleiben. Also hier auch: es soll alles friedlich, ordentlich zugehen und doch frei sein, wo es Zeit, Person, oder andere Ursachen fordern zu ändern: dann folget der Haufe auch

einträchtiglich mit. Weil es, wie gesagt, keinen Christen heiliger noch unheiliger macht.

„Solche äußerliche, freie Stücke wollen wir achten wie ein Westerhemd oder Windel, darin man das Kindlein fasset zur Taufe.

„Denn das Kindlein wird nicht getauft oder heilig vom Westerhemd noch von den Windeln, sondern blos allein durch die Taufe; aber doch giebt's die Vernunft, daß eines so in ein Tüchlein fasse. Wenn dasselbe unrein oder zerrissen wird, nimmt man ein anderes. Doch daß man hier abermals Maß halte und der Westerhemden und Windeln nicht zu viel nehme, damit das Kindlein nicht erstickt werde. Also sollen die Zeremonien auch ein Maß haben, damit sie nicht zuletzt eine Last oder Arbeit werden, sondern so leicht bleiben, daß man sie nicht fühlet. Gleichwie zur Hochzeit niemand fühlet eine Last oder Arbeit, wenn er sich andern gleich hält und geberdet." —

Zuletzt kommt Luther nochmals auf einen Lieblingsgegenstand zu reden, für den er unermüdet Verständnis zu wecken suchte, auf die Schulen.

„Von den Schulen hab' ich droben auch und sonst viel geschrieben, daß man ja fest und fleißig drüber halte. Denn wiewohl sie in dem, daß die Knaben lernen Sprachen und Künste, als ein heidnisch, äußerlich, Ding anzusehen sind — doch sind sie hoch vonnöten. . . . Ueber das, wo der Schulmeister gottesfürchtig ist und die Knaben Gottes Wort und den rechten Glauben lehret verstehen, singen und üben, und hält sie zu christlicher Zucht, da sind die Schulen, wie droben gesagt (Seite 432 f) lauter junge, ewige Konzilia, die wohl mehr Nutzen schaffen, denn viele andere große Konzilia.

„Summa: die Schule muß das Nächste sein bei der Kirche, als darin man junge Prediger und Pfarrherrn zeuget und daraus hernach dieselben an der Toten Statt setzet. Darnach des Bürgers Haus das Nächste an der Schule ist, als daraus man Schüler kriegen muß; darnach das Rathaus und Schloß, so die Bürger schützen müssen, damit sie Kinder zeugen zur Schule und die Schulen Kinder zu Pfarrherrn aufziehn und darnach Pfarrherrn wiederum Kirchen und Gotteskinder machen können, es sei Bürger, Fürst oder Kaiser. Gott aber muß der Oberste und Nächste sein, der solchen Ring oder Zirkel erhalte wider den Teufel und alles thu' in allen Ständen, ja in allen Kreaturen."

In diesen kurzen Sätzen ist eine ganz neue Welt beschlossen. Und

diese neue Welt hat sich aufgebaut auf dem Boden der Reformation. Nährstand, Lehrstand und Wehrstand, sich in die Hände arbeitend, jeder in seinem Berufe auf eigene Weise dienend Gott und den Menschen: so steht das evangelische Volk da in den Zeiten, wo die Lehren Luthers noch lebten und herrschten in den Gemütern. —

Das waren Luthers Gedanken über Konzil und Kirche. Weder Papst noch Kaiser ließen sich davon träumen. Das gehörte ja alles mit zu der ‚pestilenzialischen Ketzerei', welche die heiligen Konzilsväter, wenn sie wirklich noch einmal zusammentreten sollten, auszurotten hatten.

Freilich für den Papst und sein Regiment war in dem Kreise der drei Stände kein Raum mehr. Luther wirft zum Schlusse die Frage auf:

„Was soll nun über diese drei hohen göttlichen Regimente (Kirche, Staat und Haus), über die drei göttlichen, natürlichen, weltlichen Rechte, das lästerliche Gaukelrecht oder Regiment des Papstes?

„‚Laßt uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!' (Psalm 2, 3.)"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Letzte Einigungsversuche.

Kaiser Karl hatte ein doppeltes Interesse an der Abhaltung eines Konzils. Als aufrichtiger Katholik hoffte er von einem Konzil die Beilegung der kirchlichen Spaltung und als Herrscher damit zugleich die Beseitigung des größten Schadens, woran sein Reich im Innern krankte.

Man sollte meinen, ein so großer Herrscher müßte leichter mit den widerspenstigen Ständen in Deutschland fertig geworden sein. Konnte er doch mit Recht rühmen, daß die Sonne in seinem Reich nicht untergehe: wenn sie in Spanien unterging, ging sie drüben in den amerikanischen Ländern wieder auf. Und ganz abgesehen von Amerika: welche Ländermassen in Europa standen unter seinem Szepter: von der Pyrenäenhalbinsel bis nach Polen, von den Niederlanden bis nach Ungarn hin. Warum machte er denn, wenn's ihm Ernst war, so viel Federlesen mit den Ketzern?

Wie das zu gehen pflegt: die starke Seite des habsburgischen Reiches war auch seine schwache. Über die ganze Welt dehnten sich die Besitzungen aus, darum hatte es auch in der ganzen Welt Nachbarn und Feinde. Hielten die Franzosen Ruhe, so regten sich die Türken. Waren die Protestanten zufrieden, so wühlte der Papst. Und während Feinde sich fanden ringsum und in der Mitte, war auch die Verteidigung durch die gewaltige Ausdehnung der Grenze erschwert; kurzum: das Reich war groß, nur zu groß.

Der Krieg mit König Franz in den Jahren 1536—38 (Seite 427) kam den Protestanten in Deutschland wieder außerordentlich zu Statten.

Wir wissen, wie sie auf dem Bundestage zu Schmalkalden im Jahre 1537 (Seite 421) die Einladung des Papstes zum Konzil schroff abgelehnt hatten. Kaiser Karl war nicht in der Lage, sie mit Gewalt zu einer andern Haltung zu nötigen; er war vielmehr bereit, ihnen allerhand Zugeständnisse zu machen, wenn sie nur Frieden hielten.

Sein Kanzler Matthias Held hatte klare Weisung in diesem Sinne. Dennoch suchte derselbe auf eigene Faust die Protestanten zu schädigen. Er brachte am 10. Juni 1538 den Nürnberger Bund zu Stande, welcher dem Schmalkaldischen Bunde ein Gegengewicht bieten sollte. Natürlich gehörte die Reichsstadt Nürnberg als eine gut evangelische Stadt nicht zu diesem Nürnberger Bunde; nur mit Widerstreben gestattete der Magistrat die Versammlung der katholischen Fürsten und Abgeordneten in ihren Mauern. Dieser Bund wollte auf Grund des Nürnberger Friedens einer ferneren Machterweiterung der evangelischen Stände vorbeugen, insbesondere jedwedes Einziehen geistlicher Güter verhindern. König Ferdinand trat bei; er hätte sonst die streng katholischen Fürsten hart vor den Kopf gestoßen. Und auch den Namen des Kaisers setzte Mathias Held in den Bundesvertrag.

Der Kaiser aber fand dieses Vorgehen seines Kanzlers sehr unzeitgemäß und den erhaltenen Befehlen wenig entsprechend. Der allzu eifrige Papist fiel in Ungnade, und seine Vollmachten gingen über an den vertriebenen Erzbischof von Lund (in Schweden), der die Absichten und Vorteile des Kaisers gegenüber der Spaltung im Reiche mit mehr Weisheit zu vertreten wußte. Aus dem Nürnberger Bund auszutreten wagte der Kaiser aus Rücksicht auf die Genossen desselben nicht; aber dafür that er auch etwas, um die Protestanten zu beruhigen: am 19. April 1539 gewährte er ihnen auf einem Konvent zu Frankfurt am Main den sogenannten Frankfurter Anstand. Es war eine Art Waffenstillstand, worin den Protestanten zugesichert wurde, daß die Religionsprozesse des Reichskammergerichts (wegen der Einziehung geistlicher Güter) wieder einmal achtzehn Monate lang ruhen sollten; viel größer aber war das andere Zugeständnis, daß eine Reichsversammlung einen Ausschuß von Theologen und Laien wählen sollte, welcher in Gemeinschaft mit den Vertretern des Kaisers über eine christliche Vereinigung in den kirchlichen Fragen zu beraten hätte. Das kam ungefähr auf ein Nationalkonzil hinaus, wie es die Protestanten so oft

begehrt hatten. Inmitten des deutschen Reiches sollte die Entscheidung über Recht und Unrecht der Lutherschen Reformation getroffen werden; nicht einmal einen Vertreter des Papstes wollten die Protestanten zu der geplanten Versammlung zulassen.

Luther erhielt die Nachricht von dem Frankfurter Uebereinkommen ungefähr gleichzeitig mit der Nachricht von dem Tode Herzog Georgs von Sachsen. Er vermahnte das Volk in seiner Sonntagspredigt am 11. Mai, Gott dafür zu danken, daß er noch dies Jahr hätte Frieden gegeben.

„Wir sehen öffentlich, daß Gott wachet und wehret noch den blutgierigen Papisten, die aus teuflischem Haß wider uns wüten und toben und alle Jahre schwanger gehen und dürsten nach unserem Blut, welche Gott oft zu Schanden gemacht hat und machen wird; wie denn der liebe Gott jetzt selber auf wunderbare Weise Friede gemacht hat, indem daß der gottlose Mensch, Herzog Georg, getötet ist. Darum sollen wir Gott billig dafür danken, beten und Buße thun. Denn kein Friede ist zu hoffen, dieweil der Papst regiert und das Evangelium leuchtet; so lange wird der Haß und die Uneinigkeit für und für währen und nicht aufhören Gott behüte uns vor Blutvergießen! Darum soll man bitten."

Ganz wie in der Predigt, so sprach er sich auch weiter im vertrauten Kreise über den Frankfurter Frieden aus: daß man ihn dankbar hinnehmen müsse, daß er aber keine Dauer haben könne.

„Ich kann mir nicht denken, wie zwischen uns und den Papisten Friede könne gemacht werden; denn kein Teil weichet dem andern und ist ein ewiger Krieg zwischen des Weibes Same und der alten Schlange. Die kriegen sich nicht müde (werden des Kriegführens nicht müde), wie weltliche Könige, Fürsten und Herrn: wenn die sich müde gekriegt haben, so machen sie einen An- und Friedstand (Waffenstillstand) auf etliche Jahre. Solche Mittel und Wege haben in dieser Sache (in dem Kriege wider das Papsttum) nicht Statt. Denn wir können nicht weichen von dem Bekenntnis der rechten, wahren christlichen Religion und des Gotteswortes, darauf sie dringen. So wollen sie herwiederum von ihrer Abgötterei und Gräueln nicht lassen. Der Teufel will sich die Füße nicht lassen abhauen; so will Christus sein Wort zu predigen und auszubreiten ungehindert haben. Darum kann ich keinen Anstand noch Frieden denken und hoffen zwischen Christo und Belial."

Luther hatte Recht: zwischen Rom und dem Evangelium war kein Friede möglich. Aber der Frankfurter Anstand war doch für die Prote-

stanten eine große Errungenschaft. Es war das größte Zugeständnis des Kaisers an sie seit dem Nürnberger Religionsfrieden. Er gab ihnen wieder eine viel bessere Rechtsstellung im Reiche.

Begreiflicherweise widersprach Papst Paul III. dem Frankfurter Vertrage aufs lebhafteste. Aber der Türke und der Franzose zwangen den Kaiser, die den Protestanten darin gegebenen Versprechungen auch zu halten. Und so berief er wirklich auf den Juni 1540 nach Speier eine Reichsversammlung, welche den kirchlichen Zwiespalt zu „christlicher Vergleichung“ bringen sollte.

Eine Konkordie mit den Papisten sollte also geschlossen werden! Den protestantischen Fürsten und Staatsmännern war auch nicht leicht zu Mute bei diesem Gedanken. Um die nötigen Vorbereitungen zu treffen, wurde der Schmalkaldische Bund auf den März 1540 wieder nach Schmalkalden zusammengerufen. Wieder sollten auch die Theologen mitgebracht werden; denn in so geistlicher Sache brauchte man geistlichen Rats. Kurfürst Johann Friedrich wollte auch, wo möglich, Luthern mitnehmen; weil ihm Schmalkalden damals (1537) so schlecht bekommen war, wenigstens bis nach Eisenach.

Inzwischen mußten die Wittenberger Theologen ihm ein Gutachten darüber abstatten, „was im Fall, so man zu einer Vergleichung kommen möchte, von äußerlichen und mitteln Zeremonien nachzulassen sei.‘ Also im Wesentlichen und Hauptsächlichen etwas nachzugeben, daran dachte auch der Kurfürst und seine Räte nicht; nur in äußerlichen und „Mitteldingen,“ d. i. in gleichgiltigen Dingen, worüber verschiedene Meinung und verschiedener Brauch ohne Verletzung des Gewissens möglich ist, wollte man etwa sich mit den katholischen Ständen einigen.

In dem Sinne fiel denn auch das Gutachten aus. Die Wittenberger Theologen witterten etwas von allerhand klugen Sätzen und Auslegungen, die man zu Rom und Paris schmiedete und womit man sie auch zu einer Einigung in der Lehre zu fangen suchen würde. „So wollen doch wir,“ erklärten sie, „durch Gottes Gnade mit der Sophisterei nichts zu thun haben und viel lieber unsere elende Haut dran setzen.“

Welche Formeln konnten auch gefunden werden, die besser waren als das klare Evangelium, das sie vortrugen? „Es ist durch Gottes Gnade die Lehr’ auf unserm Teil also leicht und hell und mit solchem Fleiß gefaßt, daß sie keiner Glossen (Auslegung) bedarf und daß alle

Gottesfürchtigen in allen Landen bekennen müssen, es sei die reine christliche Lehre."

Auch in den wichtigen und notwendigen äußerlichen Stücken ist nach Ansicht der Wittenberger die Stellung der Protestanten klar und über alle Verhandlungen erhaben, z. B. in Bezug auf Messe und Heiligendienst, Mönchtum und Priesterehe. Wenn die Bischöfe und Papisten die christliche Lehre und die nötigen Stücke des christlichen Lebens annehmen wollen, „alsdann," sagt das Gutachten, „mag man Vergleichung suchen oder flicken in den mitteln (unwesentlichen) Dingen."

Man sieht, diese Theologen (Luther, Jonas, Bugenhagen, Melanchthon) haben wenig Zutrauen und wenig Neigung zu den angesagten Unionsverhandlungen. Luther schrieb dazu noch eigens am 18. Januar an den Kurfürsten:

„Gnade und Friede in Christo, und mein armes Paternoster.

„Wir schicken hiermit Ew. Kurf. Gnaden unser Bedenken unterthäniglich, darauf wir gedenken zu bleiben. Denn es ist doch ohne das mit den Papisten ein verzweifelt Ding, gleich als mit ihrem Gott, dem Teufel, auch. Sie sind verstockt, und sündigen, wissentlich wider die erkannte Wahrheit, das ist, wider den heiligen Geist, daß da weder zu beten noch zu hoffen ist. Sie können sich nicht bekehren, noch Gott die Ehre geben, daß sie ihre Sünde bekenneten, sondern wollen Recht haben: darum kann ihnen Gott nicht helfen.

„Ich will wohl gern mit gen Eisenach auf den Schmalkaldischen Tag; aber ich sehe nicht, daß ich da nütze sei. Es wird vergebliche Kosten und Mühe abermal werden; doch was Ew. Kurf. Gnaden gefällt, will ich unterthäniglich bereit sein; liegt auch nicht viel daran, ob ich einmal die Augen zuthät' und die Welt nimmer sähe in ihrem verfluchten, gottlästerlichen Wüten. So sind nun Gott Lob, Magister Philipp, Doktor Jonas u. s. w. gewiß genug und geschickt in dieser Sachen.

„Ebenso wäre mein Bedenken, daß nicht not wäre, die Föderanten (die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes) abermal zu sammeln; man kann sie wohl mit Schriften ersuchen. Und zweifle nicht, wo sie hören, daß wir's gedenken zu lassen, werden sie auch bleiben." —

Der Kurfürst ließ Luthern schließlich doch zu Hause, wofür dieser sich herzlich bedankte. Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Kruziger, gingen mit nach Schmalkalden. Der Kaiser verhandelte hier durch zwei Abgesandte mit den Protestanten; die Einladung nach Speier war das

Ergebnis. Luther ließ sich von den Freunden zu Schmalkalden fleißig berichten und stand ihnen wiederum mit Trost und Weisung zur Seite. So schrieb er ihnen einmal:

„Was ihr vom Kaiser und den Papisten berichtet, das glaube ich gern. Denn der Kaiser war, ist und wird bleiben der Knecht der Knechte Satans (der Papisten). Wir müssen zugleich wider ihn beten und für ihn, und Gott wird uns erhören, wie bisher. Gott ist's, der lebendig macht mitten im Tod, Barmherzigkeit thut mitten im Zorn, lacht inmitten des Wütens; er wird auch, wenn er abschlägt, was wir bitten, dennoch unser Gebet erhören. Wunderbar und unbegreiflich sind alle Werke Gottes; er allein macht und lenkt alles. Bringt ihr Frieden mit, so werden wir den Frieden empfangen mitten aus dem Kriege; bringt ihr Krieg, so werden wir den Frieden aus dem Kriege hoffen."

Nicht zu Speier, sondern der Pest wegen zu Hagenau in Elsaß traten wirklich im Juni die protestantischen und katholischen Reichsstände zusammen, um einen ernstlichen Einigungsversuch zu machen. Weder Kurfürst Johann Friedrich, noch Landgraf Philipp, der obendrein sich damals durch seine Doppelehe in ärgerliche Händel verwickelt hatte, erschienen persönlich in Hagenau. Melanchthon, eben von einer schweren Krankheit genesend, konnte auch nicht hin; für ihn wollte Luther gehen, aber der Kurfürst litt das nicht, sondern schickte als seine theologischen Vertreter den Kruziger, Mykonius und Menius. Er selbst, der Kurfürst, hielt sich mit Luther und Melanchthon in möglichster Nähe der Reichsversammlung, nämlich zu Eisenach, der westlichsten Stadt seines Landes.

In Hagenau fand sich eine stattliche Schaar evangelischer und katholischer Männer zusammen. Der Merkwürdigkeit wegen, nicht als ob er dort schon eine große Rolle gespielt hätte, sei nur einer genannt: Johann Calvin, der spätere Reformator von Genf und neben Zwingli der zweite Begründer der „reformierten" Kirche, damals in Straßburgs Diensten, welche Stadt er auch mitsamt dem alten bewährten Jakob Sturm auf dem Konvent vertrat.

Es wurde viel verhandelt; aber zu einem Religionsgespräch kam es nicht. „Es ist mit dem Reichstage zu Hagenau ein Dreck," schrieb Luther am 26. Juli von Eisenach an seine Frau; „ist Mühe und Arbeit verloren und Unkost vergeblich." Er hatte es nicht anders erwartet.

Unter dem 28. Juli bestimmte ein kaiserlicher Erlaß, daß das

Religionsgespräch bei Gelegenheit einer neuen Reichsversammlung ende Oktober zu **Worms** stattfinden sollte. —

Und wirklich kamen sie im November 1540 wieder zu Worms zusammen, die evangelischen und katholischen Stände in Person oder in ihren Vertretern mit weltlichen und geistlichen Räten, die Beauftragten des Kaisers und der Legat des Papstes. Luther, der diesmal ruhig daheim blieb, schreibt davon in einem Brief vom 27. November:

„Aus Worms verlautete bisher nur dies, daß dort ein so großer Zusammenfluß gelehrter Männer aus Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland stattfindet, daß es — nach des Philippus (Melanchthon) eigenen Worten — auch auf einem päpstlichen Konzil keinen größeren Zustand würde gegeben haben. Was dabei herauskommen wird, Gott weiß es. Wenn des Kaisers Absichten ehrlich sind, wie man glaubt, so wird dieser Konvent ohne den Namen eines Konzils ein wahrhaftiges Provinzialkonzil sein, unter dem Namen eines Privatkolloquiums (eines Privatgesprächs), damit der Papst sich nicht über Verletzung seiner Ansprüche beklagen könne."

Wie man sieht, war Luther anfangs doch nicht ganz ohne Hoffnung, daß dieser vom Kaiser veranstaltete Unionsversuch zum Besten seines lieben Evangeliums ausschlagen könnte. Nicht, daß die Papisten sich bekehren würden, aber daß Kaiser und Reich sich einer christlichen Kirchenreformation zuwenden möchten, ohne weiter viel nach Rom zu fragen, das hielt er wohl noch für möglich. In diesem Sinne schrieb er auch am 21. November dem Melanchthon, der diesmal mit Kruziger die Wittenbergische Theologie vertrat. Das Bild jenes denkwürdigen Wormser Reichstages, wo er einst so tapfer für die erkannte Wahrheit eingetreten war, wo man ihn in die Acht gethan und doch nicht überwunden hatte, trat wieder lebhaft vor seine Seele, als er dem Freunde und Mitkämpfer nach demselben Worms schrieb. Diese Erinnerung erfüllte ihn mit großen Erwartungen.

„Es ist doch wunderbar," schrieb er, „daß Kaiser Karl plötzlich diese zahlreiche Versammlung beruft, Ich fange an zu vermuten, die Sache werde ganz anders gehen, als wir denken, so wie damals, als ich in Worms war, Anno 21, wo's ein Konzil gab, ohne den Namen eines Konzils, und ich, ohne des Papstes Geheiß dahin geladen, auf die Probe gestellt ward. Wie, wenn der Kaiser wieder, das den Römischen verhaßte Wort „Konzil" meidend, uns doch in der Sache und für seine Person durch unser Schreien erweicht, ein **Nationalkonzil** angesagt

hätte, ohne den Namen eines Konzils und ohne Anordnung des Papstes? Wenn Gott angefangen hat, sein Herz zu rühren, soll man mit Ernst beten, daß er's rühre bis auf den Grund."

Aber bald kamen Berichte aus Worms, die Luthern schnell zurückbrachten von solchem Fluge seiner Gedanken. Zwar im Kollegium der Kurfürsten waren jetzt die Protestanten gegen früher sehr im Vorteil: der Kurfürst von Brandenburg, obwohl kein Glied des Schmalkaldischen Bundes, hatte doch öffentlich seinen Uebertritt zu den Evangelischen vollzogen (Seite 321); der Kurfürst von der Pfalz, der einst durch seine Vermittelung den Nürnberger Frieden mit zu Stande gebracht, machte auch jetzt wieder den Vermittler und zeigte sich den Protestanten sehr geneigt; von den geistlichen Kurfürsten war der Kölner schon auf halbem Wege, sein Land zu reformieren (Seite 323), der Trierer ein milder Mann. Welch ein Wandel der Dinge in den zwanzig Jahren seit jenem denkwürdigen Reichstage hier in demselben Worms!

Im Namen des Kaisers eröffnete der Kanzler Granvella die Beratungen mit einer Rede, welche zur Eintracht und Versöhnung mahnte. Auch der päpstliche Nuntius Morone zeigte versöhnliche Gesinnungen, obwohl er natürlich sein möglichstes that, um den Verhandlungen eine für Rom günstige Wendung zu geben.

Die Protestanten wurden nun aufgefordert, ihre Ansichten und Forderungen in „christliche und erhebliche", d. i. rechtgläubige und erträgliche Artikel zu fassen, damit man diese dem in Aussicht genommenen „Religionsgespräch" zu Grunde lege. Sie faßten das so auf, als sollten sie alles bei Seite lassen, was dem Widerpart unannehmbar sein würde: das mußten aber gerade die Hauptpunkte des evangelischen Bekenntnisses sein. Und was sollten sie von den Friedensworten des kaiserlichen Kanzlers halten, wenn eben zur selben Zeit der Kaiser in seinen Niederlanden ein Mandat erließ, worin er Ketzerei und ketzerische Bücher — Luthers, Melanchthons, Bugenhagens namentlich aufgeführt! — wiederholt bei Todesstrafe verbot?

„Eure neuesten Briefe," schrieb Luther am 7. Dezember dem Melanchthon, „habe ich gestern erhalten, worin ihr von Granvellas Rede schreibt, die ich auch schon zu Gesichte bekommen habe, und von den Artikeln, die man von euch begehrt, die da sollen christlich und annehmbar sein, sowie von eurer Antwort. Ich freue mich über des Teufels Thorheit, d. h. über die Macht Christi, der sie zwingt, Thörichtes zu thun und zu erbitten. Wenn aber irgend eine Hoffnung gebaut ward

auf dieses Gespräch — in Ansehung der gewaltigen Zurüstung —, so ist sie bei mir jetzt zusammengebrochen bis auf den Grund. Wir beten hier und hoffen, dieses Gespräch werde null und nichtig sein.

„Den (niederländischen) Erlaß des Kaisers haben wir und lassen ihn drucken, damit aller Welt offenbar werde auch des Kaisers Wille. Ich meinte auf den ersten Einblick, es sei eine Fälschung gemacht zur Sprengung eures Gesprächs, und andere waren mit mir derselben Meinung; aber Satans Haß ist satanischer, als daß man ihn fälschen könnte. Er merkt auch, daß nicht gefälscht ist, sondern wahr, gewiß und ewig, was gegen ihn getrieben und gelehrt wird."

So wenig Luther nunmehr von den Wormser Verhandlungen erwartete, so zufrieden war er mit der festen Haltung der Seinen dort. An Mykonius in Gotha schrieb er am 9. Januar 1541:

„Von unserer Seite wird die Sache mit aller Tapferkeit und Weisheit geführt, von der andern Seite dagegen so kindisch, thöricht und närrisch mit so krassen und ungesalzenen Listen und Lügen, daß Du den Satan selber sehen kannst, wie er beim Aufgang der Morgenröte, unfähig das Licht zu ertragen, auf tausend Wegen Schlupfwinkel, Hinterthüren und Ausflüchte sucht; aber er hat lauter Unglück."

Wenige Tage darauf, am 14. Januar, war's endlich in Worms so weit gediehen, daß die Vorverhandlungen abgeschlossen werden und die Theologen ihr „Religionsgespräch" beginnen konnten. Die Hauptredner der beiden Parteien waren Melanchthon und — Doktor Eck, unser alter Bekannter. Immer noch unermüdet in seinem Haß wider die Lutherische Ketzerei, mochte es ihm hart ankommen, jetzt mit Leuten Ausgleichsversuche zu machen, die seiner Ansicht nach von Rechts wegen längst schon hätten müssen auf dem Scheiterhaufen brennen.

Im Ganzen trat zu dem Gespräch ein Ausschuß von zweiundzwanzig Personen zusammen, elf Katholiken und elf Protestanten. Da von den Katholiken drei, nämlich die Vertreter von Brandenburg, Pfalz und Cleve, offen zu den Evangelischen hinneigten, war die Aussicht auf einen der Reformation günstigen Verlauf des Gesprächs außerordentlich groß. Kein Wunder, daß der päpstliche Nuntius alles daran setzte, eine Fortsetzung dieser Verhandlungen zu hintertreiben.

Granvella trat seinen Bemühungen bei, und so wurde das Gespräch, kaum begonnen, am 18. Januar durch kaiserlichen Befehl schon wieder abgebrochen. Grund dazu war die Besorgnis, es möchten die Protestanten aus der Gunst der augenblicklichen Lage doch zu viel zu Vorteil ziehen.

Und dennoch war es kein Abbruch für alle Zeit. Der Kaiser wollte noch im laufenden Jahre selber ins Reich kommen und zu Regensburg einen ordentlichen Reichstag abhalten. Dort sollten die Unionsverhandlungen weitergeführt werden. Karl brauchte die Hilfe der Protestanten zu dem noch immer währenden Türkenkriege, auch ein neuer Krieg mit Kaiser Franz I. stand wieder vor der Thür, trotz der Verträge von Nizza (Seite 427). Und es mußte ihm ja auch ernstlich daran liegen, endlich Ruhe zu schaffen im Reich. Er mußte die Eintracht zwischen katholischen und protestantischen Ständen herstellen, entweder auf friedlichem Wege oder mit Gewalt. Das Religionsgespräch zu Regensburg war von Seiten des Kaisers Karl der letzte Versuch, die Protestanten mit der alten Kirche auszugleichen, sie unter Anerkennung etlicher unschuldiger Forderungen wieder zu versöhnen mit den Altgläubigen. Daß er das ernstlich wünschte, darf man gern glauben; aber er verrechnete sich dabei, und zwar darum, weil er die tiefen Gewissensgründe der Protestanten für ihren Widerstand gegen Rom nicht verstand.

Die Protestanten ihrerseits hatten keinen Grund, die Unionsverhandlungen abzuschlagen. Sie hatten sich bisher keineswegs von der katholischen, d. h. allgemeinen Kirche getrennt. Sie hatten nicht etwa, wie sich das manche vorstellen, neben der alten, katholischen Kirche eine neue Lutherische Kirche gegründet. Sie hofften und verlangten noch immer durchzudringen mit ihren bisherigen Forderungen, wenn auch nicht in Rom beim Papste selber, so doch bei den Anhängern des Papstes, wenigstens in Deutschland. War doch schon ein Reichsstand nach dem andern aus dem päpstlichen Lager ins evanglische übergegangen. Sie waren in der Kirche, in der heiligen christlichen katholischen Kirche; denn sie hatten Gottes Wort und die heiligen Sakramente. Der Papst zu Rom hatte mit dieser christlichen Kirche nichts zu schaffen, war vielmehr deren größter Feind, der Antichrist. Aber warum sollte nicht Gottes Wort die Kraft haben, denen, die noch dem Antichrist folgten, die Augen zu öffnen? Warum sollte nicht auch dort zu Regensburg die Macht der Wahrheit triumphieren über alle Ränke des Bösewichts? Warum sollten nicht auch die ehrlichen Gegner gewonnen werden zu dem wahrhaftigen Volke Gottes und eine edle Konkordie alle Stände des Reiches verbinden zu Fried und Einigkeit?

In diesem Sinne allein konnten die Protestanten teilnehmen an dem Religionsgespräch: sie waren entschlossen, auch dabei wieder Zeugnis

abzulegen von der göttlichen Wahrheit, und hatten trotz aller entgegengesetzten Erfahrungen, doch noch eine leise Hoffnung, daß auch der Widerpart vielleicht zu gewinnen wäre für die um der göttlichen Wahrheit willen notwendige Reformation, und daß auf diese Weise Friede und Eintracht dem Vaterlande könne erhalten werden. In diesem Sinne folgten sie der nochmaligen Einladung des Kaisers gen Regensburg. —

Schon am 23. Februar 1541 traf Kaiser Karl in Regensburg ein. Am 5. April eröffnete er den Reichstag. Am 27. begannen die Unterredungen der beiderseitigen Theologen, welche unter dem Namen des „Regensburger Religionsgespräches" berühmt sind.

Wieder waren Melanchthon und Kruziger die theologischen Abgesandten des Kurfürsten von Sachsen. Melanchthon hätte die verantwortungsvolle Aufgabe gern abgelehnt; Luther bat für ihn in diesem Sinne und auch für Kruziger, aber vergebens. Luther hatte gar kein Vertrauen mehr zu der erstrebten Einigung. Aber er that doch auch nichts, um sie zu hindern, obwohl er manche alte und neue Ursache gehabt hätte, gegen den andern Teil loszufahren; er schreibt darüber dem Kurfürsten am 31. März:

„Ich hätte wohl gern angeregt, was Ursachen auf jener Seite gegeben wurden zu Unwillen; aber damit ich's nicht ärger machte, hielt ich inne, als ein Theologus, der zum Frieden raten soll und lehren, auch alle Anstöße und Verdruß zu vergeben."

Durch den Kurfürsten von Brandenburg war Luthern eine Denkschrift vorgelegt worden, welche katholischerseits als Grundlage für die Verständigung vorbereitet war. Katholischerseits, sage ich, d. h. natürlich nicht von Seiten des Papstes, aber von Seiten einer Partei, welche der Reformation freundlicher gegenüberstand und herzlich gern vermitteln wollte. Wir wissen ja, daß unter denen, welche noch treu zu Rom hielten, viele dennoch mit Ernst eine Reformation begehrten; diese Partei war jetzt innerhalb der katholischen Kirche mächtiger als je, wie wir das im nächsten Kapitel genauer kennen lernen werden. Verfasser jener Denkschrift war der Kölnische Theologe Gropper, erzbischöflicher Rat. Granvella wußte darum, und auch ein Evangelischer, der Konkordienstifter Butzer von Straßburg, war dabei beteiligt. Vertraulich überschickte Kurfürst Joachim die Schrift an Luther.

Das klang nun ganz anders, als das, was Luther sonst von altkirchlicher Seite hatte zu hören bekommen. Da war wirklich christliche Lehre drin enthalten, wenn auch vielfach in einer Form, die Luthern

nicht klar und deutlich genug dünkte. Da waren allerhand arge Anstöße des römischen Kirchenwesens teils fallen gelassen, teils gemildert. Und so schrieb Luther darüber dem Kurfürsten Joachim:

„Ich habe die Schrift mit Fleiß überlesen, und auf Ew. Fürstlichen Gnaden Begehren sage ich dies mein Bedenken (meine Ansicht) dazu, daß es diese Leute, wer sie auch sind, sehr gut meinen. Aber es sind unmögliche Vorschläge, die der Papst, Kardinäle, Bischöfe, Domherrn nimmer nicht können annehmen; denn wer will sie zwingen? Der Papst will ungezwungen und über alles sein, es heiße neue oder alte Kanones.

„Fürwahr, gnädigster Herr, es ist vergebens, daß man solche Mittel und Vergleichung vornimmt. Man kann vor dem Papst und seinem Anhang nirgend fort. Man muß Gott lassen machen mit ihnen, wie er angefangen hat; denn es ist aller einträchtige Meinung, sie wollen gar nichts nachlassen, sondern bleiben und erhalten, wie sie sind, und was sie haben."

Als Luther dann hörte, daß eben diese Denkschrift auf Befehl des Kaisers dem Religionsgespräch in Regensburg sollte zu Grunde gelegt werden, ergriff ihn ein heftiger Argwohn, es möchten die so gut christlichen und evangelischen Formeln und Erklärungen darin nichts weiter sein als eine Falle, die Protestanten damit zu fangen. Und immer bereit, von Wittenberg her den fernen Freunden beizuspringen, wie einst in den Tagen von Augsburg, schrieb er auch jetzt, am 6. Mai, dem Melanchthon dringende Warnung:

„Auch hat euch der Kaiser, wie ich höre, jenes Buch vorgelegt, das mir der Markgraf (von Brandenburg) einst vertraulicherweise zuschickte, worin alle die alten Lehren der Papisten ihres falschen Sinnes entkleidet und mit einem neuen, erträglichen Sinn geschmückt werden. Wenn das geschehen ist, so liegt's am Tage, daß ihr ganzes Vornehmen darauf gerichtet ist, alle ihre Götzenbilder neu aufzufärben und zu erhalten. Sie sagen: man könne jene päpstlichen Lehren in gutem Sinne verstehen; wohl, sie mögen vortrefflich sein, so bleiben sie dennoch zweideutig und zweifelhaft. Die heilige Schrift aber und die göttlichen Gebote sind unzweideutig von Natur. Der Herr wird mit euch sein, daß ihr den wütenden Teufel unter eure Füße tretet. Doch hütet euch: wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um! Nun, was will ein Esel einen Meister lehren, ich wollte, ihr kämt ehestens gesund und wohlbehalten heim."

Es gab Mißtrauen genug von beiden Seiten. Aber der Kaiser wünschte ernstlich einen Ausgleich. Darum berief er auch zu Teilnehmern an dem Gespräch die friedfertigsten Männer: von evangelischen Theologen Melanchthon, Butzer und den Hessen Pistorius, von katholischen außer Eck, den er nicht gut bei Seite schieben konnte, den edlen Julius Pflug und den Verfasser jener vermittelnden Denkschrift, Johann Gropper. Und glücklicher konnte es sich doch nicht fügen, als daß auch der Vertreter des Papstes diesmal ein reformfreundlicher, in manchen Stücken evangelisch gesinnter Mann war, Kardinal Kaspar Kontarini.

Und in der Thal, das Unerhörte geschah: die katholischen und protestantischen Theologen einigten sich, unter Zustimmung des päpstlichen Legaten, über den Hauptpunkt ihres Zwiespalts, nämlich über die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Wenigstens in den Augen der Evangelischen war dies das Hauptstück ihrer Lehre, von dem sie nicht wanken und weichen konnten und woraus ihre ganze übrige Meinung sich von selbst ergab. Wenn man also in dieser Lehre wirklich eins geworden war, so mußte man sich wohl über alles andere verständigen können.

Der 3. Mai 1541 ist der denkwürdige Tag, an welchem die Konkordie zwischen Rom und Wittenberg so weit gedieh.

Es ist unmöglich, in die Verhandlungen näher einzuführen, welche dieser Verständigung vorangingen und folgten. Dazu sind sie zu verwickelt und zu gelehrt. Und manchem geneigten Leser wird die Zumutung schon zu groß sein, wenn er nur die Eintrachtsformel selbst lesen soll, in welcher man sich glücklich zusammenfand, und die wir dennoch der Merkwürdigkeit wegen hierhersetzen:

„Es ist eine gewisse und heilsame Lehre," so lautet das gemeinsame Bekenntnis, „daß der Sünder durch den Glauben, der lebendig und kräftig ist, gerechtfertigt wird. Denn durch denselben sind wir Gott wohlgefällig und angenehm, um Christi willen. Wir heißen aber lebendigen Glauben das Werk des heiligen Geistes, wodurch diejenigen, so ihr altes Leben wirklich bereuen, aufgerichtet werden zu Gott und die in Christo verheißene Barmherzigkeit wirklich ergreifen, so daß sie wirklich spüren, daß sie Vergebung der Sünden und Versöhnung mit Gott durch das Verdienst Christi aus lauter Gnade und Güte schon empfangen haben, und rufen zu Gott: Abba, lieber Vater. Das aber erfährt niemand, ohne daß zugleich ihm die Liebe eingeflößt würde, die den Willen gesund macht, so daß nun der gesund wordene

Wille anhebt das Gesetz zu erfüllen. Lebendiger Glaube also ist derjenige, welcher die Gnade Gottes in Christo ergreift und glaubt, daß die Gerechtigkeit, die in Christo ist, ihm umsonst zugerechnet werde, und welcher zugleich die Verheißung des heiligen Geistes und die Liebe empfängt. . . .

„Hierbei soll jeglicher Christ wissen, daß uns diese Gnade und Wiedergeburt nicht dazu gegeben sei, daß wir in dem Grade der Erneuerung, den wir fürs erste erlangt haben, müssig stehen bleiben, sondern daß wir in allen Dingen an Christum wachsen, der das Haupt ist. Darum muß man das Volk lehren, daß es sich Mühe gebe um dies Wachsen, welches geschieht durch gute Werke, innere und äußere, die Gott befohlen hat. . . .

„Die aber sagen: ‚wir werden gerechtfertigt allein durch den Glauben‘, die müssen zugleich mit predigen die Lehre von der Buße, von der Furcht Gottes, von dem Gericht Gottes, von den guten Werken, so daß die ganze Summa der Predigt vorhanden sei, wie Christus sagt: ‚Prediget Buße und Vergebung der Sünden in meinem Namen (Luk. 24, 47).‘ Das soll man darum thun, daß diese Redeweise (‚allein durch den Glauben‘) nicht anders verstanden wird, als hier vermeldet und erklärt ist.“

War diese Eintrachtsformel mehr ein Sieg der Evangelischen oder der Katholischen? Ohne Zweifel der Evangelischen. Denn es ist evangelische Lehre, daß der Sünder Gott wohlgefällig und angenehm wird allein durch den Glauben; aber daß dieser Glaube sich als bald lebendig und kräftig erweisen muß in Buße und Liebe, mit anderen Worten: daß aus der Rechtfertigung vor Gott von selber die Heiligung folgen muß, ist ebenso gut evangelisch und Lutherisch.

Auch der Gang der Verhandlungen lehrt, daß die katholischen Theologen in diesem Hauptstücke den evangelischen ein Zugeständnis gemacht haben. Am meisten aber bestätigt das eine Schrift, welche der päpstliche Legat Kontarini in eben jenen Tagen zu Regensburg verfaßte, worin er von der Rechtfertigung aus dem Glauben handelt in gut evangelischem Sinne.

Wenn freilich auch Eck nach einigem Widerstreben jenen Sätzen zustimmte, so merken wir, daß auch ein hartnäckiger Papist seine Lehre in sie hineinlegen konnte; denn dem Eck fiel es doch gar nicht ein, sich von seinen alten Irrtümern zu bekehren.

Und so wird es begreiflich, daß Kurfürst Johann Friedrich und

Luther gar keine Freude daran hatten, als sie dieses erste schöne Ergebnis der Unionsverhandlungen erfuhren.

Ganz unzufrieden war der Kurfürst. Er hielt sich gerade in seiner Stadt Schneeberg auf, wieder möglichst nahe dem Schauplatz der Begebenheiten. Als er nun die Nachricht über die ersten Erfolge des Einigungswerks empfing und jene Sätze von der Rechtfertigung las, vermißte er schmerzlich die ihm so lieben Worte sola fide (allein durch den Glauben) und fand zu seiner Entrüstung deutlich heraus, daß damit die Evangelischen ihrem alten Bekenntnis untreu geworden wären. Auch ärgerte ihn, „daß man sich so vieler umschweifigen Worte unnötiglich gebrauchet," blos um jene klare, kurze, einzig richtige Formel zu umgehen. Ueber das alles schüttete er Luthern in einem ausführlichen Briefe sein Herz aus und schickte denselben durch einen reitenden Boten gen Wittenberg.

Luther antwortete am 10. oder 11. Mai, wie folgt:

„Wir haben Ew. Kurf. Gnaden zugeschickte Schrift empfangen und alles mit Fleiß gelesen. Und erstlich haben Ew. Kurf. Gnaden recht geurteilt, daß die Formel (Luther schreibt immer: Notel) der Vergleichung ein weitläufig und geflickt Ding ist. Denn wir auch aus Magister Philippus Briefe, den wir hiermit überschicken, wohl vermerken, wie es sei zugegangen. Nämlich Magister Philippus hat zuerst eine rechte Formel gestellt, wie wir ‚allein durch den Glauben, ohne Werke, gerecht werden (Röm. 3, 28).' Diese haben jene nicht leiden können und eine andere gestellet: ‚der Glaube ist thätig durch die Liebe (Gal. 5, 6)'; diese hat Magister Philippus verworfen. Zuletzt haben sie beide Formeln zusammengereimet und geleimet: daraus ist diese weitläufige, geflickte Formel kommen, darin sie Recht und wir auch Recht haben.

„Wird nun Doktor Eck bekennen — als er nicht thun wird — daß sie (die Römischen) zuvor nicht so gelehret haben, so möchte solche Vergleichung (Verständigung) obenhin eine Zeit lang stehen. Wird er aber rühmen — als er gewißlich thun wird — und auf den Spruch stehen Gal. 5, 6: ‚Glaube ist thätig', und daß sie allewege also gelehret haben, so ist's eine Vergleichung, wie Christus spricht (Matth. 9, 16): ‚ein neu Tuch auf den alten Rock gelappt, da der Riß ärger wird'.

„Denn mit solchen falschen, ungleichen Leuten, weil sie nicht ablassen, kann keine andere Vergleichung werden; sie werden doch immer

wieder schreien, daß sie Recht behalten haben. Dagegen sagen die Unsern, daß sie sich gegen ihnen wohl verwahret haben mit dem neuen Lappen und der Erklärung, so in der Formel ist, sonderlich damit, daß sie bedinget, sie wollen nichts von der Konfession begeben haben. (Diesen Vorbehalt hatten Melanchthon und Genossen in der That gemacht, daß sie mit der neuen Formel nicht von der Augsburgischen Konfession wollten gewichen haben.)

„Also sind wir weiter uneins denn zuvor, und ihre falsche, schalkhaftige List wird heraus an den Tag kommen, die sie in der Formel meisterlich verborgen haben, wie sie meinen. Und das wird bald geschehen, wenn sie zu den andern Artikeln kommen, die aus diesem Hauptartikel fließen und sich drin gründen. Wie es denn die Unsern riechen und schier selbst bereits bekennen, da sie bedingen: Wo in andern Artikeln keine Vergleichung geschiehet, so soll diese Formel auch nicht sein (das war der zweite Vorbehalt, den Melanchthon und Genossen gemacht hatten); denn sie merken den Falsch drinnen. Also werden wir doch wiederum müssen zu unserer ersten und rechten Formel kommen, welche ist diese: ‚Sie werden gerecht ohne Verdienst (Röm. 3, 24),‘ und ebendaselbst: ‚Wir halten, daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben, ohne Werke des Gesetzes (V. 28)‘. Das ist unsere Formel, dabei bleiben wir, die ist kurz und klar. Dawider mag stürmen Teufel, Eck, Mainz und Heinz, und wer's nicht lassen will; wir wollen zusehen, was sie gewinnen.

„Der Spruch Galat. 5, 6 redet nicht vom Gerechtwerden, sondern vom Leben des Gerechten. Wenn man fragt, wodurch man vor Gott gerecht wird? ist es gar viel eine andere Frage, denn so man fragt, was der Gerechte thut oder läßt? Werden und Thun ist zweierlei; Baum werden und Frucht tragen ist zweierlei.

„Nun ist in diesem Artikel (von der Rechtfertigung) nicht die Frage vom Thun oder Leben, sondern vom Werden, wie die Worte Sankt Pauli dastehen: ‚gerecht werden durch den Glauben. Kein Zweifel, daß der, so gerecht worden ist, ohne Werke nicht bleibet, wie der Baum nicht ohne Früchte. Aber der Papisten Schalkheit — die sich in den folgenden Artikeln finden wird (d. i. die bei den Verhandlungen über die folgenden Artikel sich herausstellen wird) — ist diese: daß man gerecht werde oder sei nicht allein durch den Glauben, sondern auch durch die Werke, oder durch die Liebe und Gnade (des Gläubigen), so sie inhaerentem heißen (d. i. dem Glauben anhaftend), welches alles gleich

viel ist. Das ist alles falsch. Denn vor Gott gilt nichts, denn blos und allein sein lieber Sohn Jesus Christus; der ist ganz rein und heilig vor ihm. Wo der ist, da siehet er hin und hat sein Wohlgefallen an ihm (Luk. 3, 22). Nun wird der Sohn nicht durch Werke, sondern allein durch den Glauben, ohn' alle Werke, ergriffen und im Herzen gefasset. Da spricht dann Gott: das Herr ist heilig um meines Sohnes willen, der drinnen wohnet durch den Glauben."

So bleibt Luther, zwar ruhiger, als der Kurfürst, aber doch ebenso entschieden, wie er, auf der alten Formel bestehen: Allein durch den Glauben! Daß Kontarini, Gropper und Pflug mit ihrer Lehre wirklich nicht so ferne davon waren, wußte und vermutete er nicht. Und schließlich hat er darin Recht behalten: was die bis dahin erzielte Einigung wert war, mußte sich bei den weiteren Verhandlungen zeigen. —

Als man zu Regensburg auf die Artikel von der Kirche, vom Abendmahl und von der Messe zu reden kam, ging die Eintracht schnell wieder in die Brüche. Wieder stritt man um die Frage, die einst bei der Leipziger Disputation so entscheidend geworden war (Band 1 Seite 472): ob auch ein Konzil irren könne. Wie der Mensch vor Gott gerecht werde, darin hatten die Römischen wohl nachgegeben; aber von dem Ansehn ihrer Kirche mit Papst und Priestern und Konzilien etwas herzugeben und die Freiheit der Gewissen, das allgemeine Priestertum der Gläubigen zuzugeben, waren sie nicht willens. Gropper und Pflug ließen da so wenig wie Eck an die Hoheit der römisch-katholischen Kirche rühren, geschweige denn, daß Kontarini, der Gesandte des Papstes, da hätte seinem Herrn zu Nachteil gestimmt.

Melanchthon bewies sich bei diesen Verhandlungen sehr standhaft, so daß Luther seine ganze Freude daran hatte. Kurfürst Johann Friedrich aber war über nichts mehr erfreut, als daß durch die spätere Meinungsverschiedenheit auch die Einigung über die ersten vier Artikel (der Artikel von der Rechtfertigung war, wie bei der Augsburgischen Konfession, der vierte) zu nichte geworden sei: so lange er lebe, schrieb er nach Regensburg, wolle er von „Vergleichung in der Religion" nichts mehr hören.

Wirklich ging das Gespräch der Theologen ohne weiteres Ergebnis zu Ende. —

Der Kaiser aber, dem daran lag, dennoch eine gewisse Konkordie

zu Stande zu bringen, gedachte wenigstens die vier Artikel, worin man eins geworden war, zu publizieren und für die übrigen streitigen Punkte gegenseitige Duldung zu gebieten bis zu einem Konzil. Er fragte in Rom an, ob auch der Papst darein willigen werde?

Und eine gleiche Anfrage ging an Luther. Eine ordentliche Gesandtschaft wurde an ihn von Regensburg aus abgeordnet: Fürst Johann von Anhalt, Matthias von der Schulenburg und Alexander Alesius. Zwar nicht im Namen des Kaisers gingen sie, sondern im Namen des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, dessen Unterthanen Schulenburg und Alesius waren, sowie des Markgrafen Georg von Brandenburg. Aber doch gingen sie mit Wissen und Willen des Kaisers. Unterwegs schloß sich ihnen noch Fürst Georg von Anhalt an.

In der Nacht vom 10. zum 11. Juni trafen sie in Wittenberg ein. Sie sollten Luthern bewegen, auf Grund der beiderseits gemachten Zugeständnisse in eine Einigung zu willigen, die noch streitigen Artikel aber einstweilen zurückzustellen.

Es waren treffliche Männer, die ihn baten, und ihre Sendung für Luther gar ehrenvoll. Der Reichstag zu Regensburg hat ganz vergessen, so scheint es, daß einst der Reichstag zu Worms diesen Ketzer geächtet hatte!

Luther trat ganz der Haltung Melanchthons bei. Duldung wollte er ja gewähren, wo es auf die Schwachen Rücksicht zu nehmen galt, aber nichts sollte ihm den Mund verbieten, frei und offen in allen Dingen die Wahrheit zu sagen. In diesem Sinne schrieb er seine Meinung für die Gesandten nieder.

Inzwischen eilte voll Besorgnis Kurfürst Johann Friedrich herbei. Daß man nicht an ihn, sondern an Luther die Gesandtschaft geschickt, war auffallend genug. Jetzt warf auch er sein Wort noch in die Wagschale. Auf sein Verlangen hin gab Luther seinen Erklärungen eine noch schärfere Fassung. Was er zugestand, das konnte dem Kaiser und den Römischen nicht genügen: unverrichteter Sache kehrten die Abgesandten wieder nach Regensburg zurück.

Aber auch der Papst kam den Bemühungen des Kaisers um einen Ausgleich nicht zu Hilfe. Und die römisch gesinnten Reichsstände erwiesen sich diesmal hartnäckiger, als die protestantischen.

Am 12. Juli nämlich schlug Kaiser Karl dem Reichstage Folgendes vor. Man wolle auf den verglichenen Artikeln als einem gemeinsamen Bekenntnis beharren und die unverglichenen einstweilen ruhen lassen bis

zu dem bevorstehenden Konzil oder einer anderweiten Entscheidung; mittlerweile sollte der Druck von Schriften, welche die Religion anlangen, sowie der Druck aller Schmähschriften, bei schwerer Strafe verboten sein.

Hierauf erklärten die protestantischen Stände, daß sie jene Unionsartikel in ihrem christlichen Verstande wohl anerkennen und als den guten Anfang einer Konkordie ansehen wollten, daß sie aber in das Verbot von neuen Religionsschriften nimmermehr willigen könnten.

Die katholischen Stände verwarfen des Kaisers Vorschlag ganz und gar. Gerade die wichtigsten Artikel des christlichen Glaubens seien von den Protestanten verworfen und man habe ihnen bei dem Gespräch schon zu viel nachgegeben.

Der Papst wollte ebenso wenig von Duldung und Konkordie wissen. Eine teilweise Anerkennung des einigen und unteilbaren Glaubens der Kirche habe gar keinen Sinn noch Wert; wer Christ sein wolle, müsse sich ganz unterwerfen. So riet denn auch Kontarini dem Kaiser, die Verhandlungen mit den Protestanten ganz abzubrechen und die Entscheidung mit den schwebenden, kirchlichen Fragen dem Papste anheimzustellen.

Und so blieb der ernste Einigungsversuch auf dem Regensburger Reichstage, der anfangs einen so vielverheißenden Anlauf nahm, schließlich ohne jeden Erfolg. —

Im Reichstagsabschiede wurde der Nürnberger Friede erneuert. Die Prozesse des Reichskammergerichts gegen die Protestanten sollten bis auf Weiteres unentschieden bleiben, dafür aber auch von diesen keine geistlichen Güter und Einkünfte beschlagnahmt werden. Es war wieder einmal ein Waffenstillstand, abgeschlossen bis zum Konzil, aber kein Friede.

Die hiermit unzufriedenen Protestanten beruhigte der Kaiser durch eine besondere „Deklaration“, worin er sie vor dem Reichskammergericht ausdrücklich sicherstellte und jedermann die Freiheit zugestand, „sich zur Religion der Evangelischen zu begeben“. Mit etlichen schloß er noch außerdem Sonderverträge. So mit Kurfürst Joachim von Brandenburg, der ihm bald wieder als Heerführer gegen die Türken diente, und mit Landgraf Philipp von Hessen, dessen Trotz durch seine unglückliche Doppelehe gebrochen war.

Der Kaiser war jetzt den Protestanten so wenig geneigt, wie je. Erneuerte er doch eben in diesen Tagen den Nürnberger Bund, der

eigens zur Unterdrückung der Reformation gestiftet war (Seite 446). Aber er brauchte die Protestanten, darum durfte er sie nicht nach seiner wahren Gesinnung behandeln.

Und sie ließen sich brauchen. Gegen die Türken, wie gegen die Franzosen leisteten sie dem Kaiser ihre Dienste

Im Jahre 1542 erklärte Franz I. wieder den Krieg. Er verband sich ganz offen mit dem Sultan.

Gegen den Sultan hatte der Kaiser kein Glück. Ungarn wurde türkisch. Aber den König von Frankreich nötigte er nach mancherlei Wechselfällen durch einen Zug gegen Paris zum Frieden von Crespy (24. September 1544).

Dadurch bekam er wieder die Hände frei gegen die Protestanten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die römische Reformation und das Konzil.

Wenn zu Regensburg eine solche Annäherung zwischen Rom und Wittenberg möglich war, so muß doch auch auf Seiten Roms damals eine merkwürdige Veränderung vorgegangen sein. Der päpstliche Gesandte, Kontarini, konnte ja freilich den Protestanten nicht alles zugestehen, was sie forderten; aber in vier Glaubensartikeln, vor allem in der Lehre von der Rechtfertigung, stand er doch auf ihrer Seite! Und daß er später im Laufe der Verhandlungen sich weniger nachgiebig zeigte, geschah mit infolge des Druckes, der von anderen Papisten, römischen und deutschen, auf ihn ausgeübt wurde. Es bleibt doch auffallend, daß Papst Paul III. einen solchen Mann zu seinem Vertreter machte!

In der That gingen damals in Rom und überhaupt in Italien große Veränderungen vor. Ja das Papsttum selber mußte sich noch zu einer Art Reformation entschließen, wenn sie auch ganz anders ausfiel, als die evangelische Reformation in Deutschland.

Daß es in Italien Christen gab, die Luthers Schriften lasen und sogar in schwerer Bedrängnis sich an ihn wandten, ist schon gelegentlich erzählt worden. Zu diesen gehörte Kontarini nicht. Er und seine Gesinnungsgenossen waren durch selbständiges Forschen und Nachdenken zu Ueberzeugungen gekommen, welche gut evangelisch waren.

Vor allen Dingen erkannten auch diese Evangelischen in Italien die Nichtigkeit der kirchlichen Lehre von der Verdienstlichkeit guter Werke vor Gott und die alleinige Wahrheit der Lehre von der Gerechtigkeit

aus dem Glauben. Was einst unter heißen Seelenkämpfen Luthern im Erfurter Kloster aufgegangen war, offenbarte Gott auch diesen frommen Leuten im fernen Süden. „Das Evangelium," schreibt einer aus diesem Kreise, „ist nichts anderes, als die glückliche Neuigkeit, daß der eingeborene Sohn Gottes, mit unserm Fleisch bekleidet, der Gerechtigkeit des ewigen Vaters für uns genuggethan hat. Wer dies glaubt, geht in das Reich Gottes ein; er genießt die allgemeine Vergebung; er wird aus einer fleischlichen Kreatur eine geistliche, aus einem Kinde des Zornes ein Kind der Gnade; er lebt in einem süßen Frieden des Gewissens."

Besonders in Venedig, Kontarinis Vaterstadt, und in der Umgegend sammelten sich seit den zwanziger Jahren die evangelisch Gesinnten. Ein ähnlicher edler Kreis hatte in Neapel seinen Mittelpunkt. Ein Spanier, Johann Valdez, Sekretär des Vizekönigs, und eine Dichterin aus hochadligem römischen Geschlecht, Viktoria Kolonna, waren die hellen Sterne, um die sich hier das geistige Leben bewegte. Aus diesem Kreise ging ein Büchlein hervor, welches in Tausenden von Exemplaren durch ganz Italien sich ausbreitete, italienisch geschrieben, auch den Ungelehrten verständlich: „Von der Wohlthat Christi". So ergriff ein evangelischer Zug auch das Volk, insbesondere den Mittelstand, wie die feinsten und vornehmsten Geister sich ihm hingaben.

Ein Umstand aber unterscheidet von vornherein diese Evangelischen in Italien von den deutschen Protestanten: es fiel ihnen nicht ein, gegen Rom zu protestieren. Sie fanden ein heiliges Wohlgefallen an der reinen Lehre von der Gnade Gottes in Christo und an dem Lesen der Bibel, aber deshalb dem Papste den Gehorsam aufzusagen, daran dachten sie nicht. Auch den Evangelischen in Deutschland war der Bruch mit dem Papsttum sauer genug geworden; aber als sie sich durch die Erfahrung davon überzeugt hatten, daß sie nur auf diesem Wege das freie und unverfälschte Evangelium sich retten und erobern konnten, scheuten sie davor nicht zurück. Daß der Papst ein Wälscher war und seine Herrschaft eine Fremdherrschaft, worunter deutsches Wesen lange genug gelitten hatte, erleichterte ihnen die Entscheidung.

Umgekehrt stand es für die Evangelischen in Italien. Das Papsttum war für sie eine vaterländische Einrichtung. Der Glanz, welcher das Haupt der Nachfolger Petri umgab, kam auch der Stadt Rom und dem ganzen italienischen Volke zu gute. Und sie meinten, das Evangelium liebhaben zu können und auch zugleich den Papst. Noch immer

nannten auch sie ihn öffentlich „den Wächter und Fürsten aller Heiligkeit, den Statthalter Gottes auf Erden". Sie sollten blutig darüber belehrt werden, daß es unmöglich war, im Gehorsam des Papstes evangelisch zu glauben und zu leben.

So hielten auch die Evangelischen in Italien die Einheit der Kirche über alles hoch. Auf diesem Artikel bestand Kontarini zu Regensburg mit allem Nachdruck. Die Deutschen dagegen wollten wohl auch gerne die Einheit der Kirche wahren; aber die göttliche Wahrheit dafür zum Opfer zu bringen, waren sie nicht gewillt.

Eine Weile schien es, als wolle das Papsttum das Vertrauen, welches die evangelisch Gesinnten ihm bewahrten, glänzend rechtfertigen. Im Jahre 1535 ernannte Papst Paul III. den Kontarini zum Kardinal. Das war eine andere Kardinalsernennung, als die erste, die er im Jahre zuvor vollzog (Seite 397)! Und mit Kontarini zugleich oder doch bald darnach rief Paul III. noch eine ganze Reihe der besten, ernstesten Männer in das Kardinalskollegium. Das sah wirklich aus, als sollte bei der römischen Kurie manches anders werden!

Zwar, die andern neuen Kardinäle waren nicht gerade von Kontarinis evangelischer Richtung. Aber eine Reformation wollten auch sie. Das Heidentum, das sich in der ganzen katholischen Kirche, besonders aber in Italien und am römischen Hofe bis dahin so breit machte (vgl. Band 1 Seite 73 ff.), war ihnen ein Dorn im Auge. Und das rechte Heilmittel für alle Schäden in Welt und Kirche konnte ihrer Ueberzeugung nach einzig die Umkehr zu strenger Sitte und Kirchlichkeit sein: die mußten die Priester, die Mönche, das Volk wieder lernen.

Der Hauptvertreter dieser strengen Richtung war Kardinal Karaffa, von Geburt ein Sohn Neapels.

Noch zu den Zeiten Leo X., als weder Papst noch Kardinäle sich irgend Mühe gaben, kirchlich und fromm auch nur zu scheinen — schon damals hatte Karaffa sich mit einigen anderen vornehmen und hochbegabten Männern zu einem frommen Verein zusammengethan. Sie nannten ihn „Oratorium (d. i. Betverein) der göttlichen Liebe". Es war ein Schauspiel, welches das verweltlichte Rom lange nicht erlebt hatte, wie diese Männer sich eifrig zur Kirche hielten und alle geistlichen Uebungen, welche die katholische Frömmigkeit ausmachen, mit strenger Pünktlichkeit verrichteten.

Unter Hadrian VI. wäre Karaffa beinahe zu großem Einfluß gekommen; denn er und seine Freunde hatten allein unter den Römern

ein Verständnis für diesen Papst. Aber dessen schneller Tod verbot die gemeinsame Arbeit. (Vgl. Band 2 Seite 654 ff. 660.)

Inzwischen gründete Karaffa den Theatinerorden. So hieß der Orden nach ihm, (obwohl er ihn nicht allein gestiftet hat,) weil er Bischof von Chieti oder Theano (Theatinus) war. Genau genommen freilich darf man's keinen Orden nennen: nicht als Mönche sollten die Mitglieder leben, in Klöstern, abgezogen von der Welt; sie sollten vielmehr Priester sein, predigen, die Sakramente verwalten, Kranke und Sterbende besuchen. Aber als Weltpriester legten sie doch zugleich die Mönchsgelübde ab: Armut, Keuschheit und Gehorsam, und lebten also nach Einer Regel. Daher nannten sie sich die Kongregation der regulierten Kleriker.

Eine eifrige, sittenstrenge Schar! Da hatte Rom doch wieder einmal Priester, die Seelsorge trieben und Predigten hielten. Und zugleich eine vornehme Schar! Fast lauter Adelige. So wurde dieser Theatinerorden eine Pflanzschule von Bischöfen.

Eine Art Reformation kann man diese ganze Richtung Karaffas und seiner Genossen auch nennen. Nur die eigentlichen evangelischen Erkenntnisse blieben diesen Männern ganz fremd: daß ein Mensch Frieden nur haben kann in der durch Christum gewissen Gnade Gottes; daß ein jeglicher, der daran glaubt, ein Priester ist vor Gott und ein freier Herr aller Dinge u. s. w. Im Gegenteil: den besonderen Vorzug des priesterlichen Standes wollten sie durch Beispiel und Lehre wieder recht zur Geltung bringen und das Volk, die Laien, aufs neue erziehen zu dem Einen, was ihnen frommen könne, zum Gehorsam.

Solche Männer wurden also neben Kontarini von Paul III. ins Kardinalskollegium berufen (1535 und 36). Es mußte sich zeigen, ob die beiden Richtungen lange würden zusammen arbeiten können.

Zunächst war da kein Zwiespalt. Kontarini selbst soll dem Papste den Karaffa und die anderen vorgeschlagen haben. Sie waren alle einig in ihrer Anhänglichkeit an das Papsttum und die römisch-katholische Kirche, sowie auch in Sittenreinheit und Strenge.

Paul III. selbst zählte bekanntlich nicht zu den Tugendhelden (Seite 396). Um so ehrenwerter, daß er sich mit solchen Männern umgab. Aber noch mehr: er beauftragte dieselben auch noch, angesichts des beabsichtigten Konzils einen Ratschlag wegen Verbesserung der Kirche zu entwerfen.

Und was bekam er da von ihnen zu hören! Freimütig erklärten

sie: so viele Mißbräuche und Seuchen, woran die Kirche leide, hätten die Päpste selbst verschuldet. Sie hätten zu sehr nur das Ihre gesucht, statt vielmehr ihr Amt nach den heiligen Gesetzen und Rechten der Kirche zu führen. So empfehlen sie also vor allen Dingen dem Papste selbst strenge Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seiner Amtsgewalt. Aber auch ihren eigenen Stand schonen sie nicht: das schamlose Treiben der Kardinäle wird ebenso gerügt und von ihnen gefordert, in der Beobachtung kirchlicher Vorschriften den niederen Priestern mit gutem Beispiel voranzugehen. Im Ganzen werden an dreißig Mißbräuche ausdrücklich namhaft gemacht, welche abzustellen sind.

Im Jahre 1537 überreichte der betreffende Ausschuß diese Denkschrift dem Papste. Für die Oeffentlichkeit war sie nicht bestimmt. Gleichwohl kam sie aus. Auch Luthern fiel sie in die Hände. Er konnte nicht glauben, daß es den Kardinälen und dem Papste mit solchen Vorschlägen Ernst wäre. Zu traurige Erfahrungen hatte er mit der Unbußfertigkeit des römischen Stuhles gemacht. Nun gab er selber anfang 1538 die Denkschrift, verdeutscht und mit seinen Anmerkungen verbrämt, heraus.

„Ei, welch ein Ernst ist es hier dem heiligen Stuhl! Ist jammerschade, daß man solchen Schälken und Lügnern nichts mehr glauben kann!“

„Feuer her! Diese Kardinäle sind Ketzer worden, die solchen alten Artikel des Glaubens verdammen, darauf doch das Papsttum stehet. Ach, daß euch Buben u. s. w.!“

In diesem Tone spottet Luther über die römische Reformation. Es war freilich genug drin, was er für herzlich unevangelisch und unchristlich erkennen mußte; z. B. wenn vom Priestertum (vom Priesterstande) gesagt war, daß es „Christum aufs eigentlichste abmalet, bezeichnet, bedeutet und ähnlich ist“, vermißt er die Anerkennung des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen und schreibt an den Rand:

„Hier laß dich lehren, o Mensch, daß der Charakter (die Weihe) die Priester Christo gleich oder ähnlich macht; andere Christen sind vielleicht dem Teufel ähnlich, weil sie den priesterlichen Charakter (die Weihe) nicht haben!“

Jedenfalls that Luther darin jenen Kardinälen Unrecht, wenn er glaubte, sie meinten es nicht ehrlich. Eine andere Frage war aber die, ob bei dieser römischen Reformation etwas herauskommen würde. Und da hat Luther Recht behalten. Zwar verändert hat sich in den nächsten

Jahrzehnten viel, auch bei der päpstlichen Kurie; aber vor dem Evangelium hat sie sich nicht gebeugt. Rom bleibt Rom.

Zunächst hatte die Gesamtheit der Kardinäle wenig Lust, sich gemäß dem Ratschlage jenes Ausschusses zu reformieren. Der Papst drückte auch nicht durch: er verschob infolge dieses Widerstandes die geforderte Besserung auf gelegene Zeit.

Doch blieb Kontarini, der unermüdlich mit neuen Buß- und Besserungsvorschlägen hervortrat, immer noch bei ihm in Gunst. Ihn schickte er sogar, wie wir gesehen haben, im Jahre 1541 als seinen Vertreter nach Deutschland zum Regensburger Religionsgespräch. Niemals ist Rom durch einen evangelischer gesinnten Gesandten vertreten gewesen.

Aber diese Sendung Kontarinis nach Deutschland ist auch das Aeußerste gewesen, was jene evangelische Richtung in Italien von Seiten des Papsttums erreicht hat. Während Kontarini in Regensburg mit den Protestanten verhandelte, arbeitete ihm Karaffa in Rom entgegen. Viel verdächtigt und angefochten von den strengen Papisten, kehrte Kontarini aus Deutschland heim. Schon das Jahr darauf, 1542, starb er. Der Tod ersparte ihm herbere Erfahrungen.

Der Mann der Zukunft war jetzt Karaffa.

Als der Papst sah, daß mit den deutschen Protestanten nichts auszurichten war, und auch in Italien ketzerische Lehrmeinungen überhand nahmen, fragte er eines Tages den Kardinal Karaffa, ob er ein Mittel dagegen wisse.

„Ja," antwortete Karaffa, „die Inquisition."

Damit empfahl er gar nichts Neues. Vielmehr war die Einrichtung der Inquisition in der römischen Kirche schon über drei Jahrhunderte alt. Man kann auch sagen: noch viel älter.

Die Inquisition ist, ebenso wie der Ablaß, eine Ausartung der Kirchenzucht in den ersten Christengemeinden. So verschieden die beiden Irrwege sind, in welchen die spätere Kirche da gegangen ist, so hat sie auf beiderlei Weise bewiesen, daß sie es nicht mehr verstand, geistliche Dinge geistlich zu richten. (Vgl. Band 1 Seite 158.) Durch den Ablaß nahm sie der Buße ihren Ernst; durch die Inquisition machte sie Buße überhaupt unmöglich.

Kaiser Theodosius der Große (379—394) war der erste christliche

Herrscher, der gegen die Ketzer, d. i. gegen die Irrgläubigen, die Todesstrafe festsetzte (382).

Noch erhoben sich dagegen die Stimmen angesehener Kirchenlehrer. Aber Papst Leo der Große (440—461) billigte die Hinrichtung von Ketzern ausdrücklich. Die Kirche untersuchte und sprach das Todesurteil aus, dann überließ sie dem „weltlichen Arm" die Vollstreckung; denn, wie man mit offenbarer Heuchelei oder wenigstens mit offenbarem Selbstbetrug sagte: „Die Kirche vergießt kein Blut."

Mit verschiedener Kraft und Gründlichkeit wurde das Ketzergericht in den verschiedenen Zeiten und Ländern ausgeübt, bis Papst Innocenz III. (1198—1216) unter Zustimmung eines von ihm zu Rom abgehaltenen allgemeinen Konzils (1215) durch wohl ersonnene Gesetze die Ausspürung und Bestrafung der Ketzer regelte. So kann man ihn den Vater der Inquisition nennen.

In Südfrankreich zuerst mußten die sogenannten Albigenser die Wut der glaubenseifrigen Verfolger erfahren. Überall flammten die Scheiterhaufen, und bei der abscheulichen Spionenwirtschaft fiel auch manches unschuldige Opfer.

Doch konnten die Päpste es nicht durchsetzen, daß die Inquisition in allen christlichen Ländern förmlich eingeführt wurde. In Deutschland betrieb sie in den Jahren von 1231 bis 33 ein Dominikanermönch, Konrad von Marburg, mit großer Grausamkeit. Aber er trieb es nicht lange: das wütende Volk ermordete ihn. Nur vereinzelt geschah es während der nächsten zweihundert Jahre auch in Deutschland, daß über gewisse Sonderlinge und Sektierer das Blutgericht verhängt wurde. Besonders die armen Hexen waren ein Gegenstand harter Verfolgung.

Seit 1400 nahm die Inquisition in Deutschland überhand. Es gab laut Erlaß Papst Bonifazius IX. (von 1399) allein für Norddeutschland sechs Ketzermeister. Ihr Haupt, der Großinquisitor, hatte seinen Sitz zu Köln. Wie ohnmächtig sie gegenüber Luther und der ganzen protestantischen Bewegung waren, haben wir zur Genüge gesehen. Aber wo sie die Macht hatten, d. h. wo die weltliche Obrigkeit ihren Arm dazu hergab, folterten und verbrannten sie noch immer.

Am schrecklichsten und verderblichsten hat die Inquisition in Spanien gewütet. Nachdem sie anfangs besonders gegen Juden und Mauren (Muhammedaner) angewendet wurde, begann besonders seit 1480 ein grausames Kundschaften und Spüren nach Ketzern. Unerbittlich ging man gegen die Verdächtigen vor, von denen ein großer Teil ganz un-

schuldig war, mit Gefängnis, Gütereinziehung, Landesverweisung, Tortur nud Hinrichtung. Der Generalinquisitor Torquemada, auch ein Dominikaner, (wie denn überhaupt die Inquisiton ein Vorrecht des Dominikanerordens war,) hat von 1493 bis 98 zweitausend unglückliche Menschen verbrennen lassen. Unter seinem zweiten Nachfolger, dem Kardinal Ximenez (1507—1517) starben 2536 Verdächtige; 1308 wurden im Bilde verbrannt, 47 263 erlitten andere Strafen. Die Verbrennung im Bilde vollzog man vornehmlich an solchen, die schon verstorben waren. Also nicht einmal der Toten schonten diese schrecklichen Glaubensrichter!

Auto da fé nannte man die öffentliche Ketzerverbrennung, d. i. That oder Handlung des Glaubens. Wahrlich, es ist kein Zweifel, auf welcher Seite der unchristliche, ketzerische Irrtum war, ob auf Seiten der Verurteilten oder der Richter.

Die spanische Regierung hat natürlich an diesen Gräueln große Schuld. Ihr war die Inquisition ein Mittel, unbequeme Leute unschädlich zu machen und durch den Schrecken um so sicherer zu herrschen. Aber die ganze Einrichtung kam doch von Rom, und Rom sagte Ja und Amen zu diesem Treiben; Bischöfe und Mönche aber waren die Anstifter und Helfershelfer.

Auch unter Karl V. haben die Inquisitoren weiter gewirtschaftet. Ja, sie sind auf seinen Befehl auch noch eingezogen in die Niederlande, wo bis dahin ihre Wirksamkeit im Vergleich mit Spanien eine beschränkte gewesen war. Wir haben ja schon von den Erlassen gehört, womit Kaiser Karl dort in seinem Erblande die strengsten Maßregeln gegen die Ketzer, besonders die Lutheraner, anbefahl; wir haben auch die ersten Märtyrer selbst kennen gelernt (Band 2 Seite 638 ff). Im Ganzen sollen während Karls langer Regierung in den Niederlanden 50 000 Menschen der Inquisition zum Opfer gefallen sein.

Merkwürdigerweise hat die Inquisition im Mittelalter die allergeringste Wirksamkeit gehabt — unter den Augen des Papstes, in Italien. Das Papsttum war gerade in seiner Heimat erst zu schwach, dann zu aufgeklärt dazu. Leute wie Leo X. glaubten ja selber nichts und befaßten sich mit Ketzern nur, wenn sie mußten, d. i. wenn es ihnen an Macht und Geldbeutel ging. Denn nur aus diesem Grunde hatte ja Papst Leo sich dazu ermannt, gegen Luther den Bannfluch zu schleudern. Er hatte freilich unter seinen Sätzen auch den mit verdammet: „Ketzer



Druck u. Verlag v. H. Oeser, Neusalza. L. 90.

Luthers Tod.

zu verbrennen ist wider den Willen des heiligen Geistes" (Band 1 Seite 700). So trat auch er für das alte Blutrecht der Kirche ein. Sonst aber war Italien und insbesondere auch der päpstliche Hof eine wahre Pflegstätte der Freigeisterei.

Und jetzt auf einmal that Papst Paul III. jene verhängnisvolle Frage, und Karaffa gab ihm jene verhängnisvolle Antwort: Nur die Inquisition kann Papsttum und Kirche retten!

Dieser Ratschag fiel auf fruchtbareren Boden als der Reformationsratschlag jenes Ausschusses. Es ist ja freilich für einen Papst leichter, Ketzer zu verbrennen, als sich selbst zu reformieren.

Am 21. Juli 1542 erließ Paul III. eine Bulle, wodurch die Inquisition nach spanischem Muster für die ganze katholische Christenheit wieder ins Leben gerufen wurde. Jedermann, Vornehm und Gering, sollte ihrem Richterstuhle unterworfen sein; die Verdächtigen sollten gefangen gesetzt, die Schuldigen hingerichtet und ihrer Güter beraubt werden: die Reuigen und Bekehrten zu begnadigen, behielt sich der Papst vor.

Karaffa, der mit fünf anderen Kardinälen an die Spitze dieses Gerichtswesens trat, betrieb mit furchtbarem Eifer und der ihm eigenen Strenge die rasche Einführung der neuen Ordnung. Dabei machte er sich besonders folgende Grundsätze zur Richtschnur:

Erstens, in Glaubenssachen dürfe man nicht einen Augenblick warten, sondern gleich auf den mindesten Verdacht müsse man mit äußerster Strenge vorgehn.

Zweitens sei keinerlei Rücksicht zu nehmen auf Fürsten und Prälaten, wie hoch sie auch stünden; im Gegenteil müsse man auf die Vornehmen und Häupter zu allererst fahnden.

Drittens müsse man besonders streng gegen die sein, die sich durch den Schutz eines Machthabers zu decken suchten; nur wer ein Geständnis ablege, sei mit Milde und Erbarmen zu behandeln.

Viertens dürfe man Ketzern gegenüber sich zu keinerlei Toleranz herabwürdigen.

Darnach ist denn auch verfahren worden. Auch Italien erlebte nun seine Auto-da-fé. Die evangelische Richtung der Kontarini, Valdez und Genossen mußte über die Alpen flüchten oder den Feuertod leiden; Tausende beugten sich dem Schrecken und widerriefen.

Unter denen, welche vor der Inquisition nach Deutschland flüchteten, war auch Peter Paul Vergerio. Wir sind ihm nicht mehr begegnet,

seit er im Jahre 1535 zu Wittenberg jenes merkwürdige Gespräch mit Luther hatte und erbost über dessen freimütiges, unzugängliches Wesen weiterreiste, um Stimmung für das Konzil zu machen (Seite 404). Aber auch für ihn kam die Stunde, wo er an dem Papsttum irre wurde. Der Umgang mit den deutschen Protestanten, das Studium ihrer Schriften und vornehmlich der heiligen Schrift, allerhand Führungen und Erfahrungen weckten in ihm das Verständnis für das Evangelium, das er bis dahin verachtete. Die Ketzermeister wurden bald auf ihn aufmerksam gemacht. So verließ er denn Bistum und Vaterland (1548). Nach einem unsteten Wanderleben ist er zu Tübingen als ein guter Protestant gestorben (1565).

Mit besonderem Nachdruck verfolgte die Inquisition die ketzerischen Bücher. Jenes Büchlein „Von der Wohlthat Christi", das in mehr als 40000 Exemplaren durch ganz Italien verbreitet war, ist so gründlich ausgespürt und vernichtet worden, daß erst im Jahre 1855 wieder ein Exemplar davon aufgefunden wurde, nachdem man es schon ganz verloren glaubte.

Das war die römische Reformation.

Um dieselbe Zeit stellte sich dem Papste, der nach Hilfe ausschaute, ein ganzes Heer von Streitern zur Verfügung, wie es kein weltlicher Kriegsherr weder vorher noch nachher je besessen hat.

Das waren die Jesuiten.

Ohne sein Verdienst und Würdigkeit fiel dieser unvergleichliche Gewinn dem Papsttum in den Schoß. Denn Paul III. dachte nicht daran, einen solchen Orden zu stiften, und doch, wenn er das hätte unternehmen wollen, hätte er es ganz und gar nicht feiner zum Nutzen der päpstlichen Weltherrschaft aussinnen können.

Der Begründer des Jesuitenordens ist ein Spanier, genauer ein Baske, vornehmen Geschlechts: Ignaz von Loyola. Geboren 1493 (zehn Jahre nach Luther), hatte er nichts gelernt, als das Waffenhandwerk. Aber daß er ein tapferer Kriegsheld war, bewies er im Jahre 1521, als er mit andern Rittern die Festung Pamplona für seinen König Karl V. gegen die Franzosen verteidigte: alle Offiziere stimmten für Übergabe, weil es doch unmöglich war, sich zu halten; er allein, der

jüngste unter ihnen, wollte lieber sterben, als sich ergeben, und entflammte auch die Zaghaften zu todesmutigem Widerstande. So mußte denn der Feind die Festung im Sturme nehmen. Loyola stand mannhaft in der Bresche, bis eine Kugel ihm das Bein zerschmetterte. Der Feind ehrte seine Tapferkeit und brachte ihn, sobald es sein Zustand erlaubte, auf dem nicht fernen Schlosse seines Bruders unter.

Mit seiner Soldatenlaufbahn war's nun zu Ende. Zweimal ließ er sich das schon geheilte Bein wieder brechen und die Muskeln gewaltsam dehnen; es half nichts, das Bein blieb steif und kürzer, als das andere. Mit keinem Laut verriet er die fürchterlichen Schmerzen, die er bei dieser gewaltsamen Kur litt.

Ritterromane und Heiligenleben waren während des langen Krankenlagers seine Unterhaltung. Allerhand weltliche Wünsche erfüllten seine Seele; aber je klarer ihm die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes wurde, desto mehr wandten sich seine Gedanken geistlichen Dingen zu. D. h. er bedachte, daß auch Dominikus, Franziskus und andere Heilige durch ihr entsagungsvolles Leben und ihre frommen Werke sich großen Ruhm erworben hätten, der nicht weniger wert sei als Ritterruhm. Und wenn er als Krüppel keiner vornehmen Dame in Spanien sich zu Dienste weihen könne, so sei doch auch der Dienst der Jungfrau Maria, der Himmelskönigin, kein schlechter Dienst. Und während jene weltlichen Wünsche ihm das Herz gar unruhig machten, ihn wohl entzückten, aber auch schwer bedrückten, kam eine bis dahin ungekannte innere Befriedigung und Freude über ihn, wenn er sich so als Heiligen vorstellte und als den Ritter Marias.

Darum, als ihm eines Nachts Maria im Traume erschien, weihte er sich ihr und sagte seinem früheren Leben auf immer Valet. Aber nicht etwa durch Entsagung, nein, durch große, tapfere Thaten wollte er seinen neuen Sinn beweisen.

Was für Thaten wollte er denn vollbringen? Es hat lange gedauert, ehe er das Feld der Wirksamkeit fand, das ihn befriedigte und ihn berühmt machte.

Zunächst erfüllte ihn der Gedanke: nach Jerusalem! Vielleicht ließ sich dort etwas machen, wo jetzt die Türken wieder herrschten an der heiligen Stätte.

Als er genesen war, verließ er des Bruders Haus, ohne ihm sein Vorhaben zu offenbaren. Nach dem heiligen Berge Montserrat pilgerte

er; dort hängte er am Altar der Maria seine Waffen auf und wachte eine Nacht hindurch in der Kirche: damit war er nach Recht und Brauch ein Ritter der heiligen Jungfrau geworden. Und nun nahm er zur weiteren Vorbereitung auf seine Wallfahrt im Dominikanerkloster zu Manresa seine Zuflucht.

Hier hat er, wie einst Luther zu Erfurt, gefastet, gebetet, gebeichtet mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele, um sich zu reinigen von seinen Sünden. Gegeißelt hat er sich des Nachts dreimal, gehungert eine Woche lang, bis er sich dem Tode nahe fühlte. Aber kein Staupitz that ihm den Dienst, daß er ihn hinwies auf die Gnade Gottes, die wir durch Christum haben. Nicht im Glauben an Christum, nicht in der Schrift fand er den Frieden. Als er das ganze Elend mönchischer Selbstpeinigung durchgekostet hat, erfaßt ihn auf einmal ein Ekel vor diesem Leben. Das kann der rechte Weg nicht sein! So macht er einen Strich durch alles, was ihn bis dahin quälte, Sünde, Schuld und Entsagung, und von neuem faßt er den Entschluß, Gott durch Thaten zu dienen. Er will die inneren Kämpfe los sein, und es gelingt ihm; er will sich ganz beherrschen, auch die Empfindungen seines Herzens, um so ein willenloses Werkzeug seines Gottes zu werden.

Gott aber redet mit ihm, so meint er, durch Erscheinungen. Er sieht Christum, er schaut die heilige Dreieinigkeit. Solche Schwärmerei, die Luthern bis in den Grund der Seele verdächtig war, macht den Loyola erst vollends gewiß, daß er auf dem rechten Wege ist. Er fühlt sich nun ganz geweiht und gerüstet zu seinem Lebenswerk, und so schifft er sich ein nach Jerusalem (1523).

Er mußte erfahren, daß dort nichts für ihn zu machen sei. So beschloß er, seinem Gotte in der Christenheit zu dienen, und kehrte wieder nach Spanien zurück. Weil er aber einsah, daß er hier, um Großes zu leisten, vor allen Dingen eine ganz andere Bildung besitzen müsse, setzte er sich, der dreißigjährige Mann, ohne langes Bedenken zu den Knaben auf die Schulbank und lernte Lateinisch. Nach zwei Jahren schon konnte er die Universität beziehen. Wie ein jeder Student beschäftigte er sich da zunächst mit Philosophie.

Aber das alles war ihm nur Mittel zum Zweck. Weil er wirken wollte in der Welt und Thaten thun, mußte er der Welt gewachsen sein. Auch die Theologie trieb er mit allem Eifer, nicht als wollte er ein großer Kirchenlehrer werden, sondern um auch damit gesattelt zu sein

für seinen geistlichen Ritterdienst. Und daß er immer sein praktisches Ziel im Auge hatte, bewies er schon auf den beiden spanischen Universitäten, die er besuchte, Alcala und Salamanca: er sammelte da Jünger und Jüngerinnen um sich, denen er eine besondere Art Gottesverehrung lehrte. Und beinahe wäre ihm das schlecht bekommen. Die spanische Inquisition hatte ein wachsames Auge. Der bejahrte Student mit seinem frommen Anhang erregte ihren Verdacht, wie ein jeder, der nur irgend aus den Bahnen des gewohnten kirchlichen Lebens ein wenig sich entfernte. Zweimal hat er in den Kerkern der Inquisition zugebracht, einmal sechs, das andere mal drei Wochen; schließlich aber ließ man ihn doch wieder laufen. Beinahe hätte so die Inquisition einen dummen Streich gemacht und den Stifter des Jesuitenordens auf dem Scheiterhaufen enden lassen!

Dieser Gefahr entging Loyola, als er im Jahre 1528, fünfunddreißig Jahre alt, die Universität Paris bezog.

Hier nun gewann er einen Kreis von jüngeren Freunden, die sich ganz seinem Einfluß, seinem Kommando ergaben. Denn der alte Soldat kam recht zum Vorschein bei der eigenartigen Frömmigkeit, die er selbst pflegte und seine Genossen lehrte. Als Soldat wußte er, daß das Geheimnis der Stärke eines Heeres, wie auch jeder kleinen Heeresabteilung, die Disziplin ist. Unter militärischer Disziplin versteht man aber einen solchen Gehorsam gegen seine Vorgesetzten, der unbedingt und unverzüglich den erhaltenen Befehl ausführt, ohne irgend nach Recht, Sinn und Zweck des Befehls zu fragen. So etwas auch auf geistlichem Gebiete durchzusetzen, das schwebte dem Loyola vor. Und er fing an, die Freunde zu drillen und einzuexerzieren, um allmählich eine völlige Zucht und Unterordnung, sowie eine gründliche Ausbildung nach allen Seiten hin bei ihnen zu erzielen. Stunden- und wochenlange Übungen mußten dazu dienen, für welche er ein förmliches Exerzierreglement ausgearbeitet hatte (die Exercitia spiritualia). Wer sie durchmachte, dem wurde aller Eigenwille und Charakter ausgetrieben; er kannte nur Eine Tugend: den Gehorsam. Nun kam es nur noch darauf an, welcher Idee und welchem Willen dieser Gehorsam unterthänig werden sollte.

An Mariä Himmelfahrt 1534 begab sich Loyola mit seinen sieben Jüngern nach der einsamen Marienkirche auf dem Montmartre. Dort legten sie gemeinsam das Gelübde ab: in Palästina zum Wohle der Mitmenschen zu wirken. So sehr bewegte noch immer den Loyola sein

alter Gedanke, im heiligen Lande Thaten des Glaubens zu thun. Aber gewitzigt durch die Erfahrungen, die er einst an Ort und Stelle gemacht hatte, legte die eifrige Schar für den Fall, daß sie jenes Gelübde nicht erfüllen könnten, ein zweites ab: sie wollten sich dem Papste gänzlich zur Verfügung stellen, daß er sie überallhin sende, wo das Seelenheil des Nächsten es erfordere.

Das ist der Anfang des Jesuitenordens. Denn jenes erste Gelübde kam aus mancherlei Gründen nicht zur Ausführung. Die Genossen vom Montmartre fanden sich wohl nach zweijähriger Trennung in Venedig zusammen, konnten sich aber nicht einschiffen. Thatendurstig, wie sie waren, begannen sie sofort andere Arbeit: pflegten Kranke, predigten auf den Straßen, lehrten Kinder. Von Venedig aber begaben sie sich nach Rom (1537). Unterwegs kam Loyola auf den Gedanken, sich und die Seinen als „Kompagnie Jesu" zu bezeichnen. Ja eine Kriegsschar Jesu wollten sie sein „zur Ausbreitung des katholischen Glaubens und zum Heile der Seelen". Darüber, daß sie ihrem Herrn wirklich am besten dienten, wenn sie für den Papst und seine Herrschaft kämpften, kam ihnen kein Zweifel bei.

Bei Papst Paul III. fanden sie freundliche Aufnahme. Sonst fehlte es ihnen in Rom nicht an Gegnern. Unter anderen war Kardinal Karaffa, der Erneuerer der Inquisition, Loyola ganz mißgünstig. Dagegen wandte ihm merkwürdigerweise Kardinal Kontarini, jener fast evangelische Mann, Schutz und Gunst zu. Er war es auch, welcher den Entwurf der Satzungen des Jesuitenordens dem Papste überreichte.

Als Paul III. diesen von Loyola verfaßten Entwurf las, rief er aus: „Hier ist der Geist Gottes!" Und wahrlich, was konnte ein Papst Willkommeneres lesen, als gleich die erste Hauptbestimmung:

„Es sollen alle Genossen wissen und nicht nur beim Eintritt in ihren Beruf, sondern so lange sie leben, täglich in ihrem Geiste bewegen, daß diese ganze Gesellschaft und alle einzelnen unter dem treuen Gehorsam unsers heiligsten Herrn, des Papstes, Gott Kriegsdienste leisten."

Gehorsam gegen den Papst ist also erste und heiligste Pflicht eines Jesuiten. Die zweite ist: Gehorsam gegen den Obersten des Ordens, den General. Kurzum: Gehorsam. Das, was die Päpste immer und zu allen Zeiten als erste und man kann sagen als einzige Christenpflicht hingestellt haben, daß jedermann unterthan sei der Kirche, ihren Ord-

nungen und ihrem Oberhaupte zu Rom, was sie aber bis dahin in der Christenheit noch nirgends recht durchgesetzt hatten, das wollte der Jesuitenorden freiwillig ihnen darbringen auf eine so vollkommene Weise, wie sie es sich nicht hatten träumen lassen

Gehorsam! Welcher Evangelische wollte bezweifeln, daß dies eine Tugend ist, hoch, unentbehrlich und unschätzbar — am rechten Orte und im rechten Geiste! Aber die Losung der evangelischen Reformation lautet anders, nämlich Freiheit! Man muß Gott mehr gehorchen als dem Papst, den Priestern, der Kirche, wenn sie nicht mehr verordnen und fordern im Namen Gottes, sondern im eignen, ja, um mit Luther zu reden, in Teufels Namen. Dann soll ein Christ dessen eingedenk sein, daß er seinem Gotte unmittelbar dient, daß er durch Christum einen Zugang hat zum Vater, und nun ein freier Herr ist über alle Dinge, an nichts gebunden als an Gottes Wort und sein Gewissen: „Ich kann nicht anders; hier stehe ich: Gott helfe mir.“ Seit Luther das gesprochen hat vor Kaiser und Reich, Papst und Kirche, sind wir als evangelische Christen frei geworden von dem Joch jenes äußerlichen Gehorsams, der auch seine heiligsten Überzeugungen, sein Gewissen den Ansprüchen priesterlicher Herrschsucht opfern muß. „So bestehet nun in der Freiheit, dazu uns Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen!“ (Gal. 5, 1.)

Im Gehorsam fand Loyola und sein Orden das Mittel zur Rettung des Papstreiches. Und der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Das Papsttum ist durch die Kompagnie Jesu gerettet worden, freilich um einen hohen Preis: den nämlich, daß es selber sich beherrschen ließ von der Kompagnie Jesu.

Von einem doppelten Gehorsam redet schon der Entwurf der Ordensregel: gegen den Papst und gegen den General. Nun kann niemand zweien Herren dienen. Wenn also das Unternehmen glücken sollte, mußte einer von beiden schließlich das Heft in der Hand haben, der Papst oder der General. Unaufhörliche Schwierigkeiten haben sich für das Zusammenwirken beider hieraus ergeben. Ein Papst hat sogar den Jesuitenorden aufgehoben, als den allerschädlichsten und schändlichsten vor der Welt, unter dem Beifall der ganzen katholischen Christenheit: Klemens XIV. am 16. August 1773. Aber zuletzt hat der Orden doch wieder triumphiert und heute steht er in der römischen Kirche fester denn je. Er herrscht über den Papst, und durch den Papst, dem er zur Unfehlbarkeit verholfen hat, über die ganze Kirche.

Am 27. September 1549 erließ Papst Paul III. die Bulle, welche den Jesuitenorden bestätigte und mit kostbaren Vorrechten ausstattete. Ignaz von Loyla wurde durch Wahl der Genossen der erste General. Rasch wuchs die Zahl der Glieder (Mönche kann man nicht sagen, denn die Jesuiten verzichten auf alle äußeren Eigentümlichkeiten des Mönchtums). In alle Länder gingen die Sendlinge, bis nach Indien und Japan zu den Heiden. Um papsttreue Priester für Deutschland zu erzielen, wurde am 31. August 1552 zu Rom das Collegium Germanicum gegründet. Diese Schule hat halb Deutschland wieder katholisch gemacht.

Ein Heer von Leuten, die verzichteten auf jedes eigene Urteil, ihre beste Einsicht zum Opfer brachten, keinen Willen hatten, als den ihres Oberen, selbst vor der Sünde nicht zurückscheuten, wenn der Gehorsam sie verlangte — solch ein Heer, geleitet von einem klugen und energischen Feldherrn wie Ignaz von Loyola, war wohl im Stande, noch in letzter Stunde das schon halb verlorene Papsttum aus dem Schlachtgetümmel herauszuhauen und dem Kampf eine neue Wendung zu geben.

Von nun an begegnen wir überall, wo Rom und der Protestantismus mit einander ringen, den Jesuiten. Auch auf die Neuerrichtung der Inquisition war ein Gutachten des Loyola nicht ohne Einfluß. Obwohl er selbst einst beinahe durch sie vernichtet worden wäre, empfahl er sie doch. Dies Mittel war gar zu gut für den Zweck: die Papstherrschaft.

So begegneten wir ferner Jesuiten auf dem Konzil zu Trient und sehen mit Staunen, welchen Einfluß sie da schon auf den Gang der Verhandlungen geübt haben, so gering ihre Zahl und so jung ihr Dasein noch ist. Sie sind eben gleich von Anfang die Vorkämpfer und vornehmsten Leiter der römischen Reformation, oder, wie man meistens zu sagen pflegt, der Gegenreformation.

Denn wirklich, das **Konzil** kam endlich zu Stande. Am 13. Dezember 1545 wurde es eröffnet.

Bereits im Jahre 1541 hatte Paul III. die Bischöfe und Fürsten auf den 22. Mai 1542 nach **Trient** eingeladen. Dieser Ort mußte dem Kaiser genehmer sein als Mantua und Vicenza; gehörte doch Stadt und Bistum Trient mit zum deutschen Reiche, und sein Bruder, König Ferdinand, hatte als Graf von Tirol daselbst mit zu regieren. So durfte

der Kaiser hoffen, daß auch die Deutschen, wenigstens die noch zur alten Kirche hielten, zu den Beratungen dorthin kommen würden und daß auch er einen Einfluß auf die zu fassenden Beschlüsse würde üben können. Wiederum dem Papst war Trient genehm als eine gut katholische Stadt, die damals schon halbwälsche Hauptstadt von Wälsch-Tirol, ihm so nahe gelegen, wie kein anderer Ort des deutsches Reiches.

Da kam der vierte Krieg zwischen Kaiser Karl und König Franz dazwischen, welcher mit dem Frieden von Crespy endigte (1542—1544; vgl. Seite 464). Kaiser Karl ging als Sieger daraus hervor. Er rüstete sich nun zu einem Hauptschlage gegen die hartnäckigen Protestanten, machte aber zugleich Miene, ohne Zuziehung des Papstes auf einem Reichstage oder Nationalkonzil die von den Deutschen fast einstimmig begehrten kirchlichen Reformen durchzusetzen. Große Zugeständnisse an die Evangelischen enthielt noch der Reichstagsabschied von Speier im Jahre 1544; ausdrücklich war da von einem ‚freien christlichen Konzil deutscher Nation' die Rede. Waren diese Zugeständnisse auch unter dem Druck des Franzosenkrieges geschehen, so enthielten sie doch eine drohende Mahnung für den Papst: wenn er nicht endlich mit dem allgemeinen Konzil Ernst machte, so konnte es noch zu einem deutschen National-konzil kommen. Auch nach den Frieden vom Crespy ließ der Kaiser die Ausgleichsverhandlungen im Sinne des Regensburger Religionsgespräches wieder aufnehmen. Aber sie konnten neben dem allgemeinen Konzil, das im Jahre 1545 wirklich zusammentrat, nichts mehr thun noch bedeuten.

In denselben Tagen, wo der Friede zu Crespy geschlossen wurde, am 17. September 1544, erließ Paul III. zum fünften und letzten mal seine Einladung zum Konzil. Am 14. März 1545 sollte es in Trient eröffnet werden. Außer den Bischöfen waren auch die Fürsten eingeladen, persönlich sich einzufinden oder ihre Vertreter zu senden.

Während des Sommers blieben die päpstlichen Legate fast allein. Am 13. Dezember, als man die Versammlung doch endlich eröffnete, waren nur vierunddreißig kirchliche Würdenträger anwesend, und zwar fast lauter Italiener. Ein allgemeines Konzil der gesamten Christenheit war es also in Wahrheit nicht und wurde es nicht. Zwar wuchs die Zahl mit der Zeit; besonders Spanier fanden sich ein, aus Frankreich aber und Deutschland fast niemand. Achtzehn Jahre hat das Konzil gedauert (1545—1553) mit großen Unterbrechungen von zu-

sammen vierzehn Jahren; fünfundzwanzig öffentliche, beschließende Sitzungen haben stattgefunden, welchen aber lange und eingehende Verhandlungen in den Ausschüssen und auch in allgemeiner Versammlung zur Seite gingen.

Das war das Konzil, auf welches so viele gute Christen und der Kaiser selber ihre Hoffnung setzten. Sie erwarteten von ihm Abstellung der in der Kirche offenkundigen Mißbräuche, eine Reformation an Haupt und Gliedern. Wenn man sich dazu ermannte, so hielten sie es wohl für möglich, daß der protestantischen Ketzerei damit der Boden unter den Füßen weggezogen würde. Eine Partei auf dem Konzil, die kaiserliche, drang denn auch mit aller Entschiedenheit auf unverzügliche Beratung der notwendigen Reformen. Es waren die Spanier und einige wenige Italiener, die darum von den Papisten ‚arge Lutheraner' gescholten wurden, und selbstverständlich die kaiserliche Gesandtschaft.

Der Papst aber hatte ganz andere Wünsche. Das Konzil sollte die Kirchenlehre in aller Schärfe und Strenge feststellen und daraufhin die Protestanten um ihrer abweichenden Glaubensmeinungen willen feierlich und förmlich verurteilen. Bei dieser Feststellung der Kirchenlehre sollte aber vor allem darauf bestanden werden, daß der Papst und seine Oberherrschaft über die Kirche selber als ein Hauptartikel des Glaubens anerkannt würde. Eifersüchtig wachte er darüber, daß nicht etwa das Konzil sich eine Hoheit anmaßte auch über ihn selber, wie doch die Konzile des vorigen Jahrhunderts gethan hatten, ohne die Päpste zu fragen. Und zu Trient setzte er seine Ansprüche durch. Seine drei Legaten führten den Vorsitz; seine Theologen, zwei junge gelehrte Jesuiten, erlangten das Vorrecht, der eine die Debatten einzuleiten, der andere sie zu beschließen; die Italiener, welche den Hauptbestandteil der Versammlung ausmachten, stimmten fast alle nach seinen Wünschen. Wie konnte es anders sein, da die päpstlichen Legaten gleich im Dezember 1545 an arme Bischöfe 2000 Goldstücke austeilen ließen. Die Geschäftsordnung schon wurde durchaus zu Gunsten der päpstlichen Forderungen festgestellt. Für alle schwierigen Fälle sollte die päpstliche Entscheidung eingeholt werden. Man spottete: der heilige Geist komme mit dem Felleisen aus Rom — aber der Papst fand dabei seine Rechnung.

Zwar hat das Konzil auch einige Beschlüsse zur Besserung der kirchlichen Zustände gefaßt. Die Erlangung kirchlicher Ämter wurde erschwert, den Bischöfen die Pflicht der Predigt und des Aufenthalts in

ihrem Sprengel eingeschärft u. dergl. An die Schäden des päpstlichen Stuhls und der ganzen päpstlichen Kirchenverfassung rührte man nicht.

Im Gegenteil: man setzte nach den Wünschen des Papstes das katholische Dogma fest und verdammte die Protestanten, die auf Grund der heiligen Schrift von Gewissens wegen widersprachen. Zwei Sitzungen sind es, in welchen das Trienter Konzil eine Verständigung mit den Evangelischen schroff und für immer abgeschnitten hat: die Sitzung vom 8. April 1546 (die vierte), welche die alleinige Geltung der heiligen Schrift in Glaubenssachen verwarf und der Ueberlieferung, dem Herkommen, einen gleichen Wert zusprach, und die Sitzung vom 13. Januar 1547 (die sechste), welche die evangelische Rechtfertigungslehre verwarf und festsetzte, daß der Christ die Gerechtigkeit erlange durch die eigene Kraft und die göttliche Gnadenhilfe, so daß er sich im Grunde das ewige Leben durch sein Tugendstreben verdient.

Beide Beschlüsse hat Luther nicht mehr erlebt. Er war der zugestandene Gegenstand des allgemeinen Hasses bei den Vätern in Trient. Keinen Ketzer und Irrlehrer sonst pflegten sie mit Namen zu nennen; seiner wurde ausdrücklich und absichtlich immer wieder gedacht. Die Beschlüsse des Konzils sind im bewußten Gegensatz gegen seine Predigt gefaßt worden, und damit hat es die vom Papste gegebene Aufgabe immer fest im Auge behalten: die Ausrottung der Lutherischen Ketzerei.

Trotzdem soll nicht verkannt werden, daß das Trienter Konzil einen Fortschritt gebracht hat gegenüber dem zucht- und gewissenlosen Treiben in der römischen Kirche vorher. Es ist die Vollendung der römischen Reformation, deren Vorstufen wir in jenem Ratschlage der Kardinäle, in der Erneuerung der Inquisition und in der Stiftung des Jesuitenordens kennen gelernt haben. Ernster und strenger ist seit dem Tridentinum (wie man das Konzil und seine Beschlüsse kurz nennt) das Papsttum und die römisch-katholische Kirche geworden. Das verdankt sie niemandem anders als Luthern, der hat sie dazu gezwungen, obwohl Rom sich dagegen gesträubt hat mit Händen und Füßen.

Aber diese reformierte römische Kirche — eins hat sie doch von sich gestoßen, das schlichte, lichte, christliche Evangelium, das die Protestanten frei und froh gemacht hat. Sie hat es nicht, weil dann dem Evangelium zu Liebe der Papst und seine Priesterschaft ihre Ansprüche

hätten aufgeben müssen. Das aber mochten sie um keinen Preis. Die Zügellosigkeit, die in den geistlichen Höfen und Häusern vor Luthers Auftreten herrschte, ließen sie ein wenig eindämmen; aber die Macht über die Christenseelen hielten sie mit allen Mitteln fest, ja sie suchten sie noch zu steigern. Ihren vorläufigen Abschluß haben diese Bestrebungen gefunden, als im Jahre 1870 der Papst für unfehlbar erklärt wurde.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Luthers letztes Wort gegen Rom.

Von allen Ereignissen, welche bis dahin erzählt worden sind, haben zwei am meisten zur Entstehung einer Lutherischen Kirche beigetragen: die Bannbulle wider Luther und das Trienter Konzil. Beide Ereignisse kommen auf die Schuldliste der römischen Kirche, oder meinetwegen des Papstes. Er hat durch seine Unbußfertigkeit die Glaubensspaltung verursacht.

Was die Bannbulle anlangt, so haben wir's noch in guter Erinnerung, wie Luther kurz vor Veröffentlichung derselben seinen dritten Briefes an den Papst schrieb und ihm sein Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen übersendete (Band 1 Seite 705 ff). Als aber der Papst durch seine Bulle bewies, daß von ihm gar keine Besserung, ja nicht einmal freies Gehör zu hoffen sei, verbrannte Luther die Bulle und bezeugte damit vor aller Welt, daß er solches unchristliche, vielmehr antichristliche Gebahren verachte.

Trotzdem fiel es ihm nicht ein, wie wir schon oft gesehen, eine eigene Kirchengemeinschaft für sich und seine Anhänger zu gründen. Der Papst war nicht die Kirche. Erkannte er immer mehr des Papstes Feindschaft gegen Christus und sein Reich, so kam es ihm doch darum nicht in den Sinn, aus der allgemeinen (d. h. katholischen) Kirche auszuscheiden. Was der Papst redete und verordnete, ließ ihn völlig kalt, aber eine allgemeine Versammlung der Kirche, ein Konzil, verachtete er gar nicht. Im Gegenteil, er verlangte es zu wiederholten Malen, er berief sich darauf. Freilich setzte er dabei voraus, daß es wirklich ein

allgemeines wäre, d. h. von den berufenen Vertretern aller christlichen Länder und Völker beschickt. Darin war er ganz und gar einig mit den deutschen Ständen, den protestierenden und den altgläubigen, sogar mit dem Kaiser, die alle mit einander ein Konzil begehrten. Und wenn kein allgemeines zu Stande käme, so sollte es wenigstens ein deutsches, ein Nationalkonzil sein. Nur daß es frei sei, nämlich ungezwungen und unbeeinflußt durch den Papst, das war die einmütige Forderung Luthers und der Protestanten. Als sie merkten, daß ein Konzil gehalten werden sollte ganz nach den Vorschriften des Papstes, so achteten sie das für lauter Trug und Heuchelei und lehnten die Teilnahme daran ab. Wie kann man ihnen das verdenken, wenn man sieht, daß selbst die deutschen Katholiken kein Zutrauen hatten zu der Trienter Versammlung, daß selbst der Kaiser und die Spanier dort ihre Ansichten gegen den Papst und sein Gesinde nicht durchsetzen konnten.

Und auch jetzt noch, als zu Trient die römische Kirche sich den Protestanten gegenüber schroff abschloß, unterließ Luther und sein Anhang die Gründung einer eigenen Kirchengemeinschaft. Sie lebten fort unter dem Notdach ihrer Landeskirchen. Sie waren zufrieden damit, daß sie trotz aller Verdammungsurteile von Rom und Trient dennoch zu der Einen, heiligen, christlichen Kirche gehörten, von welcher der dritte Artikel redet. Hatten sie doch Gottes Wort und Sakrament — das war genug Beweis ihres Christenstandes für Gott und ihr Gewissen. Auch die Augsburgische Konfession, die sie gemeinsam bekannten, bewies ja ihre treue Zugehörigkeit zur alten katholischen (d. h. allgemeinen) Kirche. Was hätte sie also veranlassen können, zur Bildung einer neuen Kirche zu schreiten? Vielmehr überließen sie die Fragen der Kirchenverfassung und des kirchlichen Rechts dem jeweiligen Bedürfnis und dem Gutdünken der Fürsten oder Magistrate, wenn sich neue Einrichtungen bei Gelegenheit notwendig machten. Für Luther waren das offenbar Nebensachen.

Während Luther so in seinem Herzen bis an sein Lebensende ein treuer Sohn der Einen christlichen Kirche blieb, wuchs immer mehr sein Zorn und Haß gegen das Papsttum, welches mit immer neuen Mitteln den Sieg des Wortes Gottes aufzuhalten suchte. Dieser seiner Gesinnung hat er in demselben Jahre, das die Eröffnung des Trienter Konzils erlebte, einen überkräftigen Ausdruck gegeben in seiner Schrift „Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet“.

Den Anlaß zu dieser Schrift gab Kurfürst Johann Friedrich. Er gab Luthern Kenntnis von der letzten Bulle des Papstes, welche das Konzil nach Trient berief, und von anderen Auslassungen desselben, welche den Kaiser wegen des Reichstagsabschiedes von Speier (Seite 481) heftig zur Rede setzten. Der Papst beschuldigte nämlich den Kaiser, daß er widerrechtlich in sein, des Papstes, Amt eingreife, indem er sich anmaße, in Sachen der Religion zu entscheiden, und auf Reichstagen darüber verhandeln lasse; er verlangte vom Kaiser, daß er alles zurücknehme, was er den Ketzern eingeräumt habe, und drohte ihm sogar mit strenger Handhabung seiner päpstlichen Befugnisse, wenn seine väterlichen Ermahnungen nichts fruchteten. Diese starke Sprache gab dem Papste die Angst vor einem deutschen Nationalkonzil ein.

Ausdrücklich stellte der Kurfürst diese päpstlichen Schreiben Luthern in der Absicht zu, daß derselbe „etwas darauf mache"; er hoffte, Luther werde schon diese neuesten Kundgebungen Roms vor dem deutschen Volke in das rechte Licht setzen. Auch der Kanzler Brück hielt es für zeitgemäß, daß Luther einmal „mit der Baumaxt weidlich zuhaue".

Luther machte sich frisch an die Arbeit. Und so erschien die Schrift schon im März 1545, also in dem Monate, in welchem das Konzil zu Trient eröffnet werden sollte, freilich ein unholder Gruß für die dort sich allmählich sammelnden Papisten. So derb und grob ist die Schrift, daß sie hier in ihrem ganzen Wortlaut nicht abgedruckt werden könnte, auch wenn sie weniger lang wäre. Zu stark sind für unsern Geschmack die Gleichnisse und Scheltwörter, die er da gebraucht, zu maßlos und schonungslos die Urteile über den Gegner. Aber für jene Zeit war solche Roheit im Ausdruck allgemein, und wenn Luther das Papsttum so furchtbar herunterreißt, so müssen wir eben bedenken, daß er hinter dem Papst immer den Satan selber sieht und meint, wie ja schon der Titel anzeigt: „Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet".

Trotz alledem verdiente es die Schrift, heute auf's neue gedruckt zu werden; denn ihr Inhalt ist, von etlichen kleinen geschichtlichen Irrtümern abgesehen, noch immer die reine Wahrheit über das Papsttum. Wohl verstanden, über das Papsttum, nicht über den Papst. Denn es ist ein Unterschied zwischen der Person eines Papstes (das kann ein trefflicher und frommer Mann sein — warum denn nicht?) und der ganzen Einrichtung des päpstlichen Regiments über die Kirche. Die

protestantische Christenheit hat alle Ursache, Luthers letztes Wort über das Papsttum im Gedächtnis zu behalten.

Hören wir etliche Hauptsätze aus der Schrift.

Zuerst die Einleitung.

„Der allerhöllischste Vater, Sankt Paulus III., als wäre er ein Bischof der römischen Kirche, hat zwei Briefe an Karolum V., unsern Herrn Kaiser, geschrieben, darinnen er sich sehr zornig stellet, murret und rühmet, seiner Vorfahren Exempel nach: es gebühre nicht einem Kaiser noch jemand ein Konzil anzusetzen, auch nicht ein Nationalkonzil, sondern allein dem Papst, der allein Macht habe zu setzen, zu ordinieren, zu schaffen alles, was in der Kirche zu glauben und zu leben ist. Hat auch eine Bulle ausgehen lassen, nun fast zum fünften mal, und soll nun abermal zu Trient das Konzil werden, doch sofern, daß niemand dahin komme, ohne allein seine Grundsuppe und was ihm leidlich ist. Hierauf ist mich Lust ankommen zu antworten, mit Gottes Gnad' und Hilfe. Amen.

„Erstlich bitt ich dich um Gottes willen: sag' mir doch, ob du es verstehen oder begreifen mögest, was das für ein Konzilium sei, oder ob's ein Konzilium sein könne, wo der gräuliche Gräuel zu Rom, der sich Papst nennet, solchen Vorbehalt macht, alles, was im Konzil beschlossen wird, zu reißen, zu ändern und zu richtigen (Seite 482), wie seiner Erlasse viele und fast alle brüllen? Er will ein solches Konzil, geben, darüber er möge seine Macht üben und mit Füßen treten alles, was drinnen gesetzt (beschlossen) wird. Für solch Konzil dank' ihm der leidige Teufel!

„Es gehet nun in das vierundzwanzigste Jahr, daß zu Worms der erste Reichstag unter diesem Kaiser Karolo gehalten ward, daselbst ich auch persönlich vor dem Kaiser und ganzen Reich stund. . Diese vierundzwanzig Jahr sind in Geschrei blieben die drei Worte: ‚frei, christlich Konzilium in deutschen Landen.‘

„Diese drei Worte ‚frei‘, ‚christlich‘, ‚deutsch‘, sind dem Papst und römischen Hofe nichts denn eitel Gift, Tod, Teufel und Hölle. Er kann sie nicht leiden, weder sehen noch hören.

„Frei heißt in deutscher Sprache, daß im Konzilio die Zungen und Ohren frei sein sollen, daß ein jedermann, sonderlich die verordnet werden zu reden, zu hören, und zu handeln allerseits, frei mögen sagen,

klagen und antworten, was zur Sache dienet, die Kirche zu bessern, Aergernisse und Mißbräuche auszurotten. So haben's gemeint und meinen's noch die Deutschen und Stände des Reichs, insonderheit aber und vor allen Dingen, daß Gottes Wort oder die heilige Schrift frei und unverbunden ihren Gang und ihr Recht haben, nach welcher man alles richten und urteilen soll.

„Aber die römische Bubenschule und der Schule Meister verkehret und fälschet das Wort (‚frei‘) also, daß er und seine Bubenschule frei seien, nichts wider sie geredet, geändert noch vorgenommen werde, sondern alles und alles, wie sie jetzt leben und wesen, bestätiget werde.

„Ebenso das Wörtlein ‚christlich‘. Damit meinen die Fürsten und Stände des Reichs einfältigen, aufrichtigen Gemüts ein Konzil, da man von christlichen Sachen und durch christliche Leute nach der Schrift handeln sollt', und dem armen, einfältigen Mann helfen, daß er auch wüßte, wo er wäre und endlich mit seiner Seele bleiben sollt'. Ja, das heißt auf deutsch, lateinisch, griechisch und in allen Sprachen ‚christlich Konzilium‘.

„Solches roch der Papst mit seiner höllischen Grundsuppe sehr wohl und hatte den Schnuppen nicht; aber er nahm Nieswurzel und machte sich den Schnuppen, verkehret dies Wort ‚christlich‘ also: ‚christlich‘ heißt nicht mehr denn ‚päpstlich‘ und was seine Höllischkeit samt seiner Bubenschule zu Rom urteilet und beschleußt; was aber dawider vorgenommen würde, solle unchristlich und ketzerisch sein. Gott der Vater, Sohn, heiliger Geist samt seiner heiligen Kirche sind Ketzer und Unchristen; allein der Papst und seine römische Bubenschule sind Christen.

„Möcht' jemand hier denken, ich büßete hiermit die Lust mit so spöttischen, verdießlichen, stachlichen Worten an dem Papst. O Herr Gott, den Papst zu spotten bin ich unermeßlich zu geringe. Er hat nun wohl über sechshundert Jahre gespottet und zu ihrem Verderben an Leib und Seel, Gut und Ehre in die Faust gelacht, höret auch nicht auf, kann auch nicht aufhören, wie Sankt Petrus (2. Pet. 2, 14) ihn nennet einen unverbesserlichen Sünder. Kein Mensch kann's glauben, welch ein Gräuel das Papsttum ist: ein Christ, der muß auch nicht geringen Geistes sein, der es soll erkennen. Gott selbst muß ihn spotten in dem höllischen Feuer, und unser Herr Christus, wie Sankt Paulus sagt (2. Theff. 2, 8) muß ihn töten mit dem Odem seines Mundes und durch seine herrliche Zukunft zerstören. Ich spotte allein darum mit meinem schwachen Spotten, daß die, so jetzt leben und

nach uns kommen, wissen sollen, was ich vom Papst, dem verfluchten Antichrist, gehalten habe, und wer ein Christ sein will, sich vor solchem Gräuel lasse vermahnen.

„Das dritte Wort: ‚deutsch‘ oder ‚in deutschen Landen‘ drehet und martert er also.“

Hier zeigt Luther, daß er des Papstes Staatskunst wohl durchschaut und ein klares Urteil hat über die jüngsten Weltbegebenheiten. Aber wir müssen diese ausführlichen Auseinandersetzungen bei Seite lassen und von der Einleitung zur Hauptsache kommen. —

„Drei Stücke hab' ich mir vorgenommen.

„Eins, ob's wahr sei, daß der Papst zu Rom sei das Haupt der Christenheit, über Konzilia, Kaiser, Engel und alles, wie er sich rühmet.

„Das andere, ob's wahr sei, daß ihn niemand könne urteilen, richten, absetzen, wie er brüllet.

„Das dritte, ob's wahr sei, daß er habe das römische Reich von den Griechen auf uns Deutsche gebracht, wie er über alle Maßen davon stolziert und pocht.

„Bleibt mir etwas übrig von Kräften, will ich wieder an seine Bullen und Briefe mich machen und versuchen, ob ich dem großen groben Esel seine langen, ungekämmten Ohren kämmen möge.“

Auf's eingehendste behandelt Luther das erste Stück. „Sehr leicht ist zu beweisen, daß der Papst nicht sei der Oberst und das Haupt der Christenheit oder Herr der Welt, über Kaiser, Konzilia und alles, wie er lüget, lästert, flucht und tobet, nachdem ihn der höllische Satan treibt.“

Und noch einmal beweist Luther, was er schon 1519 gegen den Eck verfochten, daß das Papsttum durch eigene Anmaßung sich also erhoben habe. Weder weltliche noch geistliche Obrigkeit hat es gestiftet. Da nun Gott alles, was auf Erden ist, durch geistliche oder weltliche Obrigkeit ordnet und anordnet, so fragt Luther:

„Wo kommt das Papsttum her? Ich sage, es kommt vom Teufel, weil es nicht von der Kirche, die Christus durch seinen heiligen Geist regiert, noch von weltlicher Obrigkeit kommt. Solches will ich also mächtiglich beweisen, daß auch die Höllenpforten nichts dawider sollen vermögen.“

Es folgt eine ausführliche Erklärung der Schriftworte Matth. 16,

18, Joh. 21, 16 und anderer, worauf die Papisten sich so gern beriefen und noch berufen.

„Doch wundert mich," spottet Luther, „warum seine Heiligkeit so einen dunkeln Spruch für sich genommen hat, so doch viel hellere Sprüche in der Schrift zur Sache gedient hätten, als erstlich der: 1. Mose 1, 1. ‚Im Anfang, d. i. zu Rom, schuf Gott, d. i. stiftete Gott, Himmel, d. i. den Papst, und Erde, d. i. die christliche Kirche, und die Erde war wüste und leer, d. i. die christliche Kirche ist dem Papst unterworfen.'

„Wenn der Papst gleich steif und stolz stehen könnte — als er nicht kann — auf dem Spruch Matth. 16, 19, so stehen wir dagegen noch viel stolzer und steifer auf Matth. 18, 18. Denn es ist nicht ein anderer Christus, der Matth. 16 mit Sankt Peter redet und Matth. 18 mit den andern Jüngern ebendieselben Worte redet und Macht giebt, Sünde zu binden und zu lösen. So fahre der Papst hin mit seinem Peter, binde und löse, was er kann. Wir wollen der andern Apostel Macht zu binden und zu lösen Sankt Petern gleich halten, und wenn hunderttausend Sankt Peter ein Peter und alle Welt eitel Papst wäre, dazu ein Engel vom Himmel bei ihm stünde. Denn wir haben hier den Herrn über alle Engel und Kreaturen selbst: der sagt, sie sollen alle gleiche Gewalt, Schlüssel und Amt haben, auch zween schlechte Christen (schlichte Laien) allein in seinem Namen versammelt. Diesen Herrn soll uns der Papst und alle Teufel nicht zum Narren, Lügner noch Trunkenbold machen, sondern wir wollen den Papst mit Füßen treten und sagen, er sei ein verzweifelter Lügner, Gotteslästerer und abgöttischer Teufel, der die Schlüssel an sich allein gerissen hat unter Sankt Petrus Namen, so Christus dieselben allen gleich insgemein gegeben hat, und will den Herrn zum Lügner machen. Ja das müßte man loben."

Übrigens ist die Schlüsselgewalt „nicht eine weltliche Gewalt, dadurch die Bischöfe über die Kirche sich brüsten und herrschen möchten, sondern eine geistliche Gewalt, den Sündern zu Gut und Heil gegeben, daß sie (die Sünden) dieselbigen (Gut und Heil) bei den Bischöfen und Kirchen suchen und finden mögen, so oft es ihnen notthut, dadurch die Sünder selig, und nicht die Bischöfe Herren und Junker werden sollen. Gleich als wenn ein Fürst tausend Gulden seinem Diener gäbe, daß er die sollt' unter etliche arme Leute teilen: durch diese tausend Gulden soll der Diener nicht reich noch Herr über die armen Leute werden, sondern wie der Herr befohlen hat, sie frei, umsonst von den

armen Leuten lassen suchen und finden; er aber soll sich allein einen willigen Diener hierin erzeigen, den armen Leuten zum Trost und Nutz. Das merke wohl: es gilt dem Papst.

„O nun greife zu, Kaiser, König, Fürsten und Herrn, und wer zugreifen kann; Gott gebe hie faulen Händen kein Glück! Und erstlich nehme man dem Papst Rom, Romagea, Urbino, Bologna (vgl. Seite 403) und alles, was er hat als ein Papst, denn er hat's mit Lügen und Trügen — ah was sage ich Lügen und Trügen! er hat's mit Gotteslästerung und Abgötterei dem Reich schändlich gestohlen, geraubt und sich unterworfen und dafür zu Lohn unzählige Seelen durch seine Abgötterei in das ewige höllische Feuer verführt — wie er sich selbst rühmt in der Bulle Si Papa — und Christi Reich verstöret; daher er heißt ein Gräuel der Verstörung (Matth. 24, 15). Dafür sollte man ihn selbst, den Papst, Kardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlichen Heiligkeit Gesindlein ist, nehmen und ihnen — als Gotteslästerern — die Zungen hinten zum Hals herausreißen und an den Galgen annageln der Reihe nach, wie sie ihre Siegel an den Bullen in der Reihe her hängen. Wiewohl solches alles geringe ist gegen ihre Gotteslästerung und Abgötterei. Darnach ließe man sie ein Konzilium oder wie viele sie wollten, halten am Galgen oder in der Hölle unter allen Teufeln. Denn sie haben nicht unwissentlich, noch aus Gebrechlichkeit das leidige Papsttum angefangen."

Solche Sprache Luthers klingt in unsern Ohren ganz entsetzlich. Redet er nicht wie ein wahrer Blutmensch? Und römische Schriftsteller gründen auf solche Äußerungen wirklich die Anklage, Luther habe allen Ernstes zur Ermordung des Papstes aufgefordert.

In Wahrheit sagt Luther aber nur, daß der Papst mit seinen Helfershelfern für ihren Diebstahl und Raub die Strafe der Diebe und Räuber, für ihre Gotteslästerung die Strafe der Gotteslästerer verdient haben. Den Spitzbuben nahm man ihr gestohlenes Gut und knüpfte sie am Galgen auf, den Gotteslästerern riß man die Zunge zum Halse heraus. Darum ist für die gräßlichen Worte mehr die damalige peinliche Gerichtsbarkeit als Luther verantwortlich. In Wahrheit hätte von jenen Päpsten, welche uns im Laufe dieser Geschichte begegnet sind, kaum einer vor dem Strafrichter bestanden. Luther sagt das frei heraus. Das ist aber etwas ganz anderes, als ‚zur Ermordung auffordern'. Daß gleichwohl sich kein Richter fand für den Papst, woher kam das?

‚Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen‘, sagt das Sprichwort. —

„Sie schreiben wohl, Sankt Peter sei fünfundzwanzig Jahr (als Bischof) zu Rom gesessen, aber solche Lüge frisset sich selbst. Denn er ist ja noch zu Jerusalem gewesen, da Sankt Paulus über achtzehn Jahre nach des Herrn Himmelfahrt zu ihm kam (Galat. 1, 18. 2, 11) und soll sieben Jahre zu Antiochien gesessen sein, davon noch das Fest Sankt Peters Stuhlfeier den Namen hat. Solche Zahl zusammen macht fünfundzwanzig Jahr. Also wird Sankt Peter acht Jahre nach Nero gelebt haben, von dem er doch soll gemartert sein (d. i. den Märtyrertod gestorben)! Denn Nero hat sich erstochen siebenunddreißig Jahr nach der Himmelfahrt Christi! Sie lügen und dichten unter einander von Sankt Peter das Hundert ins Tausend, daß ich den Wahn habe gekriegt, daß weder Sankt Peter noch Sankt Paul habe den ersten Stein an der Kirche zu Rom gelegt. Hierzu beweget mich auch das 16. Kapitel an die Römer, da Sankt Paulus viele Heilige zu Rom mit Namen grüßet und doch er selbst noch nicht dahin gekommen war, Sankt Peter auch nicht. . . .

„Der Papst meinet wohl, der heilige Geist sei an Rom gebunden. Ja wenn er des könnte gute Siegel und Briefe auflegen, so hätte er gewonnen. Denn so er will das Haupt aller Kirchen sein — welches unmöglich — muß er zuvor gewiß machen, daß er und seine Nachfolger den heiligen Geist gewiß und erblich haben müssen und nicht irren können. Ja, die Briefe und Siegel möcht’ ich gerne sehen!“

Heute könnte der Papst Luthern die verlangten Briefe und Siegel vorlegen: es sind die Beschlüsse des vatikanischen Konzils. Freilich stammen dieselben erst aus dem Jahre 1870! Aber wie klar hat Luther damals schon vorausgesehen, daß die letzte Folge der päpstlichen Ansprüche die Unfehlbarkeit des Papstes sei!

Auch das hat er deutlich und sicher getroffen, daß es in der römischen Kirche „nicht mehr heiße: ‚Wer an Christum glaubet, wird selig‘, sondern: ‚Wer dem Papste gehorsam ist, der wird selig‘. Er aber, der Papst selbst, soll niemand gehorsam noch unterworfen sein. Da hast du des geistlichen Rechts und aller Dekretalien (päpstlichen Erlasse) Summa und ganzen Verstand.“

„Wer Gott will hören reden, der lese die heilige Schrift; wer den Teufel will hören reden, der lese des Papstes Dekrete und Bullen. O

weh, weh, weh dem, der dahin kommt, daß er Papst und Kardinal wird; dem wäre besser, daß er nie geboren wäre. Judas hat den Herrn verraten und umgebracht; aber der Papst verrät und verderbt die christliche Kirche, welche der Herr lieber und teurer als sich selbst und sein Blut geachtet. Denn er sich selbst für sie geopfert hat. Weh dir Papst!"

„Etlichermaßen ist's wahr: er hat im Himmelreich, d. i. in Christi Reich, in der Kirche, viel zu schaffen und viel geschafft — gleichwie sein Gott, der Teufel, auch (Hiob 1, 15 ff). Denn er hat viel zu thun, daß er zerbreche und zerstöre alles, was Christus gebauet und noch bauet. Davon wollen wir zum Exempel etliche Stücke erzählen.

„Erstlich, wie droben gehört, will der Herr seine Kirche auf sich, den Fels gebauet haben, d. i. an ihn soll man glauben, wer ein Christ sein will. Nein, spricht der Papstesel, es heißt: man soll mir gehorsam sein und mich für einen Herrn halten; solch Werk macht selig, und Ungehorsamsein und mich nicht für einen Herrn halten, das verdammt.

„Item, der Herr giebt sein Sakrament ganz seinen Christen. Nein, spricht der Papstesel, den Laien ist genug eine Gestalt, den Priestern gehört's ganz.

„Item, das Sakrament will der Herr hier gegeben haben, zu stärken die armen Gewissen durch den Glauben. Nein, sagt der Papstesel, man soll's opfern für die Toten und Lebendigen, verkaufen, eine Hantierung und Jahrmarkt daraus machen, daß wir den Bauch damit weiden und aller Welt Güter fressen. . . . (Folgen noch mehr solche Stücke) . . .

„Item, der Herr will, daß nach dem Glauben und der brüderlichen Liebe (d. h. sofern der Glaube und die brüderliche Liebe nur bewahrt wird) soll aller Kreaturen Brauch (d. h. Genuß und Gebrauch von allem Geschaffenen) frei sein, daß daselbst keine Sünde noch Gerechtigkeit zu suchen sei. O nein, spricht hier der allerhöllischste Vater, Christus ist trunken, toll und thöricht, hat vergessen, was er mir mit den Schlüsseln für große Macht zu binden gegeben hat, nämlich: ich habe Macht zu binden und zu verbieten.

„Wer Milch ißt am Freitage, am Sonnabend, oder an der Apostel Abend oder meiner Heiligen, die ich gemacht habe — das ist eine Todsünde und ewige Verdammnis. Doch daß ich (der Papst) solches zu halten nicht schuldig sei!

„Wer Butter, Käse oder Eier ißt an selbigen Tagen, das ist eine Todsünde und die Hölle.

„Wer aber Fleisch äße an solchen Tagen, der ist weit unter der Hölle verdammt, ausgenommen mich und meine Kardinäle, die sind solchem Binden nicht unterworfen.“ U. s. w., u. s. w.

„Daß ist nicht der größte Schade, daß der Papst unsern Leib, Gut und Ehre unter sich geworfen hat mit seinem verfluchten Binden, sondern daß er die Gewissen oder Seelen damit verstrickt hat, als seien es göttliche Gebote, Gottesdienste und Werke zur Seligkeit, und Sünde macht, da keine ist. Da sind die Gewissen erschreckt und blöde worden, der Glaube geschwächt und endlich erwürget und erstickt, christliche Freiheit verloren.“

Zu Joh. 21, 16: „Der liebe Herr Christus hat anders zu thun mit dem Spruch ‚Weide meine Schafe,‘ denn daß er einen Papst oder Teufel wider sich und seine Kirche damit stiften wollte. Denn er redet mit Sankt Petro und spricht: ‚Simon Johannis, hast du mich lieb, so weide meine Schafe!‘ Hier ist’s klar, daß, wer die Schafe Christi weiden soll, der müsse Christum liebhaben. Hier helft, helft alle Teufel aus der Hölle euerm Papst! Dieser Spruch will ihm das Herz abstoßen, darauf er so hoch pochet und sich gründet. Denn wo er Christum nicht liebet, so ist er nicht Papst, und ist alle Welt frei, nichts vom Papsttum zu halten noch zu wissen. Denn er hat sich hier in diesem Spruch selbst durch sein eigen Maul und Urteil gefangen, verurteilt, verdammt, vom Papsttum gestürzt, daß er gar nichts ist.

„Gott der Vater, Sohn, heiliger Geist zeuget, daß die Schafe weiden sei ihm das liebste Werk, darum der Sohn sei Mensch worden und sein Blut vergossen, daß die Leute sollen selig werden.

„Ja, spricht der Papst, so verstehe ich das Weiden nicht.

„Liebes Jüngferlein Päpstlein, wie verstehst du es denn?

„Also: ich meinet‘, daß ich unter Sankt Peters Namen wollt’ alle Könige und alle Welt schrecken, daß sie sich ergäben, unter mir zu weiden und mir zu dienen und ich dadurch ein Herr der Welt würde und also das alte römische Reich zu Rom wieder aufrichte, mächtiger und größer, als es gewesen ist zur Zeit des Kaisers Augustus und ich der rechte römische Kaiser hieße, Herr aller Herren, König aller Könige (Offenb. 19, 16), wie mir meine Propheten sagen.

„Ja, ja, Jungfer Päpstlein! Bist du da zerrissen, so flicke dich der Teufel und seine Mutter. Fürchtest du dich aber nicht vor Gott, daß er dich um solcher schändlichen Verfälschung und Lästerung seiner Worte willen möchte mit Blitz und Donner vom Himmel durch die Erde in den Abgrund der Hölle senken?

„Hahaha, das hat gute Weile; meint ihr trunkenen Deutschen, daß wir (Papst und Papisten) solche Narren seien, als ihr seid, und solche Gäucherei und Narrentheidinge von Gott und euerm toten Christus glauben wollen?“

„Ei warum führest du denn seine Worte vom Fels, Schlüssel und Weiden?

„Ei, Lieber, es ist besser, Bestien regieren, denn von Bestien regiert werden. Weißt du nicht, wer Meisen fangen will, muß ein Meisenbein pfeifen, und wer einen Christen fangen will, muß reden lernen, wie ein Christ. Darum müssen wir euch, bon Christian (ihr guten Christen — vgl. Band 1 Seite 81 f), bei euerm Glauben ergreifen; dabei kann man euch deutsche Bestien halten und führen, wo und wie wir wollen, wie man die Bären führet bei dem Ring in der Nase, daß ihr uns nicht abermal über den Kopf wachset und mit uns spielet, wie eure Vorfahren, die Gothen, Longobarden und etliche Kaiser gethan haben. . . . —

„Wohlan, wenn ich Kaiser wäre, wüßt' ich wohl, was ich thun wollt'. Die lästerlichen Buben allesamt, Papst, Kardinäle und alles päpstliche Gesinde zusammenkoppeln und gürten, nicht weiter denn drei Meilen Wegs von Rom gen Ostia führen: daselbst ist ein Wässerlein, das heißt lateinisch mare Tyrrhenum (das toskanische Meer), ein köstlich Heilbad wider alle Seuche, Schaden, Gebrechen päpstlicher Heiligkeit, aller Kardinäle und seines ganzen Stuhls — daselbst wollt' ich sie säuberlich einsetzen und baden. Und ob sie sich wollten fürchten vor dem Wasser, wie gemeiniglich die besessenen und wahnsinnigen Leute das Wasser scheuen, wollt' ich ihnen zur Sicherheit mitgeben den Fels, darauf sie und ihre Kirche gebauet ist, auch die Schlüssel, damit sie alles binden und lösen können, auf daß sie dem Wasser zu gebieten hätten, was sie wollten; dazu sollten sie auch Hirtenstab und -Keule haben, damit sie das Wasser möchten ins Angesicht schlagen, daß ihm Maul und Nase blutet; zuletzt sollen sie auch die Weide mit sich haben zum Labetrunk und Lusttrunk im Bade, alle Dekrete, Dekretale, Sexti, Klementinen, Extravagant-Bullen, Ablaß, Butter-, Käse- und Milchs-

briefe an den Hals gehängt, damit sie allenthalben sicher wären. Was gilt's, wenn sie eine halbe Stunde hätten gebadet, es sollte alle ihre Seuche, Schaden und Gebrechen ablassen und aufhören, da wollte ich Bürge dafür sein und meinen Herrn Christum zum Pfande setzen."

„Ach, mein lieber Bruder in Christo, halt mir's ja zu gut, wo ich hier und anderswo so grob rede von dem leidigen, verfluchten, ungeheuern Monstrum (Gräuel) zu Rom. Wer meine Gedanken weiß, der muß sagen, daß ich ihm viel, viel, viel zu wenig thue und mit keinen Worten noch Gedanken erlangen kann die schändliche, verzweifelte Lästerung, die er treibt mit dem Wort und Namen Christi, unsers lieben Herrn und Heilandes, lacht darnach in die Faust, als habe er des Narren Christi und seiner Christen fein gespottet, und giebt doch große Gepränge für, als sei er Christi Vikarius und wollte alle Welt selig machen mit seiner Heiligkeit." —

„Es ist mir dies Büchlein unter den Händen zu groß geworden, und, wie man sagt, das Alter ist vergeßlich und wäschig, also ist mir's vielleicht auch geschehen. Wiewohl des Papsttums teuflischer Gräuel an sich selbst ein unendlicher, unaussprechlicher Wust ist, so hab' ich doch, hoffe ich, das erste Stück, ob's wahr sei, daß der Papst über die Christenheit das Haupt, über Kaiser, Könige alle Welt Herr sei, für jeden, der sich will sagen lassen, so klärlich und gewaltiglich ausgeführt, daß Gottlob! kein gut christlich Gewissen anders glauben kann, denn daß der Papst nicht sei noch sein kann das Haupt der christlichen Kirche, noch Statthalter Gottes oder Christi, sondern sei das Haupt der verfluchten Kirche der allerärgsten Buben auf Erden, ein Statthalter des Teufels, ein Feind Gottes, ein Widersacher Christi und Verstörer der Kirche Christi, ein Lehrer aller Lügen, Gotteslästerung und Abgöttereien, ein Erzkirchendieb und Kirchenräuber der Schlüssel, aller Güter beides der Kirche und der weltlichen Herrn, ein Mörder der Könige und Ketzer zu allerlei Blutvergießen, ein Widerchrist, ein Mensch der Sünde und Kind des Verderbens, ein rechter Bärwolf.

„Wer das nicht will glauben, der fahre immer hin mit seinem Gott, dem Papst. Ich als ein berufener Lehrer und Prediger in der Kirche Christi, der ich die Wahrheit zu sagen schuldig bin, habe hiermit das Meinige gethan." —

Viel kürzer behandelt Luther das zweite und dritte Stück, das er sich vorgenommen. Er will in einer weiteren Schrift noch näher darauf eingehen. Auf die zweite Frage, ob's wahr sei, daß den

Papst niemand urteilen noch richten könne," antwortet er unter anderm:

„Schreibt doch Sankt Paulus Galat. 1, 9 den Christen die Macht zu, daß sie auch einen Engel vom Himmel zu richten und zu verdammen haben, wo derselbe wollte ein ander Evangelium predigen. Was ist aber gegen einen Engel vom Himmel der Papst, Kardinäle und alle Teufel auf einen Haufen? O daß hiermit der Papst nicht allein seine Gotteslästerung und verfluchte Lüge und Abgötterei muß offenbaren, sondern auch seinen großen, groben Eselskopf muß aller Welt zeigen, als der gar nichts verstehet, was ein Christ, Kirche, Gottes Wort, Geist und Gott sei."

Die Schrift schließt:

„Hierher nun, Papstesel, mit deinen langen Eselsohren und verdammtem Lügenmaul. Die Deutschen haben das römische Reich nicht von deinen Gnaden (vergl. Punkt Drei, Seite 490), sondern von Karl dem Großen und von den Kaisern zu Konstantinopel: du hast nicht ein Haar breit dazu gegeben. Aber unermeßlich viel hast du davon gestohlen mit Lügen, Trügen, Gotteslästerung und Abgöttereien.

„Aber hier muß ich's lassen. Will's Gott, im andern Büchlein will ich's bessern. Sterbe ich indes, so gebe Gott, daß es ein anderer tausendmal ärger macht. Denn die teuflische Päpsterei ist das letzte Unglück auf Erden und das Äußerste, das alle Teufel thun können mit ihrer Macht. Gott helfe uns! Amen."

Es ist Luthers letzte Schrift wider Rom gewesen. Trotz ihrer rücksichtslosen Derbheit ist sie eine geistesmächtige, inhaltsschwere Kundgebung des alternden Kämpen. Oftmals beruft er sich darin auf seine Erfahrung, von jener Romreise ab bis auf die letzten öffentlichen Entscheidungskämpfe. Er kannte Rom und schrieb so um seines Gewissens willen. Das verleiht seinen Worten eine furchtbare Wucht.

Kein Wunder, daß die Römischen über diese Schrift zetern bis auf den heutigen Tag. Aber selbst König Ferdinand, des Kaisers Bruder, äußerte, nachdem er sie ganz durchgelesen: „Wenn die bösen Worte herauswären, hätte Luther nicht übel geschrieben."

Auch manchen Freunden Luthers waren der bösen Worte zu viele. Dem Kurfürsten aber gefiel das Buch so, daß er für zwanzig Gulden Exemplare kaufte und sie verbreitete. Das evangelische Volk aber ver-

stand Luthern sehr wohl, und Jung und Alt stimmte von Herzen ein in sein

Kinderlied, zu singen wider die zwei Erzfeinde Christi und seiner heiligen Kirche, den Papst und den Türken.

Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort,
Und steur' des Papst's und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Wollen stürzen von deinem Thron.

Beweis' dein' Macht, Herr Jesu Christ,
Der du Herr aller Herren bist:
Beschirm' dein' arme Christenheit,
Daß sie dich lob' in Ewigkeit.

Gott, heiliger Geist, du Tröster wert,
Gieb' dei'm Volk einrlei Sinn auf Erd',
Steh' bei uns in der letzten Not,
G'leit uns ins Leben aus dem Tod.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Völliger Bruch mit den Schweizern.

Um dieselbe Zeit, wo die Spaltung zwischen Rom und dem Protestantismus jene hoffnungslose Gestalt annahm, wie wir sie in den letzten beiden Kapiteln kennen gelernt haben, wurde auch der Riß zwischen Luther und den Schweizern wieder ärger.

Wie viel wäre es wert gewesen, wenn in jenen Tagen der Gefahr die Evangelischen einig gewesen wären! Wie viel leichter hätten sie dann die Flüche des Trienter Konzils ertragen! Wie viel stärker wären sie auch gegenüber dem Kaiser gewesen, als dieser endlich doch gegen sie zu den Waffen griff! Es hat nicht sollen sein.

Zwar in Deutschland waren die Evangelischen einig. Wie wir früher gesehen: Deutschland war Lutherisch. Die Zwinglische Lehre hatte keine offenen Anhänger mehr. Die vermittelnde Richtung des Butzer und seiner Genossen war ja noch vertreten; aber mit ihr bestand die Wittenberger Konkordie und blieb bis über Luthers Tod hinaus bestehen. Diese Richtung hatte selbst in Wittenberg ihre Freunde: Melanchthon dachte über das Abendmahl mehr Butzerisch als Lutherisch. Und oftmals fürchtete Melanchthon selbst, und andere mit ihm, Luther werde wegen seiner Abweichung in der Abendmahlslehre gegen ihn losfahren und ihm Freundschaft und Gemeinschaft kündigen. Aber nichts von dem geschah. So reizbar und heftig Luther auch war und mit den Jahren immer mehr wurde, so kannte er doch seinen Melanchthon zu gut, um irgend an ihm irre zu werden, wenn auch zuweilen seine theologischen Ausdrücke und Formeln ihm nicht ganz genügen mochten.

Auch Butzern erhielt Luther das ihm einmal geschenkte Vertrauen, trotzdem strenge Lutheraner hin und wieder gegen denselben Beschwerde führten. Und, mit besonderem Wohlwollen begrüßte er den jungen Mann, welcher berufen war, die Schweizerische Reformation mit neuem Geist und Leben zu erfüllen: wir sind ihm schon einmal begegnet (Seite 450) — Johann Kalvin.

Dieser bedeutende Theologe bahnte einen Mittelweg zwischen Luthers und Zwinglis Abendmahlslehre, indem er zwar keine örtliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Brot und Wein, wohl aber eine wahrhaftige Mitteilung desselben an die Gläubigen lehrte. Man machte Luthern darauf aufmerksam, daß Kalvin bei seinem Widerspruch gegen die ‚örtliche Gegenwart‘ ohne Zweifel ihn und seine Lehre meinte; Luther aber ließ sich das nicht anfechten. „Ich hoffe, daß er (Kalvin) einst besser von uns denken wird,“ sagte er; „es ist billig, daß wir von diesem tüchtigen Geist etwas ertragen.“ Und als Kalvin ihm im Jahre 1539 eine Schrift zuschickte, worin er seine Ansicht deutlich ausgesprochen hatte, schrieb Luther (am 14. Oktober) an Butzer nach Straßburg, wo auch Kalvin sich damals aufhielt: „Grüße bestens Herrn Johann Sturm und Johann Kalvin, deren Schriften ich mit sonderlichem Vergnügen gelesen habe.“

Auch mit den böhmischen Brüdern tauschte Luther noch immer freundliche Grüße, obwohl gerade die Abendmahlslehre trennend zwischen ihnen stand. Das alles sind Beweise dafür, daß Luther auch in diesem Stücke Abweichungen, wenn sie ihm nicht gar zu tief den Kern seines Glaubens berührten und von hartnäckiger Menschenvernunft eingegeben schienen, recht wohl vertragen hat.

Auf solchem Standpunkte stand er, wie wir wissen, eine Zeit lang auch den eigentlichen Schweizern gegenüber. Und ich gäbe etwas darum, wenn jene friedlichen Briefe, in denen Butzers Bemühungen um eine Konkordie auch zwischen Zürich und Wittenberg ausklangen (Seite 386 ff), Luthers letzte Kundgebung gegen die Schweizer geblieben wären! Aber das Letzte ist hier ein schriller Mißklang.

Und während wir Luthers letztes Wort über das Papsttum in seiner ganzen Schärfe und Heftigkeit wahrlich begreifen und rechtfertigen können, weil er den Abgrund des römischen Abfalls vom wahren Christentum in furchtbaren Kämpfen aus innerster Lebenserfahrung kennen gelernt hatte, so ist sein endlicher völliger Bruch mit den Schweizern

darum so traurig, weil hier eine genaue Kenntnis der Gegner nicht vorhanden war.

Nicht als ob Luther allein an dem Bruch schuld gewesen wäre. Die Schweizer waren es ebenso, voran Bullinger, Zwinglis Nachfolger in Zürich. War es doch Bullinger, der im Jahre 1538 den Briefwechsel mit Luther abbrach, weil er Luthern ein zwar offenes, aber gar nicht bösgemeintes Schreiben verübelte (Seite 391). Man gab sich in der Schweiz wirklich nicht die rechte Mühe, Luthers Abendmahlslehre in ihrem Unterschiede von der papistischen zu verstehen, und reizte Luthern, indem man ihn mit Vorwürfen bedachte, die ihn nicht trafen und die er sich nur aus absichtlicher Verstocktheit erklären konnte. Man nahm andererseits Luthers friedliche und freundliche Äußerungen für einen Widerruf seiner früheren, von ihnen bekämpften Ansicht und war enttäuscht, ja entrüstet, wenn er ihnen um so nachdrücklicher versicherte, daß er weit von einer Aenderung seiner Lehre entfernt sei. Man stieß sich an Luthers rechthaberischem, rücksichtslosen Wesen und vergaß, daß ein Mann, der so wie Luther die besten Jahre seines Lebens im Kampfe gegen eine ganze Welt gestanden, wohl ein Recht hat auf Achtung seiner heiligen Ueberzeugung, auch wenn sie einer nicht in jedem Stücke billigen kann.

Besonders verhängnisvoll für den ganzen Zwiespalt war der Klatsch welcher zwischen den gelehrten Männern jener Tage recht im Schwange ging. Was in Zürich und Basel zwischen den vier Wänden gesprochen wurde, fand leicht durch gute Freunde den Weg nach Wittenberg und umgekehrt. Briefliche Aeußerungen an vertraute Gesinnungsgenossen wurden eiligst weitergegeben, ja ganze Briefe durch Abschriften vervielfältigt oder gar gedruckt. Dies Hinundhertragen gelegentlicher Rede hat immer viel Unheil angerichtet, und zwischen Luther und den Schweizern ganz besonders.

Obendrein war Luther in seinen alten Tagen durch Krankheit und mancherlei Aergernis hart angefochten. Wir werden davon noch Genaueres hören. Das machte seine ohnehin leidenschaftliche Natur noch reizbarer.

Aber der wesentliche Grund seines letzten harten Auftretens gegen die Schweizer ist und bleibt immerhin, daß ihm seine Abendmahlslehre recht im Kern und Mittelpunkt seines Glaubens stand (Seite 115 f). Daß andere sie nicht teilten, die doch gleich ihm in der heiligen Schrift die einzige Quelle der Offenbarung hochhielten, konnte er nun wohl nach

so vielen deutlichen Schriften, die er geschrieben, hingehen lassen; sein Gewissen sagte ihm, daß er seine Pflicht gethan. Aber nun vernahm er immer wieder, daß hier und da die Zwinglische oder sonst eine falsche Abendmahlslehre gepredigt werde, als sei es die seine! Mit seinem Namen und Ansehen deckte man die falsche Waare, brachte durch Lug und Trug die Seelen um den letzten himmlischen Trost, den Christus ihnen gelassen hat! Und solches Gerede, nämlich daß Luther über das Abendmahl nunmehr Zwinglisch denke, griff wirklich weiter um sich, als in der Stadtkirche zu Wittenberg im Jahre 1542 die Elevation abgeschafft wurde, die feierliche Aufhebung der Hostie vor dem Genuß des Sakraments, ein Brauch, den man aus der alten römischen Messe als unschädlich noch beibehalten hatte, obgleich man die Hostie längst nicht mehr anbetete (Vgl. Band 2 Seite 519).

Luthers Seele war voll Abscheu vor den Schwärmern, zu denen er noch immer Zwingli und seinen Anhang rechnete, und es bedurfte nur eines Anstoßes, so mußte es überlaufen.

Dieser Anstoß kam von Schwenkfeld.

Kaspar Schwenkfeld von Ossig, ein schlesischer Edelmann, hatte, obwohl er kein Theologe war, sich seine eigene Meinung vom Christentum gebildet. Nachdem er vieles von Luther gelernt, konnte er doch weder seine noch Zwinglis Lehre annehmen. Trotzdem kämpfte er mit zahlreichen Briefen und Schriften um seine Anerkennung. Auch fehlte es ihm nicht an Anhängern; aber die maßgebenden evangelischen Theologen im Reiche und in der Schweiz, gleichviel ob sie Lutherisch oder Zwinglisch gerichtet waren, verwarfen ihn als einen der gefährlichsten und gottlosesten Schwärmer.

Dieser Mann drängte sich im Jahre 1543 wieder an Luther heran, nachdem er schon früher mit ihm Streit gehabt. Er schickte ihm durch einen besonderen Boten etliche Büchlein zu, worin er Worte Luthers zur Begründung seiner ganz abweichenden Lehre vom Abendmahl und von Christus verwendete. Luther schrieb nur kurz dem Boten auf, was er dem Schwenkfeld ausrichten solle, nämlich, er möchte ihn mit seinen Teufelsbüchern ungeschoren lassen.

Diesen Zettel verbreitete Schwenkfeld und gedachte Luthern damit zu verunglimpfen. Da nahm Luther noch einmal die Feder in die Hand, sein Herz wider die Schwarmgeister gründlich auszuschütten. Schon als sie von seiner Absicht hörten, fürchteten Melanchthon und andere milder gestimmte Freunde, sie möchte allzuheftig ausfallen. Und

in der That, es ist eine scharfe, trotzige Schrift, worin sein alter Haß gegen die Schwärmer noch einmal rücksichtslos sich Luft macht. Und zu den Schwärmern rechnet er nach wie vor, wir müssen sagen mit Unrecht, Zwingli und seinen Anhang. Weniger den Schwenkfeld, als die Evangelischen in der Schweiz trafen darum die Keulenschläge seines Büchleins aufs bitterste.

Dasselbe erschien im September 1544 unter dem Titel „Kurzes Bekenntnis Doktor Martin Luthers vom heiligen Sakrament.“ So nannte es Luther, offenbar, um es damit jenem großen ‚Bekenntnis vom Abendmahl‘, daß er einst (1528) gegen Zwingli ausgehen ließ, an die Seite zu stellen.

Nachdem er von seiner letzten Begebenheit mit Schwenkfeld berichtet, fährt er fort:

„Solch verdammt Lästermaul soll nicht wert bei mir sein, daß ich einen Buchstaben ihm zuschreiben oder mit ihm reden, noch ihn sehen oder hören wollt'; ist mir auch ebensoviel, wenn er und seine verfluchte Rotte der Schwärmer, Zwingler und dergleichen mich loben oder schelten, als wenn mich Juden, Türken, Papst oder gleich alle Teufel schelten oder lobten.

„Denn ich, als der ich nun zu der Grube gehe, will dies Zeugnis und diesen Ruhm mit mir vor meines lieben Herrn und Heilandes Jesu Christi Richterstuhl bringen, daß ich die Schwärmer und Sakramentsfeinde: Karlstadt, Zwingli, Oekolampad, Stenkefeld und ihre Jünger zu Zürich und wo sie sind, mit ganzem Ernst verdammt und gemieden habe nach seinem Befehl (Tit 3, 10): ‚Einen Ketzer sollst du meiden, wenn er einmal oder zwei vermahnt ist, und wisse, daß ein solcher verkehret ist und sündigt, als der schlechthin will verdammet sein.‘ Sie sind oft genug, auch ernstlich genug vermahnet von mir und vielen anderen; die Bücher sind am Tage, und gehet noch täglich unser aller Predigt wider ihre lästerliche und lügenhafte Ketzerei, welches sie wohl wissen.

„Viel lieber, sage ich, wollt ich mich hundertmal lassen zerreißen oder verbrennen, ehe ich wollte mit Stenkefeld, Zwingli, Karlstadt, Oekolampad und wer sie mehr sind die leidigen Schwärmer, Eines Sinnes oder Willens sein oder in ihre Lehre willigen.

„Denn ich denke noch wohl, stehet auch noch in ihren Büchern, wie gar überaus schändlich sie uns mit unserm lieben Herrn und Heiland lästerten, hießen ihn einen gebackenen Gott, einen brötenen Gott, einen

weineren Gott u. s. w. Uns hießen sie Fleischfresser, Blutsäufer, Papisten u. s. w."

Gegen solche Schmähungen verantwortet Luther noch einmal kurz und bündig seine Lehre vom Abendmahl unter häufiger Verweisung auf die früheren Streitigkeiten deswegen. Gegen alle Einwendungen stellt er sich wieder auf das einfache Gotteswort, von dem er nicht zugeben kann, daß daran etwas zu deuten sei, und erklärt:

„Ich will mit dem heiligen Vater Abraham und allen Christen auf dem Spruch Röm. 4, 21 stehen: ‚Was Gott redet, das kann er auch thun.‘ Er hat's gesagt; da lass' ich's bei bleiben. Verführet er mich, so bin ich seliglich verführet."

Ganz mit Recht macht Luther geltend, daß da, wo die Abendmahlslehre verschieden ist, auch die Lehre von Christus verschieden sein wird:

„O, lieber Mensch! wer nicht will glauben den Artikel vom Abendmahl, wie will er doch je glauben den Artikel von der Menschheit und Gottheit Christi in einer Person? Und ficht dich an, daß du den Leib Christi mündlich empfängst, wenn du das Brot vom Altar issest, item das Blut Christi empfängst mündlich, wenn du den Wein trinkest im Abendmahl, so muß dich gewißlich viel mehr anfechten, wie die unbegreifliche Gottheit, so allenthalben wesentlich ist und sein muß, leiblich beschlossen und begriffen werde in der Menschheit Jesu, wie Sankt Paulus sagt (Kol. 1, 19): ‚In ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leiblich.‘

„Gewiß ist's: wer Einen Artikel nicht recht glaubet oder nicht will — nachdem er vermahnet und unterrichtet ist — der glaubt gewißlich keinem mit Ernst und rechtem Glauben. Und wer so kühn ist, daß er darf Gott leugnen und Lügen strafen in Einem Wort und thut solches mutwilliglich wider und über das, so er ein- oder zweimal vermahnet ist, der darf auch Gott in allen seinen Worten leugnen und Lügen strafen, thut's auch gewißlich. Darum heißt's: rund und rein, ganz und alles, oder nichts geglaubt! Der heilige Geist läßt sich nicht trennen noch teilen, daß er Ein Stück sollt' wahrhaftig und das andere falsch lehren und glauben lassen — ohne wo Schwache sind, die bereit sind, sich unterrichten zu lassen und nicht halsstarriglich zu widersprechen. Denn alle Ketzer sind dieser Art, daß sie erstlich an Einem Artikel anfangen, darnach müssen auch die andern und allesamt verleugnet sein: gleichwie der Ring, so er einen Bruch oder Ritz

kriegt, taugt er ganz und gar nicht mehr, und wo die Glocke an Einem Ort berstet, klingt sie auch nicht mehr und ist ganz untüchtig."

Er bleibt doch ein Mann aus Einem Guß, dieser Luther! Auch wem es bitter wehthut, daß er so hart redete mit evangelischen Christen, die ihm wahrlich nicht so fern standen, wie er meinte, soll doch Achtung haben vor solcher Festigkeit und Geschlossenheit seiner Glaubensüberzeugung. Wäre Luther nicht so gewesen, er hätte nicht in Gottes Hand der Sturmbock sein können, der in die Burg Roms die erste Bresche brach!

Zur Sache selber wird man ja sagen müssen, daß die wenigsten Menschen die ganzen Folgen einer Ansicht ziehen, die sie vertreten; daß Schwachheit und Stärke, Irrtum und Wahrheit auch in der Brust der Besten oft dicht bei einander wohnen; daß Luther doch nicht wissen konnte, ob seine Gegner schon in der rechten Weise vermahnet und unterrichtet waren — wenigstens da er in solcher Heftigkeit mit ihnen redete, machte er es ihnen sehr schwer von ihm zu lernen.

Daß die Schweizer nicht auf Zwinglis Worte schwuren, haben sie bewiesen. Bereits ihr erstes öffentliches Bekenntnis (Seite 386) enthielt Zwinglis Abendmahlslehre nicht. Und bald hat Kalvin von Genf aus seine Lehre in der reformierten Kirche zur Herrschaft gebracht, welcher innerlich Luthern um vieles näher stand als dem Zwingli. Als dann gar nach Luthers Tode auch in Deutschland reformierte Landeskirchen sich bildeten neben den Lutherischen, da haben diese ihr Bekenntnis viel weniger von Zwingli und Oekolampad überkommen, als von Kalvin und Melanchthon. Darum hat ein Lutheraner keinesfalls das Recht, die reformierte Kirche anzusehen, wie Luther den Zwingli und die Schwärmer; denn die reformierte Kirche hat seit diesem letzten Worte Luthers eine Entwicklung gehabt in Lehre und Leben, welche Luther nicht ahnte und ihr ganz und gar nicht zutraute.

Das ist der große Unterschied, den man nicht vergessen darf, wenn man über Luthers Bruch mit Rom und über seinen Bruch mit den Evangelischen in der Schweiz ein gerechtes Urteil fällen will: jenem muß man von ganzem Herzen zustimmen, denn Rom kannte Luther in- und auswendig durch Studium und Erfahrung, aber den Schweizerischen Protestantismus hat er niemals richtig kennen gelernt und über die Wahrheits- und Lebenskräfte, die in ihm beschlossen waren, sich geirrt.

Das Ende war, wie vor Augen liegt, daß nicht nur die abendländische Christenheit in zwei Bekenntnisse auseinanderfiel: das römische und das evangelisch-protestantische, sondern daß auch der Protestantismus

wiederum in zwei Gruppen sich spaltete: die eine hatte ihren Mittelpunkt in der Person Luthers und in der Augsburgischen Konfession, die andere in den von Zwingli und Kalvin reformierten Städten Zürich und Genf.

Obwohl es späterhin nicht an Unionsversuchen gefehlt hat so kann man doch sagen, daß diese doppelte Spaltung in den vierziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts endgiltig entschieden worden ist. (1545 ff. Trienter Konzil, 1545 Luthers Schrift wider das Papsttum; 1544 sein Kurzes Bekenntnis vom Abendmahl.)

Damit war die Notwendigkeit einer Lutherischen Kirche gegeben, welche doch Luther weder am Anfange seines Auftretens noch gegen sein Lebensende hin je gewollt oder beabsichtigt hat.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Lutherische Kirche und die Luthersche Bibel.

Wie sah es nun um die Lutherische Christenheit aus, als sie sich endlich genötigt sah, eine selbständige Kirchengemeinschaft für sich zu bilden?

Um es kurz zu sagen: es waren ganz unfertige Zustände. Natürlicherweise. Denn von Jahr zu Jahr, von Reichstag zu Reichstag trugen sich die protestantischen Stände immer noch mit der Hoffnung, es möchte die alte, geordnete Kirche sich noch mit dem Evangelium durchdringen lassen und mithin eine vollständige Neuordnung des Kirchenwesens nicht nötig sein. Einzelne Bischöfe, wie die preußischen und brandenburgischen, bewiesen, daß diese Hoffnung nicht ganz thöricht war. Selbst ein Erzbischof, nämlich der von Köln, machte Miene, mitsamt seinem Bistum zur Reformation überzugehen. Und wo die Bischofsstühle von Feinden der Reformation besetzt waren, da konnte ja der Tod jederzeit Wandel schaffen.

Wo aber den Evangelischen diese Wohlthat versagt blieb, half man sich einstweilen je nach Bedürfnis und Möglichkeit. Die Hauptsache, die man überall zuerst ins Auge faßte, war die, daß man die Predigt des reinen Wortes und die rechte Verwaltung der Sakramente erlangte. Dazu berief man Prediger und Pfarrherrn. Die Gemeinden beriefen solche, und zwar nicht durch allgemeinen Volksbeschluß, sondern durch ihre Angesehenen und rechtmäßigen Vertreter: Rat, Herrschaft und sonstige Obrigkeit. Das machte sich ganz von selber, und zwar auf verschiedene Weise je nach den verschiedenen Verhältnissen und Ländern. (Vergl.

Luthers Sendschreiben an die Prager Gemeinde vom Jahre 1523: Band 2 Seite 601). Luther gab dazu wohl hierhin und dahin seinen Rat, aber keine besonderen, ein für allemal giltigen Regeln und Gesetze. Er überließ die äußere Ordnung der jeweiligen vernünftigen Einsicht der Beteiligten.

Die Priesterweihe gab es bei den Evangelischen nicht mehr. Ein jeder getaufter Christ war ja nach Luthers damals wohl verstandener Lehre ein geweihter Priester. So konnte man aus den Christen jedermann zum Prediger und Pfarrherrn berufen, wenn er zu diesem Berufe gerade geschickt war. Da fand wohl in der Regel eine Prüfung, Wahl, Bestätigung und feierliche Einführung statt, aber besondere Behörden, welche das alles zu vollziehen hatten, gab es anfangs nicht. Superintendenten hatte ja die sächsische Landeskirche seit 1529 (vgl. Seite 33); aber nicht ihnen fiel das Recht zu, Pfarrer einzusetzen, sondern es verblieb der Gemeinde und ihren vorhandenen (weltlichen) Vertretern, etwa in Verbindung mit Nachbargeistlichen, die hin und wieder dem Erwählten und Berufenen die segnende Handauflegung erteilten oder wenigstens von ihren Kanzeln Fürbitte für ihn thaten.

Auch als in der sächsischen Landeskirche für die verschiedenen Kreise des Kurfürstentums je ein Konsistorium errichtet wurde (das erste zu Wittenberg für den sogenannten Kurkreis 1539), bekam dasselbe mit der Einsetzung und Beaufsichtung der Geistlichen nichts zu thun.

Dagegen bildete sich allerdings seit dem Jahre 1535 eine eigentümliche Ordinationssitte zu Wittenberg aus. Um die Berufung untüchtiger Pfarrer zu verhindern und die Kirche vor Schaden zu bewahren, begann Luther mit seinen Genossen zu Wittenberg die Prüfung und feierliche Bestätigung der zum Amte Erwählten in die Hand zu nehmen. Die Wahl blieb also Sache der einzelnen Gemeinden oder ihrer rechtmäßigen Vertreter; der für ein bestimmtes Amt Gewählte suchte dann in Wittenberg seine ordentliche Bestätigung nach. Wer nicht schon zu einem bestimmten Amte berufen war, bekam die Ordination in der Regel nicht.

Die Zahl derer, die sich in Wittenberg ordinieren ließen, wuchs von Jahr zu Jahr. 1537 waren's ihrer 8, 1538 schon 25, 1539 gar 108; von da an hielt sich die Zahl über 100, so daß fast jede Woche Ordinationen stattfanden. Gewöhnlich wurden mehrere zusammen (durchschnittlich sechs) geprüft und bestätigt. Sie kamen durchaus nicht nur aus den kurfürstlichen Landen, sondern überall her, wo man evan-

gelische Pfarrer wählte und auf Luther und Wittenberg hielt. Aus Oesterreich, Mähren, Ungarn, Siebenbürgen, aus Dänemark kamen sie herbei.

Anfangs waren es nicht lauter studierte Theologen. Wo sollten sie denn alle herkommen? Tausende von Gemeinden in Stadt und Land wurden evangelisch und begehrten Prediger von Luther; er konnte beim besten Willen nicht genug auftreiben. „Die Ernte ist groß und der Arbeiter wenig," so klagt er immer wieder in seinen Briefen, von den zwanziger bis in die vierziger Jahre. Anfangs konnte man die Mönche, die ihr evangelischer Glaube aus den Klöstern ins Leben zurückführte, gut gebrauchen; aber bald versiegte diese Quelle: die Klöster leerten sich schnell. Der junge Nachwuchs in Schulen und Universitäten reichte bei weitem nicht aus. Irdischer Vorteil konnte niemanden zu diesem Berufe locken; es war bei den damaligen neuen, ungeregelten Zuständen für ausreichende Besoldung fast nirgends gesorgt; selbst in einer Stadt wie Nürnberg litten die Pfarrer bitteren Mangel.

Erst im Jahre 1545 am 20. März konnte Luther seinem Kurfürsten schreiben: „Wir haben, Gott Lob! wohl Vorrat an jungen Theologen. Aber," fügt er hinzu, „wir müssen so viel in fremde Länder haben, daß, wo einer reif ist, viel Hände nach ihm fragen, daß wir nicht können alle Stunden geben, wer und was er haben will."

Kein Wunder, daß man nicht nur Leute „aus der Universität" berufen und ordinieren konnte; es war dies in der Zeit von 1535 ab nur die kleinere Hälfte. Dazu kamen strebsame Männer, die bisher Schulmeister, Kantoren, Küster, Schreiber, Buchdrucker gewesen waren; auch begehrte ab und zu ein Tuchmacher, Weber, Buchbinder, Schuster, Schneider, Tischler, Fleischer, Bergmann oder Böttcher Amt und Ordination. Fast jede Zunft ist unter diesen Wittenberger Pfarramtskandidaten vertreten. Aber von Jahr zu Jahr werden diese Leute aus dem Handwerkerstand seltener, und als man dann genug Bewerber unter den Studierten fand, kam niemand mehr durch die Prüfung, der nicht eine gelehrte Bildung aufweisen konnte.

Das war also etwa das Erste, worin unter Wittenbergs Vorgang und Leitung sich eine gewisse, gemeinsame Rechtsordnung für die Lutherischen Gemeinden durchsetzte: die Wahl der Geistlichen durch die Gemeindevertretung oder Obrigkeit und die feierliche Bestätigung derselben zu Wittenberg.

Im Jahre 1543 wurde innerhalb der sächsischen Landeskirche eine

andere Aufsehen erregende Neuerung versucht. Kurfürst Johann Friedrich setzte zu Naumburg einen evangelischen Bischof ein, ohne Mitwirkung des Papstes oder eines anderen Bischofs.

Das Bistum Naumburg erledigte sich nämlich am 6. Januar 1541 durch den Tod seines Inhabers. Die Stadt Naumburg war schon seit dem Jahre 1520 von der evangelischen Bewegung ergriffen und hatte Lutherische Prediger; auch die Landbevölkerung hing der Reformation an; aber im Domkapitel und unter den Adeligen waren die Altkirchlichen noch in der Mehrheit. Darum traf denn auch die Wahl, die in der Hand der Domherren lag, auf einen Katholiken, den aus altsächsischen Adel entstammenden Julius Pflug (Seite 457).

Da griff Johann Friedrich mit aller Entschiedenheit ein. Er besaß landesherrliche Rechte in Naumburg; kein Zweifel, daß er dem neu erwählten Bischof die Anerkennung versagen konnte. Aber er ging weiter: er wollte einen evangelischen Mann auf den Naumburger Bischofsstuhl bringen. Und trotz des Widerspruchs seiner Wittenberger Theologen, trotz ernster Vermahnung des Kaisers und der für die Protestanten wahrlich nicht ganz ungefährlichen Zeitlage setzte er seinen Willen durch. Die Juristen scheinen ihm das Recht zugestanden zu haben; die Theologen, Luther mit ihnen, entschieden sich schließlich dahin, daß das Bistum füglich nicht unbesetzt bleiben können, und daß, wenn das Domkapitel versage, der Kurfürst als Patron allerdings der nächste dazu sei. Sie gaben ihm jedoch anheim, daß er mit dem Adel und den Städten des Bistums sich über den rechten Mann einige: so sei es eine wahrhaftige, rechte Wahl, denn auch in den alten Zeiten seien die Bischöfe durch die Angesehenen im Volk und durch die Obrigkeit erwählt worden.

Am 18. Januar 1542 ritt Kurfürst Johann Friedrich in Naumburg ein, begleitet von seinem Bruder und Herzog Ernst von Braunschweig, samt einem Gefolge von dreihundert Berittenen. Er erklärte dem Rat und dem versammelten Adel, daß das ‚im Irrtum versoffene‘ Domkapitel sich zur Wahl unfähig erwiesen habe und darum er als Schutzherr ihnen einen christlichen Bischof geben wolle. Stadt und Stände, soweit sie eben anwesend waren, bekannten ihre evangelische Gesinnung und nahmen in schriftlicher Erklärung nach eingehender Beratung den Vorschlag des Kurfürsten an.

Luthers alter Freund Nikolaus von Amsdorf war der Erwählte. Ihn empfahl seine streng evangelische Gesinnung (er war wo möglich

Lutherischer als Luther selbst), sein guter Adel und auch dies, daß er noch unbeweibt war.

Am 19. Januar fand im Dome Amsdorfs feierliche Einführung statt. An fünftausend Personen wohnten dem Gottesdienste bei. Eine stattliche Anzahl Prediger, Domherren und Superintendenten war zugegen, auch Spalatin, Melanchthon, Luther.

Nach einem Chorgesang stimmte die Gemeinde ein Weihnachtslied an. Darauf sprach der Naumburger Stadtpfarrer und Superintendent Medler von der Kanzel über das, was zu einem rechten, guten Bischof gehöre, stellte der Gemeinde in Amsdorf ihren neuen Oberhirten vor und forderte sie auf, zum Zeichen ihrer Zustimmung ein lautes Amen zu rufen. Hell und einmütig erschallte das Amen, zur großen Freude des Kurfürsten.

Nach wiederholtem Gesang hielt nun Luther vom Altar aus „eine sehr gewaltige und tröstende Predigt" über das Bischofsamt nach Apostelgeschichte 20, 28. Dann trat Amsdorf, von drei Superintendenten geleitet, vor und kniete nieder. Nachdem Luther ihm seine Pflichten vorgehalten, gelobte er treue Amtsführung mit lautem Jawort. Luther und die drei „Mitbischöfe" legten ihm segnend die Hände aufs Haupt. Darauf nahm er Besitz von dem im Dome befindlichen Bischofsstuhl. Chor und Volk aber sangen: „Herr Gott, Dich loben wir."

Diese evangelische Bischofswahl und -Weihe wirbelte natürlich viel Staub auf. Luther rechtfertigte sie auf Wunsch der Naumburger Stände und des Kurfürsten in einer kleinen Schrift: „Exempel, einen rechten christlichen Bischof zu weihen".

„Wir armen Ketzer," hebt er an, „haben abermal eine große Sünde begangen wider die höllische, unchristliche Kirche des allerhöllischsten Vaters, des Papstes, daß wir einen Bischof im Stift Naumburg ordiniert und eingeweihet haben ohn' allen Chresem (Oel), auch ohn' Butter, Schmalz, Speck, Theer, Schmer, Weihrauch, Kohlen und was derselben Heiligkeit mehr ist, dazu wider ihren Willen — doch nicht ohn' ihr Wissen."

Über des Kurfürsten Stellung zu der Sache schreibt Luther in dieser Schrift: „Unsere weltlichen Herrschaften müssen jetzt Notbischöfe sein (Seite 21) und uns Pfarrer und Prediger schützen und helfen, daß wir predigen und Kirchen und Schulen dienen können".

Über die Ordination selber sagt er: „Es liegt daran, ob die Kirche (d. i. die Gemeinde, das Christenvolk) und der Bischof eines sind und

die Kirche den Bischof hören und der Bischof die Kirche lehren wolle. So ist geschehen. Auflegung der Hände, die segnen, bestätiget und bezeuget solches, wie ein Notarius und Zeugen eine weltliche Sache bezeugen und wie der Pfarrherr, so Braut und Bräutigam segnet, ihre Ehe bestätiget oder bezeuget."

Einem Freunde in Bremen schrieb Luther am 26. März: „Daß Ihr die Neuigkeit nicht gehört habt, wundert mich: Doktor Nikolaus Amsdorf ist zum Bischof der Naumburger Kirche ordiniert worden von dem Ketzerobersten Luther. Eine kühne That und eine Ursach vielen Hasses, Eifers und Unwillens."

Zwei Jahre darauf erhielt auch das Bistum Merseburg einen evangelischen Hirten. Merseburg stand zu Herzog Moritz von Sachsen, dem Nachfolger Herzog Heinrichs (Seite 317), in demselben Abhängigkeitsverhältnis wie Naumburg zu Kurfürst Johann Friedrich. Nun verfuhr Moritz bei der Neubesetzung des Bischofsstuhls anders als sein Oheim. Er ließ nach alter, schlechter Sitte einen weltlichen Fürsten zum Bischof wählen, seinen erst achtzehnjährigen Bruder August, und ließ durch diesen einen geistlichen Administrator wählen. Das konnte nicht nach Luthers Sinn sein; sehr derb sprach er sich gegen seine Freunde über Herzog Moritzens Habgier aus. Aber schließlich mußte er sich doch über die Wahl des Administrators freuen: einen besseren hätte Moritz gar nicht finden können, als den edlen Fürsten Georg von Anhalt, Luthers nahen Freund (Seite 305).

Bei der Merseburger Bischofsweihe ist Luther nicht beteiligt gewesen. Es ist ihm überhaupt nie ein Amt in dieser Beziehung übertragen worden; wenn dergleichen von selber an ihn kam, so war es eben die Übermacht seiner Persönlichkeit, die man damit anerkannte. Zu einem Kirchenregenten, einem kirchlichen Gesetzgeber hatte er das Zeug nicht. Er blieb bis zuletzt ein Mann der Freiheit. Wohl konnte er seine Ansicht und seinen Willen in diesem oder jenem Falle ganz entschieden, ja mit aller Schroffheit aussprechen, aber „Ordnung in's Künftige vorzumalen", schien ihm ein schweres Beginnen.

Gern überließ er der Obrigkeit, seinem Landesherrn, alles äußerliche Regiment auch in Kirchensachen; nur daß er sich stillschweigend vorbehielt, jederzeit Einspruch zu erheben, wenn irgend welche Anordnung gegen das lautere Gotteswort und das Heil eines christlichen Volkes verstoßen sollte. Gegen die Juristen hatte er eine große Abneigung, die zuletzt zu offenkundigem Streite führte und selbst auf der Kanzel sich

Luft machte. Noch mehr konnte er über die Herren vom Hofe schelten, die ihre weltlichen Interessen verfolgten, wo sie vielmehr christliche Fürsorge thun sollten für die Kirche (Seite 329). Ungescheut zog er öffentliche Sünder zur Verantwortung, und wenn's der kurfürstliche Hauptmann und Landvogt von Wittenberg war, Hans Metzsch, ein mächtiger und trotziger Mann

Kirchliche Zucht gegen öffentliche Sünder war überhaupt eine immer erneuerte Forderung Luthers. Er hat sie aber nicht recht durchsetzen können. Vor allen Dingen nicht so, wie er's wollte, daß die Gemeinden sie sollten handhaben nach Anweisung von Matth. 18, 15 ff. Was von Kirchenzucht eingeführt wurde in den Lutherischen Kirchen (Ausschluß vom Abendmahl und vom Pathenamt), kam schließlich in die Hände der Geistlichen und Konsistorien.

Konsistorien wurden in Kursachsen im Jahre 1539 eingeführt, zuerst für den Kurkreis mit dem Sitze in Wittenberg, dann auch für die Kreise Thüringen, Vogtland und Franken. Ihr Anfang war dürftig genug: sie hatten vor allen Dingen Ehehändel zu entscheiden, daneben, wie gesagt, auch in Zuchtfragen den Geistlichen zu Seite zu stehen. Zwei Theologen und zwei Juristen bildeten solch ein Konsistorium; Luther ist niemals Konsistorialrat gewesen.

Wie sehr ihm bis an sein Lebensende eine gewisse Freiheit in kirchlichen Gebräuchen heilsam und notwendig schien, dafür haben wir aus seinem persönlichen Leben ein merkwürdiges Beispiel. Wir sind es gewohnt, daß jeder Abendmahlsfeier ein Beichtgottesdienst vorausgeht. Es würde als ein arger Verstoß angesehen werden, wollte jemand „ungebeichtet" zum Tische des Herrn treten. In Wittenberg bestand seit 1523 die gleiche Ordnung (Band 2 Seite 521). Luther erklärte sich aber noch im Jahre 1538 gegen den Beichtzwang, indem er zugleich die Einrichtung selber als segensreich anerkannte. „Ich selbst," schreibt er da in einer neuen Auflage des „Unterrichts der Visitatoren"; „gehe etliche mal ungebeichtet hinzu, daß ich mir nicht eine nötige Gewohnheit mache im Gewissen, und will doch wiederum die Beichte nicht entbehren, allermeist um der Absolution, das ist Gottes Wortes willen".

Und auch sonst ändert Luther den neuen Ordnungen zu lieb, die sich nötig machten, seine alte Lehre nicht. Ob es nun auch etliche evangelische „Bischöfe" gab, die den Titel von Amts und Rechts wegen führten, blieb für ihn jeder Pfarrherr ein „Bischof", als der gleichen Beruf empfangen habe, der Gemeinde zu warten. Und ob sich ein Amt

des Wortes und der Sakramente neu hervorbildete, dessen Träger auf besondere Bedingungen hin besonderen Dienst übernahmen in der Gemeinde, so vergaß Luther nicht, immer wieder hell und laut das allgemeine Priestertum zu predigen, das nicht Eines Standes Vorrecht ist, sondern das Vorrecht jedes Christen, der durch den Glauben gerecht und froh geworden.

Des zum Zeugnis nur ein Wort aus Luthers Auslegung des 110. Psalm vom Jahre 1539. Da redet er ausführlich davon, wie man das „Predigt- oder Dienstamt" unterscheiden müsse von dem „gemeinen Priesterstand aller getauften Christen. Denn solch Amt ist nicht mehr denn ein öffentlicher Dienst, so etwa an einen befohlen wird von der ganzen Gemeinde, welche alle zugleich Priester sind."

Und nur vier Monate vor seinem Tode hat er zur Einweihung der Torgauer Schloßkirche (am 5. Oktober 1544) eine Predigt gehalten, worin er der Gemeinde ihr priesterliches Christentum noch einmal recht warm ans Herz legt und überhaupt köstlichen Bescheid darüber giebt, was evangelischer Gottesdienst sei. Da hebt er an:

„Meine lieben Freunde! Wir sollen jetzt dies neue Haus einsegnen und weihen unserm Herrn Jesu Christo; welches mir nicht allein gebührt und zustehet, sondern ihr sollt auch zugleich zu Sprengel und Rauchfaß greifen, daß nichts anderes darin geschehe, denn daß unser Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang. Darum, damit es recht und christlich eingeweiht und gesegnet werde, nicht wie der Papisten Kirchen mit ihrem Bischofschresem (Öl) und Räuchern, sondern nach Gottes Befehl und Willen, wollen wir anfahen Gottes Wort zu hören und zu handeln und, daß solches fruchtbarlich geschehe, auf sein Gebot und gnädige Zusagung mit einander ihn anrufen und ein Vaterunser sprechen."

Darauf legt er das Sonntagsevangelium Lukas 14, 1—11 aus und handelt zuvörderst „vom ersten Stück dieses Evangelii, vom Sabbath, das uns lehret, wie er zu heiligen ist, daß wir nicht an die Zeit, Stätte, Haus oder Personen gebunden, sondern dieselben dazu nehmen und gebrauchen nach unserer Gelegenheit und Notdurft, daß wir mit einander Gottes Wort hören, mit einander beten und danken. Welches am besten in der Sammlung (Versammlung) geschieht, da man allein um deswillen zusammenkommt und Herz und Gedanken

weniger zerstreut sind denn sonst, wo ein jeder für sich selbst und mit anderen zu thun hat. Also und dazu soll auch jetzt dieses Haus geweihet sein, nicht um sein, sondern um unser willen, daß wir selbst durch Gottes Wort geheiligt werden und bleiben, also daß wir dasselbe, so uns Gott gnädiglich gegeben, auch helfen erhalten und ausbreiten.

„Wahr ist es: es war dem jüdischen Volk zu der Zeit der sonderliche Tag des Sabbath bestimmt, dazu auch eine sonderliche Stätte und sonderlich Geschlecht oder Personen und ein sonderlich Priestertum oder Gottesdienst. Aber wir, so im Reich unsers Herrn Christi sind, sind nicht also an ein Geschlecht oder Stätte gebunden, daß wir allein an einem Ort und einerlei Geschlecht oder einerlei ausgesonderte Personen müßten haben, sondern wir sind alle Priester — wie geschrieben stehet 1. Petr. 2, 5. 9 — daß wir alle zu aller Zeit und an allerlei Orten Gottes Wort und Werk verkündigen sollen und aus allerlei Personen, Geschlechtern und Ständen mögen sonderlich zum Predigtamt berichtet werden, so die Gnade und Verstand der Schrift haben, andere zu lehren.

„So uns der Sabbath oder Sonntag nicht gefällt, mögen wir den Montag oder einen andern Tag in der Woche nehmen und einen Sonntag daraus machen, doch also, daß es hiermit auch ordentlich zugehe und ein Tag oder Zeit sei, so uns allen gelegen ist und nicht in eines jeden Gewalt steht sich ein Besonderes zu machen.

„Weil aber nun insgemein der Sonntag für unsern Sabbath oder Feiertag angenommen ist, so bleibe es also: allein daß wir Herren darüber seien und er nicht über uns . . und nicht darin sonderliche Heiligkeit oder Gottesdienst setzen, wie die Juden oder unsere Papisten.

„Also soll dies Haus solcher Freiheit nach gebauet und geordnet sein für die, so allhier im Schloß und zu Hofe sind oder die sonst hereingehen wollen. Fiele aber die Not für, daß man nicht wollte oder könnte hier zusammenkommen, so möcht' man wohl beim Brunnen oder anderswo predigen. Denn die Propheten haben auch den Tempel zu Jerusalem nicht so groß geachtet; aber gleichwohl begehrten sie oft zu sein bei dem Haufen und an der Stätte, da man öffentlich zusammenkam (Psalm 42, 5). Nun muß ja derselbige Haufe irgendwo einen Raum und seinen Tag oder Stunde haben, so den Zuhörern bequem sei: darum hat es Gott wohl geordnet und angerichtet, daß er die heiligen Sakramente eingesetzt zu handeln in der Gemeinde und an einem Ort, da wir zusammenkommen.

„Und ist hier der Vorteil dabei, wenn die Christen also zusammenkommen, daß das Gebet noch einmal so stark gehet als sonst. Man kann und soll wohl überall, an allen Orten und alle Stunden beten; aber das Gebet ist nirgend so kräftig und stark, als wenn der ganze Haufe einträchtiglich mit einander betet.

„Und wo keine andere Frucht davon folget, so wäre doch dies überaus genug, ihr' seien zween oder drei oder ein ganzer Haufe bei einander, daß Christus selbst will bei ihnen gegenwärtig sein.

„Darum lerne hier von Christo, was der rechte Verstand sei vom Sabbath und wie man soll den Unterschied halten zwischen den äußerlichen Brauch des Sabbaths, so die Zeit, Stund' oder Stätte betrifft, und den nötigen Werken der Liebe, die Gott alle Zeit und an allen Orten, wo es die Not fordert, will gehalten haben, daß man wisse, wie er anderswo (Mark. 2, 27) sagt, daß der Sabbath geordnet sei um des Menschen willen und nicht der Mensch um des Sabbaths willen und also der Mensch des Sabbaths Herr sei und sein brauche nach seiner oder des Nächsten Notdurft, also daß er damit (mit dem Sabbath) dieses und andere Gottesgebot unverhindert halten könne. Denn die rechte Meinung des dritten Gebots ist eigentlich diese, daß man soll des Sabbaths dazu brauchen, daß man Gottes Wort höre und lerne, wie man soll alle andern Gebote, beide gegen Gott und den Nächsten, halten, und andern auch dazu diene und helfe durch die Liebe.

„Wir aber wissen durch Gottes Gnade, wie dies Gebot vom Sabbath zu verstehen ist. Denn es lautet also: Du sollst den Feiertag heiligen. Hier höre auf die Wort'. Was heißt heiligen, weihen einen Tag, Stunde oder Woche? Freilich nicht, wie die Juden und unsere tollen Heiligen träumen, ganz müssig sitzen und nichts thun, sondern zum Ersten: etwas daran thun, das da ein heilig Werk sei, d. i. das Gott allein zusteht, nämlich, daß man vor allen Dingen Gottes Wort rein und heiliglich predigt. Dergleichen, daß die andern Gottes Wort hören und lernen und dazu helfen, daß es rein gepredigt und erhalten werde. Das ist recht Feiertag halten und die Stätt' oder Kirche weihen oder heiligen, wie wir Gott Lob! dieses Haus einweihen. Ja, dies Predigtamt ist der Sprengel, daran wir alle zugleich sollen greifen, uns und andere damit zu segnen und zu heiligen.

Zum Andern, daß wir Gottes Wort, so wir gehöret, in unser

Herz fassen und uns also damit besprengen, daß es in uns Kraft und Frucht möge bringen und wir uns öffentlich dazu bekennen und dabei lebendig und tot zu bleiben gedenken.

„Zum Dritten; so wir Gottes Wort gehöret haben, daß wir auch ein gemein Weihrauch oder Räuchwerk hierauf vor Gott bringen, nämlich daß wir mit einander ihn anrufen und beten; welches wir wissen, daß es ihm gewißlich angenehm und gefällig ist — sonderlich in gemeiner Versammlung — und daß wir einmütiglich auch Gott loben und danken mit Freuden für alle seine Wohlthat, zeitliche und ewige, und alle Wunderwerke, so er bei seiner Kirche thut. Und ist also alles, was da geschieht in solcher Sammlung der ganzen Gemeinde oder Kirche, eitel heilig, göttlich Geschäft und Werk und ein heiliger Sabbath, damit beiden, Gott recht und heiliglich gedienet und allen Menschen geholfen wird.

„Denn daß ich, so wir in der Gemeinde zusammenkommen, predige, das ist nicht mein Wort noch Thun, sondern geschieht um euer aller willen und von wegen der ganzen Kirche, ohne daß einer muß sein, der da redet und das Wort führet aus Befehl und Verwilligung der andern, welche sich doch damit, daß sie die Predigt hören, alle zu dem Wort bekennen und also andere auch lehren. Ebenso, daß ein Kindlein getauft wird, das thut nicht allein der Pfarrherr, sondern auch die Pathen als Zeugen, ja die ganze Kirche. Denn die Taufe, gleichwie das Wort und Christus selbst, ist ein gemein Gut aller Christen. Also auch beten, singen und danken sie alle mit einander, und ist hier nichts, daß einer für sich selbst allein habe, oder thue, sondern was ein jeglicher hat, das ist auch des andern.

„Siehe, also wird der Sabbath recht geheiligt und Gott recht gedienet zu unserer Seligkeit und wird eben damit auch dem Nächsten gedienet durch die Lehre und Gebot, welches ist der höchste Dienst und Wohlthat, dadurch ihm ewiglich geholfen wird."

Der Schluß dieser wahrhaft evangelischen Kirchweihpredigt lautet:

„Das sei jetzt genug gesagt von dem Evangelio zu Einweihung dieses Hauses. Und nun ihr es, lieben Freunde, habt helfen besprengen mit dem rechten Weihwasser des Wortes Gottes, so greifet nun auch mit mir an das Rauchfaß, d. i. zum Gebet, und laßt uns Gott anrufen und beten erstlich für seine heilige Kirche, daß er sein heiliges Wort bei uns erhalten und allenthalben ausbreiten wolle, auch dieses Haus rein erhalte, wie es jetzt, Gott Lob! eingeweihet, in der Heiligung

durch Gottes Wort, daß es nicht durch den Teufel entheiligt oder verunreinigt werde mit seiner Lüge und falschen Lehre.

„Darnach auch für alles Regiment und gemeinen Frieden in deutschen Landen, daß Gott auch denselben gnädiglich erhalten und stärken wolle, des Teufels und seines Hofgesindes, Papsts, Bischöfe und Papisten, bösen Tücken wehren, wie es denn eines starken Gebets not ist. Denn es ist eine große Plage, solche Uneinigkeit und erzböse Tücke des Teufels und seines Haufens sehen und leiden.

„Zuletzt auch für unsere liebe Obrigkeit, den Landsfürsten und ganze Herrschaft und alle Stände, hohe und niedere, Regierende oder Unterthanen, daß sie alle Gottes Wort ehren, Gott dafür danken, ihrem Amte wohl fürstehen, treu und gehorsam sein, gegen den Nächsten christliche Liebe erzeugen.

„Denn solches will Gott von uns allen haben und das ist das rechte Räuchwerk der Christen, daß man für alle diese Not ernstlich bitte. Amen."

So konnte Luther auch noch an seinem Lebensabend das alte Evangelium des Geistes und der Freiheit mit aller Frische und Freudigkeit verkündigen. Immer gerichtet auf das Innerliche und Wesentliche, auf Gottes Wort und des Herzens Glauben, überließ er in frommer Sorglosigkeit die Ordnung des äußeren Kirchenwesens denen, die am meisten das Geschick und die Macht dazu hatten, und das waren die Obrigkeiten.

So war es nun freilich unmöglich, daß eine Lutherische Kirche in fester Geschlossenheit und Einheit aus der Zeit des Uebergangs hervorging; aber was lag Luthern daran? Wann hat er je daran auch nur gedacht? Nicht einmal den Namen einer „Lutherischen Kirche" hat es zu seinen Lebzeiten gegeben.

Einen gemeinsamen Namen hatten die deutschen Protestanten allerdings. Sie nannten sich „Augsburgische Konfessionsverwandte" oder „Der Augsburgischen Konfession Zugethane". Jenes zu Augsburg übergebene Bekenntnis war das Panier, um das sie sich alle scharten.

Auch die anderen Schriften, welche später zusammen mit der Augsburgischen Konfession als Bekenntnisschriften oder symbolische Bücher der lutherischen Kirche in den lutherischen Landeskirchen rechtliche Geltung erlangt haben, waren fast alle vorhanden: Melanchthons Verteidigung des Augsburger Bekenntnisses (die Apologie), die Schmalkaldischen Artikel, der Kleine und der Große Katechismus. Es fehlte nur

noch die Konkordienformel, die erst im Jahre 1577 vollendet wurde und nicht in allen lutherischen Landeskirchen Anerkennung gefunden hat. Die ganze Sammlung symbolischer Bücher, dieser Kanon lutherischer Lehre neben dem Kanon (d. h. Regel und Richtschnur), den wir an der heiligen Schrift haben, hat man das Konkordienbuch genannt (1580). Damals, zu Luthers Lebzeiten, dachte niemand an eine solche Sammlung von Schriften gesetzlicher Geltung für die Kirche. Durch die Augsburgische Konfession wies man seinen Anspruch nach, zur allgemeinen (katholischen) Kirche zu gehören. Im übrigen ließ man sich daran genügen, daß Gottes Wort in mancherlei Formen und ungezählten Schriften lebendig in Schwange ging.

Und soll man ein Buch nennen, welches vor andern mit half, die Lutherischen Christen zu stärken, zu lehren und beisammenzuhalten, soweit die deutsche Zunge klang — so muß man ihrer zwei nennen: Luthers Kleinen Katechismus und seine Deutsche Bibel. Vom Kleinen Katechismus ist droben im vierten Kapitel schon genug die Rede gewesen; hier aber muß noch ein Wort gesagt werden von seiner deutschen Bibel, welche der größte Schatz der deutschen, evangelischen Christenheit ist bis auf diesen Tag, und Gott Lob! über die Grenzen der lutherischen Landeskirchen hinaus noch immer Lutherische Christen macht.

Ueber den Abschluß des gesegneten Werkes der Lutherischen Bibelübersetzungen ist noch nicht berichtet worden. Doch erinnern wir uns, wie Luther nach Vollendung des deutschen Neuen Testaments sich eifrig an das Alte machte (Band 2 Seite 542). Es war ein schweres Stück Arbeit. Die feine und genaue Kenntnis der hebräischen Sprache, die unsere Gelehrten heutzutage haben, besaßen sie damals noch nicht, und Luther gehörte ja nicht einmal zu den Hebräern von Fach. Zwar konnten Melanchthon und Aurogallus, der Professor des Hebräischen an der Universität Wittenberg, ihm auf manche Fragen Antwort geben, aber die eigentliche Dolmetscherkunst mußte doch Luther üben. Kein Wunder, daß sie ihn, so gen au wie er's nahm, manchen Seufzer kostete.

„Wir schwitzen jetzt über den Propheten," schrieb er am 14. Juni 1528 an Link. „Guter Gott, was ist's für ein groß und mühsam Werk, die hebräischen Schriftsteller zwingen, daß sie deutsch reden; wie sträuben sie sich, wollen ihre hebräische Art nicht lassen und das barbarische Deutsch nicht nachsprechen; gleichwie wenn man die Nachtigall zwingen wollte, den Kuckuck nachzuahmen, dessen einförmiges Geschrei sie ver wünscht."

Besondere Schwierigkeiten machte, wie noch den heutigen Gelehrten, so auch Luthern das Buch Hiob. In seinem Sendbrief vom Dolmetschen vom 8. September 1530 schreibt er an denselben Link:

„Im Hiob arbeiteten wir, Magister Philippus, Aurogallus und ich, also, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern: läuft einer jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, da er jetzt überhin gehet wie über ein gehobelt Bret, wie wir da haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist, aber den Wald und die Stöcke ausroden und den Acker zurichten, da will niemand an."

So wußte Luther wohl, daß er nichts Vollkommenes geschaffen hatte. Davon giebt seine Vorrede zu den fünf Büchern Moses Zeugnis (1523):

„Ich bekenne frei, daß ich mich zu viel unterwunden, sonderlich das Alte Testament zu verdeutschen. Denn die hebräische Sprache liegt leider zu gar darnieder, daß auch die Juden selber wenig genug davon wissen und ihrem Glossieren und Deuten — das ich versucht habe (Luther hat die jüdischen Erklärer des Alten Testaments, die Rabbiner, auch nach Kräften studiert und verglichen) — nicht zu trauen ist. Und achte, soll die Bibel herfürkommen, so müssen wir's thun, die Christen sind, als die den Verstand Christi haben, ohne welchen auch die Kunst der Sprache nichts ist. Welches Mangels halber viele alte Dolmetscher, auch Hieronymus (von welchem die lateinische Übersetzung die Vulgata, stammt), an vielen Orten gefehlt haben. Ich aber, wiewohl ich mich nicht rühmen kann, darf ich doch das sagen, daß diese deutsche Bibel leichter und gewisser ist an vielen Orten als die lateinische: daß es wahr ist, wo die Drucker mit ihrem Unfleiß — wie sie pflegen — nicht verderben, hat gewißlich hier die deutsche Sprache eine bessere Bibel, denn die lateinische Sprache: des berufe ich mich auf die Leser.

„Nun wird sich auch der Kot an das Rad hängen, und wird keiner so grob sein, der hier nicht wolle Meister über mich sein und mich hie und da tadeln. Wohlan, die lasse ich fahren. Ich hab's von anfang wohl bedacht, daß ich eher Zehntausend finden wollte, die meine Arbeit tadeln, ehe ich einen fände, der mir das zehnte Teil nachthäte. Ist nun jemand so über mich gelehrt, der nehme sich die Bibel ganz

vor zu verdeutschen und sage mir darnach wieder, was er kann. Macht er's besser, warum sollte man ihn mir nicht vorziehen? Ich meinte auch, ich wäre gelehrt, und weiß mich auch gelehrter, denn aller hohen Schulen Sophisten, von Gottes Gnaden. Aber nun sehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborene deutsche Sprache kann. . .

„Summa, wenn wir gleich alle zusammenthäten, wir hätten doch alle genug an der Bibel zu schaffen, daß wir sie ans Licht brächten, einer mit Verstand, der andere mit der Sprache. Denn auch ich nicht allein hierin habe gearbeitet, sondern dazu gebraucht, wo ich nur habe jemand bekommen mögen. Darum bitte ich, jedermann lasse sein Lästern und die armen Leute unverwirret, und helfe mir, wo er kann. Will er das nicht, so nehme er die Bibel selbst vor und mache sich eine eigene. Denn diejenigen, die nur lästern und zwacken, sind freilich nicht so fromm und redlich, daß sie gern wollten eine lautere Bibel haben, sintemal sie wissen, daß sie es nicht vermögen; sondern wollten gern Meister Klügling in fremder Kunst sein, die in ihrer eigenen Kunst noch nie Schüler worden sind.

„Gott wolle sein Werk vollführen, das er angefangen hat. Amen."

Daß Luther den ehrlichen Willen hatte, auch von Gegnern zu lernen, wenn sie seine Übertragungen mit Grund tadelten, hat er bewiesen. So hielt ihm sein Feind Emser vor, daß er Joh. 20, 19 übersetzt hatte: „Habt Friede." „Meinest Du," schalt Emser, „daß die Apostel sich geschlagen haben und man ihnen deshalb habe Frieden gebieten müssen?" Luther erkannte, daß dieser Einwand berechtigt sei, und vertauschte in den ferneren Ausgaben des neuen Testaments von 1526 an jene schlechtere Uebersetzung mit der bessern, die wir noch heute haben: „Friede sei mit euch!"

Endlich ließ Gott ihn das große Lebenswerk vollenden, das seit dreizehn Jahren unter allen Kämpfen und Wechselfällen, unter schriftstellerischen Arbeiten mancherlei Art doch vor andern Aufgaben ihm am Herzen gelegen hatte. Im August 1534 erschien die erste von Luther verdeutschte Gesamtbibel. Das reich verzierte Titelblatt trug oben die Losung: Gottes Wort bleibt ewig. Darunter stand der Titel genau wie folgt:

Biblia, das ist die gantze heilige Schrifft, deudsch.
Mart. Luther. Wittenberg.

Das Werk zerfiel in fünf Bände. Zahlreiche Bilder (Holzschnitte) waren eingestreut.

Auch die Apokryphen, d. i. die nicht kanonischen, nicht zur ursprüng-

lichen Sammlung der heiligen Bücher gehörigen Schriften, hat Luther mit aufgenommen mit der Bemerkung: „Das sind Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleichgehalten und doch nützlich und gut zu lesen sind.“ Vom Buche Judith sagte er, es zeige das Beispiel eines Tyrannen, „der erstlich hoffärtig tobte und zuletzt schändlich zu Boden ging.“ Das Buch Tobiä lehre, „wie es einem frommen Bauer oder Bürger auch übelgehe und viel Leidens im Ehestande sei, aber Gott immer gnädiglich helfe, und zuletzt das Ende mit Freuden beschließe.“ Auf solches Buch muß dann billig Jesus Sirach folgen, „als der ein rechter Lehrer und Tröster ist des gemeinen Mannes und Hausvaters in allen Sachen. Es ist ein nützlich Buch für den gemeinen Mann, denn auch all sein Fleiß ist, daß es einen Bürger oder Hausvater gottesfürchtig, fromm und klug macht, wie er sich gegen Gott, Gottes Wort, Priester, Eltern, Weib. Kinder, eigenen Leib, Knechte, Güter, Nachbarn, Freunde, Feinde, Obrigkeit und jedermann halten soll. Daß man's wohl möchte nennen ein Buch von der Hauszucht oder von den Tugenden eines frommen Hausherrn. . .“

Wie Luther diese alte Unterscheidung kanonischer, heiliger Schriften von den apokryphischen wiederherstellt, welche die römische Kirche in ihrer Vulgata ganz außer Acht gelassen hatte, so unterschied er sonst noch im Alten Testament wichtige Hauptschriften, die Christum treiben, vor den minderwertigen. Ganz wie beim Neuen Testament. Wir haben oben gesehen, was davon zu halten ist: (Band 2 Seite 538 ff). Die Psalmen, sein Lieblingsbuch im Alten Testament, standen ihm hoch über den Sprüchen und dem Prediger Salamonis. Stücke aus Esther und Daniel, die er in der hebräischen Bibel nicht fand, sondern nur in der lateinischen, verwies er unter die Apokryphen; zwei apokryphische Bücher wies er ganz aus der Bibel hinaus, das sogenannte dritte und vierte Buch Esra.

Da hatten nun die evangelischen Christen eine deutsche Bibel. Und sie zeigten sich dankbar, wie Luther es forderte, mit ‚Treiben und Reiben, Lesen und Wiederlesen‘ des göttlichen Wortes. Die Nachdrucker stürzten wie die Raben darüber her und halfen das Werk unter die Leute bringen. Vom Neuen Testament existierten damals schon außer siebzehn Wittenberger Originalausgaben zweiundfünfzig Nachdrucke! Aber trotz dieser ungebetenen Helfer wurde auch von der vollständigen deutschen Bibel schon im Jahre 1535 eine zweite Auflage notwendig; es folgte eine dritte 1536, eine vierte 1541, eine fünfte 1543 und eine sechste 1545. Von diesen ist natürlich die sechste besonders wichtig, weil sie die letzte Ausgabe ist, an der Luther selbst noch mitgearbeitet hat, wie man zu

sagen pflegt: die Ausgabe letzter Hand. Aber auch die von 1541 ist berühmt und merkwürdig, denn sie ist vor andern eine verbesserte Auflage.

Luther hat, so lange er lebte, unaufhörlich an der deutschen Bibel gebessert. Nicht mit Unrecht sagten die Römischen auf dem Konzil zu Trient, daß keine seiner Ausgaben der andern gleiche. Aber sehr unrecht thaten sie, wenn sie ihm daraus einen Vorwurf machten. Seine Uebersetzung mochte den deutschen Christen noch so lieb und wert sein, so blieb es doch Menschenwerk, also der Verbesserung allezeit fähig und bedürftig. Den Sinn des Gottesworts immer deutlicher und deutscher herauszubringen, ließ sich's Luther keine Mühe verdrießen. Und gerade in den Jahren 1539 bis 1541 hat Luther besondere Sorgfalt auf die Herstellung der neuen Ausgabe verwendet.

Davon erzählt uns Mathesius, der Pfarrer von Joachimsthal, welcher damals gerade in Luthers Hause aus- und einging, Folgendes:

„Als die ganze deutsche Bibel ausgegangen war und ein Tag immer den andern lehrte (Ps. 19, 3), nimmt Doktor Luther die Bibel von anfang an wieder vor mit großem Ernst, Fleiß und Gebet, sieht sie noch einmal ganz durch und verordnet, weil der Sohn Gottes versprochen, er wolle dabei sein, wo ihrer etliche in seinem Namen zusammen kommen und um seine Gunst bitten (Matth. 18, 20), gleichsam einen eigenen Sanhedrin (Gerichtshof, Ratsversammlung) von den besten Leuten, so damals vorhanden, welche wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen bei dem Doktor zusammenkamen: Doktor Johann Bugenhagen, Doktor Justus Jonas, Doktor Kruziger, Magister Philippus, Matthäus Aurogallus, wobei Magister Georg Rörer, der Korrektor (für Luffts Buchdruckerei), auch war. Oftmals kamen fremde Doktoren und Gelehrte zu diesem hohen Werk, als Doktor Bernhard Ziegler (aus Leipzig) und Forstenius (Förster von Augsburg).

„Wenn nun Doktor Luther zuvor die ausgegangene Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich belehrt und bei alten Deutschen gute Worte erfragt hatte — wie er sich etliche Schöpse abstechen ließ, damit ihm ein deutscher Fleischer berichte, wie man ein jedes am Schaf nennete — kam Doktor Luther in das Konsistorium (in die Versammlung) mit seiner alten lateinischen und seinen neuen deutschen Bibeln, dabei er auch stets den hebräischen Text hatte. Herr Philippus brachte mit sich den griechischen Text: Doktor Kruziger neben der hebräischen die chaldäische Bibel. Die Professoren (Aurogallus und Jonas) hatten bei sich ihre Rabbinen (jüdische Auslegungen

des Alten Testament); Doktor Pommer (Bugenhagen) hatte auch einen lateinischen Text vor sich, darin er sehr wohl bekannt war. Zuvor hatte sich ein jeder für den Text gerüstet, davon man ratschlagen sollte, griechische und lateinische Ausleger neben den jüdischen durchgesehen. Darauf trägt der Präsident (Luther) einen Text vor, ließ die Stimmen herumgehen und hörete, was ein jeder dazu zu reden hatte nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doktoren Auslegung. Wunderschöne und lehrhafte Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen sein."

Luther richtete als ein rechter Dolmetsch heiliger Schrift sein Augenmerk auf zweierlei: einmal, daß der rechte Sinn des Bibelwortes immer genauer erkannt werde, zum andern darauf, daß dieser Sinn in gutem Deutsch für jedermann verständlich wiedergegeben werde, auch wenn man sich in Worten und Satzbau nicht so getreu an den Urtext halten könne. So hatte er schon seit 1528 die 1524 zum ersten mal herausgegebenen Psalmen bearbeitet, daß sie „dem Deutschen näher, dem Hebräischen ferner" würden.

Als nun 1541 die so gebesserte Bibel ausging, war Luther keineswegs damit am Ziele seiner Arbeit. Aber er fühlte wohl, daß er nicht mehr viel dabei werde thun können. „Ich gedenke nicht so lange zu leben, daß ich die Bibel noch einmal möge durchlaufen," schrieb er. Trotzdem hat er bis in sein Todesjahr hinein weiter gebessert. Dann hat er die Fortsetzung seiner Arbeit andern überlassen.

Die deutsche Christenheit hat an der deutschen Bibel Luthers teuerstes Vermächtnis. Der Segen, der von ihr in unser Volk ausgegangen, mag uns reichlich trösten über die äußere Knechtsgestalt der Kirchen, die sich nach Luther nennen.

Aber so hoch wir die Lutherbibel halten, so unübertroffen sie in Geist und Sprache nach dem einstimmigen Urteil aller Einsichtigen ist, so wenig dürfen wir uns doch scheuen, sie zu bessern und zu berichtigen, wo wir Fehlerhaftes an ihr bemerken. Wir handeln damit nach Luthers ausdrücklicher Weisung. „Unsere Nachkommen," sagt er einmal, „sollen getrost hebräisch studieren und es besser machen." So gewiß unsere Sprachkenntnisse seitdem größer geworden sind, so gewiß ist es gut lutherisch, die Bibelübersetzung davon Gewinn ziehen zu lassen. Nur daß man leise und bedächtig bessere und nicht Luthern ohne Not meistere. Möge das Werk der Bibelrevision, zu dem eben in dieser Zeit alljährlich auch ein ‚Sahedrin' gelehrter evangelischer Männer sich versammelt,

dem deutschen Volke eine wahrhaft gebesserte Lutherbibel bringen und das Volk diese Lutherbibel dafür um so lieber haben.

Die Katholiken mögen darüber spotten, daß wir unsere Bibel noch immer ändern und bessern. Sie freilich müssen glauben, was das Trienter Konzil in seiner Sitzung vom 8. April 1546 beschlossen hat: daß die lateinische Bibel, die Vulgata, die echte und alleinige Urkunde des Gotteswortes sei. Wo also die lateinische Uebersetzung der Bibel mit dem Jahrhunderte älteren griechischen oder hebräischen Grundtexte nicht stimmt, hat die Uebersetzung Recht und nicht der Grundtext! Nicht wie die Apostel und Propheten wirklich geschrieben, sondern wie Hieronymus es gedolmetscht hat, darauf kommt es nach der Entscheidung des Konzils an! Ganz abgesehen davon, daß dieselbe neben die Schrift als gleichberechtigte Quelle der Erkenntnis die Ueberlieferung gestellt hat (Seite 488). Es ist das einer der Punkte, über welche der protestantische Wahrheitssinn niemals hinwegkam.

Wir aber freuen uns, daß wir unsere Lutherbibel haben — eines Menschen Werk, aber Gottes Geist half's ihm vollbringen. Mögen's die Gelehrten hier und da bessern — besser machen wird's keiner. Und mit vollem Vertrauen darf jeder evangelische Christ es zur Hand nehmen, um nachzuforschen, ob sich's also verhält, wie ihm von Kind auf gelehret und gepredigt ist.

Indem Luther dem deutschen Volke die deutsche Bibel geschenkt, hat er klar und deutlich bezeugt, wie ernst es ihm um seine Lehre vom allgemeinen Priestertum gewesen ist. Nicht eine Kirche, die nach ihm sich nannte, wollte er stiften — er hat darum keinen Finger gerührt; sondern Christen, die gleich ihm wußten, was sie glaubten und warum sie glaubten, wollte er bilden. Und da wird die wahre Luthersche Kirche sein, wo solche selbständige, ihres Heils gewisse Christen bei einander wohnen, wo das Wort des Herrn durch den Propheten Jeremias erfüllt ist, das uns Luther also gedolmetscht hat:

„Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein. Und wird keiner den andern, noch ein Bruder den andern lehren und sagen: ‚Erkenne den Herrn!‘ sondern sie sollen mich alle kennen, beide Klein und Groß, spricht der Herr.“ (Jerem. 31, 33 f.)

Sechstes Buch.

Luther in Haus und Amt. — Sein Tod.

1525—1546.

Erstes Kapitel.

Luthers Haus und Familie.

Unser viertes Buch hat mit einer Hochzeit geschlossen (Band 2 Seite 742 f), und manch einer oder eine von den geduldigen Lesern ist vielleicht ein wenig ungeduldig geworden, daß seitdem in unserm ganzen fünften Buche nichts von Luther dem Ehemann und von seiner Frau Katharina die Rede gewesen ist. Aber ein vorsichtiger Erzähler muß wohl einteilen, was er zu berichten hat, und das Beste für zuletzt aufsparen. Und gewiß wird gern mit in Luthers Familie einkehren, wer ihn und sein Werk in seinem großen öffentlichen Gange bis dahin begleitet hat. Wie für ihn selber sein häusliches Glück ein Gesundbrunnen gewesen ist, wo er zu seinen manchmal wenig dankbaren, schwer lastenden Arbeiten immer wieder Kraft und Lust schöpfte, so muß es auch uns wohlthun, wenn wir aus dem Ringen und Kämpfen draußen nun endlich eingehen in Luthers Haus.

Es steht noch heute in Wittenberg, das Lutherhaus, weithin sichtbar mit seinem kurzen, freundlichen Thürmchen, ein unentbehrliches Stück in dem Bilde der Stadt, namentlich von der Elbe her. Gleich hinter dem Elsterthore linker Hand, dicht an Mauer, Wall und Graben gebaut, nur durch einen Hof getrennt von der Hauptstraße — oder wenn ich's lieber nach den heutigen Verhältnissen beschreiben soll: wenn man vom Bahnhofe kommt, gleich beim Eingange der Stadt in der Kollegienstraße links über den ersten großen Hof hinüber, nach der Elbe zu gelegen. Es ist ein freundliches Geschick, daß uns dies Haus noch leidlich im alten Stande erhalten blieb, während die Schloßkirche nicht mehr wiederzuerkennen ist nach alten Bildern, die wir von ihr haben. Natürlich sind

auch an dem Lutherhause die Jahre nicht spurlos vorübergegangen: wo ist der alte Kreuzgang im Hofe? Wo ist das alte Kirchlein, das Mykonius wegen seiner armseligen Gestalt mit dem Stalle zu Bethlehem verglich (Band 1 Seite 110)? Wo sind die Ställe für Luthers Viehstand? Wo das Brauhaus, darin einst die schwarzen Kutten ihr Klosterbier brauten und dann Luthers Käthe die Gerechtigkeit weiter übte? Wo ist der starke Thurm mit dem Thorweg drunter, der zwischen Haus und Brauerei nach dem Garten hinführte, für welchen zwischen Haus und Stadtmauer gerade noch Raum war?

Alles das ist abgebrochen, zum Teil schon, wie das kleine Kirchlein, zu Luthers Zeiten und zu seinem großen Verdruß; anderes hat er selbst bauen und anbauen lassen; das meiste haben die späteren Geschlechter gethan, und noch in den letzten Jahren hat der Klosterhof allerhand bauliche Veränderungen gesehen.

Aber das Lutherhaus steht noch, das im Jahre 1502 die Augustinermönche unter Staupitzens Leitung mit Unterstützung des Kurfürsten Friedrich sich zu bauen begannen. Im Jahre 1504 war es notdürftig vollendet. 1508 zog Luther darin ein. Er bekam seine Zelle nach hinten hinaus, d. i. nach der Elbe zu, angewiesen, unter dem jetzt nicht mehr vorhandenen Hauptthurm des Gebäudes, mit dem es leider verschwunden ist. Da schien die liebe Sonne hell herein, denn es ist die Mittagsseite; da schaute er mit weitem Blick den Lauf des Flusses und die weite Ebene. Da hat er, wie er selbst sagt, „den Papst gestürmt" und manche Anfechtung des Teufels bestanden.

Aber für den Verlust dieser Zelle, die auch später sein Studierstübchen blieb, entschädigt uns, was wir sonst noch an dem Lutherhause haben.

Schon die schöne Pforte, in Sandstein gehauen: eigens hat seine Käthe sie ihm Anno 1539 durch den befreundeten Pfarrer Lauterbach in Pirna besorgen lassen. Zu beiden Seiten sind in die wohlgezierten Pfosten zwei Sitze ausgehauen: über dem zur Rechten ist Luthers Wappen angebracht, über dem andern zur Linken sein Bildnis mit den Inschriften: Aetatis suae 57 (im 57. Lebensjahr) und: In silentio et spe erit fortitudo mea (durch Stillesein und Hoffen werde ich stark sein — Jes. 30, 15).

Treten wir durch diese Thür ein und gehen die Wendeltreppe hinauf ins erste Stock: dort wohnte Luther mit seiner Frau. Dieses Treppenhaus ist von dem freundlichen Thürmchen gekrönt, das heute noch weithin die lieb-

werte Stätte bezeigt, nach welcher wir gewiß wallfahren würden wie die Katholiken nach Rom — wenn wir keine Lutheraner wären.

Wir treten vom Flur aus rechts in ein Vorzimmer, welches mit einigen Bänken zum Warten und Ausruhen ausgestattet war. Daran schließt sich die sogenannte Lutherstube: Luthers Wohn- und Familienzimmer, eine köstliche Reliquie aus jenen alten Tagen. Da ist noch der alte mächtige Ofen, der in fünf Stockwerken pyramidenförmig aufsteigt; die Kacheln zeigen uns die Bilder der Evangelisten und andere sinnvolle Geschichten. Dort steht der eichene Tisch, an dem Luther mit Frau und Kindern und manchem wackeren Gaste seine Mahlzeiten hielt und im Scherz und Ernst manches bedeutende Wort sprach, woran wir heut uns noch freuen. Da am Fenster der schlichte Doppelsitz und die Butzenscheiben, durch die er manchmal mit seiner Käthe hinuntergeschaut haben mag auf den Hof. Und auch die Decke ist noch die alte, ja zum teil selber die Wände, beides mit Holz getäfelt, mit Engelsköpfen und bunten Blumen bemalt.

Wenn wir das gesehen, will's uns in den andern Räumen kaum gefallen, obwohl jetzt alles vollhängt und -steht von Erinnerungen aus der Lutherzeit: Bildern, Büchern, Geräten und Münzen. Es schließen sich auf der Hofseite noch das Schlafzimmer und ein weiteres an, aus welchem eine Fallthür hinunter in die Wirtschaftsräume führt. Dann gibt's auf der anderen Seite, dem Wall und dem Flusse zu, noch drei Räume: einen großen Saal und einen kleinen, die Luther beide zu seinen Vorlesungen benützte, und ein Zimmer dem abgebrochenen Thurme zunächst: aus diesem führte einst eine Thür in seine Zelle oder Studierstube.

Das sind immerhin acht Räume im ersten Stock, das Luther mit seiner Familie bewohnte. Oben drüber gab's noch Gastzimmer und Bodenräume; unten wohnte das Gesinde. Wo einst ein ganzes Rudel Mönche unterkommen mußte, da war wohl auch Platz für ein einfaches bürgerliches Hauswesen.

Als ein Kloster war das Gebäude von seinen Erbauern gemeint gewesen und gehörte dem Augustinerorden oder vielmehr seinem Konvent zu Wittenberg. Als es aber keine Augustinermönche mehr gab, die einen Anspruch darauf machten, fiel es von selber an den Kurfürsten (Band 2 Seite 625). Luther blieb ruhig drin wohnen, bis zu seiner Verheiratung mit Brisger (Band 2 Seite 744). Schon Friedrich der Weise ging damit um, es ihm zu schenken; er starb darüber. Sein

Nachfolger Johann hat im Jahre 1532 die Schenkung förmlich vollzogen. Es heißt in der Urkunde, nachdem Luthers viele und große Verdienste aufgezählt worden:

„So haben Wir in Erwägung desselben allein und aus Unser selbst eigenem Bewegnis unersucht obengenanntem Doktor Martin Luther, Katharina, seinem ehelichen Weib und ihrer beider Leibeserben, Söhnen und Töchtern, die neue Behausung in Unserer Stadt Wittenberg, welche hievor ‚das schwarz' Kloster' genannt ist worden (nach der schwarzen Kutte der Augustiner), darinnen Herr Doktor Martinus eine Zeit her gewohnet und noch, mit seinem Begreif und Umfang samt dem Garten und Hof davor gelegen, nichts davon ausgeschlossen, sondern in allermaßen er dasselbige Haus jetzt besitzt, gebraucht und inne hat, zu einem rechten, freien Erbe verschrieben und sie damit begabt und begnadet. . . Geben auch vielgenanntem Doktor und seiner ehelichen Hausfrauen aus sonderlichen Gnaden diese Freiheiten, daß sie zu ihrer beider Lebtagen aller bürgerlichen Bürden und Lasten berührter Behausung in gemeldter Unserer Stadt Wittenberg frei sein sollen."

In dieses Haus, das sie noch heute zu Wittenberg „das Kloster" nennen, führte Luther am 13. Juni 1525 seine Käthe, der Mönch die Nonne, daß sie sein ehelich Weib würde. Als erst dreiundzwanzig Jahre vorher frommer Mönchseifer diese Mauern gründete, ließ sich niemand träumen, welch einer Bestimmung sie dienen sollten.

Was für ein Leben erwachte nun im Kloster! Gleich nachdem die junge Hausfrau eingezogen war, galt's zu räumen und zu richten, zu flicken und zu tünchen, zu reinigen und auszustatten, damit die Hochzeitsgesellschaft, die auf den 27. geladen ward, ein hochzeitlich geschmücktes Haus finde. Wie ernst mag bei aller Fröhlichkeit der Hochzeitsgesellschaft zu Mute gewesen sein, als sie dieser Ehe ihren Segen mitgab, welche nicht nur das Glück zweier Menschenherzen begründete, sondern für die ganze deutsche Christenheit ein leuchtendes Exempel geben sollte! Wie innig mag sich vor anderen der alte Hans Luther gefreut haben, daß sein Sohn nun durch Gottes wunderbare Fügung zur Vernunft gekommen und ihm gehorsam worden war! Hatte doch Luther zu seinem Entschluß außer andern großen Beweggründen wirklich auch diesen gehabt, daß er dem Wunsche seines Vaters (Band 1

Seite 18) genugthue. Wie er am 21. Juni seinem Freunde Amsdorf schrieb:

„Ja, das Gerücht redet wahr, daß ich mit Katharinen eilends bin getraut worden, ehe ich die bösen Mäuler, die, wie das so zu geschehen pflegt, wider mich schelten werden, anhören mußte. Denn ich gedenke nur noch kurze Zeit zu leben; da wollte ich diesen letzten Gehorsam meinem Vater nicht weigern, der nun einmal seine Hoffnung auf mich gesetzt hat, — zugleich auch mit der That bekräftigen, was ich gelehrt habe. Ich finde so viele noch kleinmütig bei diesem hellen Lichte des Evangelii. Denn nicht eine wilde Leidenschaft, aber ein ehrlich Herz habe ich zu meinem Weibe.“

Nach dem Hochzeitsschmause, zu dem die Freunde den Imbiß mitbringen mußten (denn Luther hatte nichts) und wozu der Magistrat den Trank spendete — nach dem Hochzeitsschmause wurde es stille im Kloster.

Wundersam genug mochte Luthern bei dem neuen Leben zu Mute sein, das ihm, dem Mönche so fern gelegen. Luther erzählt später selber davon. „Im ersten Jahre des Ehestandes,“ sagt er, „hat einer seltsame Gedanken. Wenn er über Tisch sitzt, so gedenkt er: Vorhin warst du allein, nun aber bist du selbander; im Bette, wenn er erwacht, siehet er ein Paar Zöpfe neben ihm liegen, das er vorhin nicht sahe. Also saß meine Käthe im ersten Jahre bei mir, wenn ich studierte, und da sie nicht wußte, was sie reden sollte, fing sie an und fragte mich: ‚Herr Doktor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder?‘“ — Womit sie freilich des Herrn Doktor große Heiterkeit herausforderte; denn der Hochmeister in Preußen und der Markgraf waren ein und dieselbe Person.

Es ist kein Wunder, wenn Katharine im anfang an der Seite des gewaltigen Mannes ein wenig schüchtern und befangen war, obwohl sie einst frank und frei bekannt hatte, den Luther wolle sie wohl nehmen (Band 2 Seite 741). Aber schnell lernte sie sein reiches, kindliches Gemüt kennen. Und so ist es eine rechte, glückliche Ehe gewesen, bis der Tod sie von einander schied. Daran konnten auch alle Schmähungen von entrüsteten Feinden nichts ändern, die sogar Briefe an Luthers Frau durch einen eigenen Boten ihm ins Haus schickten, worin sie dieselbe ermahnten, von ihrem Verführer zu fliehen und sich Christo ihrem wahren Bräutigam wieder zuzuwenden. Luther fertigte die jungen Leipziger Theologen, die ihm und seiner Gattin solche Briefe zugesandt, mit derbem

Spott ab. „Ich bin an Käthen (Ketten!) gebunden und gefangen,“ schrieb er einem Freunde; „es ist mir, wie wenn ich der Welt ganz abgestorben wäre.“ Und so frei war auch Katharina längst von dem alten Traum klösterlicher Heiligkeit, daß sie ohne Gewissensbisse sich ihres Glückes freute.

Ihr Lebensgang hatte sie gleich Luthern dieser Bestimmung zugeführt. Gebürtig aus dem altadligen, aber verarmten Geschlechte der Bora, das zu Hirschfeld in der Landschaft Meißen seinen Sitz hatte, war sie schon in ihrem zehnten Lebensjahre ins Kloster gebracht und im sechzehnten als Nonne eingekleidet worden. (Vgl. Band 2 Seite 633.) Sie war sechszehn Jahre jünger als Luther: geboren am 29. Januar 1499. Sieben Jahre hatte sie dann noch in Nimtschen zugebracht, bis Luthers befreiende Predigt und sein Freund Koppe sie ins Leben zurückführte. (Band 2 Seite 632). Zwei Jahre lebte sie nun zu Wittenberg im Hause des Stadtschreibers Reichenbach; Zeit genug, um in der evangelischen Erkenntnis zu wachsen und unter den neuen, für die Entlaufene, von ihrer Familie Verlassene, gewiß recht mißlichen Verhältnissen ihren festen Sinn zu bewähren. Sechsundzwanzig Jahre zählte sie bei ihrer Verheiratung.

Katharina war keine besonders anmutige und besonders geistreiche Frau. Aber gesund an Leib und Seele, tüchtig zu aller häuslichen Arbeit, eine sorgsame und sparsame Wirtin, wie gerade Luther sie brauchte — es wäre jammerschade gewesen, wenn alle diese Gaben und Kräfte hinter den Klostermauern hätten verkommen müssen. Auch konnte sie wohl teilnehmen an den Gedanken und Geschäften, die ihren Gatten bewegten; das zeigen deutlich die Briefe, welche Luther bei seiner häufigen Abwesenheit fleißig an sie zu schreiben pflegte, von denen wir in kurzem etliche mitteilen werden. Darin lernen wir überhaupt am allerbesten kennen, wie die beiden mit einander verkehrten, in Scherz und Ernst, immer aber in treuer Liebe.

Auch manches Wort vom Ehestand hat Luther in späteren Jahren gesagt, das seine eigenen Erfahrungen wiederspiegelt und darum ein helles Licht auf sein Familienleben wirft. Aber ehe wir an diesen Worten und jenen Briefen uns recht freuen können, müssen wir erst noch ein wenig auch in Luthers Kinderstube heimisch werden.

Nicht lange konnte Frau Käthe (oder Herr Käthe, wie Luther gern scherzte) ihrem Manne beim Studieren Gesellschaft leisten. Es gab im Hause von früh bis abends genug zu thun, als die lieben Kinder wollten gewartet und erzogen sein.

Große Freude zog am 7. Juni 1526 im schwarzen Kloster ein, als das erste Söhnlein zur Welt kam. Es war nachmittags 2 Uhr; um 4 Uhr vollzog schon Magister Rörer die Taufe, wobei Bugenhagen, Justus Jonas, Lukas Kranach, der Vizekanzler Beier, die Frau des Bürgermeisters Hohlfeld und — dieser freilich mußte sich vertreten lassen — der Mansfeldische Kanzler Kaspar Müller Pathenstelle vertraten. Johannes mußte der Knabe heißen wie der Großvater; wir kennen ihn alle als Luthers Hänschen.

Ganz beglückt meldet Luther die frohe Botschaft den Freunden, die er schon zuvor um ihre Fürbitte angegangen hatte. Dem Doktor Rühel in Eisleben schreibt er am 8. u. a.:

„Wollet auch Magister Eisleben (Agrikola) von meinetwegen sagen, daß mir meine liebe Käthe von großen Gottes Gnaden einen Hansen Luther gebracht hat, gestern um zwei, da der Tag im Kalender Dat heißt (d. i. ‚er giebt‘).“

Dem Hausmann am 13.: „Sonst nichts Neues, als daß mein Christus meine Käthe gesegnet hat und einen Sohn Johannes beschert, der gesund ist und ohne Fehl. Dank und Preis seiner unaussprechlichen Güte. Es grüßen Dich Mutter und Kind von Herzen.“

So gibt er auch weiter fleißig Meldung vom Befinden der beiden und von allen Fortschritten des Knaben. „Mein Hänschen ist wohlauf und seine Mutter auch,“ berichtet er dem Spalatin, „soweit man's von ihnen verlangen kann. Christo sei Dank.“

Es macht sich oft ganz wunderlich, wenn er weiter unter wichtigen Nachrichten, welche den Lauf des Evangeliums, Kirche, Kaiser und Reich angehen, seine häuslichen Erlebnisse berichtet: wie Hänschen ein kräftiger, lustiger Esser und Trinker werde, wie er zu gehen anfange, wie er alsbald in jede Ecke gehockt sei und sie verunreinigt habe u. s. w. An alledem müssen die Freunde teilnehmen, sie, die einst Mönche gewesen wie er, und sie nehmen auch teil, ja sie wissen von gleichen Leiden und Freuden zu erzählen. Hausmann schickt wohl auch einmal eine Klapper, für die Luther sich in Hänschen Namen bedankt: er sei gar stolz und vergnügt darüber. Und so weiter.

Das zweite Kind war ein Töchterchen. Es kam zur Welt in einer

trüben Zeit, als die Pest in Wittenberg wütete und auch Luthers Haus bedrohte: am 10. Dezember 1527. Schon am 3. August 1528 wurde sie den Eltern wieder genommen. Am 5. schrieb Luther dem Hausmann:

„Elisabethchen, mein Töchterlein, ist mir gestorben: ein wundersam krankes, fast weibisches Herz hat sie mir zurückgelassen, so sehr jammert mich ihrer. Nie hätte ich früher geglaubt, daß ein Vaterherz so weich werde gegen die Kinder."

Am 20. Oktober, da er nur von seiner Frau und Hänschen grüßen kann: „Elisabeth hat uns Lebewohl gesagt, sie ist zu Christo gegangen, durch den Tod zum Leben."

Aber Gott bescherte den betrübten Eltern einen Ersatz in Magdalena, die am 4. Mai 1529 geboren wurde. — Noch haben wir die zwei Gevatterbriefe, die Luther damals an Amsdorf und an Frau Göritz schrieb, die Gattin des nachmaligen Stadtrichters von Leipzig. „Achtbarer, würdiger Herr," heißt es in dem Briefe an Amsdorf. „Gott der Vater aller Gnaden hat mir und meiner lieben Käthe eine junge Tochter gnädiglich beschert: so bitte ich Ew. Würden um Gottes willen, wollet ein christlich Amt annehmen und derselbigen armen Heidin christlicher Vater sein und ihr zu der heiligen Christenheit helfen durch das himmlische, hochwürdige Sakrament der Taufe."

Hierzu kam am 9. November 1531 ein Sohn Martin, am 28. Januar 1533 ein Sohn Paul und am 17. Dezember 1534 eine Tochter Margarethe. Gretchen, die Jüngste, wurde Luthers Liebling. Er sah voraus, daß er nicht fortleben würde, bis sie herangewachsen sei. So bat er schon 1538 halb im Scherz, halb ernsthaft ihren Pathen, den Pfarrer Probst in Bremen: er möge ihr auch nach seinem Tode einen rechtschaffenen Mann verschaffen. Zuletzt war Gretchen gar sein einzig Töchterlein; denn Magdalena ging in ihrem vierzehnten Lebensjahre, vier Jahre vor seinem eigenen Tode, zu ihrer Eltern großer Betrübnis der kleinen Elisabeth nach.

Sie war ein gar gutes und frommes Mädchen. Luther bezeugte ihr, daß sie ihn ihr Lebtag nie erzürnt habe. Eine besonders innige Liebe verband sie mit ihrem Bruder Hans. Als sie nun sterbenskrank lag, verlangte sie sehr nach diesem, der in Torgau bei dem Rektor Krodel untergebracht war. Luther konnte ihr den Wunsch nicht abschlagen und ließ den Bruder kommen. Wir haben noch den Brief, den er damals nach Torgau schrieb:

„Gnade und Friede, mein lieber Markus Krodel. Ich bitt' Euch,

sagt meinem Sohn Hans nicht, was ich Euch schreibe. Mein Töchterlein Magdalena ist dem Ende nahe und wird bald heimkehren zu ihrem wahren Vater im Himmel, wenn's Gott nicht anders gefällig ist. Aber sie sehnt sich so sehr darnach, den Bruder zu sehen, daß ich den Wagen schicken mußte: sie lieben eins das andere gar so sehr — vielleicht, daß sein Kommen ihr neue Kraft geben könnte. Ich thue, was ich kann, damit mich nicht später mein Gewissen beschwert. So sagt ihm also — doch ohne die Ursach' — daß er mit diesem Wagen eilends herkomme, um bald wieder zurückzukehren, wenn Lenchen im Herrn entschlafen oder wieder gesund worden sein wird. Gott befohlen. Ihr müßt ihm sagen, es warte seiner ein heimlicher Auftrag. Sonst steht alles wohl. 6. September 1542."

Hans traf die Schwester noch am Leben. Sie mußte noch bis zum 20. liegen und leiden. Luther litt viel mit ihr. „Ich habe sie sehr lieb," sagte er, „aber lieber Gott, da es Dein Wille ist, daß Du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gern bei Dir wissen."

Und da keine Hoffnung mehr war, sprach er zu ihr:

„Magdalenchen, mein Töchterlein, nicht wahr, du bliebest gern hier bei deinem Vater und ziehest auch gern zu jenem Vater?"

„Ja, herzer Vater, wie Gott will." Das war ihre Antwort. Da sagte der Vater:

„Du liebes Töchterlein, — der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Und wendete sich herum und sprach: „Ich habe sie doch sehr lieb. Ist das Fleisch so stark, was wird dann der Geist sein? Ich bin zornig auf mich selbst; daß ich mich ihrer nicht von Herzen freuen noch danken kann; wiewohl ich unterweilen unserm Herrn Gott ein Liedlein singe und dank' ihm ein wenig dafür. Wohlan, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

Da nun Magdalenchen in den letzten Zügen lag, fiel der Vater vorm Bette auf seine Kniee, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Da verschied sie sanft in seinen Armen. Die Mutter war auch wohl in derselben Kammer, doch weiter vom Bette, um der Traurigkeit willen.

Da nun seine Hausfrau sehr traurig war, weinete und heulete, sprach Doktor Martinus zu ihr:

„Liebe Käthe, bedenke doch, wo sie hinkömmt! Sie kömmt ja wohl. Aber Fleisch und Blut fleischert und blutet, thut, wie seine Art ist; der Geist lebt und ist willig. Die Kinder disputieren nicht; wie man's

ihnen sagt, so gläuben sie es; bei den Kindern ist's alles einfältig: sterben ohne Schmerz und Angst, ohn' Disputieren, ohn' Anfechtung des Todes, ohn' Schmerzen am Leib, gleichwie sie einschlafen."

Da sie nun in den Sarg gelegt war, sprach er: „Du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen!" Sahe sie an, wie sie so dalag, und sprach: „Ach du liebes Lenchen, du wirst wieder aufstehen und leuchten wie die Sterne, ja wie die Sonne."

Da man ihr aber den Sarg zu enge und zu kurz gemacht hatte sagte er: „Das Bette ist ihr zu klein, weil sie nun gestorben ist. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran. Das Scheiden vexieret einen über die Maßen sehr. Wunderding ist's: wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein!"

Und da die Leute zum Begräbnis kamen und den Doktor nach dem gemeinen Brauch anredeten und sprachen, es wäre ihnen seine Betrübnis leid, sprach er: „Es soll Euch lieb sein! Ich hab' einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O, hätten wir einen solchen Tod! Einen solchen Tod wollt' ich auf diese Stunde annehmen."

Da sagte einer: „Ja, es ist wohl wahr; doch behält ein jeder gerne die Seinen."

Doktor Martinus antwortete: „Fleisch ist Fleisch, und Blut ist Blut. Ich bin froh, daß sie hinüber ist; keine Traurigkeit ist da denn des Fleisches."

Als man dann das Lied sang: „Herr gedenk nicht unserer vorigen alten Missethat," sagte er: „Ich spreche: O Herr, Herr, nicht allein der vorigen und alten, sondern auch der jetzigen und gegenwärtigen Sünden; denn wir sind Wucherer, Schinder, Geizhälse u. s. w. Ja, auch der Gräuel der Messen ist noch in der Welt."

Da man sie einscharrete und begrub, sprach er: „Es ist die Auferstehung des Fleisches!"

Und da man wieder von dem Begräbnis kam, sprach er: „Meine Tochter ist nun beschickt, beides an Leib und Seel. Wir Christen haben nichts zu klagen; wir wissen, daß es also sein muß. Wir sind ja des ewigen Lebens aufs allergewisseste; denn Gott, der es uns durch und um seines lieben Sohnes willen zugesaget hat, der kann ja nicht lügen."

Dies setzte er ihr als Grabschrift (in lateinischer Sprache):

Hier schlaf ich, Lenichen, Luthers Töchterlein,
Ruh' mit allen Heil'gen in meim Bettelein,

Die ich in Sünden war geborn,
Hätt' ewig müssen sein verlorn;
Aber ich leb' nun und hab's gut,
Herr Christe, erlöst mit Deinem Blut!

An Justus Jonas, der damals bereits nach Halle übergesiedelt war, schrieb Luther am 23. September 1542 unter anderem:

„Ich denke, es wird schon zu Dir gedrungen sein, daß mein liebstes Töchterlein Magdalena wiedergeboren ist zu Christi ewigem Reiche; und wiewohl ich und mein Weib nichts als danken sollten und fröhlich sein für solch' ein glückliches Ende und seliges Sterben, durch welches sie der Macht des Fleisches, der Welt, des Türken und des Teufels entflohen ist, so ist doch die Macht der Zärtlichkeit so gar groß, daß wir es nicht ohne Schluchzen und Seufzen des Herzens und nicht ohne das allergrößte Herzeleid können. Denn tief im Herzen eingeprägt sind die Züge, Worte und Geberden dieses gehorsamsten und ehrerbietigsten Töchterleins, wie es lebte und starb, so daß selbst der Tod Christi, mit dem doch kein anderer Tod verglichen werden kann, die Trauer nicht ganz, wie er sollte, vertreiben kann. So danke Du Gott an unserer Statt. Denn wahrlich hat der große Gnade an uns gethan, der unser Fleisch so verherrlicht hat. Du weißt, sie hatte einen so milden, sanften, gutartigen Sinn. Gelobt sei der Herr Jesus Christus, der sie berufen hat, erwählt und verherrlicht. O möchte doch mir und uns allen solch' ein Tod, ja solch ein Leben zu Teil werden — das allein bitt ich von Gott, dem Vater alles Trostes und aller Barmherzigkeit. In dem lebe wohl, Du mit Deinem ganzen Hause."

Unter anderen Freunden hatte ihm Amsdorf ein teilnehmendes tröstendes Wort geschrieben. Luther antwortete am 29. Oktober:

„Ich danke Dir, bester Freund, daß Du mich hast trösten wollen über den Tod meines lieben Töchterleins. Ja ich liebte sie, nicht nur weil sie mein Kind war, sondern auch weil sie so sanften, guten Gemütes und so gar gehorsam war. Nun aber bin ich fröhlich, daß sie bei ihrem Vater lebt im süßesten Schlaf bis auf den Tag, der kommen wird. Und wie unsre Zeiten sind, und sie werden noch immer schlimmer, da bitt' ich aus tiefstem Herzen für mich und alle die Meinen, auch für Dich und all' die Unsern, auch uns möchte eine ähnliche Stunde kommen des Heimgangs mit so viel Friede und seliger Ruhe; denn das heißt in Wahrheit in Gott entschlafen, den Tod nicht schauen und nicht schmecken. Ich hoffe, die Zeit ist da oder wird bald kommen, von der Jesaias sagt:

‚Die Gerechten werden versammelt und gehen in Frieden ein in ihre Kammern.‘ Es grüßt Dich meine Käthe, die noch manchmal schluchzt im Gedenken an ihr bestes, gehorsames Töchterlein.“

Den armen Hans hatte der Tod des Schwesterleins sehr angegriffen. Zurückgekehrt nach Torgau konnte er es vor Traurigkeit und Heimweh kaum aushalten, und weil ihm die Mutter gesagt, er solle heimkommen, wenn es ihm übel gehe, verlangte er ernstlich heim ins Elternhaus. Deshalb gingen zu Weihnachten 1542 zwei Briefe von Luther nach Torgau, einer an Hansens Wirt und Lehrer, den Rektor Krodel, der andre an Hans selber. Der an Krodel, vom 26. Dezember, lautete:

„Gnade und Friede. Ich glaube gern, mein lieber Markus, daß mein Sohn durch die mütterlichen Worte ein weiches Herz gekriegt hat, dazu noch der Schmerz um den Tod der Schwester: aber ermahnet ihn recht. Denn gewiß ist, daß er hier Euch und Euer Weib gerühmt hat, daß es ihm bei Euch gut, ja viel besser ginge, als bei uns. So sagt ihm denn, daß er das weibische Herz bezwingen soll und sich daran gewöhnen, Leid zu tragen und sich nicht jener kindischen Weichheit hinzugeben. Denn dazu ward er hinausgeschickt, daß er etwas lerne und hart werde. Darum soll er jetzt auch nicht heimkommen, so kein andrer Grund daist. Sollt' er krank werden, so schreibt es mir. Nun mag er treiben und thun, was zu treiben und zu thun er bei Euch ist und den kindlichen Gehorsam nicht verletzen. Wir sind hier Alle wohl und gesund durch Gottes Gnade. Lebet recht wohl.“

An Hans schrieb Vater Luther unter dem 27.:

„Gnade und Friede im Herrn. Mein lieber Sohn Hans. Ich und Deine Mutter und das ganze Haus sind gesund. Gieb Dir Mühe, daß Du deine Thränen männlich besiegst und deiner Mutter Schmerz und Sorge nicht noch mehrst, die so geneigt ist zu Sorge und Angst. Gehorche Gott, der Dir durch uns befohlen hat dort zu arbeiten, so wirst Du leicht dieser Schwäche vergessen. Die Mutter kann nicht schreiben und hat es auch nicht nötig geachtet; aber sie sagt, alles was sie Dir gesagt habe — nämlich Du solltest heimkehren, wenn es Dir übel ginge — habe sie von Krankheit gemeint; davon solltest Du, wenn es geschehe, gleich Kunde geben. Sonst will sie, daß Du diese Trauer lassest und fröhlich und ruhig studierest. Hiemit gehab Dich wohl im Herrn.

Dein Vater Martin Luther.“

So sind wir durch die Thür des Leides eingetreten in Luthers Kinderstube und haben sein frommes, treues Vaterherz an Magdalenens Sterbebett recht kennen gelernt. Aber nun müssen wir auch mit ihm und mit seinen Kindern fröhlich sein.

Wie er so kindlich mit den Kindern reden konnte, das merken wir ja am schönsten an seinem köstlichen Briefe an Hans, da er noch das Hänschen war, den er ihm während des Augsburger Reichstags von der Koburg schrieb:

„Gnade und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen. Ich sehe gern, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Thue also, mein Söhnichen, und fahre fort: wenn ich heim komme, so will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

„Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling, und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich; haben auch schöne, kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wes die Kinder wären? Da sprach er: ‚Es sind die Kinder, die gerne beten, lernen und fromm sind‘. Da sprach ich: ‚Lieber Mann, ich hab' auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht' er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen?‘ Da sprach der Mann: ‚Wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen‘.

„Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet: da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten; darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Mann: ‚Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme

Lene, die muß er mitbringen'. Da sprach der Mann: ‚Es soll ja sein, gehe hin und schreib ihm also'.

„Darum, liebes Söhnlein Häns̈chen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiemit bis dem Allmächtigen befohlen, und grüße Muhmen Lenen und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater
Martinus Luther."

Glücklich war Luther in seinen Kindern. Wollten die Welt- und Kirchenhändel draußen ihn erbittern, so hellte sich sein Herz wieder auf, wenn er ihrem Spiel zusah und mit ihnen scherzte. Als Martin geboren war und er drei Kinder hatte, sagte er: „Ich lass' mir genügen: ich hab' drei ehrliche Kinder, die kein papistischer Theolog hat, und die drei Kinder sind drei Königreiche, die ich erblicher habe denn Ferdinandus Ungarn, Böhmen und das römische Königreich."

Die kleinsten waren seinem Herzen immer am nächsten; er fand das natürlich und meinte: „Immer steigt der Eltern Liebe herab von den älteren Kindern zu den neugebornen und ist so groß und kräftig, daß je mehr sie der Eltern Hilfe und Wartung bedürfen, je fleißiger und sorgfältiger die Eltern ihrer warten. Drum ist mein Martinchen mein liebster Schatz, denn er bedarf meines Dienstes und Hülfe mehr, den Johannes oder Magdalena; dieselben können nun reden und fordern, was sie wollen und ihnen not ist, drum bedürfen sie so große Sorge nicht."

Gerne trug er Kindergeschrei und Kinderunart, die, wie er wohl wußte, manchen dem Ehestande feind machen. Er dachte dabei, wie auch Gott von seinen Menschenkindern viel leiden muß.

So lernte er auch von ihnen, wie wir rechte Kinder Gottes sein sollen. „Sie leben so einfältig und rein, ohne Anstoß im Glauben; sie sind im Glauben viel gelehrter, denn wir alten Narren — glauben ohne Disputation und Zweifel, Gott sei gnädig und nach diesem Leben sei ein ewiges Leben. Sie sorgen nicht; Gott giebt ihnen Gnade, daß sie lieber Kirschen essen, als Geld zählen, und ihnen an einem schönen Apfel mehr gelegen ist, als an einem roten Goldgulden; sie fragen nicht, was das Korn gelte, denn sie sind in ihrem Herzen sicher und gewiß: sie werden zu essen finden. Gott, der ihnen Leben und Glieder so artig und hübsch geschaffen hat, will sie auch ernähren und erhalten. Ja

einem Kindlein ist, noch ehe es zur Welt kommt, sein bescheiden Teil allbereit zugeeignet und versehen. Wie die Schrift sagt und das gemeine Sprichwort lautet: Je mehr Kinder, je mehr Glück."

„Lenchen, was wird dir der heilige Christ bescheren?" fragte er einmal und hatte seine helle Freude an der Kinder Weihnachtsglauben. „Die Kinderlein haben so feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel ihr Gott und lieber Vater sei."

Als Martin eine Puppe als seine Braut schmückte und schützte, sagte Luther in herzlichem Wohlgefallen: „So aufrichtig und ohne Bosheit wären wir im Paradies gesinnet gewesen; diese natürlichen Scherze sind die allerbesten von den Kindern. Das sind die liebsten Närrlein, die feinsten Spielvögel; die thun alles einfältig, von Herzen und natürlich."

Als die Knaben sich zankten und wieder vertrugen, war schnell die Anwendung da: „Lieber Herr Gott, wie wohl gefällt dir solcher Kinder Leben und Spielen! Ja alle ihre Sünden sind nichts, denn Vergebung der Sünden."

Auf dem Tische lagen schöne Pfirsiche und andres Obst; die Kinder standen davor und beschauten es mit fröhlicher Erwartung. Da das der Doktor sah, sprach er: „Wer da sehen will ein Bild eines, der sich in Hoffnung freuet (Röm. 12, 12), der hat hier ein recht Kontrafei. Ach, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung könnten ansehen!"

Den letzten September 1538 sah Doktor Martinus seine Kinderlein am Tisch sitzen und sprach: „Christus sagt Matth. 18: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Er betheuert's mit einem Eide (‚Wahrlich')! Ei lieber Gott, du machst es allzu grob; daß du es doch säuberlich machest und die Kinder, solche Närrlein, nicht so hoch erhübest! Wo hast du das befohlen und gelehret, daß ein närrisch Kindlein soll einem Waisen fürgezogen werden? Wie kann unser Herr Gott mit seinem Urteil und Gerechtigkeit bestehn, die Paulus so hoch rühmet: Gottes Gerechtigkeit, Gottes Gerechtigkeit! Ist das die Gerechtigkeit, damit du die Klugen verwirfest und die Narren annimmst? Es heißet hier: Glaube Gottes Wort und gieb dich gefangen! Unser Herr Gott hat reinere Gedanken, denn wir Menschen. Er muß gar grobe Äste und Späne von uns weghauen, ehe er solche Kinder und Närrlein aus uns macht."

So redete Luther viel und gern aus seinem Reichtum. Seine Kinder machten ihn reich. Solche Schätze hatte freilich kein päpstlicher Theolog. Das war ihm mit das Köstlichste am Ehestande, und wenn er vom Ehestande redete, so konnte er der Kinder nicht schweigen. Davon nur wenige Sprüche noch.

„Es ist keine lieblichere, freundlichere, noch holdseligere, Verwandtnis, Gemeinschaft und Gesellschaft, denn eine gute Ehe, wenn Eheleute mit einander in Friede und Einigkeit leben. Wiederum ist auch nichts Bitterers, Schmerzlichers, denn wenn das Band von eineinander getrennt und geschieden wird. Nach welchem ist der Kinder Tod, wenn die sterben; welches ich versucht und erfahren habe."

„Wer guten Frieden und Gemach im Ehestande hat, das ist nächst Gottes und seines Wortes Erkenntnis die höchste Gnade und Gabe von Gott. Denn man findet viel störrige und wunderliche Eheleute, die weder nach den Kindern fragen, noch einander herzlich lieb haben. Solche Leute sind nicht Menschen."

„Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebest, der du darfst all dein Gut und was du hast, ja dein Leib und Leben vertraun, mit der du Kinderlein zeugest. Gott aber stößet ihrer viel in den Ehestand, ohn ihren Rat, ehe sie es recht bedenken, und thut wohl daran. Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, darum du, wie andere fromme Weiber, bist eine Kaiserin; erkenne es und danke Gott. Aber zu einem solchen Stande gehört eine fromme und gottesfürchtige Person."

„Die Welt hat nach Gottes Wort keinen lieblicheren und freundlicheren Schatz auf Erden, denn den heiligen Ehestand, welchen er selber gestiftet, erhält und vor allen Ständen gezieret und gesegnet hat, daraus nicht allein alle Kaiser, Könige und alle Heiligen, sondern auch der ewige Sohn Gottes, doch auf eine andere Weise, geboren ist. Darum wer dem Ehestande zuwider ist und redet übel davon, der ist gewiß aus dem Teufel."

„Ich bin, bleibe und sterbe im Lob des heiligen Ehestandes." —

In der Kindererziehung war Luther streng; namentlich bei den Söhnen hielt er das für nötig. Obwohl Frau Käthe nicht zu den schwachen Müttern gehörte, war's ihr doch bisweilen zu viel. Hans, der eine Zeit lang Luthern Sorge machte, durfte ihm einst drei Tage

nicht vor die Augen kommen, so daß schließlich die Freunde des Hauses der Mutter für ihn bitten halfen.

„Ich wollt' lieber einen toten, denn einen ungezogenen Sohn haben," gab ihnen Luther zur Antwort. „Sankt Paulus hat nicht vergebens gesagt (1. Tim. 3, 4), daß ein Bischof soll ein solcher Mann sein, der seinem Hause wol fürstehe und wol gezogene Kinder habe, auf daß andere Leute, davon erbauet, ein gut Exempel nehmen und nicht geärgert werden. Wir Prediger sind darum so hoch gesetzt, daß wir andern ein gut Exempel geben sollen; aber unsre ungeratenen Kinder ärgern andere: so wollen die Buben auf unsere Privilegien sündigen. Ja, wenn sie gleich oft sündigen und allerlei Büberei treiben, so erfahre ich's doch nicht; man zeiget mir nichts an, sondern man hält's heimlich vor mir. Und gehet uns nach dem gemeinen Sprichwort: Was Böses in unsern eigenen Häusern geschieht, das erfahren wir am allerletzten; wenn's alle Leute durch alle Gassen getragen haben, so erfahren wir's erst. Darum muß man ihn strafen und gar nicht durch die Finger sehen, noch es ihm also ungestraft lassen hingehen."

Doch sollten seine Kinder nicht eine so harte Kindheit haben, wie er. Vor allen Dingen achtete er wohl auf ihre Neigungen, damit er ihnen einen Beruf erwähle, der ihnen genehm sei. Bei Hans war das nicht so leicht. Er gehörte zu den frühreifen Kindern, deren spätere Entwickelung den Erwartungen, die sie wecken, nicht ganz entspricht. Schon mit dem Beginn seines achten Lebensjahres wurde er als Student bei der Universität Wittenberg eingeschrieben — doch wohl mehr Ehren halber. Luther zeichnete ihm damals (Anno 1533) eine Warnung vor Erasmus auf:

„Erasmus ein Feind aller Religionen und ein sonderlicher Feind Christi, des Epikuri und Luciani vollkommenes Bild und Muster. Mit eigener Hand schrieb es ich, Mart. Luther, Dir, meinem lieben Sohn Hans, und durch Dich allen sowohl meinen, als der heiligen, christlichen Kirche Kindern."

Aber bald muß er doch in Wittenberg wirklich mit studiert haben. Denn im Jahre 1539 wurde er mit den um weniges älteren Söhnen des Melanchthon und Jonas Baccalaureus bei der philosophischen Fakultät (Band 1 Seite 18). Wie wenig aber Hans damit nach Luthers Urteil bereits die nötige Reife erlangt hatte, sehen wir daraus, daß er ihn drei Jahre später (sechszehn Jahre alt) dem wackeren Schulmann von Torgau übergab, zugleich mit einem Verwandten seiner Frau, Flo-

rian von Bora. Am 26. August 1542 schickte er ihm die Knaben zu mit folgendem Geleitsbrief:

„Gnade und Friede. Wie wir ausgemacht haben, mein lieber Markus, schicke ich Euch meinen Sohn Hans, daß Ihr ihn mit den andern Knaben in Grammatik und Musika unterrichtet, auch Acht gebet auf seine Sitten und sie bessert. Ich vertrau' Euch viel in dem Herrn. Den Aufwand will ich fröhlich geben, und Ihr werdet anzeigen, was er für Fortschritte macht mit der Zeit und wohin man mit ihm kommen kann. Ich schicke Euch den kleinen Florian mit, zumeist aus der Ursach, weil ich achte, daß den Knaben Zusammensein und Beispiel anderer sehr nötig ist. Das ist besser, als jeden einzeln unterrichten. Diesen Knaben aber haltet härter, und wenn Ihr ihn bei einem Bürger unterbringen könntet, so thut es; wenn nicht, so schickt ihn zurück. Gott gebe gut Gedeihen zu dem Werk. Seh' ich guten Erfolg bei meinem Sohn, so sollt Ihr, so Gott mir Leben giebt, noch zwei andre haben. Denn mir will scheinen, als ob nach Euch ernste und fleißige Lehrer Eures gleichen selten werden wollten, zumal in der Grammatik und Sittenstrenge. Darum muß man der Zeit gebrauchen; sie fließet schnell, und schneller noch die geschickten Lehrer. Zu den höhern Studien kehren sie dann besser hieher zurück. Gehabt Euch wohl im Herrn und sagt dem Hans Walter (Kapellmeister zu Torgau), daß ich für sein Wohl bete und daß ihm mein Söhnlein in der Musik empfohlen sein soll. Ich kann wohl Theologen machen, aber ich möchte auch Grammatiker und Musiker haben.

„So lebt noch einmal wohl und grüßt auch den Gabriel (Zwilling) und die Seinen. Und zum drittenmal gehabt Euch wohl auf ewig."

Wie gut Hans bei dem Rektor einschlug, kann man aus den obigen Briefen herauslesen, die wegen Lenchens Erkrankung gewechselt wurden.

Hans war offenbar zum Gelehrten, zum Theologen bestimmt. Auch bei Martin lief es darauf hinaus. Paul hatte nach Luthers Meinung das Zeug zu einem Kriegsmann, wie denn der Erbmarschall Hans von Löser sein Pathe war: „Paul," scherzte Luther, „soll wider die Türken." —

Den ersten Unterricht ließ Luther seinen Kindern durch Hauslehrer erteilen. Eine viel größere Rolle aber als diese spielte bei den heranwachsenden Kindern die Muhme Lene, eine rechte Stütze der Eltern in der Erziehung.

Es war eine Tante von Luthers Frau, früher als diese in das Kloster zu Nimtschen aufgenommen und 1502 bis 1503 Siechenmeisterin daselbst. Nachdem ihre Nichte den Bann des Klosters durchbrochen

hatte, folgte sie ihr bald nach Wittenberg und lebte dort als guter Hausgeist und sonderliche Freundin der Kinder bis zu ihrem Tode (1537). Sie hatte ihr eigenes Stüblein mit Kammer im Hause.

Als sie an ihrer letzten schweren Krankheit darniederlag, besuchte Luther sie und fragte: „Muhme Lene, kennt Ihr mich auch und vernehmet mich?“ Und da sie ihn verstand und kannte, tröstete er sie und sprach:

„Euer Glaube stehet ja ganz und gar auf dem Herrn Christo. Derselbige ist die Auferstehung und das Leben. Euch wird's nicht fehlen: Ihr werdet nicht sterben, sondern wie in einer Wiegen entschlafen und wenn die Morgenröte aufgehen wird, sollt Ihr wieder aufstehen und ewig leben.“

Da sprach sie: „O ja!“

Da fragte sie Luther: „Habt Ihr keine Anfechtung?“

„Nein,“ sagte sie.

„Wie? Thut Euch denn nichts weh?“

„Ja, um's Herz ist mir weh.“

Da sagt' er: „Der Herr wird Euch bald erlösen von allem Übel, Ihr werdet nicht sterben.“ Und wandte sich zu den Umstehenden: „O wie wohl ist der! Denn das ist kein Tod, sondern ein Schlaf.“ Und ging alsbald an das Fenster und betete. Sieben Stunden darauf schlummerte sie hinüber. —

Wie gern hätte Luther seine Eltern auf ihre alten Tage so bei sich gehabt und verpflegt! Das ist ihm versagt geblieben.

Wie die Nachricht vom Tode seines Vaters ihn auf der Koburg traf und sein Herz hart betrübte, ist uns noch wohl in der Erinnerung (Seite 191 f).

Bald darauf ging auch seine Mutter Margarethe schlafen: am 30. Juni 1531. Sie hatte sich nicht entschließen können, Mansfeld zu verlassen. So konnte auch ihr Luther die Augen nicht zudrücken. Der letzte Dienst, den der Sohn ihr that, war ein Trostbrief, ähnlichen Inhalts, wie einst sein letzter Brief an den Vater und wie er so manchen an Sterbende geschrieben hat. Er ist vom 20. Mai 1531 und lautet (ein wenig verkürzt) also:

„Gnade und Friede in Christo unserm Herrn und Heiland!

„Meine herzliebe Mutter!

„Ich habe die Schrift meines Bruders Jakob von Eurer Krankheit empfangen, und ist mir ja herzlich leid, sonderlich, daß ich nicht kann leiblich bei Euch sein, wie ich wohl gerne wäre; aber doch erscheine ich hie mit dieser Schrift leiblich, und will ja nicht fern von Euch sein geistlich samt allen den Unsern.

„Wiewohl ich aber hoffe, daß Euer Herz ohn' das längst und reichlich genug unterrichtet, und — Gott Lob! — sein tröstlich Wort wohl innen habt, dazu mit Predigern und Tröstern allenthalben versorget seid: so will ich doch das Meine auch thun, und meiner Pflicht nach mich für Euer Kind und Euch für meine Mutter erkennen, wie unser beider Gott und Schöpfer uns gemacht und gegen einander verpflichtet hat, damit ich zugleich den Haufen Eurer Tröster vermehre.

„Erstlich, liebe Mutter, wisset Ihr von Gottes Gnaden nun wohl, daß Eure Krankheit seine väterliche Rute ist, und gar eine geringe Rute gegen die, so er über die Gottlosen, ja auch oft über seine eigenen, lieben Kinder schickt. Darum Euch solche Krankheit nicht soll betrüben noch bekümmern, sondern sollt sie mit Dank annehmen, als von seiner Gnaden zugeschickt: angesehen, wie gar ein geringes Leiden es ist, wenn es gleich zum Tode oder Sterben reichen sollte, gegen das Leiden seines eigenen, lieben Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi, welches er nicht für sich selbst, wie wir, leiden müssen, sondern für uns und unsere Sünde erlitten hat.

„Zum andern wisset Ihr, liebe Mutter, auch das rechte Hauptstück und Grund Eurer Seligkeit, worauf Ihr Euern Trost setzen sollt in dieser und allen Nöten, nämlich den Eckstein Jesum Christum, der uns nicht wanken, noch fehlen wird, auch uns nicht sinken, noch untergehen lassen kann. Denn er ist der Heiland und heißt der Heiland aller armen Sünder, und aller, die in Not und Tod stehen, so auf ihn sich verlassen und seinen Namen anrufen. Er spricht: ‚Seid getrost, ich habe die Welt überwunden (Joh. 16, 33).'

„Und sollen wir ja nicht zweifeln, es sei gewißlich wahr. Und nicht allein das, sondern uns wird auch geboten, daß wir sollen mit Freuden uns solches Trostes annehmen und mit aller Danksagung. Und wer sich solche Worte nicht wollt' trösten lassen, der thät' dem lieben Tröster Unrecht und die größte Unehre, gleich, als wäre es nicht wahr, daß er uns heißt getrost sein. Derhalben mögen wir nun

mit aller Sicherheit und Freudigkeit uns freuen, und wo uns will etwa ein Gedanke von der Sünde oder Tod erschrecken, dagegen unser Herz erheben und sagen: Siehe, liebe Seele, wie thust du? Lieber Tod, liebe Sünde, wie lebest du und schreckest mich? Weißt du nicht, daß du überwunden und du Tod gar tot bist? Kennest du nicht einen, der von dir sagt: ‚Ich hab' die Welt überwunden?‘ Mir gebührt nicht, dein Schrecken zu hören noch anzunehmen, sondern die Trostworte meines Heilandes: ‚Seid getrost, seid getrost, ich habe die Welt überwunden!‘ Das ist der Siegmann, der rechte Held, der mir hiemit seinen Sieg giebt und zueignet: ‚Seid getrost!‘ Bei dem bleibe ich, dieses Wortes und Trostes halte ich mich, darauf bleibe ich hier oder fahre dort hin; er leugt mir nicht. — Also rühmet sich Sankt Paulus auch, und trotzt wider des Todes Schrecken (1. Kor. 15, 44). ‚Der Tod ist verschlungen im Sieg; Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Denn Gott hat uns den Sieg wider dich gegeben, durch Jesum Christum, unsern Herrn; dem sei Lob und Dank gesagt, Amen.‘

„Mit solchen Worten und Gedanken, liebe Mutter, lasse sich Euer Herz bekümmern, und sonst mit nichte; und seid ja dankbar, daß Euch Gott zu solcher Erkenntnis gebracht hat, und nicht lassen stecken in dem päpstlichen Irrtum, da man uns gelehrt hat, auf unser Werk und der Mönche Heiligkeit bauen und diesen einigen Trost, unsern Heiland, nicht für einen Tröster, sondern für einen grausamen Richter und Tyrannen halten, daß wir von ihm zu Maria und den Heiligen haben müssen fliehen, und uns keiner Gnade noch Trost zu ihm haben versehen können. Aber nun (seit dem Siege des Evangeliums über den Irrtum der Papstkirche) wissen wir's anders von der grundlosen Güte und Barmherzigkeit unseres himmlischen Vaters: daß Jesus Christus unser Mittler und Gnadenstuhl ist und unser Bischof im Himmel vor Gott, der uns täglich vertritt und versöhnet. Zu solcher Erkenntnis hat Euch Gott gnädiglich berufen, des habt ihr sein Siegel und Briefe, nämlich das Evangelium, die Taufe und das Sakrament, so Ihr höret predigen, also, daß es kein Fahr noch Not mit Euch haben soll. Seid nur getrost, und danket mit Freuden solcher großen Gnaden. Denn der es in Euch angefangen hat, wird es auch gnädiglich vollenden.

„Der Vater und Gott alles Trostes verleihe Euch durch sein heiliges Wort und Geist einen festen, fröhlichen und dankbaren Glauben, damit Ihr diese und alle Not möget seliglich überwinden und endlich

schmecken und erfahren, daß es die Wahrheit sei, da er selbst spricht: ‚Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.‘ Und befehle hiemit Euer Leib und Seele in seine Barmherzigkeit, Amen.

„Es bitten für Euch alle Eure Kinder und meine Käthe. Etliche weinen, etliche essen und sagen: die Großmutter ist sehr krank. Gottes Gnade sei mit uns allen, Amen. Am Sonnabend nach Himmelsfahrt 1531.

Euer lieber Sohn
Martin Luther.“

Über Luthers Verhältnis zu seiner Gattin Katharina können wir nirgends zuverlässigere Auskunft haben, als in seinen Briefen an sie. Er mußte ja oft und lange genug von Wittenberg abwesend sein; wie hätte er da nicht manches Brieflein auch an seinen „Herrn Käthe“ richten sollen, er, bei dem das Briefeschreiben zum täglichen Brote gehörte! Und ein gütiges Geschick hat uns eine ganze Reihe dieser Briefe erhalten.

Wie schauen wir da hinein in ein vertrauendes, liebevolles Gemüt, dem daheim bei Frau und Kindern am wohlsten ist! Wie teilt er seiner Käthe alles mit, Großes und Kleines, ganz ebenso frei und offen, wie wenn er einem seiner Freunde und Arbeitsgenossen schriebe! Wie scherzt er so gerne mit ihr auch aus der Ferne, ganz in demselben gutmütig derben Tone, der auch nach all' den Reden, die uns von daher aufbewahrt sind, zwischen seinen vier Wänden geherrscht haben muß!

Aber der Leser mag selber urteilen.

Der erste Brief Luthers an seine Frau, der uns geblieben ist, stammt aus der Zeit des Marburger Gesprächs, vom 4. Oktober 1529. (Vgl. Seite 155 ff.)

„Gnade und Friede in Christo.

Lieber Herr Käthe, wisset, daß unser freundlich Gespräch zu Marburg ein Ende hat, und sind fast in allen Stücken eins, ohne daß der Widerteil wollte eitel Brot und Wein im Abendmahl behalten, und Christum geistlich darin gegenwärtig bekennen. Heute handelt der Landgraf, ob wir könnten eins werden, oder gleichwohl, so wir uneins blieben, dennoch Brüder und Christi Glieder uns unter einander halten. Da arbeitet der Landgraf heftig. Aber wir wollen des Brüdern und Gliederns nicht, — Friedlich und Guts wollen wir wohl. Ich achte, morgen oder übermorgen wollen wir aufbrechen und zu Ew. Gnaden Herrn gen

Schleiz in Vogtland ziehen, dahin uns Seiner Kurf. Gnaden berufen hat.

„Sage dem Herrn Pommer (Bugenhagen), daß die besten Argumente sind gewesen des Zwinglii: corpus non potest esse sine loco: ergo Christi corpus non est in pane; des Oecolampadii dies: Sacramentum est signum corporis Christi. Ich achte, Gott habe sie verblendet, daß sie nichts haben müssen vorbringen. Ich habe viel zu thun, und der Bote eilt. Sage allen gute Nacht, und bittet für uns. Wir sind noch alle frisch und gesund, und leben wie die Fürsten. Küßt mir Lenchen und Hänschen. Am Tage Francisci 1529.

Ew. williger Diener

Martin Luther.

„Johann Brenz, Andreas Osiander, Doktor Stephan (Agrikola) von Augsburg sind auch herkommen.

„Sie sind hier toll worden mit Schweißschrecken (der englische Schweiß, eine ansteckende, tötliche Krankheit war in Marburg ausgebrochen); gestern haben sich bei 50 gelegt, deren sind eins oder zwei gestorben."

Ob Käthe Luther Latein verstanden hat? Schwerlich. Bugenhagen wird ihr des Zwingli Argumente übersetzt haben: „Der Leib kann nicht ohne einen Ort sein, also ist Christi Leib (des in den Himmel Erhöhten) nicht im Brot," und des Oekolampad: „Das Sakrament ist ein Zeichen des Leibes Christi". Übrigens stimmt zu dem „Herr Käthe" trefflich das „Ew. Gnaden", womit Luther sie des Weiteren tituliert.

Mehrere Briefe haben wir aus Luthers Koburger Aufenthalt (Seite 187 ff). Einen vom 14. August. Er lautet:

„Gnade und Friede in Christo.

„Meine liebe Käthe! Dieser Bote lief eilend vorüber, daß ich nichts mehr schreiben konnte, nur daß ich ihn nicht wollte ohne meine Handschrift gehen lassen. Du magst Herr Johann Pommern und allen sagen, daß ich bald mehr schreiben will. Wir haben noch nichts von Augsburg, warten aber alle Stunden auf Botschaft und Schrift. Aus fliegenden Reden haben wir, daß unsers Widerparts Antwort soll öffentlich gelesen sein; man habe aber den Unsern keine Abschrift wollen geben, daß sie darauf antworten möchten. (So wirklich geschehen am 3. August: Seite 243 f.)

Weiß nicht, ob's wahr ist. Wo sie das Licht so scheuen, werden die Unsern nicht lange bleiben. Ich bin seit Lorenzentag recht gesund gewesen und habe kein Sausen im Kopf gefühlt; das hat mich fein lustig gemacht zu schreiben, denn bisher hat mich das Sausen wohl zerplaget.

„Grüße alle und alles; ein ander mal weiter. Gott mit euch. Amen. Und betet getrost: es ist wohl angelegt, und Gott wird helfen.

„Gegeben am Sonntage nach Lorenzentag, Anno 1530."

Der Brief war kaum geschrieben, so kam weitere Nachricht von Augsburg. Luther behielt deshalb den Boten bei sich über Nacht und fügte am andern Tage noch Folgendes hinzu:

„Gnad' und Fried' in Christo.

„Meine liebe Käthe! Als ich den Brief hatte zugemacht, kamen mir diese Briefe von Augsburg: da ließ ich den Boten aufhalten, daß er sie mit sich nähme. Daraus werdet ihr wohl vernehmen, wie es zu Augsburg mit unsrer Sache steht, fast wie ich im andern Brief geschrieben habe. Laß Dir sie Peter Wellern lesen oder Herrn Johann Pommer. Gott helfe weiter, wie er gnädiglich angefangen hat, Amen.

„Jetzt kann ich nicht mehr schreiben, weil der Bote so wegfertig da sitzt und harret kaum. Grüße unsern lieben Sack.

„Ich habe Deinen Brief an die Kästnerin (die Kastellanin vom Koburger Schloß) gelesen, und sie dankt Dir sehr. Hans Polner habe ich Peter Wellern befohlen: siehe zu, daß er sich gehorsamlich halte. Grüße Hansen Luthern und seinen Schulmeister (d. i. eben genannter Peter Weller); dem will ich bald auch schreiben. Grüße Muhme Lenen und allesammt. Wir essen hier reife Weintrauben, wiewohl es diesen Monat hieraußen sehr naß gewesen ist. Gott sei mit euch allen, Amen.

„Aus der Wüsten, am Tage Mariä Himmelfahrt 1530.

Mart. Luther.

„Wie verdreußt mich's, daß unsere Drucker so schändlich verziehen mit den Exemplaren. Ich schicke solch Exemplar darum hinein, daß sie bald sollen fertig werden — da machen sie mir ein Lagerobst draus. Wollt' ich sie so liegen haben, ich hätte sie

wohl hier bei mir auch wissen zu halten. Ich hab' dir geschrieben, daß Du den Sermon, wo er nicht angefangen, von Schirlenz (einem Wittenberger Buchdrucker) nehmen und Georgen Rau geben solltest. Ich kann doch wohl denken, daß Schirlenz sein groß Exemplar kaum zu verlegen hat mit Papier. Ist das nicht geschehen, so schaffe, daß es noch bald geschehe und der Sermon auf's förderlichste gefertigt werde."

Wahrscheinlich ist die Predigt „Daß man Kinder zur Schule halten solle" der Sermon, um dessen Drucklegung Luther besorgt ist. Seine Frau war ihm zu diesem geschäftlichen Auftrag offenbar die nächste und beste Gehilfin. Auf die Adresse schrieb er:

„Meinem lieben Herrn, Frau Katherin Lutherin zu Wittenberg, zu Handen."

Am 8. September schrieb Luther seiner „herzlieben Hausfrauen", schon lange voll Sehnsucht heimzukehren:

„Gnade und Friede in Christo.

„Meine liebe Käthe, dieser Bote lief eilend vorüber, daß ich nicht viel schreiben konnte. Hoffe aber, wir wollen schier selbst kommen; denn dieser Bote bringt uns von Augsburg Briefe, daß die Handlung in unsrer Sache ein Ende habe und man nur wartet, was der Kaiser schließen und urteilen wird. Man hält's dafür, daß es werde alles aufgehoben auf ein künftig Konzilium; denn der Bischof zu Mainz und Augsburg halten noch fest, so wollen der Pfalzgraf, Trier und Cölln nicht zum Unfrieden oder Krieg willigen. Die andern wollten gern wüten und versehen sich, daß der Kaiser mit Ernst gebieten werde. (Vgl. Seite 161 f.) Es geschehe, was Gott will: daß nur des Reichstags ein Ende werde! Wir haben genug gethan und erboten; die Papisten wollen nicht ein Haarbreit weichen; damit wird einer kommen, der sie lehren soll weichen und räumen.

„Mich wundert, warum Hans Weiß (auch ein Wittenberger Buchdrucker) den Psalm nicht hat genommen. Ich hätt' nicht gemeint, daß er so ekel wäre, ist's doch ein köstlich Exemplar. Schicke hier denselbigen vollends ganz mit (es war eine Auslegung des 117. Psalms) und gönn' ihn Georgen Rau wohl. Gefällt das Exemplar (Manuskript würden wir heute sagen) Herr Johann Pommern und Kreuzigern, so laß immerhin drucken. Es ist doch nichts, daß man

den Teufel feiret (in Ruhe läßt). (Die Schrift von den Schlüsseln erschien bald darauf bei Hans Luft.)

„Wer Dir gesagt hat, daß ich krank sei, wundert mich sehr, und du siehest ja die Bücher vor Augen, die ich schreibe. So hab' ich ja die Propheten alle aus, ohne den Ezechiel, darin ich jetzt bin und im Sermon vom Sakrament, ohne was sonst des Schreibens mit Briefen und anders mehr ist. Ich konnte jetzt nicht mehr vor Eilen schreiben. Grüßt alle und alles.

„Ich hab' ein groß schön Buch von Zucker für Hansen Luther, das hat Cyriakus (Kaufmann; vgl. Seite 187) von Nürnberg gebracht aus dem schönen Garten. Hiemit Gott befohlen und betet.

„Mit Polner (auch einem Neffen Luthers, der in Wittenberg studierte) mach's nach Rat des Pommers und Wellers.

„Aus der Wüsten, am 8. September 1530."

Luther mußte sich noch immer gedulden. Am 23. war die Aussicht auf endliche Heimkehr wieder näher gerückt. Luther meldet es mit Freuden. Diesen Brief haben wir nicht mehr. Am Tage darauf bot sich eine neue Gelegenheit nach Wittenberg. Luther gab wieder ein paar Zeilen an seine Frau mit.

„Gnade und Friede in Christo.

„Meine liebe Käthe, gestern hab' ich Dir geschrieben und einen Brief vom gnädigsten Herrn mitgeschickt, daraus Du vernehmen kannst, wie die Unsern zu Augsburg wollen auffein (aufbrechen) Demnach hoff' ich, wo Gott Gnade giebt, wollen wir in vierzehn Tagen bei euch daheim sein, wiewohl ich achte, unsere Sache werde nicht gar unverdammt bleiben. Da liegt auch nicht Macht an. Sie wollen durchaus die Mönche und Nonnen wieder in die Klöster haben. Doch hat der Riedesel anhero geschrieben, er hoffe, daß man zu Augsburg werde abscheiden mit Frieden in allen Gassen. Das gebe Gott und wäre eine große Gnade. So bedürften wir's alle wohl, weil der Türke so an uns will.

„Weiteres wirst Du wohl von Hornungen hören. Hiemit seid alle Gott befohlen! Amen.

„Sonnabends nach Matthäi 1530." —

Im Jahre 1532 besuchte Luther mehrmals den kranken Kurfürsten Johann zu Torgau (Seite 297). Bei solcher Gelegenheit ist der folgende Brief geschrieben:

„Gott zum Gruß in Christo.

„Meine herzliebe Käthe! Ich hoffe, wo Doktor Brück wird Urlaub kriegen, wie er mich vertröstet, so will ich mit ihm kommen morgen oder übermorgen. Bitte Gott, daß er uns frisch und gesund heimbringe. Ich schlafe überaus wohl, etwa sechs oder sieben Stunden an einander und darnach zwei oder drei Stunden hinnach. Es ist des Bieres Schuld, wie ich achte. Aber nüchtern bin ich, gleichwie zu Wittenberg.

„Doktor Kaspar sagt, daß unsers gnädigen Herrn Fuß nicht weiter fresse. Aber solche Marter leide kein Gefangener auf der Leiter im Thurm von Hans Stockmeister, als seine Kurf. Gnaden leiden muß von den Wundärzten. Es ist seine Kurf. Gnaden so gesund am ganzen Leibe als ein Fischlein: aber der Teufel hat ihm den Fuß gebissen uud gestochen. Betet, betet weiter! Ich hoffe, Gott soll uns erhören, wie angefangen ist. Denn Doktor Kaspar hält auch dafür, es müsse hier Gott helfen.

„Weil Johannes (Rischmann, Luthers Diener) wegzieht, so will's die Not und Ehre fordern, daß ich ihn lasse ehrlich von mir kommen. Denn Du weißt, daß er treulich und fleißig gedienet hat und wahrlich dem Evangelio nach sich demütig gehalten und alles gethan und gelitten. Darum denke du, wie oftmal wir haben bösen Buben und undankbaren Schülern gegeben, da es alles verloren gewesen ist: so greif' Dich nun hier an, und laß an einem solchen Gesellen auch nicht mangeln, da Du weißt, daß es wohl angelegt und Gott gefällig ist. Ich weiß wohl, daß wenig da ist: aber ich gäbe ihm gern 10 Gulden, wenn ich sie hätte. Aber unter 5 Gulden sollst Du ihm nicht geben, weil er nicht gekleidet ist. Was Du drüber kannst geben, das thue, da bitte ich um. Es möchte zwar der gemeine Kasten mir zu Ehren einem solchen meinem Diener wohl etwas schenken, angesehen daß ich meine Diener muß halten auf meine Kosten zu ihrer Kirche Dienst und Nutz. Aber wie sie wollen. Laß Du ja nicht fehlen, weil (d. i. so lange) ein Becher da ist. Denke, wo Du es kriegest. Gott wird wohl anders geben; das weiß ich. Hiermit Gott befohlen, Amen.

„Und sagt dem Pfarrherrn von Zwickau (Hausmann), daß er ja wollt' ihm lassen gefallen die Herberg und fürlieb nehmen. Wenn ich komme, will ich erzählen, wie Mühlfurt und ich bei

dem Riedesel zu Gaste gewesen und Mühlfurt mir viel Weisheit erzeiget. Aber ich war nicht trinkerlich nach solchen Trank.

„Küßt mir den jungen Hansen von meinetwegen und heißet Hänschen, Lenchen und Muhme Lenen für den lieben Fürsten und mich beten. Ich kann in dieser Stadt, wiewohl jetzt Jahrmarkt ist, nichts finden zu kaufen für die Kinder. Wo ich nichts brächte Sonderliches, so schaffe mir da etwas Vorrats.

„Dienstags nach Reminiscere, 1532."

Ganz anderer Art ist ein Brief, den Luther zwei Jahre später von dem Hoflager Kurfürst Johann Friedrichs schrieb. Er klagt da mit fröhlichem Humor, daß er sich von der fürstlichen Tafel sehr nach seiner lieben Hausfrau Küche und Keller (den sie mit selbst gebrautem Bier zu füllen pflegte) sehne und überhaupt nach seiner Frau, wollte sagen seinem Herrn Käthe:

„Meinem freundlichen, lieben Herrn, Frau Katharin von Bora D. Lutherin zu Wittenberg.

„Gnade und Friede in Christo.

„Lieber Herr Käthe! Ich weiß Dir nichts zu schreiben, weil Magister Philipps samt den andern selbst kommen. Ich muß länger hier bleiben, um des frommen Fürsten willen. Du magst denken, wie lange ich hier bleiben werde, oder wie Du mich los machst. Ich halt', M. Franciscus wird mich wieder los machen, wie ich ihn losgemacht habe, doch nicht so balde.

„Gestern hatt' ich einen bösen Trunk gefaßt, da mußt' ich singen. Trink' ich nicht wohl, das ist mir leid und thät's so recht gerne, und hab' gedacht, wie gut Wein und Bier hab' ich daheime, dazu eine schöne Frauen oder sollt' ich sagen Herrn. Und Du thätest wohl, daß Du mir hinüberschicktest den ganzen Keller voll meines Weines und eine Flaschen Deines Biers, so oft Du kannst. Sonst komme ich vor dem neuen Bier nicht wieder. Hiemit Gott befohlen samt unsern Jüngern und allem Gesinde, Amen.

„Mittwoch nach Jakobi, 1534.

Dein Liebchen

Martin Luther, D."

Der nächste Brief, vom 27. Februar 1537 aus Gotha datiert, ist geschrieben nach Luthers schwerem Krankheitsanfall in Schmalkalden (Seite 420 f).

„Gnade und Friede in Christo.

„Du magst dieweil andere Pferde mieten zu Deiner Notdurft, liebe Käthe; denn mein gnädiger Herr wird Deine Pferde behalten und mit dem Mag. Philipp heimschicken. Denn ich selber gestern von Schmalkalden aufgebrochen auf meines gnädigen Herrn eigenem Wagen daher fuhr. Ist die Ursach, ich bin nicht über drei Tag hier gesund, und ist bis auf diese Nacht vom ersten Sonntag an kein Tröpflein Wasser von mir gelassen, hab' nie geruhet noch geschlafen, kein Trinken noch Essen behalten mögen. Summa, ich bin tot gewesen, und hab' Dich mit den Kindlein Gott befohlen und meinem guten Herrn, als würde ich euch nimmermehr sehen; hat mich euer sehr erbarmet, aber ich hatte mich dem Grabe beschieden. Nun hat man so hart gebeten für mich zu Gott, daß vieler Leute Thränen vermocht haben, daß mir Gott diese Nacht geholfen hat und mich dünkt, ich sei wieder von neuem geboren.

„Darum danke Gott, und laß die lieben Kindlein mit Muhme Lenen dem rechten Vater danken; denn ihr hättet diesen Vater gewißlich verloren. Der fromme Fürst hat lassen laufen, reiten, holen und mit allem Vermögen sein Höchstes versucht, ob mir möcht' geholfen werden; aber es hat nicht wollen sein. Deine Kunst hilft nicht mit dem Mist. Gott hat Wunder an mir gethan diese Nacht und thut's noch durch frommer Leute Fürbitte.

„Solches schreib' ich Dir darum, denn ich halte, daß mein gnädigster Herr habe befohlen dem Landvogt, Dich mir entgegen zu schicken, da ich ja unterwegen stürbe, daß Du zuvor mit mir reden oder mich sehen möchtest; welches nun nicht not ist und magst wohl daheim bleiben, weil mir Gott so reichlich geholfen hat, daß ich mich versehe, fröhlich zu Dir zu kommen. Heute liegen wir zu Gotha. Ich habe sonst viermal geschrieben, wundert mich, daß nichts zu Euch kommen ist.

„Dienstags nach Reminiscere. 1537."

Im Sommer 1540 weilte Luther lange in Eisenach, um dem Reichstage zu Hagenau näher zu sein (Seite 450). Wie er dort den Melanchthon durch sein Gebet vom Tode rettete, davon werden wir bald zu berichten haben. Wir haben aus jener Zeit vier Briefe an seine Frau; drei davon sollen hier folgen:

„Gnade und Friede, liebe Jungfrau Käthe, gnädige Frau von Zulsdorf (davon im nächsten Kapitel) und wie Ew. Gnaden mehr

heißt; ich füge Euch und Ew. Gnaden unterthäniglich zu wissen, daß mir's hie wohl gehet: „ich fresse wie ein Böhme und saufe wie ein Deutscher“ (ein damals geläufiges Sprichwort, womit Luther nichts anderes sagen will, als daß er einen gesunden Appetit habe, Speise und Trank wohl vertrage — vgl. den nächsten Brief) — das sei Gott gedankt, Amen. Das kommt daher, Magister Philipps ist wahrlich tot gewesen und recht wie Lazarus vom Tod auferstanden. Gott der liebe Vater höret unser Gebet, das sehen und greifen wir, ohne daß wir's dennoch nicht glauben: da sage niemand Amen zu unserm schändlichen Unglauben.

„Ich hab' dem Doktor Pommer Pfarrherr geschrieben, wie der Graf zu Schwarzburg einen Pfarrherrn gen Greußen bittet, da magst Du als eine kluge Frau und Doktorin mit Magister Georg und Magister Ambrosio helfen raten, welcher unter den dreien sich wollte bereden lassen, die ich dem Pommer angezeigt: es ist nicht eine schlechte Pfarre; doch seid ihr klug und machts besser.

„Hie zu Arnstadt hat der Pfarrer von einem Mägdlein einen Teufel recht christlicher Weise ausgetrieben, davon wir sagen wollen, ‚will's Gott‘, der noch lebt und sollt's dem Teufel leid sein.

„Ich habe der Kinder Briefe, auch des Baccalaurien — der kein Kind ist — kriegt, aber von Ew. Gnaden hab' ich nichts kriegt; werdet jetzt auf die vierte Schrift, ob Gott will, einmal antworten mit Ew. gnädigen Hand.

„Ich schicke hie mit dem Magister Paul den silbernen Apfel, den mir Ihre gnädige Hand geschenkt hat, den magst Du, wie ich zuvor geredet habe, unter die Kinder teilen und fragen, wie viel sie Kirschen und Äpfel dafür nehmen wollen; die bezahle ihnen bar über und behalt' Du den Stiel davon.

„Sage unsern lieben Kostgängern, sonderlich Doktor Severo oder Schiefer, mein freundlich Herz und guten Willen, und daß sie helfen zusehen in allen Sachen der Kirchen, Schulen, Haus und wo es not sein will. Auch M. Georg Major und M. Ambrosio, daß sie dir zu Hause tröstlich seien. Will's Gott, so wollen wir bis Sonntag auf sein, von Weimar gen Eisenach zu ziehen, und Philipps mit. Hiemit Gott befohlen. Sage unserm Lykaoni (dem Diener Wolf), daß er die Maulbeer' nicht versäume, er verschlafe sie denn, das wird er nicht thun — er versehe es denn —

und den Wein soll er auch zur Zeit abziehen. Seid fröhlich Alle und betet. Amen.

„Weimar, am Tage der Heimsuchung Mariä (2. Juli) 1540.

Martinus Luther,

Dein Herzliebchen."

Der zweite Brief ist vom 16. Juli.

„Gnade und Friede. Mein liebe Jungfer und Frau Käthe! Euer Gnaden sollen wissen, daß wir hier, Gottlob, frisch und gesund sind; fressen, wie die Böhmen — doch nicht sehr —, saufen, wie die Deutschen — doch nicht viel —, sind aber fröhlich. Denn unser gnädiger Herr von Magdeburg, Bischof Amsdorf, ist unser Tischgenosse. Mehr neue Zeitung wissen wir nicht, denn daß Doktor Kaspar, Mekum und Menius sind von Hagenau gen Straßburg spazieren gezogen (Seite 450 f), Hans von Jenen zu Dienst und Ehren (d. i. sprichwörtlich: aus Langeweile). M. Philipps ist wiederum fein worden, Gottlob. Sage meinem lieben D. Schiefer (zuvor Lehrer der Söhne König Ferdinands), daß sein König Ferdinand ein Geschrei will kriegen, als wolle er den Türken zu Gevatter bitten über die evangelischen Fürsten: hoffe nicht, daß es wahr sei, sonst wäre es zu grob. Schreibe mir auch einmal, ob Du alles kriegt hast, das ich dir gesandt, als neulich 90 Fl. bei Wolf Paermann u. s. w. Hiermit Gott befohlen, Amen. Und laß die Kinder beten. Es ist allhier solche Hitze und Dürre, daß unsäglich und unerträglich ist bei Tag und Nacht. Komm, lieber jüngster Tag, Amen.

„Freitags nach Margarethen, 1540. Der Bischof von Magdeburg läßt Dich freundlich grüßen.

Dein Liebchen

Martin Luther."

Von dem dritten Briefe haben wir den Anfang nicht, dafür aber die ausführliche Adresse:

„Der reichen Frauen zu Zulsdorf, Frauen Doktorin Katherin Lutherin, zu Wittenberg leiblich wohnhaftig und zu Zulsdorf geistlich wandelnd, meinem Liebchen zu Handen. — Abwesend dem Doktor Pomeran, Pfarrherr, zu brechen und zu lesen.

„ . . . (Ew. Gnaden) . . . wollen schaffen, daß wir einen guten Trunk bei Euch finden. Denn, ob Gott will, Morgen Dienstag wollen wir auf sein gegen Wittenberg zu. Es ist mit dem Reichstage zu Hagenow ein Dreck, ist Mühe und Arbeit ver-

loren und Unkost vergeblich. Doch, wo wir nichts mehr ausgerichtet, so haben wir doch Magister Philippus wieder aus der Hölle geholet und wieder aus dem Grabe fröhlich heimbringen wollen, ob Gott will und mit seiner Gnaden, Amen.

„Es ist der Teufel hieraußen selber mit neuen bösen Teufeln besessen, brennt und thut Schaden, das schrecklich ist. Meinem gnädigsten Herrn ist im Thüringer Wald mehr denn tausend Acker Holz abgebrannt und brennet noch. Dazu kommt heute Zeitung, daß der Wald bei Werda auch angegangen sei und viel Orten mehr; hilft kein Löschen. Das will teuer Holz machen. Betet und lasset beten wider den leidigen Satan, der uns sucht nicht allein an Seele und Leib, sondern auch an Gut und Ehre aufs allerheftigste. Christus, unser Herr, wolle vom Himmel kommen und auch ein Feuerlein dem Teufel und seinen Gesellen aufblasen, daß er nicht löschen könnte, Amen.

„Ich bin nicht gewiß gewesen, ob Dich diese Briefe zu Wittenberg oder zu Zulsdorf würden finden; sonst wollt' ich geschrieben haben von mehr Dingen. Hiemit Gott befohlen, Amen. Grüße unsere Kinder, Kostgänger und alle. Montags nach Jacobi 26. Juli 1540. Dein Liebchen

M. Luther, Doktor."

Am 18. September 1541 schrieb Luther von Wittenberg an seine Frau, die auf ihrem Gute Zulsdorf bei Borna weilte (wovon Näheres das nächste Kapitel berichten wird). Er fordert sie auf, sobald als möglich heimzukommen, denn es laufen beunruhigende Gerüchte um, und auch von den Gegnern, die Luther noch im Meißischen hat, könnte ihr Gefahr drohen.

„Gnade und Friede.

„Liebe Käthe! Ich lasse hiermit Urban zu dir laufen, auf daß Du nicht erschrecken sollst, ob ein Geschrei vom Türken zu Dir kommen würde. Und mich wundert, daß Du so gar nichts her schreibest oder entbietest, so Du wohl weißt, daß wir hier nicht ohne Sorge sind für euch, weil Mainz, Heinz und viel vom Adel in Meißen uns sehr feind sind. Verkaufe und bestelle, was Du kannst und komme heim. Denn als mich's ansiehet, so will's Dreck regnen und unsere Sünde will Gott heimsuchen durch seines Zornes Ruten. Hiemit Gott befohlen, Amen.

„Sonntags nach Lamperti 1541."

Und nun fügte ich am liebsten noch sieben inhaltreiche Briefe bei; aber da sie uns bereits in Luthers letzte Lebenstage einführen, werden sie späterhin eine bessere Stätte finden. Wie schön sie den Kranz der Briefe Luthers an seine Gattin ergänzen, werden doch auch die mitgeteilten schon einen gar freundlichen Einblick in Luthers Ehe verstattet haben.

Ja Luthers Hausstand ist recht das Vorbild eines christlichen Hausstandes geworden. Und wenige Bilder haben sich unserm evangelischen Volke so tief ins Herz geprägt, als Luther mit Weib und Kindern singend und spielend, am liebsten um den Weihnachtsbaum versammelt: da hat deutsche Häuslichkeit mit dem Christentum ihren innigsten Bund geschlossen.

Zweites Kapitel.

Hausgenossen, Hausfreunde und Haushalt.

In einem Hause, wo Zucht und Friede wohnt, gehen die Leute gerne aus und ein. Und so hat auch Luthers Häuslichkeit auf Hoch und Niedrig, Berühmt und Unberühmt eine große Anziehungskraft ausgeübt. Der Mann, der eine ganze Welt bewegte, konnte kein stilles Gelehrtenleben führen.

In dem ersten Jahre nach Luthers Verheiratung waren's etwa entlaufene Nonnen, die in seinem Hause ihre Zuflucht fanden. Auch Prediger, die um des Evangeliums willen vertrieben waren, suchten bei ihm Trost und Herberge. Auswärtige Freunde waren auf kürzere Zeit seine Gäste. Als dann die Familie wuchs und die Kinder größer wurden, nahm Luther Studenten oder Kandidaten als Lehrer ins Haus. Der erste war Hieronymus Weller: 1530; als Luther auf der Koburg war, zog dieser Luthern sehr werte Mann, schon ein Dreißiger, als Zuchtmeister für den kleinen Hans und der Frau Katharina zum Schutz, ins Kloster ein. Luther bekümmerte sich wohl um die Arbeiten seiner Kleinen, aber er konnte ihnen doch zu wenig Zeit widmen.

Mit Luthers Kindern zusammen wurden noch andere unterrichtet und erzogen, Verwandte Luthers oder seiner Frau, wie jener Florian von Bora, der uns schon begegnet ist (Seite 546), oder Martin, ein Sohn seines Bruders Jakob Luther. Älter schon war Hans Polner, der Sohn einer Schwester Luthers, der während seiner Universitätszeit im Kloster wohnte (Seite 552, 554). Einen andern Schwestersohn, Cyriak Kaufmann, kennen wir von der Koburg her (Seite 187); zwei

jüngere Brüder von ihm, Fabian und Andreas, machten auch die hohe Schule in Wittenberg durch und wohnten gewiß gleichfalls in des Oheims Hause. Andreas (Endres) hatte schon als Knabe eine Zeit lang Luthers Zucht genossen: Luther erzählt, wie er ihn einmal wegen einer bei Tisch gesagten Untugend gestrichen habe.

Lange Jahre hindurch waren zwei Nichten von derselben Schwester in Wittenberg: Lene und Else Kaufmann; auch eine Großnichte treffen wir da, Anna Strauß, die Enkelin einer Schwester Luthers. Die Kaufmanns waren elternlose Waisen, deren sich Luther in verwandtschaftlicher Treue annahm wie ein Vater. Von Magdalenen wird uns berichtet, wie Luther sie verheiratete. Es war im Jahre 1538. Früher schon hatte ein wackerer Mann, Veit Dietrich, um sie geworben; Luther willigte nicht ein, weil ihm das Mädchen noch nicht genug erzogen war, um selbst schon einer Hausfrauen Amt zu führen. Er erklärte; wenn sie nicht gut thun wolle, werde er sie lieber einem schwarzen Hüttenknecht geben und nicht einen frommen, gelehrten Mann mit ihr betrügen. Sie muß sich doch gebessert haben, denn Magister Ambrosius Berndt von Jüterbogk, der sie schließlich bekam, war auch ein frommer und gelehrter Mann.

Luther feierte gerade seinen Geburtstag, am 10. November 1538; etliche gute Freunde waren zugegen, darunter Melanchthon, Jonas, Kruziger, auch Butzer von Straßburg. Da vor dem Abendessen that Magister Berndt seine öffentliche Werbung um des Doktors Muhme, daß er sie ihm wollt' zum Ehegatten geben.

Luther antwortete: „Lieber Herr Schösser und Gevatter, allhie habe ich die Jungfrau, wie mir sie Gott gegeben und bescheret hat, die überantworte ich Ihm. Gott gebe seinen Segen und Benedeiung, daß ihr wohl und christlich mit einander lebet.“ Darauf waren sie mit einander fröhlich und guter Dinge. Luther aber redete an diesem Abend manch gutes Wort vom Ehestande.

Ein paar Tage drauf, als die Verlobten „ein heimlich Gespräch“ mit einander hatten, lächelte Luther und hatte seinen Scherz mit ihnen. „Es wundert mich, was ein Bräutigam mit seiner Braut so viel mag zu reden haben. Ob sie's auch können müde werden? Aber man darf sie nicht vexieren: sie haben Briefe (Freibriefe) über alles Recht und Gewohnheit.“ Und wieder fing er an den Ehestand zu loben, daß er Gottes Ordnung und der allerbeste und heiligste Stand sei. „Summa, es ist ein hoher Stand, wenn er wohl gerät; wo er aber nicht gerät,

so sollt' einer lieber tot sein, denn einen sichtlichen Teufel an der Seiten haben."

Von einem langen Brautstande hielt Luther nichts, und so fand die Hochzeit vierzehn Tage nach der Verlobung statt. Luther richtete sie seiner Nichte aus. Als die Brautleute sich um die Zurüstung und das Gästebitten bekümmern wollten, sagte er zu ihnen: „Seid ihr unbekümmert! Solches gehet euch nichts an. Wir wollen drauf bedacht sein."

Es war wohl die zweite Hochzeit nach Luthers eigener, die im Kloster gefeiert wurde. Die Verwandten von Mansfeld und Eisleben fanden sich zahlreich dazu ein, außer seinem Bruder Jakob auch noch Brüder seines Vaters.

Das Wildpret zum Festbraten mußte Fürst Johann von Anhalt liefern. „Ich bitt' Euch ganz demütig," schrieb Luther an ihn, „wo Ew. Fürstl. Gnaden so viel Übriges hätten, wollten mir einen Frischling oder Schweinskopf schenken, denn ich soll bis Mittwoch (27. November) mein Waislein, meiner Schwester Tochter, versorgen. Doch daß Ew. Fürstl. Gnaden ja kein besondre Mühe darüber habe."

Die Weine prüfte und versorgte er selber, „weil man den Gästen einen guten Trunk geben solle, damit sie fröhlich würden." Auch schickte der Rat ein Stübchen Frankenwein und vier Quart Jüterbogkischen Wein zum Hochzeitsmahl. Ein Schulmeister mit Musikern mußte dazu aufblasen. Es ging also wohl bei diesem Fest nach Luthers Regel: „Bei der Hochzeit soll man die Braut schmücken, essen, trinken, schön tanzen und sich darüber kein Gewissen machen." Solche Fröhlichkeit schien ihm wohlverträglich mit einem rechten Christenstande, denn „der Glaube und die Liebe läßt sich nicht austanzen noch aussitzen, so du züchtig und mäßig darinnen bist."

Auch an ernster Rede vom heiligen Ehestande wird's nicht gefehlt haben. Unermüdlich legte er der jungen Frau ihre künftigen Pflichten an's Herz: „Liebe Tochter, halt' dich also gegen deinen Mann, daß er fröhlich wird, wenn er auf dem Heimwege des Hauses Spitze sieht." Und der Bräutigam bekam auch sein Sprüchlein: „So soll ein Mann leben mit seinem Weibe, daß sie ihn nicht gerne siehet wegziehen und fröhlich wird, so er heimkommt."

Übrigens wurde Lene Berndt schon im Jahre 1542 Witwe. Sie heiratete zu Luthers Verdruß sehr bald darauf einen jungen Arzt.

Kehren wir wieder von der Hochzeitsfeier zu dem Alltagsleben in

Luthers Hause zurück, so müssen wir weiter berichten, daß außer für Flüchtlinge, Verwandte und Hauslehrer darin noch Raum war für regelmäßige Wohngäste und Kostgänger sonst. So haben wir ja Luthern auf der Koburg einen Brief schreiben sehen an seine lieben Tischgesellen zu Wittenberg (Seite 189 f), und einer von ihnen, der treue Veit Dietrich, hatte ihn ja mit nach der Koburg begleitet (Seite 187). Veit Dietrich wohnte von 1529 bis 1534 mit im Kloster, und — man denke! — er konnte auch noch eigene Zöglinge bei sich haben.

Junge Studenten und gelehrte, bewährte Männer sammelten sich um Luthers Tisch. Zu diesen gehörte der vielerfahrene Wolfgang Severus (zu deutsch Schiefer), der einst Huttens Freund gewesen, später die Söhne König Ferdinands unterrichtet hatte, seiner evangelischen Gesinnung wegen diese Stelle aufgeben mußte und so nach Wittenberg kam. (Vgl. Seite 559.) Ferner war Mathesius, der bereits als Schulmeister zu Joachimsthal segensreich gewirkt hatte und, sechsunddreißig Jahre alt, noch von 1540 bis 42 in Wittenberg studierte, um dann das Pfarramt dortselbst zu übernehmen, während dieser ganzen Zeit Luthers Tischgast. Und manchen andern wackeren Mann könnte man da noch nennen.

Also ein stilles, abgeschlossenes Familienleben war Luthern nicht beschieden. Das ging in seinem Hause ab und zu wie im Taubenschlage. Ein rechtes Bild davon entwirft uns der Vizekanzler Georg Held in einem Briefe an den Fürsten Georg von Anhalt. Dieser wollte nach Wittenberg kommen und hatte den Wunsch ausgesprochen, bei Luther zu wohnen, damit er seinen Umgang recht gründlich genießen könne. Held muß dem Fürsten davon abraten.

„Ich weiß nicht recht," schreibt er am 23. Februar 1542, „was ich über Ew. Gnaden Herkunft nach Wittenberg sagen soll. Das Haus des Herrn Doktor Luther wird von einer buntgemischten Schar von studierenden Jünglingen, Mädchen, alten Witwen und artigen Kindern bewohnt: darum herrscht viel Unruhe darin. Ja wenn des Herrn Doktor Luther Geist in allen wohnte, so würde sein Haus Ew. Gnaden auf etliche Tage ein gar bequeme und angenehme Herberge bieten; aber wie es jetzt um des Herrn Doktors Häuslichkeit bestellt ist, möchte ich Ew. Gnaden nicht raten, unter seinem Dache Aufenthalt zu nehmen."

Es mag ja freilich manchmal des Zudrängens und Herbergens zu viel geworden sein, und für einen Fürsten war darum vielleicht Luthers Haus nicht die beste Unterkunft. Wiewohl auch fürstliche Personen oft

genug seine Gäste gewesen sind, die sich dann eben in das echt bürgerliche Hauswesen schicken mußten. Im ganzen stand doch die ganze große Familie in der Macht von Luthers Geist, wenn er sich auch unter dem Übermaß von Geschäften, das auf ihm lastete, nicht viel um jeden und jedes bekümmern konnte. So viel Zeit mußte immer übrig bleiben, daß er in regelmäßiger Hausandacht mit den Seinen zu Gott beten und in herzlicher Geselligkeit mit ihnen manche frohe Stunde verleben konnte.

Die Zeit, wo Luther einmal ausspannte und sein Gemüt dem heiteren oder ernsten Austausch mit den Freunden öffnete, war die Abendzeit. Zwar hat er auch oft bis in die Nacht hinein gearbeitet, hat sogar während des Abendessens trotz der großen Tischgesellschaft Briefe geschrieben oder diktiert; aber in der Regel fand doch auch die Erholung auf eine kurze Weile ihr Recht.

Da fanden sich dann gern die Freunde und Amtsgenossen ein: Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Kruziger, die jüngeren Magister Rörer und Lauterbach (1536—39 in Wittenberg); selten, daß nicht auch einer von den auswärtigen Bekannten und Vertrauten anwesend war: Spalatin von Altenburg, Amsdorf von Magdeburg, Hausmann von Zwickau und später (seit 1532) von Dessau, Kordatus von dem so nahe gelegenen Niemegk (1532—1537), dann wohl auch noch von Eisleben und Stendal aus.

Dann kreiste der mit Frau Käthes Gebräu gefüllte Bierkrug; gelegentlich, wenn hohe Gönner davon gespendet hatten, gab's wohl auch einen Becher Weins. Die Mahlzeit war überaus einfach, wie Luther sie liebte: „Ich lobe mir eine reine, gute, gemeine Hausspeise." Gesang und Saitenspiel würzte das Zusammensein; auch wurde zuweilen aus diesem oder jenem guten Buche etwas vorgelesen: aus Aesops Fabeln z. B.

Aber die Hauptsache blieb in solchen Stunden das Gespräch. Und davon trug vornehmlich Luther die Kosten. Er überragte doch alle an Geist. Und auch die vertrautesten Freunde pflegten ihm im Umgange einen großen Respekt zu beweisen, so demütig und herzlich er mit ihnen verkehrte. Vollends die jüngern Leute, die Studenten und neugebackenen Magister, wagten ihn nicht anzusprechen. Wenn er da zur Mahlzeit kam und fand die Tischgesellen beisammen, hob er wohl an zu fragen: „Was hört man Neues?" Da erhielt er etwa von den bescheidenen

Gästen nicht sogleich eine Antwort. Fragte er dann weiter: „Ihr Prälaten, was giebt's Neues im Lande?“ — so kamen die Älteren wohl bald mit ihm in's Gespräch. Das nahm in der Regel schnell eine Wendung von den irdischen Begebenheiten zu den höchsten Fragen des Menschenherzens, die Luthern und die deutsche Christenheit damals so ganz bewegten. So von dem erhabenen Standpunkt eines gläubigen Christen aus redete dann Luther goldene Worte auch über alle irdischen Dinge, die Christen angehn: über Familie und Obrigkeit, Schule und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Krieg und Frieden, Tugend und Laster, alles mit tiefem Ernst und doch auch einen guten und derben Scherz nicht verachtend.

Manchmal vergaßen sie Essen und Trinken über solchem Gespräch, so daß die Hauswirtin unwillig ward.

So redete Luther einmal davon, daß man die christliche Lehre nicht auslernen könne. „Ich hab' studiert,“ sagte er, „und mit allen Fleiß; dennoch hab' ich auch nicht ein einzig Wort aus der ganzen heiligen Schrift verstanden. So bin ich noch nicht aus der Kinderlehre kommen, sondern bewege täglich, was ich gelernt habe, im Geist und erforsche den Verstand der zehn Gebote, des Glaubens u. s. w. Und es verdrießt mich ein wenig, daß ein so großer Doktor, wie ich, wohl oder übel mit all meiner Gelehrsamkeit es nicht weiter gebracht habe, als mein Hänschen und Magdalenchen: in derselbigen Schule, wie sie, bin ich noch. Denn welcher unter allen Menschen verstehet doch durchaus und gründlich dies eine Wort Gottes: ‚Vater unser, der du bist im Himmel‘? Denn wenn's einer im Glauben versteht, was das heißen will: ‚Der Gott, der Himmel und Erde in seinen Händen hält, ist mein Vater,‘ der wird alsbald im Herzen fest und gewiß sein: ‚Weil dieser Gott mein Vater ist und ich sein Sohn bin — wer wird mir können schaden?‘ Da bin ich ja ein Herr Himmels und der Erden und aller Dinge, die darinnen sind. Der Engel Gabriel ist mein Knecht, Raphael mein Fuhrmann, und alle andern Engel sind in meinen Nöten dienende Geister, werden mir dazu gesendet von meinem Vater im Himmel, daß ich meinen Fuß nicht an einen Stein stoße. Wohlan, so glaube ich! Da fähret mein guter Vater zu und läßt mich in einen Kerker werfen, ja bald auch enthaupten oder ersäufen, auf daß er uns prüfe und erfahre, wie gut wir diese Worte gelernet haben oder zum wenigsten das eine Wörtlein ‚Vater‘. Da wankt uns der Glaube im Herzen und unsre Schwachheit hebt an zu reden: ‚Ja, wer weiß, ob's wahr ist?‘ Und ein Wort weiß

ich, das ist das allerschwerste von allen in der ganzen heiligen Schrift, nämlich das Wörtchen ‚dein‘ im ersten Gebot: ‚Ich bin der Herr, dein Gott‘.“

So redete Luther recht aus der Tiefe seines sinnigen, frommen Gemüts. Die andern hörten mit ganzer Seele zu. Da fährt die sorgende Hauswirtin drein: „Warum redet ihr so ohne Aufhören und esset gar nicht?“

„Ei,“ polterte Doktor Luther, „ich wollte, die Weiber müßten noch heutigen Tages, ehe sie anfangen zu predigen, zuvor ein Paternoster beten.“

Aber schnell hatte einer von den Freunden ihn wieder auf eine andre Glaubensfrage gebracht, und so war die unliebsame Unterbrechung überwunden. Das wird Frau Käthe wohl erreicht haben, daß sie das Essen nicht ganz drüber vergaßen.

„Wenn ein theurer Mann ein Wort redet zu seiner Zeit, das ist freilich wie ein goldener Apfel in einer silbernen Schale (Spr. Sal. 25, 11) und läßt sich schwerlich bei guten Leuten vergessen.“ So sagt Luthers Freund und Schüler Mathesius zu seiner Joachimsthaler Gemeinde, als er etliche Jahre nach Luthers Tode vor ihr auf die Gespräche zu reden kommt, die er selbst in Wittenberg an des Doktors Tische mit angehört. Und er weiß noch manches Wort des Meisters zu berichten, das er fein im Gedächtnis behalten.

Auch andere haben solche Gespräche der Nachwelt aufbewahrt, und sind dieselben oftmals gedruckt worden unter dem Titel: „Luthers Tischreden“. Es ist aber nicht alles, was man für Luthers Rede ausgiebt, wirklich von Luther gesagt und treu bewahrt worden. Dennoch ist genug echte Waare darunter, so daß wir heute noch uns gleichsam an Luthers Unterhaltung mit ergötzen können.

Vieles ist gleich an Ort und Stelle von eifrigen Zuhörern zu Papier gebracht worden. Konrad Kordatus, ein Oesterreicher aus husitischer Familie, sieben Jahre älter wie Luther, hatte das Evangelium als Prediger in der ungarischen Stadt Ofen bekannt, war deshalb abgesetzt worden und hatte sich hierauf nach Wittenberg geflüchtet. Er gewann Luthers Freundschaft und blieb in seinem Hause ein gern gesehener Gast. Er hat es zuerst gewagt, sich gleich an Luthers Tische Aufzeichnungen zu machen. Er empfand wohl, daß es nicht recht schicklich sei; aber er wollte lieber etwas Unschickliches thun, als die köstlichen Früchte der Unterhaltung so schnell umkommen lassen. Luther merkte es wohl nicht

recht; Melanchthon aber gab ihm seine Meinung einmal in einem Verschen zu erkennen, das auf deutsch etwa so lautet:

Wer wird denn alles gleich niederschreiben?
Manches will lieber verschwiegen bleiben!

Kordatus ließ sich nicht stören, und bald zogen auch andere ihr Taschenbuch heraus und machten nach Kräften ihre heimlichen Niederschriften, Veit Dietrich, Anton Lauterbach u. a. Wir haben heute den Gewinn davon.

Und so mögen auch hier etliche von Luthers sogenannten Tischreden eingeschaltet sein, bunt und mannichfaltig nach Art und Gegenstand, wie sie uns überliefert sind. Die Überschriften sind die herkömmlichen.

Von der heiligen Biblia.

Es sagte einmal der Ehrwürdige Herr Doktor Martinus Luther zum Herrn Philipp Melanchthon, item zu Doktor Justus Jonas und andern von der Biblia oder heiligen Schrift, daß sie wäre ein sehr großer weiter Wald, darinnen viel und allerlei Art Bäume stünden, davon man könnte mancherlei Obst und Früchte abbrechen. Denn man hätte in der Biblia reichen Trost, Lehre, Unterricht, Vermahnung, Warnung, Verheißung und Dräuung u. s. w. Aber es wäre kein Baum in diesem Walde, daran er nicht geklopft und ein Paar Aepfel oder Birnen davon gebrochen und abgeschüttelt hätte.

Vom Ueberdruß und Verachtung des Worts Gottes.

Doktor Martinus Luther vermahnete sein Weib, daß sie fleißig Gottes Wort lesen und hören sollte, und sonderlich den Psalter fleißig lesen. Sie aber sprach, daß sie es genug hörete und täglich viel lese, und könnte auch viel davon reden; wollt' Gott, sie thäte auch darnach. Da seufzte der Doktor und sprach: „Also hebet sich der Ueberdruß zu Gottes Wort an, daß wir uns viel lassen dünken und wollen's alles gar wissen, und erfahren doch das Widerspiel; ja, daß wir eben so viel davon verstehen als eine Gans, und wollen gleichwol ungestraft sein. Dies ist der Vortrab des künftigen Uebels und Ueberdrusses des göttlichen Worts; darauf werden eitel neue Bücher kommen, und die heilige Schrift wird veracht und wieder in einen Winkel oder unter die Bank geworfen werden.

Klage D. Luthers über die Menge der Bücher, und Vermahnung, daß man die Bibel wohl lesen solle.

Doktor Luther klagete einmal über die Menge der Bücher, daß des Schreibens kein Ende noch Maß wäre und ein Jeglicher wollte Bücher

machen, und sprach: Eins Theils thäten's aus Ehrgeiz, daß sie auch wollten gerühmet sein und einen Namen davon bekommen. Etliche aber thäten's ums Genießes und Gewinnstes willen, und förderten also solch Uebel. „Also wird durch so viel Bücher die liebe Bibel begraben und verscharrt, daß man des Textes gar nicht achtet. Da doch in allen guten Künsten und Fakultäten diejenigen die allerbesten sind, so im Text wohl belesen und gegründet sind. Da ich jung war, gewöhnet ich mich zur Biblia, las dieselbe oftmals und machete mir den Text gemein; da ward ich darinnen also bekannt, daß ich wußte, wo ein jeglicher Spruch stünde und zu finden war, wenn davon geredet ward; also ward ich ein guter Textualis. Darnach erst las ich die Skribenten. Aber ich mußte sie zuletzt alle aus den Augen stellen und wegthun, dieweil ich in meinem Gewissen damit nicht konnte zufrieden sein, und mußte mich also wieder mit der Bibel würgen; denn es ist viel besser mit eigenen Augen sehen, denn mit fremden. Darum wollt' ich auch wünschen, daß alle meine Bücher neun Ellen in die Erde begraben würden um des bösen Exempels willen, daß mir sonst ein jeglicher will nachfolgen mit viel Bücher schreiben, dadurch einer denn will berühmet sein. Nein, Christus ist um unserer eiteln Ehre willen nicht gestorben, daß wir Ruhm und Ehre hätten, sondern er ist gestorben, auf daß allein sein Name geheiligt würde."

Verdolmetschung der Bibel.

D. Martinus Luther sprach: „Ihr habt nun die Bibel verdeutschet, ich will auch nun aufhören zu arbeiten; ihr habt's nun, was ihr haben sollet. Sehet allein zu und gebraucht es wohl nach meinem Tode. Es hat mich Arbeit genug gestanden, wird aber von uns wenig geachtet. Unsere Widersacher lesen's viel mehr, denn unsere Leut. Ich glaube, daß Herzog Georg die Bibel fleißiger gelesen habe, denn alle unsere von Adel; denn er soll zu einem gesagt haben: ‚Wenn doch der Mönch die Bibel vollends verdeutschte und ginge hernach dahin, wenn er wollte.'"

Eine Frage.

Da einer fragte: warum Gott viel thäte, daß man weder Ursach finden, anzeigen noch verstehen könnte? sagte Doktor Martinus:

„Ach, wenn wir schon nicht alles, was Gott macht, wissen oder verstehen, liegt nicht Macht an (das thut nichts); er will auch nicht, daß wir wissen sollen, was er vorhat. Wie er zu Petro sprach Joh. im 13. Kapitel (V. 36.): ‚Was ich thue, das weißest du nicht, du wirst's aber hernach — nämlich an jenem fröhlichen Tage — erfahren.' Da werden

wir erst recht erkennen, wie treu und freundlich es der liebe Gott mit uns gemeinet hat, wenngleich Unglück, Angst und Not vorhanden gewesen. Indeß sollen wir uns gewiß zu ihm versehen, daß er uns nicht werde verderben lassen, weder an Leib noch Seel, sondern also mit uns handeln, daß uns alles, es sei gut oder bös, zum Besten dienen muß.

„Wir Narren können nicht gründlich Ursach anzeigen, wie die Rede in unserem Munde entstehet, wie es zugehet, daß eines einigen Menschen Stimme von so viel Tausenden deutlich gehört wird und wir mit unsern Augen so weit und fern sehen allerlei Farbe und, was wir vor uns im Gesicht haben, nichts ausgenommen, deutlich fassen und unterscheiden können; item wie Brot, Speis' und Trank, so wir täglich genießen, in unserm Leibe so in kurzer Zeit zu Fleisch und Blut verwandelt wird.

„So wir, sage ich, in diesen geringen Dingen, so bei und in uns täglich geschehen, nicht gründlich Ursach können anzeigen, wie sind wir denn so vermessen und unsinnig, außer uns über die Wolken zu flattern, von göttlicher Majestät, Wesen und Willen zu spekulieren, die unsrer blinden, tollen Vernunft viel zu hoch, unbegreiflich und unerforschlich sind?

„St. Hilarius setzt ein fein Wort: ‚Wir geben uns zufrieden, spricht er, daß wir nicht wissen, wie es mit unserm Leibe zustehet, und wollen doch die Gottheit ausspekulieren.‘ Das thut's aber nicht; da werden eitel Gemsensteiger aus, die stürzen und brechen den Hals. Darum rate ich treulich, daß man höre, was Gott durch sein Wort uns saget und uns nach demselben richten, sonst ist alle Mühe und Arbeit vergebens, und wir sind verloren.“

Gott ist viel freundlicher gegen uns, denn ein Vater gegen sein Kind.

„Gott muß mir gewiß viel freundlicher sein und mit mir reden, denn meine Käthe mit ihrem Martinchen. Nun kann meine Käthe oder ich meinem Kinde mit Willen ja kein Auge ausstechen oder den Kopf abreißen; also auch Gott ja viel weniger. Denn er hat gegen seine Gläubigen ja viel ein gütiger und freundlicher Herz, denn ein Vater und Mutter gegen ihr Kind haben, wie Gott selber sagt im Propheten Jesaia am 49. Kap. (V. 15), da er spricht: ‚Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen u. s. w.‘ Aber Gott muß Geduld mit uns haben. Nun, er hat's dahin gesetzt, ja seinen eingeborenen Sohn ins Fleisch gesandt und lassen

Mensch werden, daß wir uns ja des Besten zu ihm versehen sollen. Ich halte, Paulus sei ihm (sich) selber feind gewesen, daß er nicht hat können gläuben und Christum lieben, wie er gern gewollt hätte."

Gott ist geduldig.

„Gott ist geduldig, langmütig und barmherzig, daß er so schweigen kann und den ärgsten Buben so lange zusehen, und sie ungestraft lässet hingehen. Ich könnt's nicht thun."

Ins Reich Christi gehören auch die Schwachgläubigen.

„Die Schwachen im Glauben gehören auch in Christus Reich, sonst würde der Herr zu Petro nicht gesagt haben: ‚Stärke deine Brüder,‘ Luk. 22 (V. 32). Item Röm. 14 (V. 1): ‚Den Schwachen im Glauben nehmet auf.‘ Und 1. Thessal. 5 (V. 14): ‚Tröstet die Kleinmütigen, traget die Schwachen.‘"

„Wenn Schwache im Glauben Christo nicht angehörten, wo wollten die Apostel geblieben sein, die der Herr oft strafte um ihres Unglaubens willen auch nach seiner Auferstehung? Markus 16 (V. 14)."

Wie man Christum bedenken soll.

„Des Herrn Christus Historien soll man auf dreierlei Weise bedenken. Zum Ersten als eine Historie und Geschichte; zum andern als ein Geschenk und Gabe; zum dritten als ein Geschenk und Fürbild, dem wir gläuben und nachfolgen sollen. Historien sind gewaltige und kräftige Exempel des Glaubens und Unglaubens."

Christus soll allein in eines Christen Herz sein.

„In meinem Herzen," sprach D. Martin, „herrschet allein und soll auch herrschen dieser einige Artikel, nämlich der Glaube an meinen lieben Herrn Christum, welcher aller meiner geistlichen und göttlichen Gedanken, so ich immerdar Tag und Nacht haben mag, der einige Anfang, Mittel und Ende ist. Aber gleichwol empfinde ich, daß ich von der Höhe, Tiefe und Breite dieser unmäßigen, unbegreiflichen und unendlichen Weisheit kaum und gar nur ein geringes, schwaches Anheben erreiche und kaum etliche kleine Stüfflein und Bröcklein aus der allerköstlichsten und reichsten Fundgrube habe erlangen und ans Licht bringen mögen."

Unser Leiden ist Christi Leiden nirgends gleich.

Da ein Kranker seine Seuche, Krankheit und Schmerzen groß machte und aufmutzte, sprach Doktor Martin Luther: „Wahr ist's, unsere Leiden sind wohl etwas groß, aber was sind sie gegen Christo, Gottes Sohne, dem Gekreuzigten? Da mögen wir alle stillschweigen!"

Des heiligen Pauli Person.

Da fragte ihn Magister Veit Dietrich und sprach: „Wie achtet Ihr, Herr Doktor, was Paulus sei für eine Person gewesen?"

Da sprach der Doktor: „Ich glaube, Paulus sei eine verachtete Person gewesen, die kein Ansehen gehabt; ein armes, dürres Männlein, wie Magister Philippus."

Der Kirche Ärgernis.

„Viele Leute stoßen und ärgern sich an der Kirche, denn sie meinen die Kirche sei ganz rein und eine unbefleckte Taube Gottes, die gar keinen Tadel noch Flecken habe. Das ist wol wahr, daß sie eine solche Gestalt habe vor Gott; aber hie ist sie ihrem Bräutigam Christo gleich, Jes. 53 (V. 3.), ‚welcher der allerverachtetste und unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit war, und so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg u. s. w.'"

Des rechtschaffenen Glaubens Art.

„Die rechtschaffenen Gläubigen meinen immerzu, sie gläuben nicht; darum kämpfen, ringen, winden, befleißigen und bemühen sie sich ohne Unterlaß, den Glauben zu erhalten und zu mehren. Gleich wie die guten und kunstreichen Werkmeister sehen und merken allezeit, daß an ihrem Werk etwas, ja viel mangelt und fehlet; die Hümpler aber lassen sich dünken, es mangelt ihnen an nichts, sondern es sei alles recht vollkommen, was sie machen und thun, wie die Juden meinen, sie können die zehen Gebote wohl, da sie sie doch nicht lernen, noch ihrer erachten."

Des Glaubens Folge.

„Gläubest du, so redest du,
Redest du, so mußt du leiden.
Leidest du, so wirst du getröstet.

Denn Glaube, Bekenntnis und Kreuz gehören aufeinander und stehen einem rechten Christen zu."

Unterschied zwischen Glaube und Hoffnung.

„Glaube und Hoffnung sind also unterschieden, daß der Glaube spricht: Ich gläube eine Auferstehung der Toten am jüngsten Tage. Darnach thut und sagt die Hoffnung dazu: Ei, ist's denn wahr, so laßt daran setzen, was wir haben, und darüber leiden, was wir können, wenn wir hernach so große Herren sollen werden."

Überfluß der zeitlichen Güter hindert den Glauben.

„Gott könnte bald und leichtlich reich werden, wenn er sich besser fürsähe und versaget' uns seiner Kreaturen Brauch. Wenn er jetzt die

Sonne aufhielt, daß sie nicht scheinen könnte, ein andermal die Luft einschlösse, auf ein' ander' Zeit das Wasser aufhielte, darnach das Feuer auslöschte, da würden wir gerne alles Geld und anders, was wir hätten, herausgeben, daß wir solcher Kreaturen wieder gebrauchen möchten.

„Weil er aber so mildiglich und häufig uns mit seinen Gaben und Gütern überschüttet, wollen wir's für ein Recht haben; Trotz ihm, daß er's uns versagen dürfte! Darum verhindert und verfinstert die unaussprechliche große Menge seiner unzähligen Wohlthaten den Glauben auch der Gläubigen, will geschweigen der Gottlosen."

Gottes Wunderwerk sieht man in den kleinsten und geringsten Kreaturen.

Doktor Martinus sagte: „Die größesten Wunderwerke Gottes werden in den allerkleinsten und unachtsamsten Kreaturen und Dingen gesehen. Als an einer reifen Birn oder Apfel, welche, ehe sie reif ward, vor einem halben Jahre zuvor ohngefähr zu rechnen, da war sie tiefer, denn sie lang und groß ist, unter der Erden und saß im äußersten Wipfel der Wurzel."

Wunderbarlicher Streit Christi und seiner Glieder mit dem Teufel und seinen Genossen.

„Christus streitet mit dem Teufel wunderbarlicherweise: der Teufel mit der größten Stärke, Weisheit und Vorsichtigkeit, aber Christus mit großer Schwachheit und Einfältigkeit, und liegt gleichwol oben, und behält den Sieg. Und also will er, daß wir Schafe, die Widersacher aber Wölfe seien.

„Aber wie ein ungleicher Streit oder Kampf ist das, daß ein Schäflein mit zehen oder hundert Wölfen einen Gang thun und kämpfen soll; wie er denn zwölf Apostel in die ganze Welt geschickt hat, unter und wider so viel unzählige Wölfe. Das ist mir ein wunderbarlicher Krieg. Aber sie werden alle den Tod daran fressen; denn allein Gott thut Wunderzeichen und erhält seine Schafe mitten unter den Wölfen."

Dreierlei Grade der Menschen.

„Menschen sind dreierlei Art. Die ersten sind der große Haufe, der sicher dahin lebt, ohne Gewissen, erkennet seine verderbte Natur und Art nicht, fühlet Gottes Zorn nicht wider die Sünde, fraget nicht darnach. Der andere Haufe ist derer, die durchs Gesetz erschreckt sind, fühlen Gottes Zorn und fliehen vor ihm, kämpfen und ringen mit Verzweiflung, wie Saul. Der dritte Haufe ist derer, die ihre Sünde und Gottes Zorn erkennen und fühlen, daß sie in Sünden empfangen und geboren und derhalben ewig verdammet und verloren müßten sein, hören

aber die Predigt des Evangelii, daß Gott die Sünde vergiebet aus Gnaden um Christus willen, der für uns dem Vater dafür genug gethan hat, nehmen's an und gläuben's, werden also gerecht und selig vor Gott. Darnach beweisen sie ihren Glauben auch mit allerlei guten Werken als Früchten, die Gott befohlen hat. Die andern zween Haufen gehen dahin."

Der Welt Bild.

D. Martinus Luther sagte: „Die Welt ist gleich wie ein trunkener Bauer: hebt man ihn auf einer Seite in den Sattel, so fällt er zur andern wieder herab; man kann ihm nicht helfen, man stelle sich, wie man wolle. Also will die Welt auch des Teufels sein."

Was Welt ist.

„Welt ist ein Haufe oder Versammlung solcher Leute, die nur von Gott empfahen allerlei Wohlthaten und geben dem Geber dafür ihren Undank und Lästerung."

Warum Fürsten und Herren ihre Anschläge und Praktiken nicht alle fortgehen.

„Die Fürsten beten jetziger Zeit nicht, wenn sie etwas wollen anfahen, sondern sagen nur also: Dreimal drei ist neun; das fehlet nicht. Item zweimal sieben vierzehn; diese Rechnung fehlet nicht, also muß es gewiß hinaus gehen. So spricht denn unser Herr Gott: Für wen haltet ihr mich denn? Für eine Ziffer, die nichts gilt? Ich muß vergebens hier oben sitzen? Darum so kehret er ihnen auch die Rechnung gar um und machet's ihnen alles falsch."

Welt sucht Unsterblichkeit von ihrem Stolz.

Doktor M. Luther redete von der Welt Hoffart: „Weil alle Menschen fühlen und erkennen, ja sehen, daß sie sterben und vergehen müssen, suchet ein jeglicher hier auf Erden Unsterblichkeit, daß seiner ewig gedacht werde. Ehemals suchten's große Könige, Fürsten und Herrn damit, daß sie ließen setzen große Marmorsäulen und sehr hohe Pyramiden, Gebäude und Pfeiler, viereckig aufgeführet und immer je höher, je spitziger: damit vermeinten sie unsterblich zu werden, wie jetzt mit großen Kirchen, köstlichen, herrlichen Häusern und Gebäuden. Kriegsleute jagen und trachten nach großen Ehren und Lobe mit Obsiegen und rühmlichen Viktorien. Gelehrte suchen einen ewigen Namen mit Bücherschreiben, wie wir denn jetzt bei unserer Zeit auch sehen. Aber auf die ewige, unvergängliche Ehre und Ewigkeit Gottes siehet man nicht. Ach, wir sind arme Leute!"

Daß man nicht leichtlich gläuben und Jedermann vertrauen soll.

„Epicharmus saget: ‚Nerv und Kraft der Weisheit besteht darin, daß man nicht voreilig glaubt,‘ denn wer bald gläubet, der wird leichtlich betrogen. Item: Es soll keiner den andern für seinen vertrauten Freund halten, er habe denn zuvor einen Scheffel Salz mit ihm gessen. Hiervon haben die Alten einen feinen Apologum gemacht: Daß ein Haushahn auf einem Baum gesessen war, zu dem hatte ein Fuchs, so ungefähr vorüber gelaufen, gesagt: Er sollte herab vom Baum steigen, denn es wäre ein Landfriede ausgeschrien, wie aller Zwietracht, Widerwillen und Uneinigkeit unter Menschen und Thieren aufgehoben wäre und zu ewigen Zeiten beigelegt sein sollte, also, daß eines das andere treulich meinen und eines das andere ehren und fördern sollte. Aber der Hahn gab dem Füchslein diese Antwort: ‚Es mag sein,‘ sagte er, ‚daß ein gemeiner Landfriede aufgerichtet sei und alles Widerwillens Stillestand geboten; die Zeitungen aber sind mir noch nicht zugekommen und verkündigt. Indeß aber will ich mich halten, wie von Alters her meine Vorfahren mit euch Füchsen und eurem Geschlechte allwege sich gehalten haben‘.“ Und sprach Doktor Martinus Luther darauf: „Die heilige Schrift saget's, man soll allen Geistern nicht gläuben; denn hätte der Hahn dem Fuchs gegläubet, so wäre er um sein Leben gekommen.“

D. Martinus Luther gab auch ein Rätsel auf, und sprach: „Was ist das: Es ist einem zu enge, zweien gerecht, dreien zu weit? Antwort: Heimlichkeit; denn wenn etwas Heimliches drei wissen, so wissen's hundert.“

Mutwillig sündigen.

„Irren und sündigen gehet noch hin; aber mutwillig, wissentlich und bedächtig wollen sündigen, das ist zu viel!“

Lügen.

„Eine Lüge ist wie ein Schneeball; je länger man ihn wälzet, je größer er wird.“

Leihen.

„Leihest du, so kriegst du es nicht wieder. Giebt man dir's wieder, so geschieht's doch nicht so bald und so wohl und gut. Geschieht's aber, so verlierst du einen guten Freund.“

Kein Vater soll seinen Kindern bei seinem Leben seine Güter übergeben.

Einer war bei D. Martino und klaget' sein Elend, daß er von seinen Kindern, die er ausgestattet und ehrlich begabet, ja alle seine

Güter auf sie gewandt hatte, nun in seinen alten verlebten Tagen verlassen und unter die Füße getreten würde. Sprach der Doktor: „Jesus Sirach giebt den Eltern den besten Rat, da er sagt: ‚Gieb nicht alles aus der Hand, weil du lebest, denn die Kinder halten nicht Glauben.‘ Ein Vater — wie das Sprichwort lautet — kann wol zehn Kinder ernähren, aber zehn Kinder können nicht einen Vater ernähren.

Was den Weibern übel anstehet.

„Es ist kein Rock noch Kleid, das einer Frau oder Jungfrau übler ansteht, als wenn sie klug will sein.“

Weiber sollen nicht beredt sein.

Ein Engländer, ein sehr gelehrter, frommer Mann, ging mit Doktor Martin zu Tisch, verstand die deutsche Sprache nicht; zu dem sagte er: „Ich will Euch mein Weib zum Präzeptor geben, die soll Euch die deutsche Sprache fein lehren, denn sie ist sehr beredt, kann es so fertig, daß sie mich damit weit übertrifft. Wiewohl wenn Weiber wohl beredt sind, das ist an ihnen nicht zu loben; es stehet ihnen besser an, daß sie stammeln und nicht wohl reden können. Das zieret sie viel besser.“

Weiber-Regiment.

„Das Weib,“ sprach D. Martin Luther, „habe das Regiment im Hause, doch des Mannes Recht und Gerechtigkeit ohne Schaden. Der Weiber Regiment hat von Anfang der Welt nie nichts Gutes ausgerichtet, wie man pflegt zu sagen: Weiber-Regiment nimmt selten ein gut End! Da Gott Adam zum Herrn über alle Kreaturen gesetzt hatte, da stand es alles noch wohl und recht, und alles ward auf das Beste regiert; aber da das Weib kam und wollte die Hand auch mit im Sode haben und klug sein, da fiel es alles dahin und ward eine wüste Unordnung.“

Ursach, warum ein fromm Weib soll billig geliebt werden.

Doktor Martin Luther sagte: „Ein fromm Weib soll darum geehrt und geliebt werden, erstlich, daß sie Gottes Gabe und Geschenk ist; zum Andern, daß Gott einem Weibe herrliche große Tugenden verliehen, welche andere geringe Mängel und Gebrechen weit übertreffen, sonderlich wo sie Zucht, Treu und Glauben halten.“

Von dreierlei göttlichen Ständen.

„Dreierlei Stände sind von Gott geordnet, in welchen man mit Gott und gutem Gewissen sein mag. Der erste ist der Hausstand; der andere das politische und weltliche Regieramt; der dritte der Kirchen- oder Priesterstand, nach den dreien Personen der Dreifaltigkeit. Erstlich mußt du im Hausregiment sein entweder ein Vater oder Mutter, Kind,

Knecht oder Magd. Zum Andern in einer Stadt oder einem Land ein Bürger und Unterthan oder eine Obrigkeit. Denn Gott hat die Menschen geschaffen, daß man sich freundlich und friedlich in Züchten und Ehren zusammen halten soll. Zum Dritten, daß du in der Kirche seiest entweder ein Pfarrherr, Kaplan, Kirchener oder sonst derselben Diener, wenn du nur Gottes Wort habest oder hörest's."

Gott gönnet uns aller Kreaturen Brauch herzlich gerne.

„Unser Herr Gott gönnet uns wol, daß wir essen, trinken und fröhlich seien; darum hat er auch so viel Dinge geschaffen, daß wir sie brauchen sollen — allein, daß wir ihn für einen Gott erkennen und halten, und danken ihm."

Was Einsamkeit für Schaden bringe.

„Es geschehen viel mehr und größere Sünden, wenn die Leute allein sind, denn wenn sie sich zu anderer Leute Gesellschaft halten. Da Eva im Paradies allein spazieren ging, da hat sie der Teufel gar betrogen und verführt. Item, wo Winkel sind und einsamer Ort ist, allda geschehen gemeiniglich Todtschläge, Mord, Raub, Diebstahl, Unzucht, Ehebruch und alle andern Sünden. Denn wo eine Einsamkeit ist, da hat der Teufel Zeit und Gelegenheit, die Leute in Sünde zu führen; aber wer unter Leuten und bei ehrlicher Gesellschaft ist, der schämet sich, Sünde, Laster und Schande zu begehen, oder er hat je nicht Raum oder Gelegenheit dazu. Ueber das, so hat der Herr Christus auch verheißen und zugesagt, daß, wo ihr zween oder drei in seinem Namen bei einander sind, da will er mitten unter ihnen sein. (Matth. 18, 20). Also auch, da der König David einsam und müßig war, und nicht mit in Krieg zog, fiel er in Ehebruch und Totschlag. Und ich hab's von mir auch erfahren, daß ich nimmer in mehr Sünde falle, denn wenn ich allein bin. Gott hat den Menschen zur Gesellschaft geschaffen, und nicht zur Einsamkeit. Das denn mit diesem starken Argument zu beweisen ist, daß Gott in der Schöpfung der Welt Mann und Weib geschaffen hatte, daß der Mann am Weibe eine Gesellin und Gehilfin haben sollte. So hat Gott auch die christliche Kirche gestiftet, die Gemeinschaft der Heiligen, daß die Christen zur Predigt zusammenkommen mögen und Trost aus dem göttlichen Wort anhören und die Sakramente gebrauchen."

Geschütz.

„Büchsen und das Geschütz ist ein grausam, schädlich Instrument, zersprengt Mauern und Felsen, und führt die Leute in die Luft. Ich

gläube, daß es des Teufels in der Hölle eigen Werk sei, der es erfunden hat, als der nicht streiten kann denn mit leiblichen Waffen und Fäusten. Gegen Büchsen hilft keine Stärke noch Mannheit: er ist tot, ehe man ihn sieht. Wenn Adam das Instrument gesehen hätte, was seine Kinder hätten gemacht, er wäre für Leid gestorben."

Deutschland fehlt's an einem guten Regenten.

„Deutschland ist wie ein schöner, weidlicher Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf. Es fehlet ihm aber an einem Reiter Gleich nun wie ein starkes Pferd ohne einen Reiter, der es regiert, hin und wieder in der Irre läuft, also ist auch Deutschland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten."

Von des Papstes Bann.

Doktor Martin Luther sagte Anno 1546 zu Eisleben: „Wenn man zu Rom einen in Bann thut, so sitzen bei zwanzig Kardinäle und schießen brennende Fackeln von sich und löschen sie im Werfen aus, damit anzuzeigen, daß der verbannten Personen Glück und Heil mit den ausgelöschten Fackeln auch sollte ausgelöscht sein, und man hat's genennet ‚beleucht und beläutet'. Und also ging's auch zu im deutschen Lande in den Pfarrkirchen; wenn man einen in Bann thät, so hatte der Pfarrherr auf dem Predigtstuhl ein Wachslicht, das warf er herunter, daß es ward ausgelöscht, und läutete dazu mit einem kleinen Glöcklein.

„Zu Rom pfleget man alle Jahre am grünen Donnerstage, da Christus das Abendmahl einsetzte, die Ketzer zu verbannen, darunter ich, D. M. Luther, denn der erste und vornehmste bin. Und hat der Papst einen eigenen Kirchhof dazu bauen lassen. Da hat der Papst einen schönen, großen Stuhl, und die Kardinäle einen schönen Transitum, da sie auf stehen. Das geschieht auf den heiligen Tag, da man Gott für seine große Wohlthat des Abendmahls, auch seines Leidens und Sterbens danken sollte! Da sitzt denn der Papst obenan, die Kardinäle blasen die Fackeln aus und werfen die Verbannten alle in die Hölle. Ich bin vor achtundzwanzig Jahren in die Hölle geworfen, als vom 1518ten Jahre her, und lebe dennoch noch! Ich bin beleuchtet und beläutet!"

Wie Gott D. Martin Luthern wider der Welt Toben erhalten hat.

D. Luther hat oft in seinem Leben gesagt: „Wenn er auf dem Bette stürbe, so sei es dem Papst eine große Schande und Trotz, denn

unser Herr Gott gebe ihm so viel zu verstehen: ‚Papst, Teufel, Könige, Fürsten und Herren, ihr sollt dem Luther feind sein und sollt ihm dennoch nicht mögen Schaden thun.‘ Es ist nichts mit Johann Hussen gewesen. Ich halt', daß keiner in hundert Jahren gelebt hat, dem die Welt so feind gewesen, als mir. Ich bin der Welt auch feind und weiß nichts im ganzen Leben, da ich Lust zu hätte, und bin gar müde zu leben. Unser Herr Gott komme nur bald und nehme mich flugs hin, und sonderlich komme er mit seinem jüngsten Tage, ich will ihm gern den Hals herstrecken, daß er ihn mit einem Donner dahin schlage, daß ich liege.“

Manches andere Wort aus Luthers Tischreden ist schon früher in unsere Erzählung verwoben worden, und manches wird noch später seine Stelle finden. Es sind Perlen darunter. Nur bleibt's immer zu bedauern, daß wir uns auf die Männer, die sie uns aufbewahrt haben, nicht genug verlassen können: sie haben doch manchmal etwas nur halb verstanden oder auch von dem Ihren hinzugethan. Denn es kann sich ja nicht um genaue (stenographische) Niederschriften handeln, sondern nur unter der Hand haben sie sich in ihr Taschenbuch Aufzeichnungen gemacht, die sie dann nach ihrer Weise daheim ausgearbeitet haben. Mithin ist Luther nicht für alles verantwortlich, was die ‚Tischreden‘ ihm in den Mund legen.

Manches derbe Wort freilich hat er auch geredet. Das war seine eigenste Art, daß er sich kein Blatt vor den Mund nahm, dreist auch von den natürlichen Dingen redete, davon zu schweigen heutzutage für anständig gilt. Damals stieß sich niemand daran, und die Leute waren darum nicht schlechter. Mathesius bezeugt Luthern ausdrücklich: „Solange ich um Luther gelebt, habe ich nie ein schandbares Wort aus seinem Munde gehört,“ und Melanchthon, der viel länger mit ihm verkehrte, bestätigt das, da er sagt: wie man nie unreine Begierden an ihm bemerkt habe, so sei er auch allen schamlosen Reden feind gewesen.

Der Verkehr mit den Freunden war für Luther eine notwendige Zerstreuung und Erfrischung, ja ein Schutz gegen die Versuchungen der Einsamkeit, von denen wir ihn oben haben reden hören. Wenn ihm das Herz durch böse Nachricht besonders beschwert war, konnte er um so heiterer sein. So sagte er einmal zu den Freunden, nachdem er über Tische viel mit ihnen geredet hatte — es war 1541 am Sonntage nach Michael:

„Habt mir's nicht für übel; ich bin fröhlich und guter Dinge, denn ich hab' heut viel böse Zeitung gehört und jetzt auch einen bösen Brief gelesen: nun steht's recht, wenn uns der Teufel also zusetzt."

Und nicht nur bei Tische dürfen wir uns Luthern denken, wenn er mit guten Freunden sich aussprach; auch unten im Garten saßen sie, den er ein Jahr nach der Verheiratung sich angelegt hatte, oder im Hofe unter dem großen Birnbaum. Denn Luther liebte die grünende und blühende Natur draußen. Der Garten lag zwischen dem Kloster und der Stadtmauer. Ein Pförtchen durch den Gartenzaun hat Luther manchmal benützt, um an der Stadtmauer entlang zu seinem Freunde Melanchthon zu kommen und heimliche Zwiesprache mit ihm zu pflegen. Melanchthons Haus, heute noch eine treue Erinnerungsstätte an jene Tage, lag in derselben Straße, auch auf der Elbseite, unweit dem Kloster. Wie oft wird auch Melanchthon den nämlichen Weg nach Luthers Wohnung gegangen sein! —

Aber man würde irren, wenn man meinte, Luther hätte nur immer mit großen Herren, zum mindesten mit Studenten verkehrt. Er ging wohl auch zuweilen nach dem Rathause und trank mit den guten Wittenberger Bürgern im Stadtkeller eine Kanne Bier. Nur an großen, öffentlichen Vergnügungen, wie sie etwa der Magistrat um Fastnacht veranstaltete, nahm er nicht teil. Er hieß die Leute in Gottes Namen guten Mutes beisammen sein; aber er wollte selber niemandem ein Ärgernis geben. So ließ er auch die Fastnachtspossen im eigenen Hause nicht zu. Nur als einmal eine Schar junger Leute in Bergmannstracht auch am Kloster anklopfte, gedachte er seiner Herkunft und rief:

„Die laßt mir herein, das sind meine lieben Schlägelgesellen; weil solche Leute die ganze Woche in bösen Wettern unter der Erde stecken, muß man ihnen bisweilen eine Ergötzung gönnen."

Ein andermal kamen Müller zu ihm, die nach Würsten tanzten, die hieß er auch fromm und fröhlich sein und über ihrer Gewohnheit halten. —

Es läßt sich denken, wie gut er mit den Leuten gewesen, die bei ihm in Arbeit und Brot standen.

Wie er mit seinem Barbier, Meister Heinrich, seine Späße machte, ehe er bei dem Nuntius Vergerio aufwartete, wird vielleicht manchem Leser noch in Erinnerung sein. Mehr hören wir von dem Barbier, den er vorher hatte, von Meister Peter. Für ihn hat Luther sogar ein Büchlein geschrieben: „Ein' einfältige Weise zu beten, für einen guten Freund,

Meister Peter, Balbier," wirklich eine rechte Anweisung für die ‚Einfältigen.' Schade, daß wir nicht Raum haben, das Schriftchen abzudrucken. Es erschien im Jahre 1534 und will zeigen, was für Gebetsworte wir uns aus dem Vaterunser und aus den heiligen zehn Geboten herausnehmen können.

Auch seines Schweinehirten Johann Gesellschaft war Luthern nicht zu gering, wenn er sich gerade nach einem Zwiegespräch sehnte: wie der Apostel Paulus gethan, der sich auch von den Brüdern erquicken und trösten ließ (Apgesch. 28, 15.) — „also thue ich auch, gehe lieber zu meinem Schweinehirten Johannes und zu den Schweinen, denn daß ich allein bliebe."

Eine treue Seele, aber einen wunderlichen Gesellen hatte Luther im Hause, seinen Diener Wolf. Wolfgang Sieberger war 1515 bei der Universität eingeschrieben worden und hatte 1517 durch Luthers Verwendung im Kloster Unterkunft gefunden. Er war aber nicht nur arm an irdischem Gut, sondern auch an Geistesgaben, und so ging's mit dem Studium nicht vorwärts. Luther behielt ihn bei sich als seinen „Famulus," d. h. er mußte ihm zur Hand sein bei allerhand amtlichen und häuslichen Geschäften. Mit Geduld und Humor ertrug es Luther, daß Wolf auch diese seine geringeren Pflichten unvollkommen genug versah; nur zu gern vergaß oder verschlief er etwas.

Wie Luther seinen Scherz mit ihm hatte, davon ein Beispiel. Wolf legte sich einen Vogelherd an. Er that damit den Vögeln zwar keinen großen Schaden; denn wenn etliche ins Garn gegangen waren, hielt er's in der Hoffnung auf noch mehrere so lange offen, bis sie glücklich wieder fortgeflogen waren. Dennoch setzte Luther folgendes Schriftstück für ihn auf:

Klageschrift der Vögel an Luthern über seinen Diener Wolfgang Siebergern.

„Unserm günstigen Herrn Doktori Martino Luthern, Prediger zu Wittenberg.

„Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, samt andern frommen, ehrbaren Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Eurer Liebe zu wissen, wie wir gläublich berichtet worden, daß einer, genannt Wolfgang Sieberger, Euer Diener, sich in großer, frevelnder Kühnheit unterstanden habe, etliche alte, verdorbene Netze aus großem Zorn und Haß über uns teuer zu kaufen und damit einen Finkenherd

anzurichten, und sich vornimmt, nicht allein unsern lieben Freunden und Finken, sondern auch uns allen zu wehren die Freiheit, zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu lesen, von Gott uns gegeben; darzu uns nach unserm Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihn gar nichts verschuldet, noch solche ernstliche und geschwinde Unthat um ihn verdient. Weil denn das alles, wie Ihr selbst könnet bedenken, uns armen, freien Vögeln — so zuvor weder Scheune, noch Häuser, noch sonst etwas darin haben — eine gefährliche und große Beschwerung, ist an Euch unsere demütige und freundliche Bitte: Ihr wollet Euren Diener von solcher Unthat weisen, oder, wo das nicht sein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns abends zuvor streue Körner auf den Herd und morgens vor acht Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe; so wollen wir denn unsern Zug über Wittenberg hin nehmen. Wird er das nicht thun, sondern uns also freventlich nach unserm Leben stehen, so wollen wir Gott bitten, daß er ihm steure und er des Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an unserer Statt fahe, und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und den freien Flug uns nicht wehre. Warum gebraucht er solchen Zorn und Ernst nicht wider die Sperlinge, Schwalben, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten? Welche Euch doch viel Leids thun, stehlen und rauben, und auch aus den Häusern Korn, Hafer, Malz, Gersten u. a. enttragen: welches wir nicht thun, sondern allein das kleine Bröcklein und einzelne verfallene Körnlein suchen. Wir stellen solch unsere Sache auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht so hart wird nachgestellt; wir hoffen aber zu Gott, weil unsere Brüder und Freunde so viel in diesem Herbst vor ihm (verschont) blieben und entflohen sind, wir wollen auch seinen losen, faulen Netzen, so wir gestern gesehen, entfliehen.

„Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewöhnlichen Siegel und Federn.“ —

Wie herzlich dieser Wolf an Luther hing, davon ist uns ein Gespräch berichtet: Kordatus hat es am 22. Oktober 1536 über Tische mit angehört:

„Was wolltest du thun, Wolf,“ sagte Luther, „wenn ich binnen kurzem stürbe? Wirst du auch bei meiner Frau bleiben?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Wolf; „aber das wird mein Begehr sein, Euch, mein Vater, im Tode zu folgen.“ Wirklich hat Wolf seinen Herrn nur um ein Jahr überlebt.

Neben Wolf, der also von 1517 an um Luther war, hatte dieser immer noch den oder jenen Studenten als Famulus bei sich im Hause, wie z. B. den Johann Rischmann, für den wir ihn oben ein gut Wort bei seiner Käthe einlegen sahen (Seite 545). Derselbe hat sein Studium wirklich zu ende geführt und ist nachher Prediger geworden. Als er Luthers Haus verließ, schrieb ihm Luther folgendes Empfehlungsschreiben:

„Ich, Doktor Martinus Luther, Prediger zu Wittenberg, bitte um Christus willen: alle die, so Gottes Wort lieb haben, wollten diesen Zeiger des Briefes, Johannes Rischmann, der nun etliche Jahr her mir treulich, fleißig und demütig gedient hat, günstiglich befohlen haben und treulich zum Besten fördern, angesehn den Herrn, um deswillen er mir gedienet hat. Das wird ohn-Zweifel, so wahr als unser Evangelium und Christus selbst wahrhaftig ist, Gott ein gefälliger, angenehmer Dienst sein. Und womit ich's gegen einen jeglichen zu verschulden weiß, bin ich stets willig und bereit. Hiermit Gott befohlen.

„Dienstag nach Reminiscere, Anno 1532.

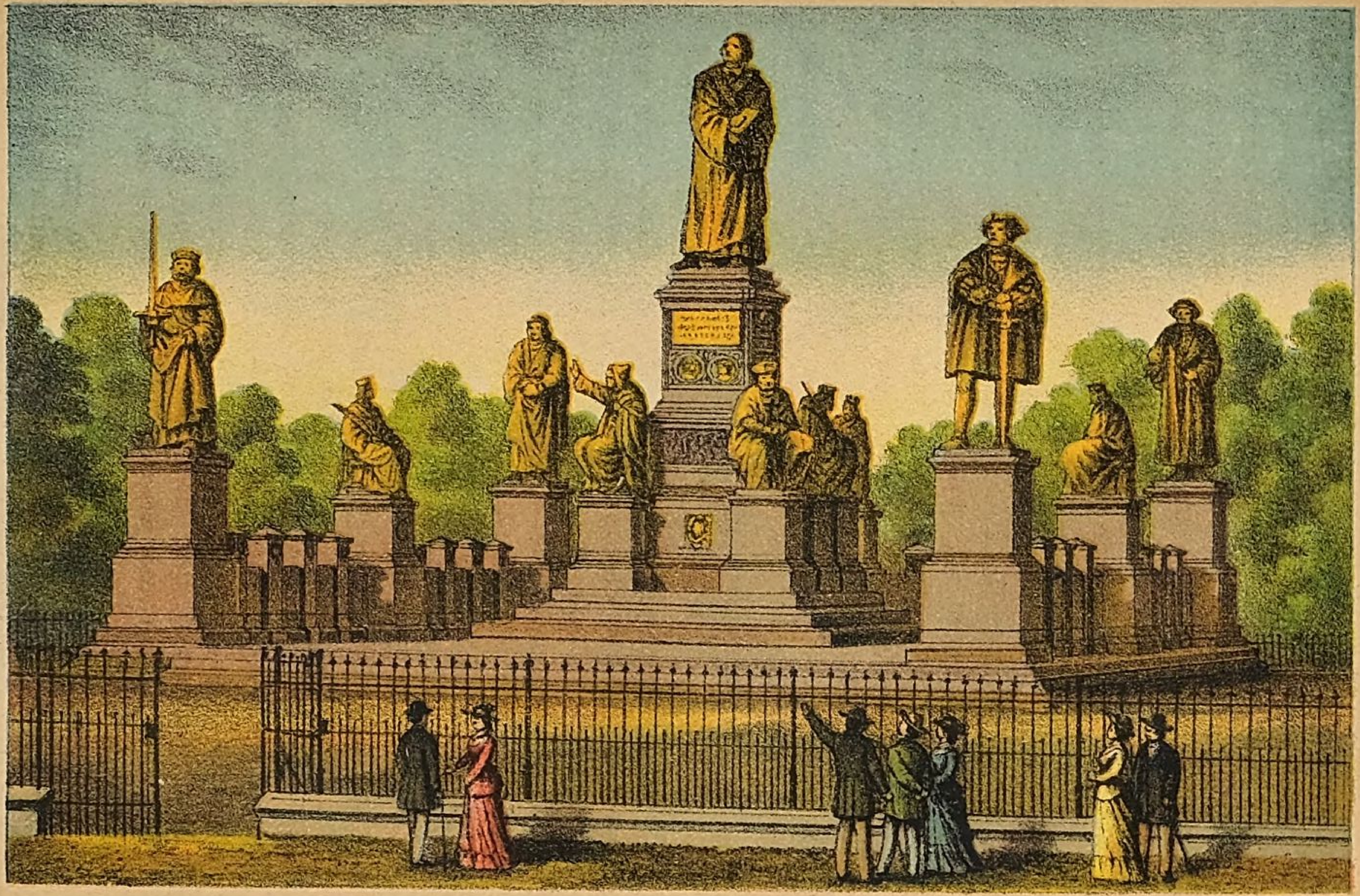
Mein eigen Hand."

An Luther, der gerade damals in Torgau abwesend war, würde es auch nicht gelegen haben, wenn Rischmann mit leerer Tasche abgezogen wäre: er hat es seiner Käthe redlich ans Herz gelegt, daß sie ihn rechtschaffen lohnen solle. Aber darin sind die beiden manchmal an einander geraten, daß er der Freigebige, sie die Sparsame war.

Und sie war das zu des Hauses Besten. Auf ihr ruhte der ganze Haushalt, und das war keine leichte Last. Wo so viele Menschen aus und eingingen, wo so viele satt wurden und gar Herberge fanden, da mußte wohl eine tüchtige Hausfrau walten.

Arm fingen sie beide mit einander an. Geschenke kamen von guten Freunden und halfen die öden Klosterräume ausstatten. Aus Herford kamen ein paar Lampen, aus Nürnberg eine Uhr. Der Rat von Wittenberg erwies dem berühmtesten Bürger der Stadt von Zeit zu Zeit seine Aufmersamkeit, indem er ihm Holz, Wein, Geld ins Haus schickte. Er konnte das; denn für seine Predigten in der Stadtkirche bezog Luther nicht einen Pfennig Gehalt.

Auch die Bücher, die er reichlich genug schrieb, eins nach dem andern, brachten ihm nichts ein; er begnügte sich mit etlichen Freierem-



Druck u. Verlag v. H. Oeser, Neusalza. 4.95

Lutherdenkmal in Worms.

plaren. Ebenso wenig nahm er von den Studenten Geld für seine Vorlesungen. Wovon lebte er überhaupt?

Er bezog als Professor an der Universität von seinem Kurfürsten zweihundert Gulden Gehalt. Das wäre nun allerdings hinreichend gewesen, wenn er mit seiner Käthe in äußerster Zurückgezogenheit und Sparsamkeit gelebt hätte. Aber statt dessen hielt er ein so offenes Haus, half und gab, wo und wem er nur konnte. Er sang seiner Frau zwar zuweilen das Lob der Sparsamkeit und kannte das Schriftwort wohl: „Man soll Fremden geben, aber zuvor sein Haus versorgen (1. Tim. 3, 5).“ Aber Frau Käthe hatte ihre liebe Not, die Wirtschaft zusammenzuhalten und mußte fleißig schaffen von früh bis abends. Sie war's, die auf stete Vergrößerung des Haushaltes drang: Kühe und Schweine wurden angeschafft, drei Gärten in der Nähe des Klosters und ein Stück Feld hinzugekauft, und endlich im Jahre 1540 erfüllte sich ihr ein großer Wunsch — Luther übernahm von einem in schlechten Umständen befindlichen Bruder seiner Frau ein Gütlein, Zulsdorf bei Borna, zwei Meilen von Leipzig mittagwärts: so wurde sie die „gnädige Frau von Zulsdorf“, wie Luther sie nun gern titulierte (Seite 559 f). Das Gut kostete ihn immerhin 610 Gulden, und weil es im schlechtem Stande war, mußte er noch viel hineinstecken. Der Kurfürst gab ihm dazu Bauholz und 600 Gulden. Aber so lieb Frau Katharine das Besitztum hatte, konnte auch sie nicht viel herauswirtschaften. Es ging nicht, ohne daß Luther mehrmals ein Darlehn aufnahm. 1542 berechnete er seine Schulden auf 450 Gulden. Seine Frau konnte sich wohl zuweilen darüber grämen; da tröstete er sie wieder.

Die Schuldsumme war nicht zu groß, wenn man bedenkt, daß er in seinem Hausstande zu Wittenberg allein für die Küche den jährlichen Aufwand auf 500 Gulden anschlug.

Johann Friedrich hat ihm denn auch seinen Gehalt von 200 auf 300 Gulden erhöht und Korn, Holz, Malz und andere notwendige Dinge in Natura geliefert. Dazu kamen von andern Freunden und Gönnern häufige Geschenke für Küche und Keller. Und wenn er an barem Gelde nichts sparte, sondern gar noch Schulden machen mußte, so sammelte er doch mit den Jahren einen kleinen Silberschatz von allerhand Ehrengeschenken, welche dankbare Christen dem Reformator widmeten: Becher, Ringe, Ketten und andere Kleinodien. Endlich verschrieb Kurfürst Johann Friedrich ihm und seinen Kindern noch ein Kapital von 1000 Gulden, das jährlich 50 Gulden Zinsen abwarf, und die gleiche

Summe setzte im Jahre 1544 der König von Dänemark für ihn aus, wie auch für Melanchthon, Bugenhagen und Jonas.

Im Jahre 1542 hat Luther sein Testament gemacht, am 6. Januar. Melanchthon, Kruziger und Bugenhagen haben's mit unterschrieben. Es gibt sichere Auskunft über die äußeren Umstände, worin Luther sich damals, vier Jahre vor seinem Tode, befand, und ist zugleich ein schönes Zeugnis der Dankbarkeit, das er seiner Lebensgefährtin gesetzt hat. Damit wollen wir dieses Kapitel schließen.

Luthers Testament.

„Ich, Martinus Luther, Doktor, bekenne mit dieser meiner eigenen Handschrift, daß ich meiner lieben und treuen Hausfrau Katharina gegeben habe, zum Wipgeding (Weibgedinge, Witwengut), oder wie man das nennen kann, auf ihr Lebenlang, damit sie ihres Gefallens und zu ihrem Besten gebahren (schalten) möge, und gebe ihr das in Kraft dieses Briefes, gegenwärtiges und heutiges Tages:

„Nämlich das Gütlein Zulsdorf, wie ich dasselbe gekauft und zugericht habe, allerdinge, wie ich's bis daher gehabt habe.

„Zum Andern das Haus Bruno (ein kleines Häuschen neben dem Kloster) zur Wohnung, so ich unter meines Wolfs Namen gekauft habe.

„Zum Dritten die Becher und Kleinode, als Ringe, Ketten, Schenkgroschen, gülden und silbern, welche ungefähr sollten bei 1000 Gulden wert sein.

„Das thue ich darum:

„Erstlich, daß sie mich als ein fromm, treu, ehrlich Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten und mir durch reichen Gottes-Segen fünf lebendige Kinder, die noch vorhanden, Gott geb' lange, geboren und erzogen hat.

„Zum Andern, daß sie die Schuld, so ich noch schuldig bin, wo ich sie nicht bei Leben ablege, auf sich nehmen und bezahlen soll, welcher mag sein ungefähr, mir bewußt, 450 Gulden: mögen sich vielleicht wohl mehr finden.

„Zum Dritten, und allermeist darum, daß ich will, sie müsse nicht den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und unterworfen sein, wie Gott geboten hat. Denn ich wohl gesehen und erfahren, wie der Teufel wider dies Gebot die Kinder hetzet und reizet, wenn sie gleich fromm sind, durch böse und neidische Mäuler, sonderlich wenn die Mütter Witwen sind und die Söhne Ehefrauen und die Töchter Ehemänner kriegen, und wiederum socrus nurum, nurus

socrum (die Schwiegermutter eine Schwiegertochter, die Schwiegertochter eine Schwiegermutter). Denn ich halte, daß die Mutter werde ihrer eigenen Kinder der beste Vormund sein und solch Gütlein und Wipgeding nicht zu der Kinder Schaden und Nachteil, sondern zu Nutz und Besserung brauchen, als die ihr Fleisch und Blut sind und sie unter ihrem Herzen getragen hat.

„Und ob sie nach meinem Tode genötigt oder sonst verursachet würde — denn ich Gott in seinen Werken und Willen kein Ziel setzen kann — sich zu verändern: so traue ich doch, und will hiemit solches Vertrauen haben, sie werde sich mütterlich gegen unser beider Kinder halten und alles treulich, es sei Wipgediug oder anders, wie recht ist, mit ihnen teilen.

„Und bitte auch hiemit unterthäniglich meinen gestrengen Herrn Herzog Johann Friedrich, Kurfürsten u. s. w., Se. Kurf. Gnaden wollten solche Begabung oder Wipgeding gnädiglich schützen und handhaben.

„Auch bitt' ich all meine guten Freunde, sie wollten meiner lieben Käthen Zeugen sein und sie entschuldigen helfen wo, etliche unnütze Mäuler sie beschweren oder verunglimpfen wollten, als sollte sie etwa eine Barschaft hinter sich haben, die sie den armen Kindern entwenden oder unterschlagen würde. Ich bin des Zeuge, daß da keine Barschaft ist, ohne die Becher und Kleinode, droben im Wipgeding erzählet. Und zwar sollt's bei jedermann die Rechnung öffentlich geben, weil man weiß, wie viel ich Einkommens gehabt von meinem gestrengen Herrn und sonst nicht einen Heller noch Körnlein von jemandem einzukommen gehabt, ohne was Geschenk ist gewesen, welches droben unter den Kleinoden, zum Teil auch noch in der Schuld steckt und zu finden ist. Und ich doch von solchem Einkommen und Geschenk so viel gebaut, gekauft, große und schwere Haushaltung geführt, daß ich's muß neben andern selbst für einen sonderlichen, wunderlichen Segen erkennen, daß ich's habe können erschwingen, und nicht Wunder ist, daß keine Barschaft, sondern daß nicht mehr Schuld da ist. Dies bitte ich darum: denn der Teufel, so er mir nicht konnte näher kommen, sollt' er wohl meine Käthe allein der Ursache allerlei Weise suchen, daß sie des Mannes Doktor Martinus eheliche Hausfrau gewesen und Gott Lob! noch ist.

„Zuletzt bitte ich auch jedermann, weil ich in dieser Begabung oder Wipgeding nicht brauche der juristischen Form und Wörter, dazu ich Ursache gehabt: man wolle mich lassen sein die Person, die ich doch in der Wahrheit bin, nämlich öffentlich, und die, beide im Himmel, auf

Erden, auch in der Hölle bekannt, Ansehens und Autorität genug hat, der man trauen und glauben mag, mehr, denn keinem Notario. Denn so mir verdammten, armen, unwürdigen Sünder Gott der Vater aller Barmherzigkeit das Evangelium seines lieben Sohnes vertrauet, dazu mich auch treu und wahrhaftig darinnen gemacht, bisher behalten und gefunden hat, also daß auch viele in der Welt dasselbe durch mich angenommen und mich für einen Lehrer der Wahrheit halten, ungeachtet des Papstes Bann, Kaisers, Könige, Fürsten, Pfaffen, ja aller Teufel Zorn: soll man ja viel mehr mir hier in diesen geringen Sachen glauben, sonderlich weil hier ist meine Hand, gar wohl bekannt, der Hoffnung, es soll genug sein, wenn man sagen und beweisen kann, dies ist Doktor Martin Luthers — der Gottes Notarius und Zeuge ist in seinem Evangelio — ernstliche und wohlbedachte Meinung, mit seiner eigenen Hand und Siegel zu beweisen.

„Geschehen und gegeben am Tag Epiphaniä, 1542.“

Drittes Kapitel.

Luther, der Prediger.

So haben wir Luthern in seinem Hause gefunden. Offen und klar liegt sein Familienleben, seine Wirtschaft, seine Vermögensumstände vor den Augen der Nachwelt. Und er braucht das Licht nicht zu scheuen.

Gehen wir nun weiter seiner Arbeit, seinem amtlichen Wirken nach.

Luther hatte, seit er in Wittenberg eingezogen war, Pflicht und Beruf zu predigen (Band 1 Seite 109). Das hat er gethan, erst im Kloster, dann in der Stadtkirche. Wir wissen auch, wie er von der Wartburg her seinen lieben Deutschen gepredigt hat, indem er ihnen seine Kirchenpostille schenkte (Band 2 Seite 240).

Sein Beruf zum Klosterprediger war nun freilich erloschen, seit die schwarzen Brüder allesamt ausgepflogen waren. Und doch blieb das Kloster auch nach Luthers Verheiratung die vornehmste Stätte seiner Predigt.

Das ganze Leben im Hause war eingeschlossen in Gottes Wort, und Luther fand trotz seiner großen Arbeitslast alle Tage so viel Zeit, um als ein rechter Hausvater den Seinen dies Wort zu verkündigen. Wie der Tag in seinem Hause anfing, sagt er uns selber: „Wenn ich zu morgens aufstehe, so bete ich mit den Kindern die zehn Gebote, den Glauben, das Vaterunser und irgend einen Psalm dazu". Und es war kein bloßes Hersagen, sondern er stellte dabei seine Fragen und überzeugte sich bei Kindern und Gesinde vom rechten Verständnis: „Bei der

Jugend," meinte er, „wirken solche Übungen mehr, als der Gottesdienst in der Kirche." (Vgl. Seite 35.)

Alljährlich feierte er mit seinem ganzen Hause ein Fest — sie nannten's das „Königreich", also ein Fest dem Himmelreich zu Ehren, das Christus uns auf die Erde gebracht hat, des Glieder wir durch ihn geworden sind. In der schönen Frühlingszeit mußte das abgehalten werden. So wird uns aus dem Jahre 1536 berichtet: „Am dritten des Maien hielt man ‚das Königreich' in Doktor Martinus Hause und ein Mahl: da wurden Psalmen gesungen, Evangelien gesagt, der Katechismus, Gebete, wie einem jeglichen aufgelegt war. Darauf mußte das Hausgesinde antworten. Da sprach der Doktor (als etliche sich gar schüchtern und zaghaft geberdeten): ‚Was will dort vor dem jüngsten Gericht werden, da die Gottlosen werden öffentlich müssen Rechenschaft geben und verdammt werden?'" und noch andere sinnige Gedanken knüpfte er daran an, wie er gewohnt war.

Aber Luther hielt in seinem Hause auch Predigten im eigentlichen Sinne des Worts. Seit dem Frühjahr 1532 pflegte er, da er wegen seines Gesundheitszustandes nicht in der Kirche predigen konnte, des Sonntags daheim vor Familie und Gesinde und vor den hinzukommenden Freunden das Evangelium des Tages auszulegen. Veit Dietrich hat diese Predigten zum Teil nachgeschrieben und im Jahre 1544 mit Luthers Wissen und Willen veröffentlicht: man nennt diese Predigtsammlung im Unterschiede von der Kirchenpostille Luthers Hauspostille. Im Jahre 1559 ist eine andere Ausgabe dieser Hauspredigten erschienen: ihr liegen die Nachschriften zu Grunde, welche der Diakonus Rörer zu Wittenberg angefertigt hat. Den Streit, welcher von beiden Luthers Predigten treuer überliefert habe, Dietrich oder Rörer, können wir den Gelehrten überlassen. Zu Dietrichs Ausgabe hat Luther selbst eine Vorrede geschrieben, darin er sagt:

„Diese Predigten hab' ich unterweilen gethan für mein Gesinde, damit ich, als ein Hausvater, auch das Meine thäte bei meinem Gesinde, sie zu unterrichten, ein christlich Leben zu führen. Wollt' Gott, sie hätten's alle lassen nicht allein zum Ohr, sondern auch zum Herzen eingehen! . . . Solche Weise zu predigen haben, als sich's ansieht, die Patriarchen in ihren Häusern gehabt bei ihrem Gesinde: wie man lieset, daß Abraham, Isaak, Jakob hin und wieder Altäre gebaut haben Gott den Herrn anzurufen, d. i. daselbsthin sich zu versammeln mit ihrem Gesindlein, zu predigen, zu beten und Gott zu loben.

„Daß aber diese meine Hauspredigten von Magister Veit Dietrich, derzeit meinem Tischgesellen, aufgefangen und behalten, hab' ich nicht gewußt; viel weniger gedacht, daß sie sollten durch den Druck auch unter andere Leute und Fremde kommen. Mir ist zu Sinn gewesen, als wären sie ganz vergessen. Aber wem sie gefallen, dem will ich sie gern gönnen, wie die Brosamen, Brocken und Grumpen, so übrig sind. Weil Gott Lob! die Biblia selbst am Tage ist, mit vieler gelehrter Leute reichen und nützlichen Büchern, darin sich ein Christenmensch wohl weiden kann. . . ."

Und manchem schon hat die Hauspostille wohl besser gefallen wollen, als die Kirchenpostille: so schlicht und warm und verständlich legt Luther da die Schrift aus, zeigt uns dabei sein ganzes christliches Gemüt. Darum soll auch ein Stück aus dieser Sammlung zum Schluß dieses Kapitels mitgeteilt werden.

Aber auch vor der Gemeinde predigte er in seinen späteren Lebensjahren noch oft genug. Zu Wittenberg in der Stadtkirche, besonders wenn Bugenhagen nicht da war — und das währte oft Monate, Jahre lang, weil Bugenhagen viel nach auswärts berufen wurde, das Kirchenwesen zu ordnen. Da mußte dann Luther an seiner Statt Prediger und Pfarrherr zu Wittenberg sein. Auch am Hoflager des Kurfürsten Johann Friedrich hat er manche Predigt gehalten, und auf Reisen ließ man nicht nach: wohin er kam, da mußte er auf die Kanzel.

Mächtig war immer und überall die Wirkung seiner Rede. Als Mathesius im Jahre 1529 das erste Mal nach Wittenberg kam, hörte er gleich am Tage seiner Ankunft Luthern predigen, nnd zwar über die Taufe. Er berichtet davon:

„Sonnabend zur Vesper hab' ich den großen Mann, Doktor Luther, predigen hören, da er Sankt Petri Text (Apostelgesch. 2, 38 f) vom Wesen und Kraft der heiligen Taufe ausgeleget', dafür ich unserm Gott die Tag' meiner Pigrimschaft hie und in alle Ewigkeit zu danken habe. Ich kann, will und soll dieser seligen, ersten Predigt von der Taufe nicht vergessen, weil ich einen Atem in meinem Leibe habe."

Aber nicht nur selig und tröstlich konnte Luther predigen, auch scharf und streng, ja mit ganzem Prophetenzorn. Mit nichts hält er hinter dem Berge. Alle Schäden in Welt und Kirche deckt er schonungslos auf und sagt seinen Zuhörern ihre Sünden ins Gesicht. Das war so seine Weise, Kirchenzucht zu üben. Ohne Scheu redete er (am 23. Februar 1539) von einem Ärgernis, das der Landvogt Hans von Metzsch

gegeben, auf der Kanzel der Stadtkirche; offen zog er (am 8. März 1534) vor dem Kurfürsten und seinem Gefolge in der Wittenberger Schloßkirche gegen „die Scharrhanse zu Hof“ und „die Junker auf den Dörfern“ los, die mit schnödem Eigennutz und Gewaltthätigkeit das Evangelium hinderten, wendete sich sogar dabei ganz direkt an die „lieben Junker“. Aber auch die „Stadtschlingel“ und die „tollen, geizigen Bauern“ gingen nicht leer aus: ganze Predigten richtete Luther gegen den Wucher, gegen das Saufen, gegen die Sonntagsschändung.

Mag er manchmal des Scheltens zu viel gethan haben und besonders in deutlicher Kennzeichnung der Personen zu weit gegangen sein — er that das niemals aus persönlichem Haß oder Mutwillen, sondern in heiligem Eifer für Gott und sein Gebot. Darum mag man bedauern, daß andere Prediger, die diesen heiligen Ernst nicht hatten, sich allzu schnell ein Beispiel daran genommen: Luther selbst steht auch mit diesem seinem rücksichtslosen Freimut groß da. Er hat einmal die Predigt „das Szepter Christi“ genannt, wodurch Christus die Seelen erobert und regiert: wollte Gott, daß dieses Szepter in den Händen aller Prediger, denen es Christus anvertraut hat, so gewaltig wäre, als in Luthers!

Luther predigte allezeit für die „Einfältigen“, gleichviel wer sonst unter seiner Kanzel saß. „Wenn ich auf die Kanzel komme,“ sagte er, „so gedenke ich nur den Knechten und Mägden zu predigen. Um D. Jonas oder Philippus oder um der ganzen Universität willen wollte ich nicht einmal auftreten; denn sie können's sonst in der Schrift wohl lesen. Wenn man aber den Hochverständigen predigen will und eitel Meisterstück herauswerfen, so stehet das arme Volk gleich wie eine Kuh.“

Und als Magister Erasmus Alberus, der einen Ruf nach Brandenburg erhalten hatte, Luthern bat, er möge ihm Anweisung geben, wie er vor seinem Fürsten predigen solle, gab ihm dieser ganz denselben Rat: „Alle deine Predigten sollen aufs einfältigste sein, und siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albernen, groben und ungelehrten Leute, welches Tuches auch der Fürst sein wird. Wenn ich in meiner Predigt sollte Philippum Melanchthon und andere Doktores ansehen, so machte ich nichts Gutes; sondern ich predige aufs einfältigste den Ungelehrten, und es gefällt allen. Kann ich denn Griechisch, Hebräisch, das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammen kommen, da machen wir's so krause, das sich unser Herrgott darüber verwundert.“

Auch sonst hat er viele gute Regeln fürs Predigen gegeben; da sie

aber mehr die Prediger insonderheit angehen, so wollen wir ihrer hier geschweigen. Bekannt ist das Sprüchlein, das er jedem Kanzelredner mit auf den Weg giebt: „Steig frisch nauf, thu's Maul auf, hör bald auf.“ Auch sonst ermahnt er gerne, kurz zu predigen, und tadelt gelegentlich auf eine Bemerkung seiner Frau hin mit heiteren Scherzworten Bugenhagens breite Predigtweise:

„Johann Pommer predigt, wie ihr Weiber pflegt zu reden: denn was ihnen einfällt, das sagen sie auch. D. Jonas pflegt zu sagen: ‚Man soll die Kriegsknechte nicht alle ansprechen, die einem begegnen‘. Und es ist wahr, Doktor Pommer nimmt bisweilen etliche mit, so ihm begegnen. Aber das ist ein närrischer Prediger, der da meinet, er will alles sagen, was ihm einfällt. Ein Prediger soll bei seinem Thema bleiben und das verrichten, das er vor hat, auf daß man dasselbige wohl verstehe. Und gemahnet mich derselbigen Prediger, die alles wollen sagen, was ihnen einfällt, gleichwie der Mägde, die zu Markte gehen. Wenn ihnen eine andere Magd begegnet, so halten sie mit der auch eine Sprache; also thun sie mit der dritten und vierten auch, kommen also langsam zu Markte. Gleich also thun die Prediger auch, die allzuweit vom Thema abweichen und meinen, sie wollen alles gerne auf einmal sagen; aber es thut's nicht!“

Aber wozu noch viel über Luthers Predigten und über seine Anweisungen zum Predigen reden. Wir werden mehr davon haben, wenn wir eine Predigt von ihm mit anhören. Früher sind schon zwei aus der Kirchenpostille mitgeteilt worden, so soll nun noch eine aus der Hauspostille folgen. Sie ist recht für die Einfältigen; mögen die Hochverständigen zusehen, ob sie sich auch etwas daraus nehmen können.

Predigt am Sonntag Reminiscere über das Evangelium Matth. 15, 21—28.

Im Jahre 1534 am 1. März gehalten in Luthers Hause.

Dies hohe Evangelium hält uns vor ein rechtes Exempel eines beständigen, vollkommenen Glaubens. Das kananäische Weib besteht einen dreifachen schweren Kampf und zeigt uns die rechte Art und Tu-

gend des Glaubens, als der da ist eine herzliche Zuversicht auf die Gnade und Güte Gottes, sonderlich auch in der höchsten Angst, der Todesangst, daraus wir lernen sollen, daß uns kein Ding soll abschrecken vom Rufen und Beten zu Gott, ob er selbst Nein dazu spricht; wie man's erfährt in Todesnöten, wo der Teufel uns von allen Seiten Gedanken zuschiebt und schürt, daß sich unser Herr Gott nicht anders läßt ansehen, als wolle er uns nicht. Da geht es denn schrecklich zu, wenn die schwarzen, dicken Wolken also die liebe, helle Sonne dämpfen und decken: da ist eine Not über alle Not.

Dieser Kampf ist uns hier vorgebildet in dem Weib, da nicht allein die Person, sondern auch alle andern Umstände so bös sind daß sie nicht böser sein können. Denn erstlich ist's ein heidnisch Weib, das ist der erste Umstand, welcher die Sache schwer macht, daß sie kein Kind Abrahams, noch von Abrahams Samen ist· hat derhalben kein Recht, hier etwas zu bitten: denn sie ist fremd. Dasselbe sollte sie dermaßen vor den Kopf gestoßen haben, daß sie sollte gesagt haben: Was soll ich bitten? Es ist doch verloren. Ursache: ich bin ein heidnisch, fremd Weib, er aber ist ein Jude u. s. w.

Wenn wir einen solchen Stoß so gewaltig sollten in unsern Herzen fühlen, so würden wir bald liegen und das Gebet fallen lassen. Denn es ist kein Scherz, wenn das Gewissen da stehet und spricht: Ach, du bist deren keiner, die beten sollen, du gehörest zu Christo nicht; lasse Paulum, Petrum beten, dich höret unser Herr Gott nicht: du hast keinen Glauben, bist vielleicht nicht erwählet, bist nicht wert noch genugsam zu solchem hohen Werk, daß du vor Gott treten und ihn um etwas bitten dürftest. Mit solchen Gedanken kann der Teufel uns in Verzweiflung bringen; es ist ein sehr großer Stoß.

Da siehe nun hieher auf dies Weib und lerne dich auch in solchem Fall halten, wie sie sich hält. Sie gehet hin und siehet solches nicht, ist gleich blind im Geist, daß sie des Umstands vergißt und nicht daran gedenkt, daß sie eine Heidin, er aber ein Jude ist. Denn das Vertrauen und Herz zu Christo ist so groß, daß sie denkt: Er wird mich nicht lassen. Mit solchem Glauben löschet sie das aus, daß sie eine Heidin ist.

Das würde eine andere ohne Glauben nicht gethan haben, sondern würde also gedacht haben: Du bist des Teufels, es ist vergebens, daß du betest; lasse sein Volk bitten, du wirst nichts ausrichten; würde also

nimmermehr gebeten haben. Denn wer nicht glaubt, der kann nicht beten. Aber das Weib läßt sich's nicht anfechten, disputiert nicht bei sich selbst: Du gehörst nicht in das Haus, du bist eine ausgeschlossene Heidin und nicht wert, daß dich die Erde trage.

Solches ist eine harte und böse Anfechtung, wenn der Teufel also im Herzen schüret und spricht: Was willst du lange beten, du bist doch mein; hebe dafür an und fluche Gott, es gilt eben gleich viel; du wirst doch nicht selig. Solche Teufelsgedanken können ein ungeübt Herz hindern, daß es gar nicht betet und in Verzweiflung fällt.

Darum ist diese Historia um unsertwillen geschrieben, daß wir uns nicht daran stoßen, ob der böse Feind uns vorhalten wollte und sagen: Du bist kein Christ, es thut nichts mit deinem Beten. Nein, bei Leibe kehre dich nicht daran, sondern sprich also: Ich sei, wer ich wolle, so frage ich nichts darnach. Denn ob ich gleich ein Sünder bin, so weiß ich doch, daß darum mein Herr Christus nicht ein Sünder ist, sondern er bleibet gerecht und gnädig. Darum will ich getrost zu ihm rufen und schreien und mich sonst an nichts kehren; denn ich habe jetzt nicht Zeit zu disputieren, ob ich erwählet sei oder nicht. Das aber fühle ich, daß ich Hilfe bedarf; komme derhalben und suche sie in aller Demut u. s. w.

Solches heißt diesem Exempel hier recht gefolgt. Denn das Weib war eine Heidin, konnte derhalben, ja sie mußte wohl schließen: sie wäre nicht erwählet; dennoch verschluckt sie solchen harten, großen Bissen und tritt hin vor den Herrn Jesum und läßt solche Gedanken am Gebet sich nicht hindern. Also thue du auch und sprich: Herr, ich komme jetzt und muß dies und anderes haben; wo will ich's sonst hernehmen oder suchen, denn bei dir im Himmel durch deinen Sohn, meinen Erlöser Christum Jesum? Das ist ein Kampfstück und ein sehr großes Wunder an dem heidnischen Weib.

Nun stehet im Text, daß sie schreiet: „Ach, Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein"; und klagt ihre Not: „Meine Tochter wird hart gepeinigt von dem Teufel." Solches Geschrei hört Christus wohl; aber er antwortet ihr nicht ein Wort. Das ist der andere Stoß, daß sich unser Herr Gott so stellet, wie sie war. Sie ist eine Heidin, die nicht in das Erbe gehöret, soll auch der Wohlthat nicht genießen. Darum da sie Christo nachläuft und ihn bittet, schweigt er stockstill, als habe er nichts mehr mit ihr zu schaffen. Von solchen zweien Kar-

thaunen sollte eine eiserne Mauer umfallen. Denn sie sollte ja gedacht haben: Wo ist nun der Mann, der mir von jedermann so gerühmt ward, wie er barmherzig sei, bald erhöre und gern helfe? Wie ich sehe und erfahre, hört er, wenn er will, und nicht, wenn wir es bedürfen. Aber es läßt sich das arme Weib noch nicht schrecken. Was begegnet ihr aber weiter?

Zum Dritten werden die Jünger des Geschreis müde, sind in ihrem Sinn mitleidiger denn Christus selbst. Denn sie dünkt, er sei zu hart und unfreundlich; fahren derhalben zu und bitten für das Weib: „Ach Herr, gieb und hilf ihr, sie läßt doch sonst nicht ab" u. s. w. Das ist ein köstliches Exempel, daß man im Gebet nicht ablassen soll.

Taulerus schreibt an einem Ort ein Exempel, daß man ablassen soll. Aber es ist unrecht, daß man also predige. Denn das Ablassen findet sich selbst nur allzu früh bei uns. So zeigt es dies Exempel auch genugsam, daß man keineswegs ablassen, sondern immerfort beten soll und mit dem Weibe hier sagen: Ich kann jetzt nicht disputieren, ob ich fromm oder bös, würdig oder unwürdig bin, kann jetzt nicht warten; ich hab' ein anderes und nötigeres auszurichten. Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt; da muß ich Rat und Hilfe haben. Da sieht man, daß solche harte Stöße Ursache geben dem, der seine Not fühlet, nur desto ernstlicher anzuhalten mit Bitten und Flehen, daß ihm geholfen werde, unangesehen, wie bös und unwürdig er der Hilfe sei.

Da findet sich die dritte Anfechtung oder der dritte Stoß, daß Christus spricht: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel." Schlägt dadurch die Jünger auch vor den Kopf, will weder das Weib, noch sie, die für sie bitten, hören.

Da sollte sie gedacht haben: Das muß doch ein harter Mann sein, der auch andere Leute, die von sich selbst und ungebeten bitten, nicht hören will. Und ist die Wahrheit: Christus ist nirgend so hart gemalt im ganzen Evangelio, als hier. Dennoch läßt sie nicht ab, sondern bittet für und für; hat drei große Karthaunen verschlungen.

Da nun ihr Schreien und andere Fürbitte nicht helfen will, kommt sie auch ins Haus hinein, wie Markus sagt. Das mag wohl gar ein unverschämt Weib heißen. Sie ist ihm auf der Gasse mit Geschrei nachgelaufen; da nun Christus ins Haus geht, daß er ihrer los würde, läuft sie ihm auch dahin nach. Aber solches ist uns zur

Lehre und Trost geschrieben, daß wir lernen sollen, wie ein herzlich Wohlgefallen Christus daran hat, wenn man also bittet und anhält.

Dennoch läßt sich der Herr noch nicht finden, wie sie ihn gern hätte. Denn höre, was sagt er zu diesem Weib? „Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“ Wenn er solche Worte zu mir gesagt hätte, ich wäre stracks davon gelaufen und hätte gedacht: Es ist umsonst, was du thust; da ist nichts zu erlangen. Denn es ist ein über die Maßen hartes Wort, daß der Herr ihr also dahin wirft vor die Füße, läßt's nicht dabei bleiben, daß sie kein Kind oder eine Heidin ist, sondern heißt sie sogar einen Hund. Das ist ärger, denn so er sie schlechthin eine Heidin geheißen hätte. Ja, es ist eben so viel gesagt, als spräche er: Du bist des Teufels, wie du gehst und stehst; troll dich nur immer hin, du hast hier nichts zu suchen. Das heißt doch wahrlich hoch versucht! Wenn St. Peter oder Paul ein solch Wort zu mir sagten, ich würde mich zu Tod fürchten. Was soll es aber jetzt sein, da es Christus selbst zu diesem Weib sagt?

Darum ist dies ein hohes und treffliches Exempel, an welchem man sieht, wie ein gewaltig Ding der Glaube sei; der ergreift Christum bei seinen Worten, da er am zornigsten ist und macht aus einem harten Wort eine tröstliche Schlußfolgerung, wie wir hier sehen.

Du sprichst, sagt sie, ich sei ein Hund: ich lasse es gelten, will gern ein Hund sein; halte mich nur wie einen Hund. Gieb deinen Kindern das Brot, setze sie zu Tisch, solches begehre ich nicht; lasse mich nur unter dem Tisch die Brosamen auflesen und gönne mir das, das ohnedies die Kinder nicht genießen, sondern das umkommen würde; am selben will ich mir genügen lassen. Sie fähet also den Herrn Christum mit seinen eigenen Worten. Ja, was noch mehr ist, mit dem Hunderecht gewinnt sie das Kindesrecht. Denn wo will er hin, der liebe Jesus, er hat sich selbst gefangen und muß jetzt weiter. Aber wer es nur wohl könnte, er läßt sich von Herzen gern so fangen.

Das ist nun das rechte Meisterstück, ein sonderlich und merkwürdig Exempel, welches darum uns geschrieben ist, daß wir's lernen sollen und uns von dem Manne nicht sollen abweisen lassen; Gott gebe, er heiße uns Hunde oder Heiden. Denn die Hunde müssen auch Herren und zu essen haben. So müssen die Heiden auch einen Gott haben.

Mit solchem harten Anhalten und festen Glauben ist der Herr ge-

fangen und antwortet: „O Weib, kannst du diese Stöße in deinem Herzen erleiden und aushalten, so geschehe dir, wie du glaubst.“ Denn es ist ein seltsam Gericht. Die Juden ärgerten sich an seinem Wort, da er sagt: sie müßten sein Fleisch essen. Dies Weib hält immerdar fest an der Hoffnung, er werde helfen und will von ihm nicht ablassen.

Hier sieht man, warum sich der Herr so hart gestellt und ihr die Hilfe abgeschlagen habe, nämlich daß er seine unfreundliche Gebärde nicht darum erzeigt, als wollte er nicht helfen; sondern daß also ihr Glaube offenbar würde, und die Juden, so Erben zu seinem Reich und Kinder waren, an der Heidin, so kein Erbe noch Kind war, lernten, wie sie an Christum glauben und alles Vertrauen auf ihn setzen sollten.

Denn solches will Christus haben und gefällt ihm so wohl, daß er seine Güte und Freundlichkeit nicht länger kann bergen und spricht: „Gehe hin, dir geschehe, wie du willst.“ Giebt ihr also das Hunderecht und macht nicht allein die Tochter gesund, sondern erbietet sich, zu geben, was sie begehrt und haben will, und setzt sie unter Abrahams Samen. Zu solcher Gnade bringt sie der Glaube, daß sie nicht mehr ein Hund noch Heidin, sondern liebe Tochter und ein recht heiliges Weib heißt und ist.

Solch Exempel dient uns dazu, daß, ob uns unser Herr Gott gleich lange aufhält, wir doch nicht ablassen, sondern fest glauben sollen, er werde endlich Ja dazu sagen; und ob er's schon nicht laut und öffentlich sagt, daß er's doch heimlich bei sich im Herzen habe, bis die Zeit kommt, daß du es erfahren und sehen darfst, sofern du nur mit Beten und Anhalten nicht laß noch faul bist. Wie man in andern Exempeln auch sieht. Joseph schrie und hielt fest an mit Beten wohl dreizehn Jahre, Gott wolle ihm helfen. Aber es ward je länger, je ärger mit ihm. Je mehr er betet', je übler es ihm ging. Also geht es noch heutiges Tags den Christen; wenn sie lange gerufen und zu Gott geschrieen haben, fühlen sie keine Besserung, sondern es wird je länger, wie sich's fühlen läßt, je ärger, eben wie bei Joseph. Wenn Gott den Joseph eher erlöset hätte, so wäre Jakob, sein Vater, wohl froh geworden. Aber Joseph hätte müssen ein Schafhirt bleiben. Da es sich aber so lang verzog, ward er ein Herr über ganz Ägypten und schaffte Gott durch ihn viel Gutes, nicht allein die sieben Jahre der Theuerung über, sondern auch sonst im Welt- und Kirchenregiment, daraus nicht allein Ägypten, sondern auch die umliegenden Länder gebessert wurden.

Also will Gott noch mit uns thun. Wenn er uns lange unsere

Bitten versagt und immer ein Nein gegeben hat, wir aber an dem Ja festhalten, so soll es endlich Ja und nicht Nein sein. Denn sein Wort wird nicht lügen: Was ihr den Vater bittet in meinem Namen, das wird er euch geben.

Aber unsere Vernunft ärgert sich hoch an solchem Verzug und wollte gern, daß uns Gott alsbald erhörte. Da ist vonnöten, daß man sich nicht ärgere. Man lasse unsern Herrn Gott Nein sagen und die Bitte ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre oder noch länger aufhalten; und hüte sich nur davor, daß wir die Hoffnung und den Glauben an seine Verheißung uns nicht lassen aus dem Herzen reißen; so wird zuletzt etwas daraus werden müssen, daß er weit mehr geben wird, denn du zu geben gebeten hast; wie diesem Weibe geschieht. Hätte sie mehr begehrt und haben wollen, er hätte es ihr auch gegeben.

So will nun unser Herr Gott uns lehren, daß es nicht allzeit gut sei, bald erhören. In großen Nöten thut er's; zum Beispiel, wenn du in ein Wasser fällst oder im Krieg bist, da gilt es nicht lang' Harrens, wenn die Not so nahe und groß ist. Aber wo sich das Harren und der Verzug leiden kann, da soll man lernen, daß er's gern pflegt zu verziehen, aber doch also, wie der Prophet Habakuk (2, 3) sagt: Ob die Verheißung verzieht, so harre ihrer, sie wird gewißlich kommen und nicht verziehen.

Also verzieht er jetzund auch, läßt den Papst und Türken wider uns toben. Wir schreien und thun jämmerlich; er aber höret nicht und stellt sich, als kenne er unser nicht, läßt uns so jämmerlich zurichten, als hätten wir keinen Gott. Aber es wird nicht allweg so bleiben. Darum laßt uns keinen Zweifel daran haben; das Jawort im Himmel haben wir, das steckt dem Herrn Christo und Gott seinem Vater gewißlich im Herzen, ob er wohl hier vier oder fünf eiserne Mauern davor bauet und der Teufel mit eitel Nein dazu schießt.

Aber da lerne sagen: Ich halt's ja, daß Gott seiner Kirche werde gnädig sein und sie erretten, wenn sie um Hilfe schreiet. Das Jawort steckt ihm in seinem Herzen, laut der Zusage Christi: Was ihr den Vater bittet in meinem Namen, das wird er euch geben. Darum will ich nicht disputieren, ob ich erwählet und zum Beten würdig sei; sondern daß das Jawort gewißlich da sein werde, wenn ich nur bete und fest anhalte.

Also ist diese Historia ein sonderlich schön Exempel eines rechten Glaubens, daß derselbe will geübt sein und soll doch endlich alles über-

winden und erlangen, wenn wir diesem Weibe folgen; die will sich auch von dem Herrn Christo selbst das Jawort nicht aus dem Herzen nehmen lassen, das Jawort, daß er freundlich sei und helfen werde.

Sonderlich aber tröstet uns diese Historia wider die gemeine Anfechtung, der wir unser Leben lang nicht entgehen werden, daß der Glaube und das Vertrauen dahinfällt, wenn wir an unsere Unwürdigkeit und sündiges Leben gedenken. Denn so Christus mehr auf unsere Würdigkeit und Verdienst, denn auf seine Barmherzigkeit und unsere Not sehen wollte, würde er diesem Weibe nicht geholfen haben. Aber er will gnädig sein und gern helfen, wenn wir nur mit dem Vertrauen und Beten anhalten.

Unser lieber Herr Gott helfe uns, daß wir auch mit festem Glauben auf sein Wort und Zusagung von ganzem Herzen uns verlassen und durch Christum mit Hilfe des heiligen Geistes ewig selig werden, Amen.

Viertes Kapitel.

Professor Luther.

Als Professor war Luther im Jahre 1508 nach Wittenberg berufen worden. Eine Zierde seiner jungen Universität hoffte Friedrich der Weise nach Staupitzens warmer Fürsprache an ihm zu gewinnen. Und er fand sich darin nicht getäuscht. Daß dieser gewaltige Mann *sein* Professor war, ist bis an sein Lebensende Friedrichs Stolz gewesen, und gerne hat er schützend seine Hand über den Gebannten und Geächteten gehalten.

Auch weiterhin hat die Blüte der Universität Wittenberg ganz wesentlich darauf beruht, daß Luther ihr angehörte. Zwar lehrten auch sonst daselbst treffliche Männer: vor allen andern Melanchthon, daneben Justus Jonas, Bugenhagen, Kruziger; aber Melanchthon hat's doch getroffen, da er bei einem Vergleich der Professoren unter einander jedem sein Lob gegeben und zu guterletzt an Luther kommt:

„*Doktor Martinus ist alles in allem.* Des Wundermannes und erwählten Werkzeugs Red' und Schrift hat Hände und Füß' und dringt durch Herz und Mark und läßt seine Schärf' und Trost hinter sich in vieler Herzen."

Luthern lag denn auch die Universität gar sehr am Herzen. Es konnte nicht anders sein, als daß die Reformation auch die alte Ordnung der Universität, die innigst mit dem alten Kirchenwesen verwachsen war, hart erschütterte. Luther wurde nicht müde, seine Kurfürsten mit Vorschlägen zur Besserung und Neuerung zu bedienen. Dem Einflusse seines gewaltigen Geistes ist es denn zu danken, daß die Hochschule während

des gefährlichen Zwischenzustandes so zusammenhielt, ja sich sogar erfreulich weiter entwickelte. Erst im Jahre 1533 wurde eine neue Ordnung, von Melanchthon verfaßt, für die theolagische Fakultät beschlossen und eingeführt. Darnach wurde die Auslegung der heiligen Schrift den ordentlichen Professoren der Theologie zur obersten Aufgabe gemacht, welche doch früher über den Kirchenvätern und Scholastikern ganz vernachlässigt und vergessen worden war. Ferner wurden alle Lehrer verpflichtet, die reine evangelische Lehre in Übereinstimmung mit dem Augsburgischen Bekenntnis vorzutragen. Im gleichen Sinne erhielt die gesamte Universität 1536 neue Satzungen.

In demselben Jahre verfügte Kurfürst Johann Friedrich, daß Luther von allen Pflichten seines akademischen Amtes entbunden sein solle. Er brauchte also nicht einmal mehr Vorlesungen zu halten für die Studenten. Der Kurfürst entschloß sich zu solch ungewöhnlicher Befreiung seines Professors aus Rücksicht auf die ungewöhnliche Arbeitslast, die durch seine ganze Stellung in der Kirche auf den Schultern des Mannes lag. Diese Verfügung zeigt uns recht den hochherzigen Sinn des Kurfürsten; denn die Universität konnte durch diese billige Maßregel nur Schaden haben. Waren doch Annno 1528, als Luther durch Visitationsreisen eine Zeit lang von Wittenberg fern gehalten wurde, gleich über hundert Studenten anderswohin gezogen.

Aber Luther selbst dachte nicht daran, seine Vorlesungen vor den Studenten aufzugeben. Der Kirche tüchtige Pfarrherrn zu schaffen, lag ihm viel zu sehr am Herzen. Zwar konnte er dieses Amtes nicht ohne Unterbrechung warten, aber so lange er in Wittenberg war, hat er noch Zeit und Kraft dafür erübrigt bis an sein Ende.

Er hielt seine Vorträge im eigenen Hause. Das ehemalige Kloster befaßte ja natürlich Räume für solche Versammlungen. Ein größerer und ein kleiner Saal befand sich in demselben ersten Stock, das Luther mit seiner Familie bewohnte, hinten nach der Elbe hinaus.

Luther hat nie über etwas anderes, als über biblische Bücher gelesen. Und zwar wandte er sich ganz dem Alten Testamente zu, seit Melanchthon das Neue übernommen hatte. Dabei gab er sich aber nicht mit bloßer Erklärung der Worte zufrieden, sondern überall knüpfte er die ausgedehntesten und tiefsten Erörterungen über die heiligen Gegenstände des Glaubens an. Unermüdlich verkündigte er seinen Zuhörern die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden allein durch den Glauben an den Heiland Jesus Christus. „Auf diesem Artikel stehet

alles, das wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren und leben." Christum und seine frohe Botschaft für die Sünder fand er auch in jedem Spruche des Alten Testaments.

Bei der Fülle und Macht christlicher Gedanken, die ihm über solchen Bibelauslegungen zufielen, brachte er ein biblisches Buch nicht so schnell zu Ende. Den Propheten Jesaias erklärte er vom Sommer 1527 bis in den Winter 1529 auf 30 hinein, das erste Buch Mose gar vom Juni 1535 bis November 1545! Dazwischen freilich liegen größere Unterbrechungen; er legte wohl auch einmal bei besonderer Veranlassung andere Vorträge ein.

Mathesius bezeugt, daß er aus Luthers Vorlesungen oft „voll Trosts und Freude" heimgekommen sei. Die Studenten hatten an ihm nicht nur einen Lehrer, sondern auch einen Prediger und Seelsorger. Wie eifrig und verständig sie aufgemerkt haben, beweisen die vielen Niederschriften, die sie teils veröffentlicht, teils hinterlassen haben.

Luther nahm auch gern einmal an studentischem Scherz teil, wie z. B. an der sogenannten Deposition: das war eine unter mancherlei Bräuchen vollzogene Feier, wodurch die jungen Neulinge in das akademische Bürgerrecht aufgenommen wurden. Aber bei den theologischen Doktorpromotionen (wodurch einer zum ‚Doktor der heiligen Schrift' erhoben wurde) hat er auf Abschaffung der hergebrachten ‚albernen Possen' gedrungen.

Wie seine Amtsgenossen sich zu ihm stellten, zeigt sich darin, daß er von 1535 bis zu seinem Tode ununterbrochen der Vorsteher (Dekan) der theologischen Fakultät gewesen ist.

Aber so groß die Herrschaft auch war, die sein Geist ausübte, blieb er in seinem Benehmen doch einfach und anspruchslos. Melanchthon hatte angeordnet, daß die Studenten sich erheben sollten, wenn der Professor in den Saal trete: Luther wurde ganz ungehalten, als sie auch ihm die Ehre erwiesen. Immer wieder sagte er seinen Schülern, Melanchthon sei ein größerer Theologe als er. Sie sollten nicht seine (Luthers) Schriften studieren, sondern die heilige Schrift, nächst dieser aber Melanchthons Loci theologici (Band 2 Seite 314). Und in seinen alttestamentlichen Vorträgen versicherte er wiederholt, daß andere ihm in der Kenntnis des Hebräischen weit überlegen seien.

Ein rechter Professor muß aber auch Bücher schreiben.

Nun, es ist ja, als hätte Gott die Buchdruckerkunst eben darum in jenen Tagen erfinden lassen, damit die vielen Schriften Luthers dadurch könnten vervielfältigt werden. Luther selbst wußte wohl, was für eine Macht die Schriftstellerei im Leben habe: „Die Schreibfeder muß Kaiserin bleiben," sagte er einmal. Von Volksschriften, die er verfaßt, haben wir schon zur Genüge gehört. Solche schrieb er am liebsten; wie er ja auch seine Predigten vor allen Dingen für die ‚Einfältigen' hielt. Aber auch gelehrte Bücher sind von ihm ausgegangen, und solche sind's eben, die von einem rechten Professor verlangt werden.

Unter allen gelehrten Schriften, die Luther geschrieben, ist wohl die berühmteste die „vom unfreien Willen," gegen Erasmus. Sie erschien im Dezember 1525. Die lateinische Sprache hat Luther bei dieser Gelegenheit so fein gehandhabt, daß Erasmus, der Meister lateinischen Stils, ihm das gar nicht zutraute. In Wirklichkeit legte Luther auch sonst keinen Wert auf solche trostlose Künste; aber er wollte den Humanisten, die einen übertriebenen Wert darauf legten, beweisen, daß er das auch könne.

Nun würde der Erzähler wohl geringen Dank ernten, wenn er diese Schrift gegen den Erasmus hier ausführlicher besprechen oder gar wiedergeben wollte. Aber erwähnt muß sie doch sein, weil Luther dadurch mit den Humanisten, insonderheit mit ihrem großen Meister Erasmus brach.

Eine große Scheidung der Geister vollzog sich infolgedessen. Die Humanisten und Erasmus selbst hatten sich ein Zeit lang zur Lutherschen Reformation günstig gestellt. Ein Mann wie Hutten hatte den Bund zwischen Bildung und Evangelium laut verkündigt. Aber bald ging Luther vielen zu weit. Die Reformation der Kirche war ihnen nicht Sache des Glaubens und Gewissens, sondern des Anstandes und der Bildung. Mit Witzen und vornehmer Zurückhaltung war der Schaden nicht zu kurieren. Dieser tiefe Gegensatz kam in dem Streite mit Erasmus zum Durchbruch. In diesem Streite aber hat Luther mehr als je Gelegenheit gehabt, sich als scharfsinniger und gelehrter Theologe zu beweisen.

Erasmus forderte im Jahre 1524 Luthern durch eine Schrift „vom freien Willen" geradezu heraus. Er machte sich da an eine der tiefsten Fragen, worüber ein Christ nachdenken kann: wie die menschliche Frei-

heit und die göttliche Allmacht zu einander stehen, und warf sich dabei zum Verteidiger der menschlichen Willensfreiheit auf.

Luther, der aus Erfahrung kennen gelernt hatte, wie weit der menschliche Wille es „aus eigener Kraft“ bringe, fühlte dadurch den Kern seiner Predigt gefährdet, die Rechtfertigung aus Gnaden allein. Darum setzte er mit aller Schärfe des Denkens und aller Wucht des Glaubens dem allzu oberflächlichen Erasmus seinen Widerspruch entgegen und bewies ihm, „daß der freie Wille nichts sei.“

Erasmus antwortete, aber schwach, so daß Luther ihn keiner weiteren Beachtung würdigte. Doch warnte er von nun ab deutlicher als schon zuvor vor dem Heiden Erasmus. (Vgl. Seite 545.) Ein Teil der Humanisten, von Luthers gottesfürchtigem Geiste überwunden, wandte sich hierauf ganz ihm und der Theologie zu, wie Justus Jonas, Luthers wackerer Amtsgenosse; andere, wie jener Nürnberger Ratsherr, Wilibald Pirkheimer, merkten, daß sie sich in Luther getäuscht hatten, wenn sie ihn für den Ihren hielten, und klagten ihn an, daß er den Frieden der Kirche und die Blüte der Wissenschaften gestört habe.

Luther war eben in Wahrheit ein Gottesgelehrter, und so nahm er keine Rücksicht auf weltliches Wesen, mochte sich's noch so edel schmücken, wenn es wider das göttliche Wort stritt. Die bittersten Kämpfe, die er in diesem Sinne durchgemacht hat, waren die mit den Schweizern: die Theologie Zwinglis dünkte ihm eitel menschlicher Fürwitz. Wir wissen, daß er damit jenen Männern Unrecht gethan; aber gerade auch in den Streitschriften gegen die Schweizer muß man die theologische Gelehrsamkeit und Kunst, die Fülle der Gedanken, die Kraft der Schlüsse bei Luther bewundern.

Auch gegen Irrtümer, die in seiner Nähe auftauchten, ist er streng und entschieden für die reine Lehre eingetreten. Besonders gegen die „Antinomisten,“ d. i. die Gesetzesfeinde, Agrikola, Schenk u. a. Das waren Anhänger der Wittenbergischen Reformation, die hinter dem Evangelium das Gesetz ganz zurücksetzten, als ob es einen Christen gar nichts mehr anginge. Nun hat Luther zwar an Stelle des römischen Gesetzesdienstes die Freiheit eines Christenmenschen wieder verkündigt, wie wir sie allein im Evangelium finden; aber auch das Gesetz blieb ihm Gottes Wort, das dem Christen immer wieder seine Sünde zu Gemüte führen muß, daß er darüber erschrickt und Buße thut und Gottes Gnade suchet.

Zuweilen schien es, als ob auch zwischen Melanchthon und Luther

über etliche Punkte der Lehre ein Zwiespalt ausbrechen sollte. Melanchthon hatte wirklich über einige Stücke seine besondere, abweichende Ansicht. Dann gerieten wohl die beiden Freunde in ernstliche Disputation darüber, so daß Frau Käthe kommen mußte und Frieden stiften. Es fehlte auch nicht an Freunden und Schülern Luthers, die Melanchthon als einen Irrlehrer bei ihm verdächtigten. Aber sie waren Lutherischer als Luther. Denn so oft man diesem auch Rechthaberei und Unduldsamkeit vorgeworfen hat, konnte er doch abweichende Meinung sehr wohl vertragen. Er mußte nur den Mann kennen und von seiner Aufrichtigkeit und Treue im Glauben überzeugt sein. Melanchthon kannte er zu gut, als daß er hätte an ihm irre werden sollen, wenn er einmal — sei's vom freien Willen, sei's vom Abendmahl — eine Formel brauchte, die Luther nicht gebraucht haben würde. Melanchthon war selbst manchmal ernstlich besorgt, Luther möchte wegen dieser oder jener Lehrverschiedenheit über ihn herfallen — immer blieb seine Furcht unerfüllt: Luther bewahrte ihm sein Vertrauen bis ans Ende. Und er fuhr fort, Melanchthons Glaubenslehre den Studenten zu empfehlen (Seite 603), auch nachdem jene Anklagen eingelaufen und die eigentümlichen Lehrformeln in den neueren Auflagen des Buches vom Verfasser eingeschaltet waren.

Wir erkennen hier wieder jenen großen Zug Luthers, daß er wohl das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden und bei Übereinstimmung in der Hauptsache kleine Meinungsverschiedenheiten übersehen konnte. (Vergl. Seite 381. 388 ff.)

Während Luther so an der Wittenberger Hochschule sein Lehramt trieb und eine neue Theologie, aus dem reinen Born der heiligen Schrift geschöpft, seinen Studenten vortrug, blieb seine stete Sorge auch darauf gerichtet, daß überall im Lande Schulen aufgethan würden für das junge Volk.

Wir kennen ja seine berühmte Schrift an die Bürgermeister und Ratsherrn der deutschen Städte (Band 2. S. 555 ff). Damit hat er dem Schulwesen im evangelischen Deutschland einen neuen Weg gewiesen.

Unaufhörlich predigte er die Notwendigkeit eines guten christlichen Unterrichts für Knaben und Mädchen. Eine treffliche Schrift des Inhalts ließ er 1530 von der Koburg ausgehen; sie führte den Titel: „Eine Predigt Martin Luthers, daß man Kinder zur Schule

halten solle" und ist dem Ratsschreiber Spengler von Nürnberg gewidmet. Dies ist die Summa:

„Ich halte aber, daß auch die Obrigkeit hier schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten. Kann sie die Unterthanen dazu zwingen, so sie tüchtig dazu sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, wenn man kriegen soll — wie viel mehr kann und soll sie die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten. Ist der Vater arm, so helfe man mit Kirchengütern dazu. Hier sollten die Reichen ihre Testamente zu geben."

Die Schulen sind in Luthers Augen ein „Brunn aller Zucht und Sitte im menschlichen Leben, und so sie verfallen, muß große Blindheit folgen in der Religion und andern nützlichen Künsten, Gesetzen und Historien, und folget ein grob, viehisch Leben unter den Leuten. Darum haben alle weisen Regenten bedacht, daß die Schulen zu erhalten und ein groß Licht seien des bürgerlichen Lebens."

In vielen Briefen hat er diese Meinung an den Mann gebracht; in vielen Kirchenordnungen ist man darnach verfahren. Bugenhagen vor andern hat diesen Gedanken zur Durchführung geholfen.

Besonders die Lateinschulen lagen Luthern am Herzen. Sie entsprachen etwa unsern heutigen Gymnasien. Aus diesen mußten die rechten Männer für den Kirchendienst hervorgehen; es fehlte in der ersten Zeit der Reformation nur zu sehr an gelehrten Pfarrherrn, die das Zeug dazu hatten, das Alte und Neue Testament in der Ursprache zu lesen.

Solche Schulen sind bis zum Jahre 1600 einhundert und funfzig entstanden. Melanchthon hat ihnen den Lehrplan vorgeschrieben, aber zu ihrer Einführung hat Luther das Beste gethan.

Fünftes Kapitel.

Luther und die schönen Künste.

Luther war ein Dichter. Und einer von Gnades Gnaden.

Die Lust, der Gemeinde deutsche Lieder zum Singen darzubieten, hatte die zuvor in ihm schlummernde Kunst zum Leben erweckt. Viele seiner Lieder werden noch heute in den Kirchen gesungen; etliche sind auch in diesen Blättern mit abgedruckt (Band 2, Seite 546 ff, 643 ff, Band 3 Seite 80 f).

Man zählt im ganzen sechsunddreißig von ihm verfaßte Kirchenlieder; sie sind sehr verschieden an Kraft und Schönheit, aber manche haben sich so jung und frisch erhalten, daß es ist, als wären sie gestern gedichtet. Vor allen anderen ja das Trutzlied protestantischen Glaubens: „Ein feste Burg ist unser Gott" (Seite 80) oder das Kinderlied auf die Weihnacht Christi „Vom Himmel hoch, da komm ich her," das 1535 zum ersten Mal gedruckt erschien: er wird's für seine lieben Kinder in der Weihnachtsfreude erdacht haben. Manche Lieder von ihm sind uns fremd geworden, wie das schöne, aber dunkle Lied von der heiligen Kirche, das er auf Grund von Offenbarung Joh. 12, 1—6 gedichtet, dunkel wie jene Bibelstelle und doch von großer Zartheit und Kraft. So mag es denn hier stehen. Es ist auch im Jahre 1535 zum ersten male veröffentlicht.

Sie ist mir lieb, die werte Magd,
Und kann ihr'r nicht vergessen.
Lob, Ehr und Zucht von ihr man sagt,
Sie hat mein Herz besessen.

Ich bin ihr hold,
Und wenn ich sollt'
Groß Unglück han,
Da liegt nichts an:
Sie will mich des ergötzen
Mit ihrer Lieb und Treu an mir,
Die sie zu mir will setzen
Und thun all mein Begier.

Sie trägt von Gold so rein ein' Kron',
Da leuchten inn zwölf Sterne;
Ihr Kleid ist wie die Sonne schön,
Das glänzet hell und ferne,
Und auf dem Mond
Ihr Füße stahn.
Sie ist die Braut,
Dem Herrn vertraut;
Ihr ist weh und muß gebären
Ein schönes Kind, den edeln Sohn
Und aller Welt ein'n Herren —
Dem ist sie untertan.

Das thut dem alten Drachen Zorn
Und will das Kind verschlingen.
Sein Toben ist doch ganz verlor'n,
Es kann ihm nicht gelingen;
Das Kind ist doch
Gen Himmel hoch
Genommen hin
Und läßet ihn
Auf Erden gar sehr wüten.
Die Mutter muß gar sein allein,
Doch will sie Gott behüten
Und der recht' Vater sein.

Nicht nur Kirchenlieder hat Luther gedichtet. Wir haben von ihm Sprüche und Reime von mancherlei Art. Sich in lateinischen Versen aufzuziehen und zu necken war damals Brauch unter den Gelehrten. Luther konnte das auch. Aber noch lieber schmiedete er deutsche Reime. Ein Beispiel:

Es ist auf Erden kein' besser' List,
Denn wer seiner Zunge ein Meister ist.
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen.
Rede wenig und mach's wahr,

Was du borgest, bezahle baar.
Laß einen jeden sein, wer er ist,
So bleibest du auch wohl, wer du bist.

Ein anderes:

Schweig, leid, meid und vertrag,
Deine Not niemand klag.
An Gott je nicht verzag,
Dein Glück kömmet alle Tag!

Das Verschen, das man gemeinhin Luthern zuschreibt:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang —

rührt nicht von Luther her; er hat es nicht einmal andern nachgesprochen. Dieses falsche Luthersprüchlein ist nicht viel älter als hundert Jahre: 1775 tauchte es zum ersten Mal auf.

Sonst hat Luther eine große Vorliebe für Sprüche und Reime gehabt, worin zu allen Zeiten Volkswitz und Volksweisheit der Deutschen stark gewesen. Seine Predigten, seine Schriften und zumal seine Tischreden sind voll von Sprichwörtern und anderen volkstümlichen Redensarten und Geschichten.

Geistliche Schauspiele, wie sie vom Mittelalter her bei Kirchenfesten üblich waren, mochte Luther wohl leiden, wofern man nur Ernst, Zucht und Maß dabei halte und Gottes Wort dadurch verkündet werde. Weltliche Schauspiele, wie sie in lateinischer Sprache von den Lateinschülern aufgeführt wurden, verwarf er auch nicht: er achtete sie für einen guten Sittenspiegel.

Überhaupt wußte Luther auch die alten heidnischen Dichter wohl zu schätzen und empfahl sie für den Jugendunterricht in den Lateinschulen. Vor allen Dingen hatte es ihm aber der Fabeldichter Aesop angethan. Ihn nahm er 1530 mit nach der Koburg und ergötzte sich an ihm in seiner Einsamkeit (Seite 195). Er wollte eine lustige und nützliche Auswahl dieser Fabeln herausgeben und schrieb sogar schon eine Vorrede dazu. Das Büchlein ist aber niemals an den Tag gekommen. Die Vorrede und dreizehn von ihm bearbeitete Fabeln sind uns gleichwohl aufbewahrt geblieben.

In der Vorrede sagt Luther unter anderm:

„Dies Buch von den Fabeln oder Mährlein ist ein hochberühmt Buch gewesen bei den Allergelehrtesten auf Erden, sonderlich unter den

Heiden. Wiewohl auch noch jetzund, die Wahrheit zu sagen, von äußerlichem Leben zu reden, wüßte ich außer der heiligen Schrift nicht viele Bücher, die diesem überlegen sein sollten, so man Nutz, Kunst und Weisheit, und nicht hochbedächtig Geschrei wollte ansehen; denn man darin unter schlichten Worten und einfältigen Fabeln die allerfeinste Lehre, Warnung und Unterricht findet — wer sie zu brauchen weiß — wie man sich im Haushalten, in und gegen die Obrigkeit und Unterthanen schicken soll, auf daß man klüglich und friedlich unter den bösen Leuten in der falschen argen Welt leben möge.

„Daß man's aber dem Aesopus zuschreibt, ist meines Achtens ein Gedicht, und vielleicht nie kein Mensch auf Erden Aesopus geheißen; sondern ich halte, es sei etwa durch viel weiser Leute Zuthun mit der Zeit Stück nach Stück zu Haufen gebracht und endlich etwa durch einen Gelehrten in solche Ordnung gestellt.

„Darum haben solche weise, hohe Leute die Fabeln erdichtet, und lassen ein Tier mit dem andern reden, als sollten sie sagen: ‚Wohlan, es will niemand die Wahrheit hören noch leiden, und man kann doch der Wahrheit nicht entbehren — so wollen wir sie schmücken und unter einer lustigen Lügenfarbe und lieblichen Fabel kleiden, und weil man sie nicht will hören durch Menschenmund, daß man sie doch höre durch der Tiere und Bestien Mund.' So geschieht's denn, wenn man die Fabeln lieset, daß ein Tier dem andern, ein Wolf dem andern die Wahrheit sagt; ja zuweilen der gemalte Wolf oder Bär oder Löwe im Buch dem rechten zweifüßigen Wolf und Löwen einen guten Text heimlich lieset, den ihm sonst kein Prediger, Freund noch Feind lesen dürfte. Also auch ein gemalter Fuchs im Buch, so man die Fabeln lieset, soll wohl einen Fuchs über Tisch also ansprechen, daß ihm der Schweiß möchte ausbrechen, und sollte wohl den Aesopum gern wollen erstechen oder verbrennen. Denn die Wahrheit ist das unleidlichste Ding auf Erden.

„Aus der Ursache haben wir uns dies Buch vorgenommen zu fegen und ihm ein wenig bessere Gestalt zu geben, denn es bisher gehabt, allermeist um der Jugend willen, daß sie solche feine Lehre und Warnung, unter der lieblichen Gestalt der Fabeln, gleichwie in einer Mummerei oder Spiel, desto lieber lerne und fester behalte. . . . . Haben Fleiß gethan, eitel (lauter) feine, reine, nützliche Fabeln in ein Buch zu bringen, damit es ein lustiger und lieblicher, doch ehrbarer und

züchtiger und nützlicher Aesopus werde, des man ohne Sünde lachen und gebrauchen könnte, Kinder und Gesinde zu warnen und zu unterweisen auf ihr zukünftiges Leben und Wandel."

Es folgen die vier ersten Fabeln.

1. Thorheit.
Vom Hahn und der Perle.

Ein Hahn scharret auf dem Mist und fand eine köstliche Perle; als er dieselbige im Kot so liegen sah, sprach er: ‚Siehe, du feines Dinglein, liegst du hier so jämmerlich; wenn dich ein Kaufmann fände, der würde dein froh und du würdest zu großen Ehren kommen, aber du bist mir und ich dir kein Nütze. Ich nehme ein Körnlein oder Würmlein und ließ' einem alle Perlen: magst bleiben, wo du liegst.‘

Lehre.

Diese Fabel lehret, daß dies Büchlein bei Bauern, groben Leuten, unwert ist, wie denn alle Kunst und Weisheit bei denselbigen verachtet ist, wie man spricht: Kunst gehet nach Brot. Sie warnet aber, daß man die Lehre nicht verachten soll.

2. Haß.
Vom Wolf und Lämmlein.

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen ohngefähr beide an einen Bach zu trinken; der Wolf trank oben am Bach, das Lämmlein aber fern unten. Da der Wolf des Lämmlein gewahr ward, lief er zu ihm und sprach: ‚Warum trübest du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann?‘ Das Lämmlein antwortete: ‚Wie kann ich dir das Wasser trüben, trinkest du doch über mir und möchtest es mir wohl trüben?‘ Der Wolf sprach: ‚Wie? fluchst du mir noch dazu?‘ Das Lämmlein antwortete: ‚Ich fluche dir nicht.‘ Der Wolf sprach: ‚Ja, dein Vater that mir vor sechs Monden auch ein solches; du willst dich vätern.‘ Das Lämmlein antwortete: ‚Bin ich doch dazumal nicht geboren gewesen; wie soll ich meines Vaters entgelten?‘ Der Wolf sprach: ‚So hast du mir aber meine Wiesen und Aecker abgenaget und verderbet.‘ Das Lämmlein antwortete: ‚Wie ist das möglich, habe ich doch noch keine Zähne?‘ ‚Ei,‘ sprach der Wolf, ‚und wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, will ich dennoch nicht ungefressen bleiben,‘ und würget also das unschuldige Lämmlein und fraß es.

Lehre.

Der Welt Lauf ist· Wer fromm sein will, der muß leiden, sollte man eine Sache vom alten Zaun brechen; denn Gewalt geht vor Recht. Wenn man dem Hunde zuwill, so hat er das Leder gefressen, wenn der Wolf will, so ist das Lamm unrecht.

3 Untreue.

Vom Frosch und der Maus

Eine Maus wäre gern über ein Wasser gewesen und konnte nicht, und bat einen Frosch um Rat und Hülfe. Der Frosch war ein Schalk und sprach zur Maus: ‚Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüberziehen.‘ Da sie aber aufs Wasser kamen, tauchte der Frosch hinunter und wollte sie ertränken; indem aber die Maus sich wehrete und arbeitete, fleuget eine Weihe daher, und erhaschet die Maus zeuchet den Frosch auch mit heraus und frisset sie beide.

Lehre.

Siehe dich vor, mit wem du handelst. Die Welt ist falsch und Untreue voll; denn welcher Freund den andern vermag, der steckt ihn in Sack. Doch schlägt Untreue allzeit ihren eigenen Herrn, wie dem Frosch hier geschieht.

4. Neid.

Vom Hunde und Schaf.

Der Hund sprach ein Schaf vor Gericht an um Brot, das er ihm geliehen hätte Da aber das Schaf leugnete, berief sich der Hund auf Zeugen, die mußte man zulassen. Der erste Zeuge war der Wolf, der sprach: ‚Ich weiß, daß der Hund dem Schafe Brot geliehen hat.‘ Der Weihe sprach: ‚Ich bin dabei gewesen.‘ Der Geier sprach zum Schaf: ‚Wie darfst du das so unverschämt leugnen?‘ Also verlor das Schaf seine Sache und mußte mit Schaden zur unebenen Zeit seine Wolle angreifen, damit es das Brot bezahlete, daß es nicht schuldig geworden war.

Lehre.

Hüte dich vor bösen Nachbarn, oder schicke dich auf Geduld, willst du bei den Leuten wohnen. Denn es gönnet niemand dem andern etwas Gutes: das ist der Welt Lauf.

5. Geiz.

Vom Hunde im Wasser.

Es lief ein Hund durch einen Wasserstrom und hatte ein Stück Fleisch im Maule; als er aber den Schemen vom Fleisch im Wasser siehet, wähnet' er, es wäre auch Fleisch und schnappet' gierig darnach. Da er aber das Maul aufthat, entfiel ihm das Stück Fleisch, und das Wasser führet's weg; also verlor er beide, das Fleisch und den Schemen.

Lehre.

Man soll sich begnügen lassen an dem, das Gott gibt. Wer das Wenige verschmähet, dem wird das Größere nicht; wer zu viel haben will, der behält zuletzt nichts; mancher verliert das Gewisse über dem Ungewissen.

Wir besitzen von Luther auch noch ein größeres Gedicht, das nicht geistlichen Inhalts ist. Es trägt die Überschrift: „Frau Musika“ und lautet also:

Vor allen Freuden auf Erden
Kann niemand kein' feiner' werden,
Denn die ich geb' mit meim Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut;
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen muß alles Herzeleid;
Geiz, Sorg und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch ist ein jeder des wohl frei,
Daß solche Freud' kein' Sünde sei,
Sondern auch Gott viel baß (besser) gefällt
Denn alle Freud' der ganzen Welt:
Dem Teufel sie sein Werk zerstört
Und verhindert viel böser Mörd'.

Das zeugt David, des Königs, That,
Der dem Saul oft gewehret hat
Mit gutem süßen Harfenspiel,
Daß er in großen Mord nicht fiel.
Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht sie das Herz still und bereit,
Solchs hat Elisäus bekannt,
Da er den Geist durchs Harfen fand.

Die beste Zeit im Jahr ist mei'
Da singen alle Vögelein,
Himmel und Erden ist der voll.
Viel gut Gesang da lautet wohl.'
Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang,
Des muß sie haben immer Dank.
Viel mehr der liebe Herre Gott,
Der sie also geschaffen hat,
Zu sein die rechte Sängerin,
Der Musika ein' Meisterin.
Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
Sein's Lobes sie nichts müde macht:
Den ehrt und lobt auch mein Gesang:
Und sagt ihm ein'n ewigen Dank.

Frau Musika war Luthers Freundin von Kind auf. Wir wissen ja, wie sein Singen in Eisenach die Herzen gerührt hat. So sang er auch noch im Mannesalter, mit einer Altstimme, wie berichtet wird: wir würden's wohl heutzutag einen Tenor nennen. Daneben spielte er mit aller Fertigkeit die Laute.

Geistliche und weltliche Lieder erklangen oft im Familien- und Freundeskreise, wenn sie des Abends um Luthers Tisch versammelt waren. Seine Kinder mußten frühe ihre Stimmen üben, und auch die Schulen mahnte er zu fleißiger Pflege des Gesangs.

In seinen Gesprächen pries er oft diese herrliche Kunst: es war ein Lieblingsthema von ihm. So sagte er unter anderem:

„Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musika. Der ist der Satan sehr feind, damit man viel Anfechtungen und böse Gedanken vertreibet. Der Teufel wartet nicht lang', wo man sie treibt.

„Musika ist der besten Künste eine. Die Noten machen den Text lebendig. Sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am Könige Saul siehet. Etliche von Adel und Scharrhansen meinen, sie haben meinem gnädigsten Herrn jährlich 3000 Gülden ersparet an der Musika; indes verthut man unnütz dafür 30 000 Gülden. Könige, Fürsten und Herren müssen die Musikam erhalten; denn großen Potentaten und Regenten gebühret, über guten freien Künsten und Gesetzen zu halten. Und da gleich einzelne, gemeine und Privatleute Lust dazu haben und sie lieben, doch können sie die nicht erhalten."

„Musika ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch

das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird, wie der sagt beim Virgilio: Tu calamos inflare leves, ego dicere versus: Blase die Noten, so will ich den Text singen."

„Musika ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger machet."

„Die bösen Fiedler und Geiger dienen dazu, daß wir sehen und hören, wie eine feine, gute Kunst die Musika sei; denn Weißes kann man besser erkennen, wenn man Schwarzes dagegen hält."

„Singen ist die beste Kunst und Uebung. Es hat nichts zu thun mit der Welt, ist nicht vor dem Gericht, noch in Hadersachen. Sänger sind auch nicht sorgfältig (sorgenvoll), sondern sind fröhlich und schlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg."

„Musikam habe ich allezeit lieb gehabt. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu allem geschickt. Man muß Musikam von Not wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich denn in der Schule wohl versucht und geübt."

„Wer die Musikam verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit denen bin ich nicht zufrieden. Denn die Musika ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. So vertreibt sie auch den Teufel und machet die Leute fröhlich; man vergisset dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart und anderer Laster. Ich gebe nach der Theologie der Musika den nächsten Platz und die höchste Ehre. Und man siehet, wie David und alle Heiligen ihre gottseligen Gedanken in Vers, Reim und Gesänge gebracht haben."

„Die Musika ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. Ich wollte mich meiner geringen Musika nicht um was Großes verzeihen. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen; denn sie macht feine geschickte Leute."

Und wie zum Beweise, daß Musik und Theologie noch bei einander seien, knüpfte er gern an Gesang und Seitenspiel seine fromme Gedanken an. So Anno 1538 am 17. Dezember. Da hatte er etliche Sänger zu Gaste, die ihm schöne, liebliche Motetten vortrugen. Da sprach er mit Verwunderung: „Weil unser Herr Gott in dies Leben, das doch ein lauter Schmeißhaus ist, solch edle Gaben geschüttet und uns gegeben hat — was wird in jenem ewigen Leben geschehen, da alles wird aufs allervollkommenste und lustigste werden; hier aber ist nur materia

prima, der Anfang.“ Luther liebte aber nicht nur die Musik, er verstand auch etwas davon. Als einmal ein Harfenschläger in sein Haus kam, rief er ihm zu: „Lieber, schlagt mir ein Liedlein her, wie es David geschlagen hat!“ Zu den Freunden aber bemerkte er:

„Ich halt', wenn David jetzund auferstünd' von den Toten, so würde er sich verwundern, wie doch die Leute so hoch wären kommen mit der Musika. Sie ist nie höher kommen als jetzt. Wenn David wird auf der Harfen geschlagen haben, so wird's gangen sein, als das Magificat anima mea Dominum, in octavo Tono, denn David hat schlecht ein Decachordum gehabt.“

Unter den lebenden Komponisten schätzte er besonders den baierischen Hofmusikus Senfl, Kapellmeister zu München. Er stand sogar mit diesem in persönlichem Verkehr. Am 4. Oktober 1530, kurz ehe Luther seinen einsamen Aufenthalt, die Koburg, verließ, bat er den aus Anlaß des Reichstags noch in Augsburg weilenden Tonmeister: er möge ihm den lateinischen Gesang In pace (d. i. die Psalmworte 4, 9: ‚Ich liege und schlafe ganz mit Frieden‘) in Musik setzen. Der Brief lautet:

„Gnade und Friede in Christo.

„Obwohl mein Name so verhaßt ist, daß ich befürchten muß, Ihr werdet meinen Brief kaum in Sicherheit empfangen und lesen, dennoch, mein bester Ludwig, wird diese meine Furcht von der Liebe zur Musik überwunden. Mit dieser Kunst sehe ich Euch wohl ausgerüstet und begnadet. Und solche Liebe dazu weckt auch die Hoffnung in mir, mein Brief werde Euch keinerlei Fährlichkeiten zuziehen: denn wer möchte selbst unter den Türken den tadeln, der die Kunst liebt und den Künstler lobt? Ich wenigstens gebe sogar Euren bairischen Herzögen, obgleich sie mir gänzlich mißgünstig sind, vor andern von Herzen Lob und Ehre, weil sie die Musik so hegen und schätzen.

„Es sind auch ohne Zweifel viele Samenkörner edler Tugenden in den Herzen, die von der Musik bewegt werden; welche aber dabei kalt bleiben, die sind, dünkt mich, Klötze und Stein. Wir wissen ja, daß die Musik auch den Dämonen verhaßt und unerträglich ist. Und ich bin der Meinung, scheue mich auch nicht, es offen zu bekennen, daß es nach der Theologie keine Kunst gibt, welche der Musik an die Seite gestellt werden kann, da sie allein nächst der Theologie das kann, was sonst die Theologie allein vermag, nämlich die Seele ruhig und

fröhlich zu machen, zum offenbaren Zeugnis, daß der Teufel, der Urheber der traurigen Sorgen und unruhigen Gedanken, vor der Stimme der Musik fast ebenso flieht, wie vor dem Worte der Theologie. Aus diesem Grunde haben sich die Propheten auch keiner Kunst so bedient, wie der Musik, indem sie ihre Theologie nicht an die Geometrie oder Arithmetik oder Astronomie, sondern an die Musik knüpften, so daß sie die Theologie und Musik in der engsten Vereinigung hatten, die Wahrheit in Psalmen und Liedern verkündend. Aber was preise ich jetzt die Musik und unterfange mich, auf einem so kleinen Blatte eine so große Sache abzumalen oder vielmehr zu verunstalten? Doch es übermannt mich und bricht hervor das Gefühl der Dankbarkeit gegen sie, welche mich oftmals erquickt hat und aus großen Nöten errettet.

„Ich kehre zu Euch zurück mit der Bitte: wenn Ihr etwa ein Exemplar des Gesangs In pace besitzet, wollet Ihr mir's abschreiben lassen und zusenden. Denn diese Melodie hat mich von meiner Jugend an erquickt, und jetzt noch viel mehr, da ich auch die Worte verstehe. Es ist mir nämlich von diesem Gesang noch kein mehrstimmiger Satz vorgekommen. Ich will nicht etwa mit der Mühe des Komponierens Euch belästigen, sondern ich nehme an, daß Ihr eine solche Komposition schon besitzet. Ich hoffe, daß meines Lebens Ende nahe sei: die Welt haßt mich und kann mich nicht leiden; wiederum bin ich der Welt überdrüssig und verwünsche sie. Darum wolle der gute und treue Hirte meine Seele hinnehmen. Aus diesem Grunde hebe ich schon an, diesen Gesang zu singen, und möchte ihn gerne mehrstimmig hören. Wenn Ihr ihn nicht besitzet oder nicht kennet, so sende ich Euch die Noten dazu; Ihr könnt ihn dann auch nach meinem Tode, wenn es Euch so gefällt, komponieren. Der Herr sei mit Euch in Ewigkeit. Amen.

„Verzeihet meine Kühnheit und die vielen Worte. Grüßt mir Euren ganzen Musikchor.

„Koburg, den 4. Oktober 1530." —

Viel näher als Senfl standen Luthern zwei andere Musiker: der ehrwürdige Konrad Rupff, kurfürstlicher Kapellmeister zu Torgau (gestorben 1526), und sein Nachfolger Johann Walter.

Beide zusammen waren 1524 drei Wochen lang bei Luther im Hause. Da haben sie mit einander für das evangelische Kirchenlied Melodien geschmiedet. (Seite 12.)

Luther wollte ihnen gegenüber nicht den Sachverständigen spielen. Seine Rolle beschreibt er selber am besten, da er zu ihnen sagt: „Ihr Herren verstehet eure Musikam und eure Noten löblich; was aber der geistliche Sinn und das Wort Gottes ist, so glaube ich auch ein Wörtchen dabei mit reden zu dürfen."

So überließ er also den Satz gern den Tonmeistern; aber er selbst sah wohl darauf, daß die Weise dem Text angemessen sei. Während Rupff und Walter am Tische saßen, über das Notenblatt gebeugt mit der Feder in der Hand, ging er im Zimmer umher und probierte auf der Querpfeife die Melodiengänge. Und erst dann war er zufrieden, wenn Wort und Weise als ein voll und kräftig abgerundetes Ganze zusammenklangen. Dabei galt es ihm gleichviel, ob eine nagelneue Melodie ihrem gemeinsamen Schaffen entsprang, oder ob alte Melodien in neuem Gewande und mit neuem Inhalt ihre Auferstehung feierten. Selbst die herrliche Weise des Liedes „Ein' feste Burg ist unser Gott" hat ihre Wurzel in den Klängen römischen Meßgesangs, und doch ist sie in ihrer jetzigen Gestalt und Kraft Luthers eigenstes Werk.

Nicht nur das Kirchenlied, auch sonst die musikalische Ausstattung des evangelischen Gottesdienstes hat Luther in Gemeinschaft mit seinen musikalischen Freunden eifrig gehegt und gepflegt.

Johann Walter weilte öfters in Wittenberg. Dann war die Musik für Luther mehr noch als sonst eine wahre Erbauung und Erquickung. Walter erzählt selbst, daß er „mit ihm gar manche liebe Stunde gesungen und oftmals gesehen, wie der teure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geist gewesen, daß er das Singen schier nicht konnte satt werden und von der Musika so herrlich zu reden wußte."

Jenes Gedicht von der Frau Musika hat Luther seinem Freunde Walter zu liebe gemacht, nämlich als Vorwort zu dessen Schrift „Lob und Preis der löblichen Kunst Musika," welche im Jahre 1538 erschien.

In demselben Jahre hat er noch zu einem anderen musikalischen Werke eine lateinische Vorrede geschrieben. Darin zeigt er, wie die Musik eine überaus herrliche und edle Kunst sei, geschaffen von Anbeginn der Welt und geweihet für alle Kreaturen. Die Luft selber singt und klingt, Tiere und Vögel sind voll herrlicher Melodien, doch über alles, wunderbar ist die menschliche Stimme.

„Es haben sich wohl die Philosophen und gelehrten Leute hart beflissen und bemühet, dieses wunderbarliche Werk und Kunst der menschlichen Stimme zu erforschen und zu begreifen, wie es zuging, daß die

Luft durch eine solche kleine und geringe Bewegung der Zunge und darnach auch noch durch eine geringere Bewegung der Kehle oder des Halses, also auf mancherlei Art und Weise, nach dem, wie es durch das Gemüt regieret und gelenket wird, also auch kräftig und gewaltig, Wort, Laut, Gesang und Klang von sich geben könne, daß sie so fern und weit ringsherum von jedermann unterschiedlich, nicht allein gehört, sondern auch verstanden und vernommen wird. Sie haben's erforschen wollen, aber nicht erforschet; müssen's nur bewundern und staunen."

Darnach preist Luther die Musik als eine „Regiererin aller Bewegung des menschlichen Herzens." „Denn nichts auf Erden kräftiger ist, die Traurigen fröhlich, die Fröhlichen traurig, die Verzagten herzhaft zu machen, die Hoffärtigen zur Demut zu reizen, die hitzige und übermäßige Liebe zu stillen und zu dämpfen, den Neid und Haß zu mindern, und wer kann alle Bewegungen des menschlichen Herzens zählen?"

„Wer aber dazu keine Lust noch Liebe hat und durch solch lieblich Wunderwerk nicht bewegt wird, das muß wahrlich ein grober Klotz sein, der nicht wert ist, daß er solche liebliche Musika, sondern indessen einen Dreckpoeten und der Hunde und Säue Gesang höre." Insbesondere empfiehlt Luther gute, züchtige Musik, der Jugend als einen starken Schutz gegen allerlei Versuchung. „Lerne, lieber Jüngling, auch in dieser göttlichen Gabe Gottes den Geber erkennen und loben!"

Wo echter Sin für die edlen Künste ist, da wird ja noch viel mehr Lust an Gottes Natur zu finden sein. Und daran fehlte es Luthern wahrlich nicht. Wie jauchzte sein Herz, wenn er einmal durch Feld und Wald zog; wie gern genießt und arbeitet er im eigenen Garten, den er bald nach seiner Verheiratung angelegt und für den er sorgt, soviel er kann. Da baut er Gemüse, zu dem ferne Freunde ihm den besten Samen geliefert haben, pflegt Bäumchen, pfropft und okuliert. Auch „Seltsames" hegte er gern in seinem Garten: Melonen, Feigen und Maulbeerbäume.

Fröhlich schrieb er am 17. Juni dem Spalatin: „Ich hab' einen Garten gepflegt, einen Brunnen gegraben, beides mit gutem Glück. Komm, und Du sollst mit Lilien und Rosen bekränzt werden." Bald darauf, als er bittre Ursache hatte, sich zu kränken, an Link: „Wütet Satan mit seinen Gliedern, so will ich seiner lachen und einstweilen mir die Gärten betrachten, die Segnungen des Schöpfers, und mit Lobpreis ihrer genießen." Und zwölf Jahre später, im Frühjahre 1538, da er dem Justus Jonas seinen Überdruß an den vielerlei beschwerlichen und

nutzlosen Geschäften klagt, malt er sich auch sehnsüchtig ein Leben willkommener Arbeit draußen in Gottes lieblicher Natur vor Augen; „Ich alter, ausgedienter Mann wollte lieber diese Tage im Garten genießen und meiner alten Augen Lust schauen an den Wundern Gottes, die er werden läßt an Bäumen, Blumen, Sträuchern, Vögeln“ u. s. w.

Für alle die irdische Welt da draußen, Gottes Schöpfung, hatte Luther das lebhafteste Interesse, beobachtete, sann, fragte und freute er sich. Immer aber knüpfte sich wieder der Gedanke an den Schöpfer und an die Dinge einer höheren Welt daran. Alles Vergängliche war ihm nur ein Gleichnis unvergänglicher Wahrheiten und Verheißungen. Einige Worte von ihm werden das zeigen.

So verwunderte er sich immer wieder über den Reichtum der mancherlei Gaben Gottes. „Die Welt,“ sagt er, „verzehrt unserm Herrgott, der sie speiset, alle Tage mehr denn ein Königreich. Niemand kann ausrechnen, was es Gott kostet, das er ausgiebet, allein die Vögel und schier die, so nichts nütze sind, zu ernähren Ich halte aber, es koste mehr, nur die Sperlinge ein Jahr zu erhalten, denn der König zu Frankreich ein Jahr Einkommens hat. Was will man nun von den andern sagen?“

Als er das Vieh auf der Weide betrachtete, sprach er: „Da gehen unsere Prediger, die Milchträger, Butterträger, Käseträger, Wolleträger, die uns täglich predigen den Glauben gegen Gott, daß wir ihm als unserm Vater vertrauen sollen, er sorge für uns und wolle uns ernähren.“

Als es zur rechten Zeit einen schönen Regen gab, ruft er fröhlich aus: „Jetzt giebt uns Gott viel hunderttausend Gulden wert; jetzt regnet's Weizen, Hafer Gerste, Wein, Kraut, Zwiebeln, Gras, Milch.“

Wie ergreift ihn die Betrachtung einer Rose in seiner Hand —: „Wenn ein Mensch vermöchte eine einzige Rose zu machen, sollte man ihm ein Kaisertum schenken. . . Wahrlich, wer kann's ausdenken, wie Gott aus dem dürren Erdreich so mancherlei Blümlein schaffet von so schönen Farben und lieblichem Geruch, die kein Maler noch Apotheker machen könnte.“

Als 1540 ein sehr schöner Lenz war, äußerte er zu Justus Jonas: „Wenn nur Sünde und Tod weg wären, wollten wir uns an einem solchen Pardies genügen lassen: aber es wird viel schöner werden, wenn die alte Welt und die alte Haut gar erneuet und ein ewiger Lenz angehen und für und für bleiben wird.“

Eine große Birne erregte seine Bewunderung: „Seht, vor einem halben Jahre war sie tiefer unter der Erde, als sie lang und groß ist und saß im äußersten Wipfel der Wurzel. Diese allerkleinsten und unachtsamsten Kreaturen sind die größten Wunderwerke. Gott ist in der geringsten Kreatur, in einem Baumblatt oder Gräslein.“

Die Vöglein haben's vor andern Geschöpfen Gottes ihm angethan. Einst kamen zwei Vöglein geflogen und bauten in Luthers Garten ihr Nest. Oft aber scheuchte es sie, wenn niemand vorüberging. Da sagte Luther: „Ach, du liebes Vögelein, fliehe nicht, ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könntest. Also vertrauen und glauben wir unserm Herrn Gott auch nicht, der uns doch alles Gutes gönnet und erzeiget: er will uns ja nicht tot schlagen, der seinen Sohn für uns gegeben hat.“

Ein ander mal sah er einen Vogel auf einem Baum sitzen, die Nacht darauf zu ruhen. Gleich hatte er wieder seine eigenen Gedanken dabei: „Dies Vögelein hat sein Nachtmahl gehalten und will hier fein sicher schlafen, bekümmert sich gar nicht, noch sorgt für den morgenden Tag oder Herberge, wie David saget (Ps. 91, 1.): ‚Wer unter dem Schirm des Allerhöchsten wohnet u. s. w.‘ Es sitzt auf seinem Zweiglein zufrieden und lässet Gott sorgen. Ach, wenn Adams Fall nicht alles verderbet hätte, wie eine schöne, herrliche Kreatur Gottes wäre doch der Mensch, gezieret mit allerlei Erkenntnis und Weisheit! Wie seliglich hätte er gelebet ohne alle Mühe, Unglück, Krankheit, und wäre darnach ohne alles Fühlen des Todes verwandelt worden, hätte dies zeitliche Leben abgelegt, an allen Kreaturen seine Lust und Freude gehabt und wäre eine feine, lustige Veränderung und Verwechslung aller Dinge gewesen! Wie in diesem elenden Leben Gott in vielen Kreaturen die Auferstehung der Toten entworfen und abgemalet hat.“

Wie hätte er nicht die Biene bewundern sollen: „das so ein zart, heikel Tierlein wäre, könnte keinen Stank leiden, machte so reinliche Arbeit, hielte so eine stattliche Polizei, behütete seinen König und folgte ihm.“ Der Bienen Staat mußte ihm das Reich Christi abbilden.

Und über den Geschöpfen auf Erden vergaß er nicht die Wunder des Himmelsgewölbes, die Gestirne; sonderlich die Sonne preist er immer wieder mit ihrem schnellen Laufe und mächtigen Licht. Daß wir ihr nicht fest ins Auge sehen können, ist ihm auch eine Wirkung des Sündenfalls: im Paradies sei das anders gewesen.

Damals sprach Kopernikus die neue Erkenntnis aus, daß die Erde

sich um die Sonne bewege und nicht umgekehrt. Für Luther war das ein thörichter Einfall. Aber von dem Aberglauben der Astrologie, welche alle möglichen Dinge in den Sternen zu lesen vorgab, war er frei. Oft disputierte er darüber mit Melanchthon, der fest an die Kunst des Sterndeutens glaubte, und bestritt scherzend und doch ernsthaft die Zuverlässigkeit seiner Himmelszeichen. Über den Gang der Weltenkörper mochte Luther irren; aber wo allein der Christ Aufschluß holen könne über Gottes Geheimnisse, das wußte er.

Sechstes Kapitel.

Der deutsche Mann.

In allem, was Luther that, sann und sagte, war er ein deutscher Mann. Darum werden Ausländer bei aller Würdigung seines Werkes ihn doch niemals so gut verstehen, wie das deutsche Volk ihn versteht.

Auch deutsche Katholiken haben oft genug ihm seine Ehre gegeben, wenn sie sich einmal frei machten von dem unversöhnlichen Hasse, zu dem Rom seine Gläubigen gegen Luther verpflichtet. Ursache genug ist für die Deutschen insgesammt, ohne Unterschied der Konfession, vorhanden, Luthern ein dankbares Gedächtnis zu bewahren. Er hat Gewissensfreiheit, soweit sie derselben begehren, auch für die Katholiken errungen, er hat auch für sie den Grund einer neuen deutschen, vaterländischen Bildung gelegt.

Vor allen Dingen hat er die Sprache geschaffen, die wir heute reden. Auch die Katholiken unter uns, wenn sie reden und schreiben, brauchen das gute Deutsch, das Luther in seiner Bibelübersetzung niedergelegt hat. Es ist davon schon gelegentlich gehandelt worden, wie Luther dazu kam, der Sprachmeister seiner lieben Deutschen zu werden. (Band 2 Seite 410 ff.) Er hat nicht immer dankbare Schüler gehabt; aber immer, wenn verständige Leute sich um unsere Sprache bemühten, haben sie von ihm das Beste gelernt und andere angewiesen, bei ihm in die Schule zu gehen. Schon dreißig Jahre nach seinem Tode war die von Luther so hochgeschätzte liebgewohnte deutsche Muttersprache bei Predigern und Schriftstellern wieder arg in Mißachtung und Miß-

handlung geraten: da haben die sächsischen Generalartikel vom Jahre 1580 den Pfarrern Kursachsens das Studium der Schriften Luthers anbefohlen — nicht allein der darin enthaltenen christlichen Lehre wegen, sondern weil „die deutsche Sprache, so Gott durch ihn geläutert, wiederum in Abgang kommen, daß die Kirchendiener nicht mehr gut Deutsch, wie Doktor Luther, sondern Lateinischdeutsch geredet.“

Und nicht genug, daß Luther überhaupt ein musterhaftes Deutsch geführt — er vornehmlich hat es dahingebracht, daß Nord- und Süddeutschland, die bisher ihre besondere Mundart redeten und also pflegten, daß sie sich gegenseitig nicht verstanden, Eine Sprache wenigstens schrieben und je länger je mehr auch redeten. Dieses Band der Einen Sprache und Einen Schriftstellerei hat festgehalten auch in den schweren Zeiten, wo Deutschlands Einheit sonst völlig in Trümmern lag. Es hat gehalten und zusammengehalten bis auf die besseren Zeiten des neuen deutschen Reiches.

Ein solches Reich hatten sie damals noch nicht, sondern Fürsten und Stände, die viel mit einander haderten, und einen Kaiser, der nicht nur Katholik, sondern sogar ein Spanier war. Und doch hatte Luther auch dieses Reich von Herzen lieb und hing mit großer Treue an dem Kaiser, der ihn verachtete und verfolgte.

Es ist rührend, wie lange Luther in seinem Herzen sich von Kaiser Karl V. eine gute Meinung bewahrte. Wir wissen ja, mit wie großen Hoffnungen er ihn bei seiner Thronbesteigung begrüßte. „Gott hat uns ein junges, edles Blut zum Haupt gegeben,“ (Band 1 Seite 598) — diese fröhliche Zuversicht erfüllte sein Gemüt, als er die Schrift an den deutschen Adel schrieb. Karls Antwort war kühler Spott: „Der wird mich nicht zum Ketzer machen“ (Band 2 Seite 148) — und die Reichsacht. Mochten auch Gründe der Staatsweisheit den Kaiser während seiner langen Regierung zuweilen nötigen, glimpflicher mit den Protestanten zu verfahren, so hat es doch an seinem guten Willen nicht gelegen, wenn Luther dem Scheiterhaufen entgangen ist.

Trotzdem erhält ihm Luther Zutrauen und Gehorsam allen bitteren Erfahrungen zum Trotz. So schreibt er zur Zeit des Augsburger Reichstags (30. Juni 1530) an den Kurprinzen Johann Friedrich:

„Zwar der Kaiser ist ein frommes Herz, aller Ehren und Tugend wert, dem seiner Person halber nicht mag zu viel Ehre geschehen;

aber lieber Gott! was kann ein Mensch wider so viel Teufel, wo nicht Gott gewaltiglich hilft?"

Und nachdem Karl durch sein Verhalten diese gute Meinung wahrlich nicht gerechtfertigt hatte, schrieb er zum Schluß des Reichstags (23. September) an Hausmann:

„Kaiser Karl ist ein trefflicher Mann. Er hofft Frieden und Einigkeit zu machen; ich weiß nicht, ob's ihm gelingen wird, mitten unter so viel Teufelsungeheuern."

Ausführlich spricht Luther diese seine Überzeugung 1531 in einer öffentlichen Schrift aus (Warnung an seine lieben Deutschen: Seite 279):

„Erstlich muß ich den lieben Kaiser Karl entschuldigen seiner Person halben; denn er hat bisher, auch jetzt auf dem Reichstage, also sich erzeigt, daß er aller Welt Gunst und Liebe überkommen hat und würdig wäre, daß ihm kein Leid widerfahre, auch die Unsern nichts andres denn kaiserliche Tugend und Lob von ihm zu sagen wissen. Und daß ich des alles etliche Exempel anzeige, so ist das ja eine wunderliche, seltsame Sanftmut, daß Se. Kaiserliche Majestät unsere Lehre nicht hat wollen verdammen, ob sie wohl von geistlichen und weltlichen Fürsten heftiglich darauf gehetzt und gereizet ist mit unablässigem Anhalten, auch ehe er aus Spanien gekommen ist. Aber Seine Majestät hat gestanden wie ein Fels und zum Reichstage geeilet und ein gnädiges Ausschreiben gethan, willens, die Sache gütlich und freundlich zu handeln. Soll auch gesagt haben: es müsse ja nicht gar so böse Lehre sein, weil so viel großer, hoher, gelehrter und redlicher Leute solches annehmen." U. s. w.

1532 rühmt Luther wiederum öffentlich den „lieben, frommen Kaiser Karl", während er von König Ferdinand wenig Gutes hielt. Vom Kaiser sagte er: „Gott wird ihm helfen; denn er ist rechtschaffen und aufrichtig, nicht blutdürstig." Luthers ehrliche Seele konnte freilich die Schlangenklugheit des Habsburgers nicht durchschauen.

Im Jahre 1539 hat er in einem Gutachten, das er gemeinsam mit Butzer, Melanchthon u. a. abgab, des Kaisers mit folgenden Worten gedacht: „wie wir vernehmen, daß er ein untreuer, falscher Mann sei und deutsche Art vergessen habe; so sehen Ew. Fürstl. Gnaden, daß er zu keiner christlichen Notdurft ernstlich thut, läßt auch den Türken unangefochten, praktiziert allein Meutereien in Deutschland, die burgundische (habsburgische) Macht zu erhöhen. . . ."

Diese klare Einsicht in Karls Charakter und Politik kommt gewiß

nicht aus Luthers Erkenntnis, sondern Butzer oder sonst einer der Teilnehmer am Gutachten wird sie so siegreich verfochten haben, daß Luther mit unterschrieb. Aber dadurch ließ er sich nicht abhalten, noch im Jahre 1541 wieder von dem „frommen Kaiser Karl“ zu reden und zu schreiben.

Tief im Herzen lag Luthern die Ehrfurcht vor dem deutschen Kaisertum. Es war damals der Lauf der Dinge, daß die einzelnen Landesfürsten und Stände immer selbständiger wurden und demgemäß die kaiserliche Gewalt immer ohnmächtiger. Aber wie lieb Luther seine Kurfürsten hatte, wie viel er ihnen und überhaupt der freimütigen und trotzigen Haltung der deutschen Stände verdankt, richtete er doch wiederholt an sie die ernstliche Mahnung, dem Kaiser besseren Gehorsam zu leisten. So in seinem 1529 erschienenen Büchlein „Vom Kriege wider die Türkei:

„Ich will aber hiermit gar deutlich gesagt und bezeuget haben, daß ich nicht umsonst den Karl genennet habe den Mann, der da wider den Türken kriegen soll. Andere Könige, Fürsten oder Obrigkeiten, so Kaiser Karl verachten oder nicht unterthan sind, oder nicht gehorsam sein wollen, die lass' ich ihr Abenteuer bestehen. Auf mein Raten oder Vermahnen sollen sie nichts thun; ich hab' Kaiser Karl und den Seinen hierin geschrieben: die andern gehen mich nichts an. Denn ich kenne wohl den Stolz etlicher Könige und Fürsten, die gerne wollten, daß Kaiser Karl nichts wäre und sie selbst wären die Helden und Meister, die wider den Türken Ehre einlegten. Ich gönn' ihnen die Ehre gar wohl: werden sie aber darüber geschlagen, so haben sie es ihnen. Warum halten sie sich nicht mit Demut an das rechte Haupt und ordentliche Obrigkeit?“

Als Luther dies schrieb, schwebte ihm das römische Kaisertum deutscher Nation in der ganzen Macht und Herrlichkeit vor Augen, die es im Mittelalter gehabt und längst verloren hatte, da nicht nur die deutschen Stämme und Stände, sondern alle Völker und Fürsten des christlichen Abendlandes im Kaiser ihr weltliches Haupt hatten, wie im Papst ihr geistliches. Und ob die religiöse Begründung solchen Kaisertums ihm mit dem Glauben an das Papsttum zugleich hingefallen war, so sah er im Kaisertum doch wenigstens noch die Eine Obrigkeit deutscher Nation, eine weltliche Ordnung, aber von Gottes Gnaden. Mochte diese Obrigkeit das Evangelium verachten oder verfolgen, in ihren weltlichen

Geschäften mußte man ihr doch beistehen und gehorchen. Pochte der Türke an des Reiches Thor, so mußte das deutsche Volk wie ein Mann sich um den Kaiser schaaren und allen inneren Streit hintansetzen und das gemeinsame Vaterland gegen den Erzfeind verteidigen. Ein Bündnis der Protestanten mit den Türken gegen Kaiser und Papst wäre in Luthers Augen eine schreckliche Sünde gewesen. Der allerchristlichste König von Frankreich und die ebenfalls katholische Republik Venedig nahmen das nicht genau: sie verbanden sich gelegentlich ganz offen mit den Ungläubigen, und auch die Päpste fanden zuweilen ihren Vorteil dabei, dem Sultan gegen den Kaiser Vorschub zu leisten.

Luther entsetzte sich vor solchem Gräuel. Am 9. Februar 1544 schrieb er einem Freund: „Eine ungeheuerliche Nachricht hat das neue Jahr uns gebracht — ich hab's von ganz zuverlässigen Zeugen: Der Franzose, der Papst, Venedig und der Türke sind zusammen wider den Kaiser verschworen und zahlen für ihr Kriegsheer monatlich drei Tonnen 30 000 Gulden. Das erzählt Euren Papisten. Seht an das allerheiligste Haupt der Kirche, das da will angebetet werden, seht an diesen christlichen König von Frankreich. Da ist nun Ablaßgeld, Annaten und all der unermeßliche Raub aus allen Kirchen, der in so vielen Jahren zusammengescharrt worden, angelegt. Lobet nun den Papst.

Für solche unnatürliche Bündnisse war Luther ein viel zu guter Christ und ein viel zu guter Deutscher. Er hat stets das Seine dazu gethan, daß der Türke, der über die kirchlichen Wirren im Reich wohl unterrichtet war und auch Luthers Namen kannte, ein einiges Deutschland vorfand.

Auch von den Franzosen und überhaupt von fremden Nationen hoffte und hielt Luther nicht viel. Als die (schon damals halb französischen) Bürger von Metz im Jahre 1542 in den Schmalkaldischen Bund eintreten wollten, widerriet er seinem Kurfürsten die Aufnahme: „Wir haben nun oft gesehen, wie es ein Thun ist mit fremden Nationen, England und Frankreich, und stecken dieselben Leute voll Praktiken und meinen nicht ein Ding, das sie vorgeben, allein, suchen anderen Vorteil daneben; wo nun die Herzen im Grund nicht gleich sind und zu Gott gerichtet, da werden unbeständige Bündnisse allzeit."

Ein einiges, starkes Deutschland war zeitlebens Luthers Gebet und Predigt. Wo er konnte, wehrte er dem Bürgerkrieg. Er hat seinen ganzen Einfluß aufgeboten, Kurfürst Johann Friedrich zur Anerkennung

Ferdinands als deutschen Königs zu bewegen: „Ich will für m'n' Person entschuldigt sein, wo es zum Krieg sollt' kommen um dieser Sache willen; denn ich kann's nicht begreifen, wie man um solcher Sachen willen sollt' ganz Deutschland in einander werfen, so man's wohl kann meiden durch Nachlassen eines geringen Artikels der goldenen Bulle."

„Deutschland, dem ich alles Gute gönne," steht für Luther immer obenan; alle Sonderinteressen müssen dem weichen.

Nach alledem läßt sich denken, wie schwer es Luthern geworden sein muß, den protestantischen Ständen das Recht bewaffneter Verteidigung gegen Gewaltmaßregeln des Kaisers zuzugestehen. In Wirklichkeit war solcher Widerstand im alten Reiche Rechtens. Aber Luther ließ sich nicht leicht davon überzeugen. Erst im Jahre 1531 gab er seinen Willen darein. Wir haben seinen früheren und späteren Standpunkt bereits näher kennen gelernt (Seite 166 ff, 276 ff). Es ist ihm erspart geblieben, sein Volk in offenem Bruderkriege entzweit zu sehen. Für solche Erhaltung des Friedens hat er oftmals seinen Gott inbrünstig gedankt.

Luthers deutsches ManneshERZ schlägt in allen seinen Schriften, Predigten und Gesprächen laut und vernehmlich, am lautesten wohl in seinen großen Reformationsschriften gegen Rom vom Jahre 1520 und in seinen Mahnschriften wider die Türken vom Jahre 1529. Jene sind uns zur Genüge bekannt; dieser ist auch schon Erwähnung gethan worden (Seite 174 ff). Hier seien noch etliche Stücke aus der „Heerpredigt wider die Türken" beigebracht.

Zuvörderst ihr Eingang:

„Wiewohl ich in meinem Büchlein vom Türkenkriege fast genugsam Unterricht gethan habe, mit welcherlei Gewissen und Weise — wo es sich begeben — der Krieg wider den Türken sollte vorzunehmen sein, doch habe ich bei meinen lieben Deutschen die Gnade, daß sie mir weder glauben noch zuhören, bis daß sie zu lange harren und ihnen der Glauben in die Hand kommt, und dann weder Hilfe noch Rat da ist. Gleichwie dem Volke Israel auch geschah, daß sie die Propheten — wie 2. Buch der Könige 17 steht — so lange verachteten, daß zuletzt auch kein Rat und Hilfe da war.

„Ebenso ist es uns jetzt auch gegangen. Niemand wollte glauben, was ich von dem Türken schrieb, bis daß wir es nun mit so großem Jammer erfahren und so viel tausend Menschen in so wenig Tagen erwürgt und weggeführt gesehen haben. Das wollten wir haben, und hätte nicht Gott wunderlich und so unversehens uns geholfen, so sollten wir erst einen rechten Jammer in Deutschland erfahren haben. Und kenne ich meine lieben Deutschen recht, so wollen sie wohl ihrer Weise nach sich wiederum niedersetzen und mit gutem Mut in aller Sicherheit zechen und wohlleben und solche große erzeugte Gnade gar nicht brauchen sondern mit aller Undankbarkeit vergessen und denken: Der Türke ist nun weg und geflohen, was wollen wir viel sorgen und unnütze Kosten darauf wenden? Er kommt vielleicht nimmermehr wieder! Auf daß wir ja unsere wohlverdiente Strafe von Gott redlich empfangen.

„Wohlan! Ich kann doch nicht mehr thun. Da ich anzeigte, man sollte des Türken Gewalt nicht verachten — ei, war das eine spöttische und nichtige Rede. Da waren viele Fürsten mächtiger als er; ich sollte die deutschen Fürsten nicht so schrecken, noch verzagt machen. Laß nun diese Geiferer hervortreten und die Fürsten trösten und des Türken Macht verachten! Ich meine ja, der Türke habe sie zu Lügnern und meine Worte wahr gemacht."

Die Predigt selbst teilt Luther in zwei Abschnitte. Im ersten will er „die Gewissen unterrichten", im zweiten die Faust vermahnen". Zumal der zweite gehört recht in unser Kapitel. Er lautet, wenig gekürzt, wie folgt:

„Das sei genug vom ersten Teil dieser Predigt, nämlich die Gewissen zu unterrichten und zu trösten. Nun wollen wir das andere vornehmen, auch die Faust zu vermahnen, das ist, daß man Leib und Gut daran wagen und willig daran strecken soll und, wo die Obrigkeit zu diesem Streite Schatzung fordert, daß man dieselbe gebe, wie man schuldig ist (Römer 13, 7). Desgleichen, wo sie die Person oder den Leib fordert, soll man auch zulaufen, denn da hat Gott Gehorsam geboten.

„Unsere Junker von Adel haben bisher genug gepraßt, geschlemmt, gerennt, gestolzirt, geprangt mit allzu überflüssiger Kost und Kleidung, wodurch sie alles Geld aus Deutschland gebracht und sich — ohne was es für Sünde vor Gott ist — an Leib und Gut verderbt haben. Es ist Zeit, daß sie auch ihren Stand und ihr Amt beweisen und einmal mit Ernst sehen lassen, daß sie von Adel sind. Desgleichen haben auch die Bürger

nud Kaufleute mit übermäßigem Schmuck und unzähligem Wucher und Geiz lange genug ihre Lust gebüßt. Haben sie so viele hunderttausend Gulden so lange verkleidet, verthan oder gesammelt, so sollen sie auch einmal eine Buße davon geben um ihrer Hoffart willen. Dazu haben sie bisher so guten stillen Frieden gehabt und ihn gemißbraucht.

Also hat auch der Handwerks- und Bauersmann so lange her mit Uebersetzen, Schinden, Stehlen und Rauben neben anderm großem Mutwillen und Ungehorsam eine redliche Buße wohl verdient, sonderlich seitdem das Evangelium an den Tag gekommen ist, dadurch sie frei und reich und von allen Schindern und Bettlern erlöst worden sind, daß sie meinen, sie brauchen Gott noch seinen Dienern nichts mehr zu geben, sondern allein an sich scharren und reißen, durch Uebersetzen auf dem Markt wie aus dem Beutel stehlen. Dazu haben sie bisher großen Frieden gehabt, gesoffen, getanzt und gesungen in aller Sicherheit. Wohlan, was sie gespart, gestohlen und gesammelt, was sie ihren Predigern und Pfarrherren entzogen haben, das sollen sie Bruder Veit, den Landsknechten zusammengebracht haben und keinen Dank dazu haben. Die Fürsten sollen es ohne alle Barmherzigkeit von ihnen nehmen und Kriegsvolk damit halten.

„So soll es gehen. Hast du nicht wollen einen Gulden geben zum Frieden, Gott zu Liebe und Dienst, so gieb nun zehn oder zwanzig zum Streit, Gott zur Strafe und Buße. Haben wir Gutes empfangen von dem Herrn, sagt Hiob, warum wollen wir das Böse nicht auch leiden?

„Es hat ein jegliches Thun seine Zeit, spricht Salomo. Bisher ist Zeit des Friedens gewesen, nun ist Zeit des Streitens; bisher Zeit des Prassens und Prangens, nun aber Zeit des Sorgens und Arbeitens; bisher Wucherns, Stehlens, Scharrens Zeit, nun aber Ausgebens, Bezahlens und Ausstreuens Zeit; bisher Zeit des Essens, Trinkens, Tanzens, der Freuden und des Lachens, nun aber Trauerns, Schreckens, Fürchtens, Weinens Zeit; bisher war die Zeit des Schlafens, Müßiggehens und des sichern Lebens, nun aber ist die Zeit des Wachens und der Unruhe, des Wehrens Zeit. Haben wir jene gute Zeit können gern haben und dennoch Gott dafür nicht danken können noch erkennen, so laßt uns nun diese böse Zeit auch dulden und daran lernen, für jene gute Zeit danken.

„Sperrest du dich aber und willst weder geben noch ausziehen,

wohlan! so wird dich's wohl der Türke lehren, wenn er ins Land kommt, und dir thun, wie er jetzt vor Wien gethan hat, nämlich daß er keine Schatzung noch Auszug von dir fordert, sondern steckt dir Haus und Hof an, nimmt dir Vieh und Futter, Geld und Gut, sticht dich tot — wo es dir noch so wohl wird —, schändet oder erwürgt dir dein Weib und deine Tochter vor deinen Augen, zerhackt deine Kinder und steckt sie auf deine Zaunstecken, und dazu mußt du, was das Aergste ist, das alles leiden und ansehen mit bösem, verzagtem Gewissen als ein verdammter Unchrist, der Gott und seiner Obrigkeit ungehorsam gewesen ist. Oder er führt dich weg in die Türkei und verkauft dich daselbst wie einen Hund, daß du dein Leben lang mußt um ein Stück Brot und einen Trunk Wasser dienen in stetiger Arbeit, Tag und Nacht mit Ruten und Knitteln getrieben, und daß du dennoch keinen Lohn, noch Dank verdienst.

„Alsdann würdest du gern von zwei Kühen eine zur Schatzung geben; gern würdest du selbst die Hälfte deiner Güter anbieten, gern unter deinem Fürsten ausziehn, gern einen Prediger ernähren, und doch wird alles umsonst sein. Der Türke ist der Mann, der dich lehren wird, was du jetzt für gute Zeit hast, und wie undankbar gegen Gott, seine Diener und deinen Nächsten du sie zugebracht, versäumt und gemißbraucht hast. Der Türke weiß den Adel zu mustern und zu demütigen, die Bürger zu züchtigen und gehorsam zu machen, die Bauern zu zähmen und sie den Muthwillen büßen zu lassen. Darum bedenke es und sei fromm und bitte Gott, daß der Türke nicht dein Schulmeister werde, das rathe ich dir. Er hat es vor Wien allzu gräulich bewiesen, wie ein wüster und unsauberer Zuchtmeister er sei.

Ich wollt' wünschen — wo uns unsere Sünde vor Gott so viel Witz und Mut ließe —, daß alle Deutschen so gesinnt wären daß sie sich kein Flecklein noch Dörflein vom Türken plündern, noch wegführen ließen, sondern wenn es zu solchem Ernste und Not käme, daß sich wehrte, was sich wehren könnte, Jung und Alt, Mann und Weib, Knecht und Magd, bis daß sie alle erwürgt würden, dazu daß sie selber Haus und Hof abbrennten und Alles zerstörten, daß die Türken nichts fänden. Es wäre besser, daß man den Türken ein leeres Land ließe, denn ein volles, und wer weiß, was solcher Eifer bei den Türken schaffen würde. Werden wir weggeführt, so haben wir es viel ärger, denn so wir erwürget werden, wie wir oben gehört haben, und große Gefahr ist, daß

wir in der Türkei vom christlichen Glauben zum türkischen Glauben und dem Teufel in die Hölle hineinfallen.

„Schreiben doch die Römer von den Weibern der Deutschen, daß sie vor Zeiten ebensowohl wie die Männer zu Felde gezogen sind und gestritten haben und welche Magd oder Jungfrau nicht einen Feind erwürgt, hat zu Strafe Jungfrau bleiben müssen. So schreiben die neuen Historien von den Türken, da sie zu Lemnos in Griechenland eingefallen sind und den Thorhüter erstochen haben, daß die Tochter des Thorhüters, da sie den Vater tot gesehen, seine Wehre genommen und die Türken im Thore so lange abgewehrt hat, bis die Bürger dazu gekommen sind und die Türken vertrieben haben.

„Denn ich achte kein Häuslein so geringe, wo man sich draus wehren wollte, die Feinde müßten Haare drüber lassen. Doch solches alles wissen die Kriegsleute besser denn ich, der ich mich auf solche Gelegenheit und Läufte nicht verstehe, sondern ich rede nur davon, weil es doch in solchem Falle gewagt sein muß und bei dem Türken keine Gnade zu hoffen ist, wenn er uns wegführt. Denn dann müssen wir alles Unglück, allen Hohn und Spott leiden leiblich und dazu zur geistlichen Gefahr der Seele des Wortes beraubt sein und ihr ärgerliches Leben sehen. So dächte ich, es wäre das Beste, Gott sich befehlen und aus Pflicht und Gehorsam gegen die Obrigkeit sich wehren, so lange und wie man immer könnte.

„Wollen wir aber mit dem Türken streiten und uns wehren, so werden wir andere und neue Gedanken fassen und uns anders schicken und gewöhnen müssen, beides mit Herz und Hand, als wir bisher gewöhnt sind.“ —

Wie zum Beweise, daß Luther solches deutsche Herz sich bis ins Alter bewahrt habe, erschien im Jahre 1541 noch eine dritte Türkenschrift: „Vermahnung zum Gebet wider die Türken.“

Mit großer Sorge redet er da von der Sündenschuld, welche das deutsche Volk unablässig auf sich lade und mahnt zur Buße: „Denn unmöglich ist's, daß Deutschland sollte stehen bleiben, auch unerträglich und unleidlich, wo solche Tyrannei, Wucher, Geiz, Mutwille des Adels, Bürgers, Bauers und aller Stände so sollten bleiben und zunehmen. . . Aber mit Buße und Gebet gerüstet, soll man mit gutem Gewissen als auf Gottes Ruf und Befehl in den Kampf gehen, sei's zum Leben oder Sterben. Es kann ja auch der liebe jüngste Tag nicht fern sein, da

der Türke auch, wie der Papst, an seinem Ende sein muß." So las er's im Propheten Daniel.

Um jene Zeit hat er auch das Lied gedichtet:

Erhalt' uns Herr bei deinem Wort
Und steur' des Papsts und Türken Mord.

(Seite 499). Es mußten ja die letzten Zeiten sein, da Papst und Türke mit einander anstürmten wider die Christenheit.

Siebentes Kapitel.

Seelsorge.

Wie Luther ein Herz hatte für sein liebes deutsches Volk, mit ihm lebte, litt und stritt, so war ihm auch jedermann, der zu ihm kam und seiner Hilfe bedurfte, sein Nächster. Ungezählten schwachen und geängsteten Gemütern hat er Trost und Hilfe geschafft, ein rechter „Bischof" und „Sorgeträger" für die Seelen. Und wenn es vornehmlich seine öffentliche Wirksamkeit ist, die ihm einen großen Namen gemacht, so ist diese stille Arbeit im Kleinen, wenn man nur auf sie achtet, nicht weniger großartig und gesegnet gewesen.

Die allernächsten waren ihm natürlich seine lieben Freunde und Hausgenossen. Wir wissen schon, wie sein Haus eine Zufluchtsstätte war für alle möglichen Leute: arme Verwandte, entlaufene Mönche und Nonnen, verfolgte Prediger des Evangeliums, Ratlose, Bekümmerte, Schwermütige, Alt und Jung, Hoch und Niedrig. Unterkunft, Nahrung und Notdurft, Amt und Arbeit, Unterweisung und geistlichen Zuspruch begehrten sie von ihm. Und obwohl ihm des Gedränges manchmal zu viel werden wollte, ließ er doch keinen unberaten und ungetröstet von seiner Schwelle; ja wo möglich wurde auch für den überzähligen Gast noch ein Räumlein im Kloster geschafft.

Dazu nun die Ueberlast eines großen Briefwechsels, der nicht zum geringen Teil ganz der Seelsorge gewidmet war. Eine Menge der Briefe, die uns noch von Luther erhalten sind, haben keinen andern Inhalt als den: bedrängten Gewissen aufzuhelfen, schwache Erkenntnis zu stärken, traurige Herzen zu trösten. Bis über Deutschlands Grenzen

hinaus begehrte man solche christliche Hilfe von ihm, und oftmals bot er sie unbegehrt. Dazu ließ auch leibliche Not ihn nicht kalt: wo er konnte, linderte er sie, und wo seine Macht dazu nicht ausreichte, warb er den Dürftigen Freunde und Gönner. Vor allem that er oft Fürsprache für unrecht Verfolgte oder allzu hart Bestrafte, nahm auch gegen den eigenen Kurfürsten oder sonst befreundete Obrigkeiten mit offenem Wort die in Schutz, welche ihr Recht nicht finden konnten.

Besonders die Wittenberger erfuhren es mehr als einmal, was für einen treuen Mann sie in ihrer Mitte hatten.

Im Jahre 1527 wütete die Pest, wie in ganz Deutschland, so auch besonders in Wittenberg. Kurfürst Johann verlegte deshalb die Universität nach dem von der Seuche verschonten Städtchen Jena in Thüringen. Professoren und Studenten siedelten dahin über. Luther hätte als ein Angehöriger der Universität auch mitziehen müssen, gleich Melanchthon und den andern. Aber vergebens drang man in ihn, sich anzuschließen. Obwohl er doch kein eigentliches Amt bei der Stadtgemeinde bekleidete, wollte er doch lieber aushalten und dem Pfarrer Bugenhagen seines jetzt gerade so schweren Amtes warten helfen.

Er blieb mit Frau und Kind. Die Begräbnisstätte der Pestkranken war ganz in der Nähe des Klosters, am Elsterthore. Luther besuchte die Kranken, that ihnen jede Handreichung, und mehr als einmal kam es vor, daß jemand geradezu in seinen Armen starb. An Spalatin schrieb er am 19. August 1527:

„Die Pest ist nun ausgebrochen; aber noch macht sie's gnädig. Wundern muß man sich über die Angst und Furcht der Menschen. Einen solchen Spuk des Teufels habe ich zuvor nicht gesehen: so sehr schreckt er die Leute und freut sich noch, daß er die Herzen so ängsten kann, und gelingt ihm, diese einige Universität dadurch also zu zersprengen, die er nicht umsonst mehr haßt, als alle andere. Doch gab es in der ganzen Zeit bis heute nur achtzehn Leichen, alles in allem. Im Fischerviertel wütete es heftiger; in unserm ist noch kein Todesfall eingetreten, obwohl alle Begräbnisse hier stattfinden. Heute haben wir die Frau des (Bürgermeisters) Tilo Dähne begraben, die fast in meinen Armen gestern ihren Geist aufgab; das war die erste Leiche in der Mittelstadt.“ Nachdem er dann noch eine Reihe einzelner Todesfälle berichtet: „Dem Justus Jonas ist ein Söhnlein gestorben; er ist mit seiner Familie in seine Heimat gereist. Ich bleibe, und das ist notwendig wegen des ungeheuern Schreckens unter dem Volk. Bugenhagen und ich

sind also allein hier mit den Kaplänen; aber Christus ist auch hier, auf daß wir nicht allein seien, und der wird den Sieg behalten."

Vier Waisenkinder nahm er zu sich. Gute Freunde warnten ihn, er versuche Gott. Als er später einmal darauf zu reden kam, meinte er: „Ei, ich hatte keine Meister, die mich lehrten, was das heiße: Gott versuchen."

Aber wirklich kam ihm die Seuche auch noch ins eigene Haus. Ein Fräulein von Mochau, das bei ihm wohnte, und die Frau des Arztes Schurf, seines nächsten Nachbars, erkrankten schwer. Die Frau des Diakonus Rörer wurde angesichts ihrer bevorstehenden Entbindung angesteckt und hingerafft; vergebens suchte man das Kind zu retten. Auch Luthers Frau sah ihrer Niederkunft entgegen und machte ihm Sorge. Luther, dem noch andere Angelegenheiten damals hart zu schaffen machten, hatte schwere Zeit. Am 1. November schrieb er an Amsdorf:

„Mein Haus ist jetzt zum Spital worden. Augustins Hanna hat die Pest innerlich gehabt, kommt aber nun wieder auf. Die Margarethe Mochin hat uns mit einem verdächtigen Geschwür und andern Zeichen Furcht gemacht; sie bessert sich aber auch. Ich bin sehr wegen meiner Käthe, die wieder zur Geburt nahet, besorgt. Mein Hänschen ist schon seit drei Tagen krank und ißt nichts und ist übel auf. Man sagt, es sei von Zähnen, und man meint, sie seien beide in Gefahr. Denn des Kaplan Georg (Rörer) Eheweib ist auch, da sie der Niederkunft nahe gewesen, jetzt an der Pest krank; wo man nur das Kind noch retten könnte! Der Herr Jesus stehe ihr in Gnaden bei. So ist draußen Streit, drinnen Schrecken; Christus sucht uns gar hart heim."

Zum Glück blieb Luthers Haus doch vom Tode verschont. Im Dezember erlosch die Seuche, und die Universität kehrte wieder zurück. Aber noch mehrmals konnte Luther seine christliche Treue und Unerschrockenheit in den Schrecken der Pestilenz beweisen: besonders 1535 und 1539 forderte sie auch in Wittenberg wieder ihre Opfer.

Aber er wollte nicht nur seinen Wittenbergern dienen in solcher Zeit der Heimsuchung. Darum schrieb er ein Büchlein: „Ob man vor dem Sterben fliehen möge", das im Herbst 1527 erschien, auch heute noch nützlich und gut zu lesen, wo so viele Christenmenschen nicht wissen, wie sie sich in Gefahr ansteckender Krankheit zu verhalten haben. Nur ein paar Sätze daraus:

„Die, so im geistlichen Amt sind, als Prediger und Seelsorger, sind schuldig zu stehen und zu bleiben in Sterbens- und Todesnöten. . . .

Demnach sind auch alle die, so in weltlichen Aemtern, als Bürgermeister und Richter und dergleichen, schuldig zu bleiben. . . . Was nun von diesen zwei Aemtern gesagt ist, soll auch verstanden werden von allen andern Personen, so mit Dienst und Pflicht verbunden sind an einander. Ja, es kann kein Nachbar vom andern fliehen, wo sonst nicht sind, die der Kranken an ihrer Statt mögen warten und pflegen.

„Wo aber solche Not nicht ist, da acht' ich, sei es frei, zu fliehen und zu bleiben."

„Aus dem allen nehmen wir solchen Unterricht, daß ein jeglicher sein Herz also richte: Erstlich — ist er gebunden, daß er muß im Sterben bleiben, seinem Nächsten zu Dienst, so befehl er sich Gott und spreche: ‚Herr, in deiner Hand bin ich, du hast mich hie angebunden. Dein Wille geschehe (Math. 6, 10); denn ich bin dein' arme Kreatur, du kannst mich hierinnen töten und erhalten, so wohl als wenn ich wo im Feuer, Wasser, Durst oder anderer Fährlichkeit angebunden wäre.'

„Ist er aber los und kann fliehen, so befehl' er sich abermal und spreche: ‚Herr Gott ich bin schwach und furchtsam, darum fliehe ich das Übel und thu' so viel dazu, als ich kann, daß ich mich dafür hüte; aber ich bin gleichwohl in deiner Hand in diesem und allerlei Übel, so mir begegnen mögen: dein Wille geschehe; denn meine Flucht wird's nicht thun, sintemal eitel Übel und Unfall allenthalben ist, denn der Teufel feiert und schläft nicht, welcher ist ein Mörder von Anfang und sucht allenthalben eitel Mord und Unglück anzurichten.'"

So rät und stärkt Luther nach beiden Seiten, immer maßvoll, immer christlich, immer frei im Glauben und gebunden in der Liebe.

„Wenn man sich also in einer Stadt hielte, daß man keck im Glauben wäre, wo es des Nächsten Not fordert, und wiederum fürsichtig, wo es nicht not wäre, und hülfe ein jeglicher also dem Gift wehren, womit man könnte: so sollt' freilich ein gnädiges Sterben in solcher Stadt sein. Aber wenn's also zugehet, daß ein Teil allzu verzagt ist und fleucht von seinem Nächsten in der Not, das andere Teil allzu dummkühne und nicht hilft wehren, sondern mehren; da hat der Teufel gut machen, und muß wohl das Sterben groß werden. Denn auf beiden Seiten Gott und Mensch höchlich beleidigt wird, hie mit Versuchen, dort mit Verzagen; so jagt den der Teufel, wer da fleucht, und behält gleichwohl den, der da bleibt, daß ihm also niemand entläuft."

Zuletzt sieht es Luther „für gut an, einen kurzen Unterricht daneben

zu stellen, wie man sich auch der Seelen halben schicken und helfen soll in solchen Sterbensläuften.

„Erstlich soll man das Volk ermahnen, daß sie zur Kirchen in die Predigt gehen und hören, daß sie lernen Gottes Wort, wie sie leben und sterben sollen.

„Zum Andern, daß ein jeglicher sich selbst zeitlich schicke und zum Sterben bereite mit Beichten und Sakramentnehmen alle acht Tage oder vierzehn Tage einmal, versöhne sich mit seinem Nächsten und mache sein Testament; auf daß, ob der Herr anklopfet und er übereilet würde, ehe denn Pfarrherr oder Kaplan dazukommen könnten, er gleichwohl seine Seele versorget und nicht versäumet, sondern Gotte befohlen habe.

„Zum Dritten, wenn man aber ja der Kaplane oder Seelsorger begehret, daß man sie fordere oder lasse die Kranken ansagen bei Zeiten und im Anfange, ehe die Krankheit überhand nimmt, und noch Sinn und Vernunft da ist."

Aus diesem Schriftchen kann man am besten sehen, wie Luther seine Pflicht als Geistlicher in jenem Pestzeiten verstanden und geübt hat. —

Sonst sind wir ihm ja schon mehr als einmal an Krankenbetten begegnet: an dem seines Töchterleins Magdalene (Seite 537), an dem der alten Hausgenossin Muhme Lene (Seite 547). Auch kennen wir schon den Brief, mit dem er seine eigene Mutter angesichts des Todes gestärkt und getröstet hat (Seite 547 ff). Noch sind uns mancherlei Gebete erhalten, die er Sterbenden vorgesprochen. Ihre Summa war allezeit die, daß er ihnen „allein Christum den Gekreuzigten" vorhielt und sie vermahnte zum Glauben und zur Hoffnung. „Die wahre Vorbereitung zum Tode," schreibt er einmal, „ist die Uebung des Glaubens, daß man weiß, daß der Tod, die Sünde, die Hölle, der Satan durch Christum den Gekreuzigten überwunden und zu Boden geworfen sind. An dessen Kreuze hängen die Siegeszeichen von unsern überwundenen Feinden und Tyrannen. Also kann das Herz den Tod sicher ansehen, und es erschrickt vor dem Gespenste nicht."

Für jeden fand Luther das rechte Wort. In Torgau besuchte er einen Kanzleischreiber, der ein frommer, fleißiger Mensch war und an der Wassersucht krank lag. Er tröstete ihn, daß er unbekümmert sein solle um diese seine Krankheit, nicht sich obendrein selber mit Traurigkeit plagen, sondern nach der Ärzte Regel sich halten, damit nicht durch Kümmernis und Herzeleid Gottes Segen verhindert würde; er solle sich halten nach dem Rate Petri und seine Seele dem treuen Schöpfer be=

fehlen. Er erinnerte ihn an das Sprichwort: „Guter Mut ist halber Leib“: wenn's Herz fröhlich ist, so hat es mit dem Leibe keine Not. „Wir sollen gerne sterben,“ sagte er; „denn wir haben uns genug gelebt, allein daß wir noch eine Weile um der andern willen müssen leben.“

Mit besonderem Ernst und Eifer kam er Schwermütigen zu Hilfe. Eine ganze Reihe von Trostbriefen dieser Art richtete er an den Fürsten Joachim von Anhalt. Wie fromm, wie gesund und verständig ist da sein Zureden! Hier sei ein Brief mitgeteilt an den Bruder seines Hauslehrers Hieronymus Weller, Matthias Weller in Freiberg.

„Gnade und Friede in Christo.

„Ehrbarer, günstiger, lieber Freund! Es hat mir Euer lieber Bruder angezeigt, wie Ihr sollt sehr bekümmert sein und Anfechtung der Traurigkeit leiden. Was ich nun mit ihm geredet habe, wird er Euch wohl anzeigen. Aber, lieber Matthias, folgt hierin nicht Euren Gedanken, sondern hört, was andere Leute Euch sagen. Denn Gott hat befohlen, daß ein Mensch den andern trösten soll, und will auch, daß der Betrübte soll glauben solchem Trost, als seiner eignen Stimme. Denn also spricht er durch Sankt Paulum: ‚Tröstet die Kleinmütigen,‘ und Jesaias 40, 8: ‚Tröstet, tröstet mein Volk und sprecht ihm freundlich zu,‘ und anderswo: ‚Es ist mein Wille nicht, daß ein Mensch traurig sei, sondern fröhlich sollt ihr mir dienen und kein Opfer in Traurigkeit opfern‘; wie das alles Moses und die Propheten oft und viel predigen. Darum er auch geboten hat, daß wir nicht sollen sorgen, sondern die Sorge ihm befehlen, weil er für uns sorgen will.

„Weil denn Gott will, daß einer den andern trösten und ein jeder den Trost glauben soll, so laßt Eure Gedanken fahren und wisset, daß Euch der leidige Teufel damit plagt, und sind nicht Eure Gedanken, sondern des leidigen Teufels Eingeben, der nicht leiden kann, daß wir einen fröhlichen Gedanken haben.

„So hört nun, was wir in Gottes Namen zu Euch sagen, nämlich, daß Ihr sollt fröhlich sein in Christo, als der Euer gnädiger Herr und Erlöser ist; den laßt für Euch sorgen: wie er denn gewißlich für Euch sorgt, ob Ihr noch nicht habt, was Ihr gern hättet. Er lebet noch! und versehet Euch des Besten zu ihm, das gefällt ihm — wie die Schrift sagt — als das beste Opfer. Denn kein lieblicher, angenehmer Opfer ist, als ein fröhlich Herz, das sich im Herrn freut.

„Darum, wenn Ihr traurig seid und will überhand nehmen, so sprecht: ‚Auf! ich muß unserm Herrn Christo ein Lied schlagen auf dem Regal (Klavier) — es sei Te Deum laudamus oder Benedictus — denn die Schrift lehrt mich, er höre gern fröhlichen Gesang und Saitenspiel.‘ Und greift frisch in die Saiten und singet drein, bis die Gedanken vergehen, wie David und Elisa thaten. Kommt der Teufel wieder und giebt eine Sorge oder traurige Gedanken ein, so wehrt Euch frisch und sprecht: ‚Aus, Teufel, ich muß jetzt meinem Herrn Christo singen und spielen.‘

„Also müßt Ihr Euch wahrlich wider ihn setzen lernen und nicht gestatten, wie er Euch Gedanken mache; denn wo Ihr einen zulaßt und zuhört, so treibt er wohl zehn Gedanken hintennach, bis er Euch übermanne. Darum nicht besser, denn flugs im ersten auf die Schnauze geschlagen. Und wie jener Ehemann that, wenn seine Ehefrau anfing zu nagen und beißen, nahm er die Pfeifen unter dem Gürtel hervor und pfiff getrost, da ward sie zuletzt so müde, daß sie ihn zufrieden ließ: also greift Ihr auch ins Regal oder nehmt gute Gesellen und singet, bis Ihr lernet seiner spotten.

„Denn wo Ihr könntet glauben, daß solche Gedanken des Teufels wären, so hättet Ihr schon gewonnen. Aber weil Ihr noch schwach im Glauben seid, so horchet uns, die wir's durch Gottes Gnade wissen, und haltet Euch an unsern Stab, bis Ihr selbst lernet gehen. Und wenn Euch gute Leute tröften, mein lieber Matthias, so lernet ja glauben, daß Gott solches zu Euch sagt; folget und zweifelt nicht, es sei Gottes Wort gewißlich, der Euch, seinem Gebot nach, durch Menschen tröstet.

„Und derselbige Herr, so mich's hat geheißen und ich aus Gehorsam Gottes thun muß, gebe Euch das alles zu glauben und spreche das alles in Euer Herz, Amen.

„Wittenberg, Mittwoch nach Franzisci (6. Okt.), Anno 1534.“

Noch ein Brief an einen Lebensüberdrüssigen, der wohl zu Selbstmordgedanken neigte. Er hieß Jonas von Stockhausen.

„Gnade und Friede in Christo.

„Gestrenger, Fester, lieber Herr und Freund! Mir ist von guten Freunden angezeigt, wie Euch der böse Feind hart anficht mit Ueberdruß des Lebens und Begierde des Todes. O mein

lieber Freund, hier ist hoch Zeit, daß Ihr Euren Gedanken ja nicht trauet noch folget, sondern höret andere Leute, die solcher Anfechtung frei sind, ja bindet Eure Ohren feste an unsern Mund und laßt unser Wort in Euer Herz gehen, so wird Gott durch unser Wort Euch trösten und stärken.

„Erstlich wisset Ihr, daß man soll und muß Gott gehorsam sein, und fleißlich sich hüten vor Ungehorsam seines Willens. Weil Ihr denn gewiß seid und greifen müßt, daß Euch Gott das Leben giebt und noch nicht tot will haben: so sollen solchen göttlichen Willen Eure Gedanken weichen.

„Es war unserm Herrn Christo das Leben auch sauer und bitter, doch wollte er nicht sterben ohne seines Vaters Willen und floh den Tod, hielt das Leben, wo er konnte, und sprach: ‚Mein Stündlein ist noch nicht gekommen'. Und Elias, Jonas und mehr Propheten riefen und schrieen nach dem Tod vor großem Wehe und Ungeduld des Lebens, und verfluchten dazu ihre Geburt, Tag und Leben; doch mußten sie leben und solchen Ueberdruß mit aller Macht und Ohnmacht tragen, bis ihr Stündlein kam.

„Darum müsset Ihr ein Herz und Trost fassen gegen Euch selbst und mit Zorn gegen Euch selbst sprechen: ‚Nein Gesell, wenn du noch so ungerne lebtest, so sollst du leben und mußt mir leben; denn so will's mein Gott, so will ich's haben. Hebt euch, ihr Teufelsgedanken, in den Abgrund der Hölle mit Sterben und Tod, hier habt ihr nichts zu schaffen!' und die Zähne zusammen gebissen wider die Gedanken und in Gottes Willen solchen harten Kopf aufgesetzt und halsstarriger und eigensinniger sich gemacht, denn kein böser Bauer oder Weib, ja härter, denn kein Ambos noch Eisen ist. Werdet Ihr Euch so angreifen und wider Euch selbst kämpfen, so wird Euch Gott gewißlich helfen.

„Das ist der beste Rat; dazu muß und soll Euch helfen das Gebet unser und aller frommer Christen. Hiemit befehl ich Euch unserm lieben Herrn, dem einigen Heiland und rechten Siegmann Jesu Christo, der wolle seinen Sieg und Triumph in Eurem Herzen behalten wider den Teufel und uns alle durch seine Hilfe und Wunder in Euch erfreuen, das wir tröstlich hoffen und bitten, wie er uns geboten und verheißen hat, Amen.

„Zu Wittenberg, Mittwoch nach Katharinä (27. Nov. 1532).

Einen herrlichen Sieg über solch tötliche Anfechtungen des Gemüts gab Gott Luthern an seinem Freunde Melanchthon.

Es war im Jahre 1540. Melanchthon hatte Zeuge sein müssen bei der bösen Trauung des hessischen Landgrafen mit Margarethe von der Saal. Die heftigen Gewissensbedenken, die ihn dabei bewegten, dazu die Sorgen um das eben damals betriebene Konkordienwerk mit den Altgläubigen warfen ihn aufs Krankenlager (Seite 337. 450). An Ärzten fehlte es zwar zu Weimar am kurfürstlichen Hofe nicht; aber diese Krankheit konnte kein Arzt heilen. Der Kurfürst ließ durch Eilboten Luthern von Wittenberg herholen: Tag und Nacht mußte er mit Eilwagen reisen.

Schlimm genug fand Luther den Freund. Aller Verstand entwichen, die Sprache entfallen, die Augen gebrochen, das Gehör vergangen, Gesicht und Schläfe eingefallen. Niemanden kannte er, aß nichts und trank nichts.

Luther erschrak nicht wenig. „Behüt' Gott," rief er, „wie hat mir der Teufel dieses Organon (Gotteswerk) geschändet!" Alsobald kehrte er sich zum Fenster und betete ernstlich. Er sagte davon später den Freunden: „Allda mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen, Gebete zu erhören, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte."

Hierauf ergreift er Melanchthon bei der Hand und spricht: „Sei guten Mutes, Philippe, du wirst nicht sterben. Ob wohl Gott Ursach hätte zu töten, so will er doch nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er hat Lust zum Leben und nicht zum Sterben. Hat Gott die allergrößten Sünder, so je auf Erden gekommen, als Adam und Eva, zu Gnaden wieder berufen und angenommen, viel weniger will er dich, mein Philippus, verstoßen noch in Sünden und Schwermut verderben lassen. Darum so gieb dem Trauergeist keinen Raum und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem Herrn, der töten und wieder lebendig machen kann."

Des starken Freundes Nähe, sein gläubig Beten und Zureden wirken Wunder. Melanchthon atmet auf. Reden kann er noch nicht; aber nach einer Weile wendet er sein Gesicht gerade auf Luther zu und hebt an ihn zu bitten: er wolle ihn um Gottes willen nicht länger aufhalten,

er sei jetzt auf einer guten Fahrt, da solle er ihn lassen hinziehen, es könne ihm doch nichts Besseres widerfahren.

Luther kannte des Freundes Schmerzen wohl, die ihn so lebensmüde machten. „Mit nichten," sprach er; „du mußt unserm Herrgott noch weiter dienen."

Darüber wird Melanchthon immer munterer. Luther läßt ihm eilends etwas zu essen herrichten und bringt's ihm selber. Melanchthon weigert sich; da nötigt ihn Luther mit freundschaftlichem Drohen: „Hörst du, Philippus? Kurzum, du mußt mir essen, oder ich thue dich in den Bann!"

Der Kranke beugt sich dem starken Willen, der über ihn gekommen ist, nimmt ein wenig zu sich: die harte Krankheit ist gebrochen und das „Werkzeug Gottes" dem Leben wiedergewonnen.

Der Kampf wider die Trauergeister war recht eigentlich der Lebenskampf Luthers. Der Teufel war ihm der alleroberste; er kannte es von Erfurt her, wie er den armen Menschen zusetze: die Menschen von ihm frei zu machen war sein Drang bei seinem ganzen Reformationswerke. Der Teufel macht traurig, Christus macht fröhlich! —

Hören wir weiter, wie er auch andre böse Geister zu bannen weiß.

Zu Köln an der Spree (dem heutigen Berlin) wohnte ein Ackerbürger und Handelsmann, namens Hans Kohlhase, dem hatte ein kursächsischer Junker, Günther von Zaschwitz, seine schönen Pferde unrechtmäßiger Weise mit Beschlag belegt. Weil nun der Landvogt von Wittenberg ihm nicht gleich zu billiger Entschädigung half (Kursachsen und Brandenburg standen damals auf schlechtem Fuße), erließ Hans Kohlhase ganz auf eigene Faust einen wütenden Fehdebrief wider den von Zaschwitz und das ganze Land Sachsen, fing auch wirklich an, um Wittenberg zu brennen und zu morden und zu rauben, so daß ein großer Schrecken vor ihm unter die Leute fuhr. Luther aber fand gute Gelegenheit, dem Manne ins Gewissen zu reden, da dieser im Vertrauen auf Luthers gerechten Sinn selber ihn um Rat in seiner Sache befragte. Luther gab ihm offenen Bescheid:

„Gnade und Friede in Christo.

„Mein guter Freund! Es ist mir fürwahr Euer Unfall leid gewesen, und noch, das weiß Gott; und wäre wohl zuerst besser gewesen, die Rache nicht vorzunehmen, dieweil dieselbe ohne Beschwerung des Gewissens nicht vorgenommen werden mag, weil sie eine selbsteigne Rache ist, welche von Gott verboten ist (5. Mose

32, 35. Röm. 12, 19): ‚Die Rache ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten,‘ und nicht anders sein kann; denn wer sich darein begiebt, der muß sich in die Schanz geben, viel wider Gott und Menschen zu thun, welches ein christlich Gewissen nicht kann billigen.

„Und ist ja wahr, daß Euch Euer Schaden und infamia billig wehe thun soll und schuldig seid, dieselbige (Eure Ehre und Recht) zu retten und zu erhalten, aber nicht mit Sünden oder Unrecht. Was recht ist, sagt Moses, sollst du gerecht verfolgen: Unrecht wird durch ander Unrecht nicht zu Recht gebracht. Nun ist Selbstrichter sein und Selbstrichten gewißlich unrecht, und Gottes Zorn läßt es nicht ungestraft. Was ihr mit Recht ausrichten mögt, da thut Ihr wohl: könnt Ihr das Recht nicht erlangen, so ist kein ander Rat da, denn Unrecht leiden. Und Gott, der Euch also läßt Unrecht leiden, hat wohl Ursach' zu Euch. Er meinet es auch nicht übel noch böse mit Euch, kann auch solches wohl reichlich wieder erstatten in einem andern, und seid darum unverlassen.

„Und was wolltet Ihr thun, wenn er wohl anders wollt' strafen, an Weib, Kind, Leib und Leben? Hie müsset Ihr dennoch, so Ihr ein Christ sein wollt, sagen: ‚Mein lieber Herr Gott, ich hab's wohl verdienet; du bist gerecht und thust nur allzuwenig nach meinen Sünden.‘ Und was ist unser aller Leiden gegen seines Sohnes unsres Herrn Christi Leiden?

„Demnach, so Ihr meines Rats begehret (wie Ihr schreibet), so rate ich, nehmet Friede an, wo er Euch werden kann, und leidet lieber an Gut und Ehre Schaden, denn daß Ihr Euch weiter sollt begeben in solch Fürnehmen, darin Ihr müsset aller der (derer) Sünden und Büberei auf Euch nehmen, so Euch dienen würden zur Fehde; die sind doch nicht fromm und meinen Euch mit keinen Treuen, suchen ihren Nutz. Zuletzt werden sie Euch selbst verraten, so habt Ihr dann wohl gefischet. Malet Ihr ja nicht den Teufel über die Thür und bittet ihn nicht zu Gevattern, er kömmt dennoch wohl; denn solche Gesellen sind des Teufels Gesinde, nehmen auch gemeiniglich ihr Ende nach ihren Werken. Aber Euch ist zu bedenken, wie schwerlich Euer Gewissen ertragen will, so Ihr wissentlich solltet so viel Leute verderben, da Ihr kein Recht zu habt. Setzt Ihr Euch zufrieden, Gott zu Ehren, und lasset Euch Euren

Schaden von Gott zugefüget sein und verbeißet's um seinetwillen: so werdet Ihr sehen, er wird wiederum Euch segnen und Eure Arbeit reichlich belohnen, daß Euch lieb sei Eure Geduld, so ihr getragen habt. Dazu helfe Euch Christus unser Herr, Lehrer und Exempel aller Geduld und Helfer in Not, Amen.

„Dienstag nach Nikolai 1534."

Leider half der Brief nicht auf die Dauer. Kohlhase gewann Lust zu dem Räuberleben, verging sich endlich gar in seines eignen Kurfürsten Lande: dafür wurde er aufs Rad geflochten. —

Übrigens sagte Luther den Leuten, die sich an ihn wandten, nicht nur offen die Wahrheit: er bemühte sich auch ernstlich für sie, wenn er ihre Sache für Recht erkannte. Das erfuhr besonders Johann Friedrich, den er gar oftmals mit seiner Fürsprache behelligte. Mit Fug und Recht konnte er einst einem Richter gegenüber es aussprechen:

„Ihr wisset, Doktor Martinus ist nicht Theologus und Verfechter des Glaubens allein, sondern auch Beistand des Rechts armer Leute, die von allen Orten und Enden zu ihm fliehen, Hilfe und Vorschrift an Obrigkeiten von ihm zu erlangen."

Freimütig wies er auch Behörden zurecht, wenn sie in ihrer Amtsführung irrten, mochte er von Rechtswegen nichts dreinzureden haben. So schrieb er Ende Januar 1544 einen gewaltigen Brief an das Konsistorium zu Wittenberg in Sachen der „heimlichen Verlöbnisse". Es riß damals die neue Sitte ein, daß junge Leute hinter dem Rücken der Eltern heimlich sich verlobten und solche Verbindungen dann vor dem Gesetz als rechtsgiltig anerkannt wurden. Das Konsistorium, worin auch Freund Bugenhagen saß, die Juristen aber das große Wort führten, sprach sich auf Grund des kanonischen (päpstlichen) Rechts auch für Giltigkeit der heimlichen Verlöbnisse aus. Luther, der schon immer dagegen geeifert hatte, manchmal auch schon scharf dagegen gepredigt, reichte nun aus besonderem Anlaß im Januar 1544 besagtes Schreiben ein, worin er sich u. a. dahin äußert:

„Erstlich wäre ich zwar der Unlust lieber überhoben gewesen; aber weil ich es auf mein Gewissen als ein Seelsorger in dieser Kirche (in der Wittenberger Gemeinde) nicht habe können nehmen, hab' ich mich wider des Konsistorii Urteil setzen müssen von meines Amtes wegen. Denn da unser Konsistorium gewußt, oder je gewußt sollte haben, wie es um das heimliche Verlöbnis in unsrer Kirche gethan ist, sollten sie billig sich anders erzeigt haben, nämlich das heimliche Verlöbnis verdammt,

anstatt solches Teufelswerk unsrer armen Jugend in einem bösen starken Fall zu bestätigen. Es kann ja ein heimlich Verlöbnis andres nichts sein, denn des Teufels Geschäft, durch den Gottesfeind und Seelenmörder, den Papst, gestiftet, wie Daniel von ihm geweissagt hat, daß er sich über und wider Gott setzen und alle Gottesordnung gräulich zerstören würde, als Kirchenregiment, weltlich Regiment, Hausregiment. Also hat er in diesem Stück auch das vierte Gebot Gottes aufgehoben, den Kindern erlaubt und sie gelehret, den Eltern ungehorsam zu sein, sich selbst den Eltern zu stehlen und zu rauben durch heimlich Verlöbnis. . . . Einen Dieb, der zehn oder zwanzig Gulden stiehlt, henket man, und diesen Dieb, der mir mein Kind stiehlt und mich zu Tode martert, soll ich noch feiern als einen Wohlthäter und Heiligen? dazu in meine Güter einsetzen, die mir sauer geworden sind, damit solche Bosheit, an mir begangen, ja herrlich belohnt und geehret werde? Dank habe du, heiligster Papst, für deine gute Lehre! Dank müssen haben solche päpstische Juristen, mit welchen wir gar fein wollen haushalten in der Kirche Christi, wenn sie wollen brechen, was wir bauen, und bauen, was wir brechen!“

Das war scharf geredet mit den Herren Juristen vom Konsistorium. So durfte gewiß nur Luther bei seiner einzigartigen Stellung dreinfahren! Übrigens zeigt sich auch in dieser Sache sein schlichter, alles bedenkender Sinn. Mochte er noch so stark der Eltern Recht über ihre Kinder schützen, so konnte er auch Eltern stark ins Gewissen reden, wenn sie jungen Leuten, die einander liebhatten, nicht wollten ihren Willen dreingeben. Da lehrte er ihnen, „daß die Eltern nicht sollen, noch mit Gott können die Kinder zwingen oder hindern nach ihrem Gefallen. Es soll ja der Sohn seinen Eltern ohne ihren Willen keine Tochter bringen; aber der Vater soll auch dem Sohn kein Weib aufzwingen. Sie sollen beiderseits dazuthun.“

Zum Schluß dieses Kapitels seien noch einige Briefe mitgeteilt, die Luther nach Todesfällen an die Leidtragenden geschrieben. Wie herzlich und treu, wie fromm und tröstlich ist da alles! Wie manchem Gemüte wird er, der die Kirche reformierte, da zurechtgeholfen haben! So ist diese Wirksamkeit im Kleinen recht ein Spiegel seiner Wirksamkeit im Großen.

Im Jahre 1542 starb zu Frankfurt am Main der Prediger Johann Cellarius. Luther schrieb an die Witwe:

„Gnade und Friede in Christo.

„Ehrbare, tugendsame, liebe Frau! Ich habe leider erfahren, wie Gott der liebe Vater Euch, ja uns auch, mit einer Ruten gestäupet und den lieben Mann Mag. Johannem Cellarium, Euren Hausherrn, von Euch und uns genommen, daran uns allen wehe geschehen, ob er wohl in guter, seliger Ruhe ist. Aber lasset Euch das trösten, daß Euer Leid das größte nicht ist unter Menschen-Kindern, deren viel sind, die hundert mal Ärgres müssen leiden und vertragen. Und ob unser aller Leiden auf Erden auf einem Haufen läge, so wäre es doch nichts gegen das, so Gottes Sohn für uns und um unsrer Seligkeit willen unschuldig gelitten hat. Denn es ist kein Tod gegen den Tod unsers Herrn und Heilandes Christi zu rechnen, durch welches Tod wir alle vom ewigen Tod errettet sind.

„Also tröstet Euch in dem Herrn, der für Euch und uns alle gestorben und vielmal besser denn wir, unsre Männer, Weiber, Kinder und alles ist. Denn wir sind doch sein, wir sterben oder leben, darben oder haben und wie es gehet. Sind wir aber sein, so ist er auch unser mit allem, was er ist und hat. Amen.

„Demselbigen hiemit zu Gnaden befohlen. Meine Käthe entbeut Euch in Gott Trost und Gnade.

„Montags nach Kantate (8. Mai), 1542.“

Dem kurfürstlichen Landrentmeister Hans von Taubenheim, seinem Gevatter, sandte Luther nach dem Ableben seiner Gattin folgenden Brief:

„Gnade und Friede in Christo!

„Gestrenger, Fester, lieber Herr, freundlicher Gevatter! Es ist mir kund worden, wie unser lieber Herr Gott abermal seine Ruten über Euch hat gehen lassen und Euch Eure liebe Hausfrau zu sich selbst genommen. Solche Eure Traurigkeit und Schmerz ist mir wahrlich von Herzen leid. Denn ich weiß, daß Euch viel anders zu Sinn ist, als den losen Leuten, so ihrer Weiber Tod gerne sehen, und acht' mich dafür, daß ich Euch wohl kenne, als der ja Christo nicht feind ist, sondern sein Wort und Reich liebet, auch aller Untugend und Unehre von Herzen gram ist, wie ich wohl erfahren. In Summa, ich halt' Euch für einen frommen Mann, daran ich nicht fehle; wie Ihr wiederum auch mich für fromm haltet, Gott gebe, daß Ihr nicht fehlet. Denn mit mir ist's ein anders, als der in großen Sachen stecket, und derhalb,

wo Gott die Hand abzöge, gefährlicher sündigen müßte. Weil mir solches von Euch bewußt, daß Ihr nicht Gottes Feind seid, so kann er wiederum Euer Feind nicht sein, als der Euch viel eher geliebet, denn Ihr ihn geliebet habt, wie es mit uns allen auch gehet.

„Darum lasset Euch das Rütlein des lieben Vaters also schmerzen, daß Ihr Euch seines gnädigen, väterlichen Willens gegen Euch viel höher tröstet und im Kampf des Schmerzes lasset den Frieden Gottes, der über alle Vernunft und Sinne schwebt, den Triumph halten, wenn gleich das Fleisch schlucket und mucket. Wie ich mich versehe, daß Ihr auch ohn' meine Tröstungen, durch Gottes Wort berichtet, selbst wisset, wie göttlicher Friede nicht in den fünf Sinnen oder Vernunft, sondern weit darüber im Glauben schweben soll. Unser lieber Herr Jesus Christus sei mit Euch. Denn ich bin Euch ja, das weiß Gott, hoffe auch, daß Ihr daran nicht zweifelt, günstig und hab' Euch mit Ernst lieb. Ob ich wohl nichts bin und auch nun schier nirgend zu taug, so muß doch Christus ein solch arm rustrig Werkzeug haben und mich in seinem Reich dulden hinter der Thür; und helfe Gott, daß ich's wert sei. Hiemit Gott befohlen.

„Freitags nach drei Königen 1539."

Endlich einen Brief an einen gewissen Zink in Königsberg, dem ein Sohn als Student zu Wittenberg gestorben war.

„Gnade und Friede in Christo, unserm Herrn, zuvor.

„Mein lieber Freund! Ich achte wohl, daß nun die Mähre vor Euch kommen sei, wie Euer lieber Sohn, Johannes Zink, so allhier bei uns von Euch zum Studium gehalten, mit schwerer Krankheit überfallen; und wiewohl fürwahr kein Mangel an Fleiß, Sorge und Arzenei gesparet ist, so ist doch die Krankheit zu mächtig worden, hat ihn weggenommen und zu unserm Herrn Jesu Christo in den Himmel gebracht.

„Er ist uns allen gar ein lieber Knabe gewesen, sonderlich mir, daß ich viel Abend sein gebraucht habe, den Diskant zu singen in meinem Hause, darum, daß er fein still, züchtig und im Studieren sonderlich fleißig war, daß uns allen sehr wehe geschehen ist durch seinen Abschied, und wo es immer möglich hätte können sein, gar gern errettet und erhalten hätten; aber er ist Gott noch viel lieber gewesen, der hat ihn wollen haben.

„Nun wird, wie billig, solcher Fall und Geschichte Euer und Eures lieben Weibes Herz, als die Eltern, betrüben und bekümmern, das ich Euch nicht verdenke, weil er uns alle und sonderlich mich bekümmert. Doch vermahne ich Euch, daß Ihr wollet Gott vielmehr danken, der Euch solch fein, fromm Kind bescheret hat und Euch würdig geachtet, Eure Kost und Mühe so wohl anzulegen.

„Aber das soll Euch — wie es auch uns thut — aufs höchste trösten, daß er so säuberlich und sanft entschlafen ist, mit solch feinem Bekenntnis, Glauben und Vernunft, das uns alle Wunder hat und kein Zweifel sein kann, so wenig der christliche Glaube falsch sein kann, er sei bei Gott, seinem rechten Vater, ewiglich selig. Denn einem solchen schönen, christlichen Ende kann das Himmelreich nicht fehlen.

„Wollet auch daneben bedenken, wie viel Euch zu danken und zu trösten sein will, daß er nicht, wie vielen andern geschieht, fährlich oder jämmerlich umgekommen ist. Nun aber ist er an dem Ort, da er gar ungern mit aller Welt wechseln wollte, auch nicht auf einen Augenblick.

„Darum betrübt Euch also, daß Ihr Euch vielmehr auch tröstet, denn Ihr habt ihn nicht verloren, sondern vor Euch hingesandt, daß er ewiglich und selig erhalten wird. Denn so spricht Sankt Paulus: ‚Ihr sollt Euch über die Verschiedenen oder Schlafenden nicht betrüben wie die Heiden, die keine Hoffnung haben (1. Thess. 4, 13).‘

„Ich versehe mich, Magister Veit Dietrich, sein Präzeptor, werde Euch etliche seiner schönen Worte, vor seinem Ende geredet, zuschreiben, die Euch gefallen und trösten werden. Ich aber habe diese Schrift aus Liebe zu dem frommen Knaben nicht wollen unterlassen an Euch zu fertigen, damit Ihr gewisses Zeugnis habt, wie es mit ihm ergangen ist.

„Christus, unser Herr und Tröster, lasse Euch ihm in seine Gnade befohlen sein.

„Am Sankt Georgen Abend, Anno 1532.“

Achtes Kapitel.

Eigene Anfechtung und Bewährung.

Nur wer selbst etwas von den Schmerzen erfahren hat, deren eine Menschenseele fähig ist, wird andre recht trösten und aufrichten können.

Darum war Luther ein solcher rechter Seelsorger, weil er gar zu gut wußte, was Seelenangst zu bedeuten hat, und auch Hilfe und Rettung dafür aus eigener Erfahrung kannte.

Und nicht allein im Erfurter Kloster hatte er durch dieses Feuer innerer Läuterung hindurchgemußt, zeitlebens hatte sein Gemüt unter schweren Anfechtungen zu leiden, die in verschiedener Stärke von Zeit zu Zeit immer wiederkehrten. Wir haben beiläufig schon mehrmals davon berichten müssen (z. B. Seite 193).

Einen besonders heftigen Anfall erlitt er im Jahre 1527. Sein Freund und Beichtvater Bugenhagen hat uns davon berichtet. Es war in der Nacht vom Freitag auf Sonnabend, den 9. Juli. Luther war allein, da ergriff ihn jene namenlose Angst, die er selbst von aller leiblichen Schwachheit unterscheidet: viel härter und gefährlicher sei sie gewesen, als Krankheitsanfälle, die ihn eben damals auch plagten. Er besorgte, wenn die Hand Gottes so stark wiederkäme, würde er sie ohne christlichen Beistand nicht ertragen können, meinte wohl auch, sein letztes Stündlein sei nahe. Darum ließ er Bugenhagen rufen: er solle eilend zu ihm kommen.

Erschreckt folgt Bugenhagen dem Rufe, findet aber Luthern ganz, wie er sonst war, bei seiner Frau sitzen. Bugenhagen fragt ihn: warum

er ihn hätte rufen lassen? Antwort: „Um keiner bösen Sache willen.“ Darauf gehen sie zusammen in ein andres Zimmer.

‚Da,‘ erzählt Bugenhagen, ‚befahl er sich und alles, was er hatte, mit großem Ernste Gott, hob an zu beichten und zu bekennen seine Sünde, und der Meister begehrte vom Schüler Trost aus göttlichem Wort, item eine Absolution und Entbindung von allen seinen Sünden, ermahnte mich auch, ich sollte fleißig für ihn bitten, welches ich desgleichen von ihm begehrte. Weiter begehrte er, daß er des folgenden Sonntags möchte empfahen das heilige Sakrament des Leibes und Blutes Christi, und sagte: „Will mich der Herr jetzt rufen, so geschehe sein Wille.“‘

Trotz solcher Gemütsbewegung wollte Luther auch an diesem Sonntag predigen. Es kam aber noch am Sonnabend nachmittag um 5 ein Anfall leiblicher Schwachheit, der ihm wieder hart zu schaffen machte. Wir schließen daraus, daß auch jene Seelenangst in der Nacht vorher ihre körperlichen Ursachen wird gehabt haben; aber doch mag es manchen Wunder nehmen, daß der Mann, welcher singen konnte:

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr:
Es muß uns doch gelingen —

daß der mit dem Teufel, welchem er alle jene leiblichen wie geistlichen Anfechtungen auf die Rechnung schrieb, nicht allein fertig wurde.

In der That hat Luther oft genug seinen Widerwillen gegen die Einsamkeit ausgesprochen, welche für einen Christenmenschen voll von Versuchungen sei (Seite 578): das war seine Erfahrung. Die einsame Klosterzelle, in der er einst Furchtbares gelitten, hatte ihm das Alleinsein verleidet; seine späteren Anfechtungen waren nichts weiter als Nachwehen jener Erschütterungen, die ihn bis an den Rand des Grabes gebracht.

Wollte aber jemand Luthern im Ernst aus solchen inneren Kämpfen einen Vorwurf machen, als habe er den wahren Seelenfrieden der Kinder Gottes nicht gehabt (wie denn in der That die Römischen immer noch gern darauf mit Fingern weisen und sprechen: Seht, das sind die Gewissensbisse, die ihn quälen!) — dem müssen wir antworten: Auch der erlöste Christ, der bei Gott Vergebung der Sünden und Frieden für sein Gewissen gefunden hat, muß diesen Frieden immer wieder von neuem unter allerhand Anfechtungen sich erkämpfen. Hat selbst unser Heiland gerufen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ —

wie mag solches seinen Jüngern erspart bleiben? Nur die stolzen Heiligen, die weder den Jammer der Welt, noch den Jammer ihrer eignen schwachen Seele kennen, wissen nichts von solchen schweren Stunden.

Und was lag auf Luthern! Eine Welt neuer Gedanken hat er eingeführt in Kirche und Vaterland. Tausend Bande alter Verhältnisse, Gewohnheiten und Begriffe mußte er zerreißen, damit er Gottes Wort und Willen die Bahn wieder frei machte: er wäre kein Mensch gewesen, wenn ihm das nicht persönlich nahe gegangen wäre. Ja, draußen auf dem Kampfplatz, da zuckte kein Fiber seines Herzens: fest und ruhig in dem, was das Gewissen ihm gebot, vollbrachte er sein Werk: so zu Wittenberg, da er die Bulle verbrannte, zu Worms, da er vor Kaiser und Reich sein Bekenntnis that. Oder man lese die Briefe, womit er von der Koburg her die Streiter in Augsburg stärkte!

Keine Äußerung Luthers wirft mehr Licht auf diesen Wechsel seiner Seelenstimmung, als jene Stelle in dem Briefe an Melanchthon vom 30. Juni 1530, wo er dem ängstlichen Freunde schreibt (Seite 233):

„Bei den innern Kämpfen bin ich verzagter, Du mutiger. Dagegen in den öffentlichen Kämpfen tauschen wir die Rollen. Denn Du fragst wenig nach Deiner Person, aber für die gemeine Sache fürchtest Du; ich dagegen bin der gemeinen Sache wegen guten und getrosten Muts, weil ich weiß, daß es die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit, ja Christi selber und Gottes ist, die nicht so erblassen muß um ihre Sündenschuld, wie ich kleiner Heiliger für meine Person erblassen und zittern muß bei meinen inneren Kämpfen."

Da schauen wir tief hinein in Luthers große Seele. Wenn er an sich selber dachte mit allen seinen Fehlern und Schwächen, mit seiner ganzen Menschlichkeit, und an die Majestät göttlicher Gerechtigkeit — da empfand er seine ganze Unwürdigkeit, Gottes Kind zu sein, ja sein auserwähltes Werkzeug. Wenn er aber eintreten konnte für Gottes Sache, mit Worten oder mit seiner Person, da fühlte er sich stark in Gott, da war er nicht mehr der arme Sünder, sondern der begnadigte Zeuge Gottes, dem Welt, Sünde, Tod und Teufel mit all' ihrem Grimm nichts anhaben konnten. Da stand er da, fest und unbeweglich, als die Mauer, von Gott gesetzt für das Haus Israel, zu stehen wider den Streit am Tage des Herrn, nach dem Spruch Hesek. 13, 5, dessen er oft gedenkt. Er hatte die Sache nicht aus eignem Fürwitz angefangen,

er hatte von seinem Herrn Christus einen gewissen göttlichen Beruf (Seite 287), darum wollte er mit Christus stehen oder mit Christus untergehen (Seite 234)!

Und auch über jene inneren Kämpfe, da ihm der Gedanke: Was bin ich? (nicht ohne Nachwirkung seiner mönchischen Erziehung) die Freudigkeit seines Glaubensstandes trüben wollte, ist er mit Gottes Hilfe Herr geworden. Mit Gottes Hilfe; denn an ihn wandte er sich dann in heißem Gebet, und wenn das nicht half, ließ er Wort und Sakrament durch die Hand des Bruders sich reichen. Daran erquickte sich dann sein Glaube, wie die ermattete Pflanze unter dem Segen eines Gewitterregens.

Bugenhagen wußte ihn in seinen schweren Stunden richtig zu behandeln. Er schalt ihn wohl auch einmal um seinen Kleinglauben; das half dann sicher. So im Jahre 1535, als Luther sich einmal recht gedrückt fühlte, auch um gemeiner Not willen, und er's dem Freunde und Seelsorger klagte, bekam er zur Antwort:

„Unser Herrgott gedenkt ohne Zweifel im Himmel: ‚Was soll ich doch mit diesem Menschen mehr machen? Ich hab' ihm so viel herrliche, große Gaben gegeben, dennoch will er an meiner Gnade verzweifeln!‘"

„Diese Worte," bekannte Luther späterhin, „waren mir ein herrlicher, großer Trost und blieben mir fest in meinem Herzen sitzen, als hätte sie mir ein Engel vom Himmel selber gesprochen, wiewohl damals Doktor Pommer darauf nicht dachte, daß er mit seiner Rede mir einen Trost wollte geben."

Und so waren solche Anfechtungen doch nur vorübergehende Anfälle, die seinem gesunden Glaubensleben keinen Schaden thun konnten. Ja, er ging nur immer gefestigter, immer tüchtiger zu seinem Amt und Werk daraus hervor.

„Ich habe aus Erfahrung gelernt," äußerte er einmal, „wie man sich in Anfechtung halten soll. Nämlich wer mit Traurigkeit, Verzweiflung oder anderm Herzeleid geplagt wird und einen Wurm im Gewissen hat, derselbige halte sich erstlich an den Trost des göttlichen Wortes, darnach so esse und trinke er und trachte nach Gesellschaft und Gespräch gottseliger und christlicher Leute, so wird's besser mit ihm werden." Kennt jemand gegen Schwermut gesünderen, vernünftigeren, christlicheren Rat?

So wurden Luthers innere Kämpfe, wie es bei einem Christen sein

muß, ein Segen für die Brüder, die er aus seiner Erfahrung heraus tröstete und aufrichtete.

Hier sei von Luthers Wappen berichtet, das er sich sinnig selbst ersann.

Als er auf der Koburg saß, ließ der Kurprinz Johann Friedrich ihm zum Geschenk in Nürnberg einen Siegelring stechen. Der Ratsschreiber Spengler zu Nürnberg erbat sich damals von Luther eine Erklärung seines Wappens. Dasselbe zeigt auf blauem Felde eine weiße Rose, darin ein rotes Herz, darin ein schwarzes Kreuz. Luther erklärte es dem Freunde wie folgt:

„Gnade und Friede in Christo.

„Ehrbarer, günstiger, lieber Herr und Freund. Weil Ihr begehrt zu wissen, ob mein Petschaft recht getroffen sei, will ich Euch meine ersten Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollte fassen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie.

„Das erste sollt' ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Denn so man von Herzen gläubt, wird man gerecht. Ob's nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortifizieret, und soll auch wehe thun, dennoch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, es tötet nicht, sondern erhält lebendig. Denn der Gerechte lebt seines Glaubens, nämlich des Glaubens an den Gekreuzigten. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, und kurz in eine weiße, fröhliche Rosen setzt, nicht wie die Welt Fried' und Freude giebt; darum soll die Rose weiß und nicht rot sein, denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose stehet im himmelfarbenen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der zukünftigen himmlischen Freude, jetzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und in solch Feld einen güldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist.

„Christus unser lieber Herr sei mit Euerm Geiste bis in jenes Leben, Amen.

„Aus der Wüste Gruboc (Koburg), 8. Juli 1530.“

So verstanden ist Luthers Wappen wirklich ein Merkzeichen seiner Glaubensstellung. Die herzliche Zuversicht auf Christum, den Gekreuzigten, das war seine Theologie. In ihm fand er den Mut, sich der väterlichen Liebe Gottes zu getrösten, in ihm fand er Frieden inmitten der argen Welt, Trost für alle Leiden und Anfechtungen, Freiheit von jeglicher Menschensatzung, sie mochte noch so heilig sich schmücken, Kraft, auch mit dem Teufel zu ringen, Mann gegen Mann, und doch endlich den Sieg zu behalten.

Denn sein ganzes Reformationswerk, ja sein ganzes Christenleben, sah Luther als einen persönlichen Kampf mit dem Teufel an. Oft vergaß er, daß es irrende Menschen von Fleisch und Blut waren, die der Wahrheit seines Evangeliums sich widersetzten: im Papst, im Türken, in den Schwärmern und Sakramentierern sah er den Teufel selbst wider Gott und sein Wort sich auflehnen. Daher fällt er oft so heftig aus, daher kann er die Streiche gar nicht wuchtig genug führen, weil es dieser höllischen Macht zu widerstehen galt. Gegen die Menschen selber, die seine Gegner sind, ist er immer versöhnlich gesinnt: das beweisen seine demütigen Briefe, die er gelegentlich an Leo X., an Herzog Georg, an König Heinrich VIII. von England geschrieben hat, seine Fürsprache für den verirrten Karlstadt, sein Gebet für Herzog Georg und andre Verfolger des Evangeliums, sein Schmerz, da er Zwingli, Albrecht von Mainz und wen er sonst in seinem Irrtum sterben sah, mußte verloren geben.

Mit Kardinal Albrecht hatte er noch 1542 einen heftigen Strauß. Gleichwohl schrieb er am 9. März 1545 mit ruhigem Gewissen:

„Ich habe oft gesagt und gepredigет, daß ich auch dem Kardinal zu Mainz nicht gram bin. Ja ich wünsche nicht, daß er meinen Katarrhum sollt' eine Stunde haben, wiewohl ich ihn (den Kardinal) hart angreife; denn ich nicht gern sehe, daß er also eilet und rennet zur Hölle zu, als hätte er Sorge, er möchte sie versäumen, so er doch zeitlich genug hineinkommen kann, wenn er schon langsam Fuß für Fuß hineintrachtet. Aber es will keine Vermahnung da etwas schaffen.“

Wirklich blieb Albrecht, trotzdem Luther ihn „hart angriff“, auf

einen alten Wegen. Als er nun noch in demselben Jahr 1545 starb, schrieb Luther bei Gelegenheit eines Schreibens an seinen Kurfürsten und Landgraf Philipp von Hessen mit bewegtem Herzen folgende Worte:

„Wir sind, Gott Lob! auch nicht steinernen Herzens oder eisernen Gemüts. Ich gönne niemand Böses; sonderlich soll ja kein Christ einem andern den Zorn Gottes wünschen, auch den Türken und Juden und keinem Feinde nicht, ja auch den Kardinälen und dem Papst nicht, Gottes Zorn soll auch kein Teufel dem andern fluchen. Es ist zu viel: ewiger Zorn; dawider jedermann für jedermann ernstlich bitten soll, und ist schuldig, also zu bitten. Gern hätte ich den Kardinal zu Mainz selig gesehen; aber da war kein Hören, und ist also dahingefahren. Gott behüte alle Menschen vor solcher Fahrt! Amen."

Oft hat man solche Widersprüche in Luthers Charakter aufgewiesen: seinen trotzigen Mut und seine innere Anfechtung, sein heftiges Schelten, ja Verdammen, und seinen menschenfreundlichen Sinn, der selbst den Feinden alles Gute gönnte — sieht man genauer zu, so sind's teils Widersprüche, die den Menschenherzen insgemein oder doch deutscher Art eigen zu sein pflegen, teils lösen sie sich in guten Zusammenklang auf, wenn man bedenkt, wie er meistens die große Sache, die Sache Gottes, mit großer Kraft allein ins Auge faßte und dann doch wieder menschlich der Personen gedachte. Als er eins seiner heftigsten Bücher geschrieben („Wider Hans Worst," d. i. wider Herzog Heinrich von Braunschweig, 1541), äußerte er darüber in einem Briefe an Melanchthon (12. April 1541):

„Ich habe mein Buch wider diesen Teufel Mezentius noch einmal durchgelesen und wundre mich, wie das zugegangen ist, daß ich drin so Maß gehalten habe. Ich rechne das dem Befinden meines Kopfes zu: dadurch ist mein Geist gehindert worden, freimütiger und kräftiger dreinzufahren."

Rings von Feinden des Evangeliums umgeben, hatte Luther daran genug Arbeit fürs Leben, die Fahne Gottes hoch emporzuhalten und stark zu verteidigen; wer an sie rühren wollte, auf den schlug er los, konnte da nicht lange prüfen und zusehen, ob der eine etwa minder schlimme Absichten hätte, denn der andre.

Gleichwohl fehlte ihm die Gabe, die Geister zu unterscheiden, durchaus nicht. Und wo persönlicher Verkehr die Bande des Vertrauens

fester geknüpft hatte, konnte er, wie wir mehrmals gesehen, auch abweichende Meinungen tragen und dulden.

Immer war doch sein Geist auf die Hauptsache gerichtet, auf Gottes Wort, Werk und Ehre. Wo Gott seinem Gewissen sich bezeugte, ging er für ihn durch Dick und Dünn. Es war sein völliger Ernst, als er zu Marburg Zwingli und seinen Genossen erklärte: wenn der Herr es ihn hieße, würde er auch Holzäpfel und Mist essen und glauben, daß es ihm heilsam wäre.

Aber bei dieser Gebundenheit an Gott — oder eben darum — welche Freiheit!

In der heiligen Schrift hatte er die alte Wahrheit, die Gott vom Himmel her durch Christum den Menschen geoffenbart, wieder entdeckt. Die heilige Schrift hat er darum seinen lieben Christen wieder in die Hände gegeben, damit sie selbst die Wahrheit darin suchen und finden möchten. Und doch, wie unbarmherzig geht er mit manchen Stücken der Bibel um! Wenn heute seine deutsche Bibel mit seinen Vorreden zum ersten mal erschiene, würden manche fromme Leute sich über seine Ansichten entsetzen. (Vgl. Band 2 Seite 535 f).

Vom Alten Testament kann scheinbar niemand geringschätziger reden als Luther, wenn er z. B. im Jahre 1529 die Stellung des Alten Testaments zum Neuen mit der Stellung Christi zu Muhamed im Glauben der Türken vergleicht: „Gleichwie wir Christen das Alte Testament auch für göttliche Schrift erkennen, aber doch, nun es erfüllet ist und, wie Petrus sagt (Apgesch. 15, 10), ohn' Gottes Gnade zu schwer ist, wird's durch's Evangelium aufgehoben, daß es uns nicht mehr bindet.“ Und doch: wie suchte und fand er im Alten Testamente Christum und wußte seinen Studenten nichts Besseres zu bieten, als eine fortwährende Erklärung der Bücher des Alten Testaments!

Ja überall suchte er Christum, und überall fand er Christum. In ihm lebte er ganz, für ihn litt, stritt und schalt er. Wo er ihn sah, ward er fröhlich und getrost, wo er sein nicht wahrnahm, verlor er Mut und Vertrauen, ergriff ihn Angst. „Glaube an Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig!“ Dieses alte Wort wurde in ihm so lebendig, wie die Jahrhunderte zuvor nicht mehr. Dieser Glaube allein hat ihn erfüllt, durch ihn Unzählige ergriffen und den Thron des Weltenherrschers zu Rom bis auf den Grund erschüttert.

Rechtfertigung aus dem Glauben! heute vielen eine Formel, die sie

nicht verstehen, damals war's eine Losung, die Fürsten und Völker in Bewegung setzte. Und auch heute: mögen wir die Formel nicht mehr zu rechtem Leben erwecken können — wenn wir die Sache nicht haben, haben wir die christliche Religion nicht, das Evangelium nicht!

Diesen Glauben, der rechte Christen macht, finden wir in einer kurzen Summa zusammengefaßt im Großen Katechismus am Schluß der Erklärung des zweiten Hauptstücks. Dort heißt es:

„Siehe, da hast du das ganze göttliche Wesen, Willen und Werk mit ganz kurzen und doch reichen Worten aufs allerfeinste abgemalet, darin alle unsere Weisheit stehet, so über aller Menschen Weisheit, Sinne und Vernunft gehet und schwebt. Denn alle Welt, wiewohl sie mit allem Fleiß darnach getrachtet hat, was doch Gott wäre und was er im Sinn hätte und thäte, so hat sie doch der keines je erlangen mögen. Hier aber hast du es alles aufs allerreichste; denn da hat er selbst offenbaret und aufgethan den tiefsten Abgrund seines väterlichen Herzens und eitel (lauter) unaussprechliche Liebe in allen dreien Artikeln. Denn er hat uns eben dazu geschaffen, daß er uns erlösete und heiligte, und über das, daß er uns alles gegeben und eingethan hatte, was im Himmel und auf Erden ist, hat er uns auch seinen Sohn und heiligen Geist gegeben, durch welche er uns zu sich brächte. Denn wir könnten nimmermehr dazu kommen, daß wir des Vaters Huld und Gnade erkennten, ohne durch den Herrn Christum, der ein Spiegel ist des väterlichen Herzens, außer welchem wir nichts sehen, denn einen zornigen und schrecklichen Richter. Von Christo aber könnten wir auch nichts wissen, wo es nicht durch den heiligen Geist offenbaret wäre.

„Darum scheiden und sondern diese Artikel uns Christen von allen andern Leuten auf Erden. Denn was außer der Christenheit ist, es seien Heiden, Türken, Juden oder falsche Christen und Heuchler, ob sie gleich nur Einen wahrhaftigen Gott glauben und anbeten, so wissen sie doch nicht, wie er gegen sie gesinnet ist, können sich auch keine Liebe noch Guts zu ihm versehen, darum sie im ewigen Zorn und Verdammnis bleiben. Denn sie den Herrn Christum nicht haben, dazu mit keinen Gaben durch den heiligen Geist erleuchtet und begnadet sind.

„Aus dem siehest du, daß der Glaube gar viel ein' andre Lehre ist, denn die Zehn Gebote. Denn diese lehren wohl, was wir thun

sollen, jener aber saget, was uns Gott thue und gebe. Die Zehn Gebote sind auch sonst in vieler Menschen Herzen geschrieben; den Glauben aber kann keine menschliche Klugheit begreifen und muß allein vom Geist gelehret werden. Darum macht jene Lehre noch keinen Christen; denn es bleibet noch immer Gottes Zorn und Ungnade über uns, weil wir's nicht halten können, was Gott von uns fordert. Aber diese bringt eitel Gnade, macht uns fromm und Gott angenehme. Denn durch diese Erkenntnis kriegen wir Lust und Liebe zu allen Geboten Gottes."

Neuntes Kapitel.

Lebensabend.

Ein Mann voll Kraft und Gesundheit, so steht Luther vor den Augen der Nachwelt. Und in Wahrheit hat er eine unverwüstliche Frische und Arbeitskraft für die großen und mannigfachen Aufgaben seines Berufs zeitlebens bewiesen.

Gleichwohl fühlte er sich selbst früh schon gealtert und den Abend seines Lebens angebrochen. Einen Greis nannte sich der Siebenundvierzigjährige zur Zeit des Augsburger Reichstags; seitdem kehrt solche Rede immer wieder.

Und es lagen ja Ereignisse und Erfahrungen hinter ihm, so mächtig und erschütternd, daß wenige solche Jahre ihn an Leib und Seele wohl mehr mitnehmen konnten, als einen andern ebenso viel Jahrzehnte ruhigen Lebens. Dazu die inneren Gemütsanfechtungen, von denen im vorigen Kapitel berichtet worden, und eine fast ununterbrochene Kette rein körperlicher Leiden. Von Kind auf kränklich, hat er es nie zum ungetrübten Genusse einer festen Gesundheit gebracht. Man könnte einen Krankheitskalender Luthers aufstellen, der fast für jedes Jahr, je älter er wurde, desto reichlicher von allerhand Beschwerden und nicht selten von ernstlichen Erkrankungen würde zu erzählen haben. Kopf- und Zahnschmerzen, Ohrensausen und Schwindel, Husten und Brustbeschwerung, Herzbeklemmung und Ohnmacht, vor allen Dingen aber ein hartnäckiges Steinleiden plagten ihn oft so, daß er nichts arbeiten konnte. Und wie schwer mag ihm solch erzwungenes Müßigliegen gefallen sein. Seine Briefe sind voll von Klagen darüber.

„Ich bin sehr schwächlich, besonders am Haupt, darf darum weder schreiben, noch lesen, noch viel reden“ (13. März 1531). „Meine Kopfschmerzen haben mich über einen ganzen Monat am Schreiben, Lesen und Lehren gehindert“ (2. April 1532). „Ich werde schon, nicht an Jahren, aber an Kräften, ein baufälliger Greis; zu Arbeiten am Vormittag bin ich fast ganz unnütz worden“ (23. August 1535). U. s. w.

So schmerzlich ihm dergleichen Plage war, so fest sah er dem Tode ins Auge. Wie er sich nach jenem Anfall 1527 (Seite 651) auf den Tod vorbereitete, so suchte er sich auf der Koburg 1530 eine Grabstätte (Seite 193). Alle Todesschrecken aber überfielen ihn im Jahre 1537 auf dem Schmerzenslager zu Schmalkalden, dessen wir schon gelegentlich Erwähnung gethan (S. 420). Wir müssen davon noch ausführlicher berichten. Sein getreuer Veit Dietrich, damals Prediger zu Nürnberg und als Abgesandter dieser Stadt beim Schmalkaldener Konvent anwesend, hat uns genaue Aufzeichnungen aus jenen angstvollen Stunden bewahrt. Bewegte doch Luthers Krankheit die versammelten Fürsten, Staatsmänner und Theologen eine Zeit lang mehr, als Kaiser, Papst und Konzil.

Ziemlich unvermutet warf das böse Steinleiden infolge einer Erkältung und ungewohnter Lebensweise Luthern aufs Krankenbett. Luther wurde so heftig davon gequält und zugerichtet, daß Melanchthon bei seinem Anblick in Thränen ausbrach. Luther hatte noch den Humor, ihn also zu trösten:

„Hans Löser (des Kurfürsten Marschall) pflegt zu sagen: Gut Bier trinken sei keine Kunst, aber sauer Bier trinken sei eine Kunst — so denket nun, ich müsse mich in dieser Kunst üben. Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen? Wie's dem Herrn gefällt, so ist's geschehn: der Name des Herrn sei gelobet. Oft genug hab' ich das Spiel getrieben wider Papst und Teufel, und der Herr hat mich wunderbar gerettet und gestärkt: wie sollte ich nicht gleichmütig tragen, was er nach seinem Willen mit mir macht? Unser Tod ist ja doch nichts gegen den Tod des Sohnes Gottes. Auch sind so viele große und heilige Männer vor uns begraben worden, deren Genossen zu sein wir nicht wert sind: wollen wir bei ihnen sein, so müssen wir ja auch sterben. Und darum dürfen wir Gott mit frohem Mute bitten denn; unser Herr ist ein Herr des Lebens und hat uns in seiner Hand.“

„Wie bin ich so ganz verändert!“ fuhr er fort „Was ist noch

übrig von dem, der ich gestern war? Gestern bin ich noch ohne alle Beschwerde über den Wald gerauschet — aber, o guter Gott, wie sind wir so gar nichts mit allen den Unsrigen!"

Daß er nicht daheim sterben sollte, bekümmerte ihn wohl. „Ich hätt's unserm Herrn Gott gern abgebeten oder auch abgemurret, daß er mich im Lande meines Fürsten sterben lassen möge. Soll's aber nicht sein, so bin ich bereit, wenn und wo er mich ruft, und werde da sterben als Feind aller Feinde meines Herrn Christus. Und wenn ich sterbe im Banne des Papstes, soll der Papst im Banne meines Herrn Christus sterben."

Frau und Kinder befahl er den Freunden, vor andern dem Amsdorf. Mehr als seine Familie machte die Zukunft der Kirche ihm Schmerzen: er sah sie vom Satan mit tausend Gefahren bedroht. „Ich will gern scheitern gehen," sagte er, „wenn nur nicht Satan in ihr obsiegt."

Ein heftiger Anfall von Erbrechen überkam ihn. „Ach lieber Vater," seufzte er, „nimm das liebe Seelchen in deine Hand; ich will dir's danken und alle deine Kreaturen sollen dich preisen. Gieb, daß ich bald versammelt werde zu meinen Vätern!"

Als der Anfall vorüber war: „Fahr' dennoch hin, mein liebes Seelchen, fahre in Gottes Namen! Wie elend sind wir Menschen: ich habe fast nichts von Kräften in mir, und doch wird das, was noch da ist, so elendiglich vom Teufel geplagt! Drum, mein Vater, mach mich standhaft und geduldig im Glauben an dich, damit ich ihn überwinde!"

Später unter lautem Weinen: „O lieber Herr Gott, ich bin dein Kreatürchen und du mein Schöpfer — ich bin dein Thon und du mein Töpfer: wenn doch mir das Endchen käme — und du das Wort länger wolltest erhalten (d. i. mich ausspannen aus der Arbeit und selbst dein Wort in der Kirche schützen)!

Man gab ihm ein Gericht von Mandeln. Da er es aß, sprach er: „Gesegne mir's, lieber Gott, sei's zum Ende, sei's zum Leben! Denn wenn die Krankheit länger bei mir andauert, so werde ich gewiß noch wahnsinnig. Aber auch wenn's dahin käme, weiß ich ja doch, daß Gott weise bleibt. Guter Gott, welchem Sterben ist doch dieses elende Körperlein preisgegeben! Wenn der Glaube an Jesus Christus nicht wäre, so wäre es kein Wunder, wenn ich mir mit einem Schwert das Leben nähme. Der Teufel faßt mich, er hat mich jetzt

in seine Klauen gekriegt; ich hab's auch wohl um ihn verdient. Aber du, Herr Christus, schaffe Rache an deinem Feind! Daß ich den Papst zerraufet habe, daran habe ich wohl gethan; mein Gott nehme mich hin und bezahle den Teufel auch, wie er verdienet hat! Amen."

Zu Herrn von Ponikau, kurfürstlichem Kammerherrn: „Ich soll gesteinigt werden, wie Stephanus, und dem Papst eine Freude verrichten. Aber ich hoffe, er wird nicht lange lachen. Mein Grabschrift soll wahr bleiben: Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa (S. 271. 201)." Darauf dankte er Gott, daß er ihn beim Glauben und Bekenntnis seines Namens erhalten habe. Auch dem Kurfürsten bat er Herrn von Ponikau seinen Dank zu bestellen und ihm seine Familie zu empfehlen. Am Tage darauf (Sonntag, den 25. Februar) kam der Kurfürst selbst an sein Krankenbett. Auch sonst war an vornehmem Besuch und berühmten Ärzten kein Mangel.

Aus mancherlei Gründen wurde der Kranke am Montag im kurfürstlichen Wagen von Schmalkalden weggeführt. Vor der Abfahrt hatte Luther mit dem Kurfürsten noch eine Unterredung, worin er ihm wiederholt das Wohl der Kirche und auch seiner eigenen Familie ans Herz legte. Sein letztes Wort zu den Freunden war ein Segens- und Mahnwort zum Kampfe wider den Papst (Seite 421).

Qualvoll war die Fahrt auf den schlechten Wegen des Thüringer Waldes für den Kranken. Er schrie einmal: „Ach daß ein Türke da wäre, der mich schlachtete! Ich stürbe ja gerne. Wenn nur nicht des Teufels Legat in Schmalkalden wäre und in der ganzen Welt ausschrie, ich habe vor großer Furcht sterben müssen."

Das Rütteln und Schütteln im Wagen erwies sich indessen gerade als heilsam. Erleichtert kam er bis Gotha. Er konnte an seine Käthe einen Brief schreiben (Seite 557).

Aber in der Nacht vom 28. Februar zum 1. März fühlte er sich wieder in den Armen des Todes. Bugenhagen war bei ihm; dem beichtete er und trug ihm die letzten Grüße auf.

„Ich weiß, Gott Lob! daß ich recht gethan, das Papsttum zu stürmen mit Gottes Wort; denn es ist Gottes, Christi und des Evangeliums Lästerung. . . Bittet für mich meinen liebsten Philippus und den Jonas und Kruziger, daß sie mir alles verzeihen, was ich wider sie gesündigt habe. . . . Tröstet meine Käthe, daß sie dies geduldig hinnehme dafür, daß sie zwölf Jahre lang Freude mit mir gehabt

hat. Sie hat mir treu gedienet nicht blos wie eine Ehefrau, sondern wie eine Magd: Gott vergelt' es ihr! Ihr werdet für sie und die Kinder sorgen, so gut es gehen wird. . . Grüßet von mir die Diakonen unserer Kirche und die frommen Bürger zu Wittenberg: die haben mir oft gedient.

„Sagt unserm Kurfürsten und meinem gnädigen Herrn, dem Landgrafen (von Hessen), in meinem Namen: sie sollen sich nicht anfechten lassen durch Schreien der Widersacher über Kirchenraub und andres dergleichen. Sie rauben ja nicht, wie gewisse andere Leute, sondern wollen mit den Kirchengütern die Sache der Religion fördern. Sie sollen in Gottes Namen getrost für's Evangelium thun, was der heilige Geist ihnen eingiebt: ich schreibe ihnen Maß und Weise nicht vor; der barmherzige Gott wolle sie stärken, daß sie bei der reinen Lehre bleiben und ihm dafür danken, daß sie vom Antichrist erlöst sind. Ich habe sie mit ernstlichem Gebet Gott anbefohlen, und hoffe, der werde sie erhalten.

„Ich bin jetzt bereit zu sterben, wie der Herr will. Doch lebte ich gerne noch bis Pfingsten, damit ich die römische Bestie und ihr Reich in öffentlicher Schrift noch härter vor aller Welt anklage. Das werde ich thun, wenn ich lebe, und werde keines Sporns dazu brauchen. . . Hiernach befehle ich meine Seele in die Hände des Vaters und meines Herrn Jesu Christi, welchen ich gepredigt und auf Erden bekannt habe."

Am andern Morgen fühlte sich Luther zu seiner Verwunderung wieder etwas besser. Sechs Steine gingen von ihm. So konnte er, wenn auch in kürzeren Strecken und mit längeren Ruhepausen, über Erfurt, Weimar, Altenburg und Grimma heimreisen. In Wittenberg, wo er am 14. März ankam, wurde er wieder zwei Steine los. Am 21. berichtete er dann dem Spalatin nach Altenburg, der ihn dort beherbergt hatte:

„Ich genese mit Gottes Hilfe allgemach und lerne wieder essen und trinken; freilich wanken mir noch Beine, Knie und Knochen und können meinen Leib noch nicht recht tragen. Meine Kräfte sind mehr erschöpft, als ich selber geglaubt hätte; aber ich werde mich ausruhen und pflegen, bis ich durch Gottes Kraft wieder erstarke."

Bald genas er wieder so weit, daß er seine Arbeiten aufnehmen konnte. Noch Ende März, in der Kar- und Osterwoche, hat er fleißig

gepredigt. Und der Wunsch, noch weiter gegen die römische Bestie schreiben zu können, ist ihm reichlich erfüllt worden.

Aber die alten Leiden kehrten doch immer wieder. Die Klagen in seinen Briefen häufen sich. Er nennt sich einen erschöpften Greis, einen unnützen Leichnam. Am 22. Mai 1541: „Ich bin so schwach, daß ich nicht eine Stunde angestrengt lesen oder sprechen darf. Ich hab's öfter versucht, denn ich möchte gar zu gern wieder sprechen, schreiben und lesen. So sehr hat mich die Krankheit gepackt. Auch das Gehör habe ich noch nicht." Fünf Wochen später, am 25. Juni: „Allgemach fange ich wieder an zu hören; aber Flüsse im Kopf machen mir noch recht zu schaffen."

Im Januar 1542 machte er sein Testament (Seite 586 ff). Bald darauf äußerte er zu Freunden: „Ich habe meinen Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, ich habe den Kampf gekämpft, so weit mir nach meinem Maße beschert war. Ich bin satt dieses Lebens, oder daß ich's richtiger sage, dieses herben Todes."

Wieder am 5. April 1543: „Wie oft bin ich in diesem Jahre schon gestorben, und doch lebe ich noch, eine unnütze Last der Erde." Wirklich war es ein sonderliches Leidensjahr für ihn. Er konnte eine Zeit lang weder predigen noch Vorlesung halten; doch ließ er sich zuweilen in einem kleinen Wagen zur Kirche fahren und hielt daheim Gottesdienst für sein „Gesinde". Zum Winter erholte er sich wieder so weit, daß er seines Professoramtes weiter warten und Weihnachten in der Stadtkirche predigen konnte.

Am 30. März 1544 schrieb er der Kurfürstin Sibylle auf ihre Erkundigung nach seinem Befinden: „Es gehet uns Gott Lob! wohl und besser, denn wir's verdienen vor Gott. Daß ich aber am Haupt zuweilen untüchtig bin, ist nicht Wunder. Das Alter ist da, welches an ihm selbst alt und kalt und ungestalt, krank und schwach ist. Der Krug gehet so lange zu Wasser, bis er einmal zerbricht. Ich habe lange genug gelebt: Gott beschere mir ein selig Stündlein, darin der faule, unnütze Madensack unter die Erde komme zu seinem Volk und den Würmern zu teil werde."

Endlich ein Wort vom 17. Januar 1546 (aus seinem Todesjahre): „Da sitze nun ich alter, abgelebter, fauler, müder, frostiger und dazu noch einäugiger Mann und schreibe: hoffte ich doch, man sollte mir Ab-

gestorbenem nun die Ruhe gönnen, die ich mir, dünkt mich, verdient habe. Aber als hätte ich niemals etwas gethan, geschrieben, geredet und ausgeführt, muß ich so viel reden, thun und ausführen, daß ich mir keinen Rat weiß. Aber Christus ist alles in allem, der kann's und thut's auch: ihm sei Lob in Ewigkeit. Amen."

Wir haben mithin alle Ursache, uns Luthern am Ausgang der Dreißiger und Anfang der Vierziger Jahre als einen kränklichen, alternden Mann vorzustellen. Man darf aber billig zweifeln, was ihn mehr lebensmüde gemacht: die Hinfälligkeit seines Leibes oder die großen Gemütsbewegungen, die ohne Unterlaß auf ihn einstürmten.

In der eigenen Familie kamen schwere Zeiten. 1540 machte Frau Käthe eine harte Krankheit durch; 1542 starb Lenchen (Seite 536 ff). Auch in den Kreis der Freunde fing der Tod an Lücken zu reißen. Am 3. November 1538 starb plötzlich Hausmann, eben als er in Freiberg seine erste Predigt hielt, auf der Kanzel vom Schlage getroffen. Man wagte Luthern die Nachricht nur mit Vorsicht beizubringen. Wirklich weinte er um den Abgeschiedenen den ganzen Tag, obwohl er sich auch des Spruches Psalm 116, 15 über ihn getrösten konnte. So erschreckte ihn auch nicht wenig die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung des Mykonius in Gotha, die jedoch glücklich vorüberging; er schrieb ihm am 9. Januar 1541:

„Ich bitte den Herrn Jesus, daß er mir nicht auch noch das Leid zufügen lasse, daß ich, euch überlebend, Dich oder gar mehrere von den Unsern durch den Vorhang zur Ruhe eingehen sehe und ihr mich einsam draußen zurücklasset, um noch weiter von den Teufeln geplagt zu werden, bin ich doch durch soviel Jahre geplagt genug und hab's mir redlich verdient, euch voranzugehn."

Dazu nun die stete Spannung angesichts der ungewissen Zukunft des Evangeliums im Reich. Immer unheilbarer wurde die Spaltung, immer wahrscheinlicher baldige blutige Entscheidung. Immer trotziger erhob der Antichrist zu Rom das Haupt. Unbezwungen klopfte der Türke an das morsche Thor des Abendlandes. Und ungeheuerliche Gerüchte meldeten von gotteslästerlichen Bündnissen des Papstes und Kaisers mit den Türken. Von alledem ist schon genug die Rede gewesen. Luther entsetzte sich doch immer wieder darüber, obwohl er sich sagte daß es in den letzten Zeiten so kommen müsse.

Schlimmer noch und drückender für ihn waren die üblen Zustände im evangelischen Deutschland. Es hat ja von mancherlei Ärgernis auch unter denen, welche das Evangelium angenommen hatten, berichtet werden müssen (vgl. besonders Seite 326 ff.). Luther wußte gut, daß es auf Erden nicht anders sein könne, aber es fraß ihm doch am Herzen. Wenn er das Bild eines frommen deutschen Volkes, wie es ihm Anno 1520 vor Augen gestanden, mit dem verglich, was nun bei der ganzen, gewaltigen Reformationsarbeit schließlich herausgekommen war, wollte er manchmal zornig werden über die Menschen, die so undankbar waren gegen Gottes Wort.

Ostern 1542 mußte er es erleben, daß sein Kurfürst Johann Friedrich und dessen erst zwanzigjähriger Vetter Moritz, seit 1541 seines Vaters Heinrich Nachfolger im Herzogtum Sachsen, einander mit Heeresmacht gegenüberstanden. Beide machten Anspruch auf das Amt Wurzen Evangelische Fürsten, Blutsverwandte, griffen um solcher Sache willen zum Schwert, wo alle Zeichen der Zeit die Protestanten zur Einigkeit mahnten!

Man kann denken, welchen Stich diese Botschaft Luthern ins Herz gab. Er konnte seinem Kurfürsten nicht ganz recht geben: „Mein Herr ist zu heiß vor der Stirn," sagte er. Aber zu Herzog Moritz hatte er wenig Vertrauen. Schon früher, als der Knabe an des Oheims Hofe war und Johann Friedrich Luthern fragte, was er zu Moritz meine: ob er nicht würde ein freier Hahn werden? — hatte Luther geantwortet: „Er wird freilich ein Hahn werden und Ew. Gnaden noch einen Arm ausreißen!" Diese Prophezeiung sollte später nur zu arg in Erfüllung gehen.

Am 7. April 1542 erhielt Luther die Kunde von der traurigen Fehde. Schnell entschlossen setzte er sich hin und schrieb an die beiden Fürsten samt ihren Landständen einen Brief. Er versicherte beide Teile seines Gebets, will ihnen aber auch Gottes Wort und Befehl anzeigen: „sonderlich weil Ew. Kur- und Fürstliche Gnaden, samt beiden Landschaften, das Evangelium angenommen und bekannt, Christen zu sein, d. i. Christi Wort hören und gebrauchen wollen und sollen."

„Gott spricht aber: ‚Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heißen (Matth. 5, 9).' Ohne Zweifel wiederum wird's heißen: ‚Vermaledeiet sind die Friedbrecher, denn sie müssen des Teufels Kinder heißen.' Solcher Spruch, weil er Gottes des Allmächtigen ist, wird keinen Unterschied der Personen achten, wie hoch sie seien, son-

dern alle unter sich haben und gebieten Frieden zu halten, bei Verlust ewiger Seligkeit. . . Darnach müssen Ew. Kur- und Fürstl. Gnaden samt beider Landschaften hierin Gott auch Gehorsam schuldig sein bei ewiger Verdammnis und ein Teil dem andern Friede und Recht anbieten."

Nachdem Luther die beiden Parteien an das fürstliche Hofgericht verwiesen, daselbst ihre Streitsache doch erst zum Austrag zu bringen, fährt er fort:

„Ist doch das Städtlein Wurzen nicht wert der Unkosten, die bereits drauf gegangen sind, geschweige solch' großen Zornes so großer, mächtiger Fürsten und trefflicher Landschaften, und würde bei vernünftigen Leuten nicht anders angesehen, denn als zween volle Bauern, die sich schlugen im Kretscham um ein zerbrochen Glas, oder zween Narren um ein Stück Brots; ohne daß der Teufel und seine Glieder aus solchem Funken gerne ein groß Feuer aufbliesen und also den Feinden eine Freude, den Türken ein Gelächter, dem Evangelio eine sonderliche Schande aufthäten, auf daß der Teufel rühmen möchte durch seine Lästermäuler: ‚Siehe da! Das sind evangelische Fürsten und Landschaften, so aller Welt den Weg zum Himmel weisen wollen und alle Menschen die Wahrheit lehren; und sind solche Kinder und Narren worden, daß sie selbst noch nicht wissen, auch geringe weltliche Sachen mit Recht und Vernunft fürzunehmen; pfui die Evangelischen an!' Ja freilich, solches würden wir hören müssen vom Teufel und aller Welt.

„Ich gedenk' Herzog Friedrichs (des Weisen), seligen Gedächtnisses: da er mit Erfurt übel stund, wollten ihm etliche Krieger Erfurt erlaufen (erstürmen), wo er fünf Mann wagen wollt'. ‚Es wäre zu viel,' sprach er, ‚an Einem Mann' — so doch Erfurt viel ein ander Braten in die Küche wäre, denn Wurzen! Das war ein Fürst!

„Demnach ist mein unterthänige Bitte, Ew. Kur- und Fürstl. Gnaden wollen Gottes Ehre, ihre Seligkeit betrachten, die ewige Schande und Nachrede nicht auf so herrlich, löblich Fürstentum ererben, auch die armen Unterthanen bedenken, das Kreuz wider den Teufel vor sich schlagen, in ein Kämmerlein allein gehen und mit Ernst ein Vaterunser beten: so wird ,ob Gott will, der h. Geist Ew. Kur- und Fürstl. Gnaden Herz ändern.

„Und so ein Fürst oder Landschaft Friede und Recht weigern und mit dem Kopf wider Gott laufen und dem rachgierigen Zorn nachgehen

wollte: in dem Falle, den Gott gnädiglich abwende, trete ich zu dem Teil, es sei mein gnädigster Herr der Kurfürst und Landschaft oder mein gnädiger Herr Herzog Moritz und Landschaft — denn es gilt hier kein Heucheln: ich rede vor Gott auf mein Gewissen — ich trete, sage ich, in dem Fall zu dem Teil, das Friede und Recht anbeut, leiden kann und begehrt.

„Denn wenn gleich das andere Teil das größte Recht hätte und billig Zorn vorwenden könnte, so verdammt sich's doch selbst damit, daß es Gott in seine Gewalt greift, selbst Richter und Rächer sein will und damit das Gegenteil zur Notwehr dringet und dasselbige mit der That rechtspricht und unschuldig machet. Alsdann soll das Teil, so Recht und Friede sucht, getrost und fröhlich sich wehren: seid getrost und unerschrocken; laßt Spieß und Büchsen gehen in die Kinder des Unfriedens, des Zorns und der Rache — Gottes Wille geschehe! Wer stirbt, der stirbt seliglich als im Gehorsam und Notwehr, seinen Fürsten und Land zu schützen.

„Dem andern rachgierigen, unfriedlichen Haufen verkündige ich hiermit, daß sie wissen und sich nicht entschuldigen sollen am jüngsten Tage und Gericht, daß sie sich selbst in den Bann gethan und in Gottes Rach' gegeben und, wo sie im Kriege umkommen, ewiglich verdammt sein müssen mit Leib und Seele.

„Der barmherzige Gott schicke seinen friedlichen Engel, der beide zwischen Fürsten und Landschaften rechte Einigkeit erwecke, wie wir uns Eines Glaubens und Evangelii rühmen. Amen."

Diesen Brief schickte Luther nicht wohl versiegelt an die beiden Fürsten, er gab ihn gleich in Druck, um ihn massenweise in beide Heere zu werfen. Inzwischen war aber bereits Landgraf Philipp von Hessen in die feindlichen Lager geeilt, um wo möglich Frieden zu stiften. Seine und Luthers Bemühungen verhüteten das Äußerste. Obiger Brief, an dem schon angefangen war zu drucken, verließ die Presse nicht; er war überflüssig geworden.

Aber die Wurzener Fehde war das Vorspiel von Schlimmerem, das noch kommen sollte. Luther hat's nicht erlebt; aber er sah es mit ahnender Seele voraus.

Ein ganz besonderes Ärgernis waren für Luther in seinen letzten Lebensjahren die Juden.

Er hatte früher ein Herz für diese armen, verirrten Leute gehabt und von der durch ihn erneuten Predigt des reinen Evangeliums gar eine allgemeine Bekehrung gehofft, auch Anno 1523 ein kleines Büchlein zu ihrer Belehrung geschrieben: „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei."

Aber dieser erste Versuch evangelischer Judenmission hatte keine Wirkung gethan. Im Gegenteil: Luther gewann immer mehr Erfahrung von der Hartnäckigkeit jüdischen Unglaubens. Er entsetzte sich über die Lügen und Lästerungen, womit sie noch immer Christum verfolgten, und gab sie allmählig ganz verloren.

Einen besonderen Anlaß, gegen sie loszubrechen, gab ihm eine merkwürdige Bewegung in Mähren. Dort ließen sich eine Anzahl Christen durch „jüdisches Geschmeiß" dahin bringen, daß sie den Sabbath und andre jüdische Gesetzvorschriften beobachteten, ja sogar der Beschneidung sich unterwarfen. Gegen sie schrieb Luther im Jahre 1538 einen offenen Brief „wider die Sabbather."

Gar drei Schriften hinter einander ließ Luther 1542 und 43 gegen die Juden erscheinen. Immer teuflischer fand er die Verstockung und Lästerung dieser „elenden, heillosen Leute". Er riet, mit ihnen nicht viel zu disputieren; denn was Gott nicht bessere mit so grausamen Schlägen, würde wohl durch der Christen Worte und Werke auch ungebessert bleiben. Auch viel fluchen und Leides thun soll man ihnen nicht; aber so soll ein Christ beim Anblick eines Juden denken: „Siehe, das Maul, das ich da sehe, hat alle Sonnabende meinen lieben Herrn Jesum Christ vermaledeit und verspeit, dazu gebetet vor Gott, daß ich, mein Weib und Kind und alle Christen erstochen und aufs jämmerlichste untergegangen wären, hat auch vielleicht heute vielmal über dem Namen Jesu auf die Erde gespeit, daß ihm der Speichel noch im Bart hängt — und ich sollte mit einem solchen verteufelten Maul essen, trinken oder reden, so möchte ich aus der Schüssel oder Kanne mich voller Teufel fressen und saufen: da behüte mich Gott vor!"

Schreckliche Gräuel erzählte man ja damals von den Juden, und Luther glaubte jetzt das alles, nachdem er selbst genug von ihnen erlebt; daß Christen sich konnten von ihnen verführen lassen, war ihm entsetzlich. „Sie sind die rechten Lügner und Bluthunde, die nicht allein die ganze Schrift mit ihren erlogenen Glossen von anfang bis noch daher ohn'

Aufhören verkehret und verfälscht haben: all ihres Herzens ängstlich Seufzen, Sehnen und Hoffen gehet dahin, daß sie einmal möchten mit uns Heiden umgehen, wie sie zur Zeit Esther in Persia mit den Heiden umgingen. O wie lieb haben sie das Buch Esther, das so fein stimmet auf ihre blutdürstige, rachgierige, mörderische Begier und Hoffnung! Kein blutdürstigeres und rachgierigeres Volk hat die Sonne je beschienen."

Wenn Luther doch wenigstens in jenen unerfreulichen Zeitläuften ein herzlich Wohlgefallen an seiner Stadt Wittenberg hätte haben können! Aber gerade hier sah und erlebte er so vieles, das nur seinen Verdruß mehren konnte. Was ihn bekümmerte, sehen wir am besten aus einer Vermahnung, die er im Jahre 1542, als er gerade nicht predigen konnte, an Universität, Rat und Bürgerschaft zu Wittenberg erließ. Sie lautet:

„Es ist fürwahr der Zorn Gottes größer, denn man glaubt, angegangen über Deutschland. Die Regiment' (Obrigkeiten) sind lauter nichts — das ist ein bös Zeichen, wie Jesaias 3 sagt. So ist der Feind, die Rute Gottes, vor der Thür.

„Derhalben bitte ich beide, Stadt und Schule, um Gotteswillen, daß sie nicht wollten das Geschrei lassen über sich gehen, daß sie so lang' und so reichlich Gottes Wort gehört und sich doch nicht allein nicht gebessert, sondern je länger je ärger worden wären. Denn das wäre schrecklich zu hören vor Gott und der Welt, daß allhier durch mich bei dreißig Jahren mit schwerer Mühe und Arbeit das Evangelium gepredigt, und neben mir auch viele Jahre durch andre, und sollte nun an meinem Ende das erleben und hören müssen, daß es nie ärger gestanden als jetzt. Welches mich ja hoch, ja den heiligen Geist betrüben müßte, das nicht gut wäre und ein gewiß Zeichen, daß diese Stadt eine sonderliche Vermaledeiung verdienet hätte, wie Chorazin, Bethsaida und Kapernaum (Matth. 11, 21 ff).

„So wolle nun der Rat ja fleißig sein, die Laster zu strafen, die Bürger auch dem Geiz steuern. Denn lieber Gott, was soll das sein, so jetzt das Getreide alles wohlfeil ist und doch die Stadt weder an Brot noch anderm nichts mehr geholfen (den Armen gereicht), denn da es sehr theuer war. Also auch in andern Händeln und Handwerken. Daß Gott solch Unrecht oder Geiz fürwahr strafen und den Beutel —

wie Haggai (1, 6) sagt — löcherícht machen wird, also drein blasen, daß sie doch nichts desto reicher, sondern nur ärmer werden müssen, und ob sie es jetzt nicht fühlen, doch ihre Kinder allzusehr fühlen werden. Denn so heißt's: ‚Geiz ist eine Wurzel alles Übels', Geiz verderbte alles, Land, Leute und was sich nähren soll. Solches giebt und lehret die Erfahrung.

„Meinen Bruder Studium (die Studenten) bitte ich armer, alter Prediger auch um Gottes willen, wollten sich still, züchtig und ehrlich (ehrbar) halten, des warten, darum sie hierher gesandt und mit schweren Kosten der Ihren hier erhalten werden, daß sie Kunst und Tugend lernen sollen, weil die Zeit da ist und solche feine Praeceptors (Lehrer) vorhanden sind. Und wollten ja diese meine Bitte und Vermahnung als von Gott selbst annehmen. Denn Gott spricht: ‚Du sollst den grauen Kopf ehren (3. Mose 19, 32).'

„Wo sie aber meinen Geist werden betrüben, daß ich müsse hören, wie Noah von seiner Welt, daß Gott klagt, es thät ihm wehe (1. Mose 6, 6) — so werden sie auch ihrer Sintflut nicht entgehen. Ach, mein Bruder Studium, schone mein und lasse es ja nicht dahin kommen, daß ich müsse schreien, wie Sankt Polykarpus: ‚Ach Gott, warum hast du mich das erleben lassen?' Ich hab's ja nicht verdienet; sondern da ist vorhanden meine und eurer Präzeptoren treue Arbeit, die euch zum Besten dienet, beide in diesem und jenem Leben.

„Hiermit Gott befohlen, der euch helfe, dem Teufel, dem Fleische und der Welt zu widerstehen. Amen.

„Hätte ich können selbst predigen, wollt' ich vielleicht mehr gesagt haben."

Diese Vermahnung half wenig. Wenigstens gehen seine bittern Beschwerden fort. Am 18. Juni 1543 klagt er dem Justus Jonas:

„Da mag die halbe Stadt in Ehebruch, Wucher, Diebstahl und Betrug zu Grunde gehn: es will niemand Richter sein, sondern alle fast lachen dazu, loben's wohl gar und thun selber mit. Es ist ein verdrießlich Ding um die Welt." —

Anfang 1544 erklärte er voll Unmuts, wir wissen nicht worüber, er werde Wittenberg verlassen. Sein Entschluß war so ernst, daß die Freunde ihn nur mit vielen Bitten und Thränen davon abbringen konnten.

Und im Juli 1545 machte er noch ganz anders Miene, den Gedanken auszuführen. Zur Erholung seiner Gesundheit machte er damals

eine Reise nach Zeitz zu Freund Amsdorf, dem Bischof. Doktor Kruziger, sein Sohn Hans und einer seiner Tischgesellen, Ferdinand von Maugis, geleiteten ihn. Unterwegs überzeugte er sich mit großem Unmut davon, daß das leichtfertige Treiben der Bürgerschaft und Studenten in Wittenberg bereits in der Leute Munde war. Das schlug dem Faß den Boden aus. Er schrieb von Zeitz aus am 28. an seine Gattin folgenden Brief:

„Gnade und Friede.

„Liebe Käthe. Wie unsere Reise ist gegangen, wird Dir Hans alles wohl sagen, wiewohl ich noch nicht gewiß bin, ob er bei mir bleiben solle: so werden's doch Doktor Kaspar Kruziger und Ferdinandus wohl sagen. Ernst von Schönfeld hat uns zu Löbnitz schön gehalten, noch viel schöner Heinz Scherle zu Leipzig.

„Ich wollt's gerne so machen, daß ich nicht dürft' wieder gen Wittenberg kommen. Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht mehr gerne da bin; wollt' auch, daß Du verkauftest Garten und Hufe, Haus und Hof: so wollt' ich Meinem Gnädigen Herrn das große Haus (das Kloster) wiederschenken. Und wäre das Beste, daß Du Dich gen Zulsdorf setzest, weil ich noch lebe, und könnte Dir mit dem Solde wohl helfen, das Gütlein zu bessern. Denn ich hoffe, Mein Gnädiger Herr soll mir den Sold folgen lassen, zum wenigsten ein Jahr meines letzten Lebens. Nach meinem Tode werden Dich die vier Element' zu Wittenberg doch nicht wohl leiden, darum wäre es besser bei meinem Leben gethan, was dann zu thun sein will. Vielleicht wird Wittenberg, wie sich's anläßt, mit seinem Regiment nicht Sankt Veits Tanz, noch Sankt Johannis Tanz, sondern den Bettlertanz oder Beelzebubs Tanz kriegen; wie sie angefangen, die Frauen und Jungfrauen zu blößen hinten und vornen (d. i. ausgeschnittene Kleider zu tragen), und niemand ist, der da strafe oder wehre, und wird Gottes Wort dazu gespottet. Nur weg und aus dieser Sodoma!

„Ich habe auf dem Lande mehr gehört, denn ich zu Wittenberg erfahre, darum ich der Stadt müde bin und nicht wiederkommen will, da mir Gott zu helfe!

„Übermorgen werde ich gen Merseburg fahren; denn Fürst Georg hat mich sehr drum lassen bitten. Will also umherschweifen und lieber das Bettelbrot essen, ehe ich meine armen, alten, letzten Tage mit dem unordigen Wesen zu Wittenberg martern und ver-

unruhigen will, mit Verlust meiner sauren, teuren Arbeit. Magst solches, wo Du willst, Doktor Pommern und Magister Philippus wissen lassen, und ob Doktor Pommer wollt' hiemit Wittenberg von meinetwegen gesegnen? Denn ich kann des Zornes und der Unlust nicht leiden länger.

„Hiemit Gott befohlen. Amen.

„Dienstag, Knoblochstag, 1545."

Darob großer Schrecken in Wittenberg. Was war die Universität, was die Stadt ohne Luther! Und welche Schmach, wenn der Mann unter solchen Umständen seinen Wohnort verließ! Zuzutrauen war es ihm; kannte man doch nur zu gut die Ursachen seiner Unzufriedenheit. Also machten sich Melanchthon und Bugenhagen auf als Abgesandte der Universität, mit ihnen der Bürgermeister im Namen des Magistrats, den zürnenden Luther zur Heimkehr zu bewegen. Sie trafen ihn bei Georg von Anhalt in Merseburg. Auch der Kurfürst sandte eilends, als er von Luthers verhängnisvollen Absichten hörte, seinen Leibarzt mit dringenden Vorstellungen und Versprechungen an ihn.

Luther verhehlte den Ernst seines Mißmuts nicht; da er aber von allen Seiten bündige Versicherung erhielt, man wolle nun mit Ernst bessern helfen, ließ er sich besänftigen. Doch nahm er sich Zeit zur Heimkehr: erst am 16. August traf er wieder in Wittenberg ein.

Universität und Magistrat trafen nun wirklich auf Befehl des Kurfürsten strengere Bestimmungen gegen üppiges, leichtfertiges Treiben bei Hochzeiten und Taufen, gegen zuchtloses Wesen bei Tanzvergnügungen, gegen das Geschrei auf den Straßen u. s. w.

Stand es denn in Wittenberg wirklich schlimmer als anderwärts? Und war es mit den Jahren schlimmer geworden? Das wohl nicht; aber schlimm genug war es immerhin, daß die Stadt Luthers, die Wiege der Reformation, nicht durch gute Zucht und Sitte allen voranleuchtete! Mag man auch die mit dem Alter zunehmende Reizbarkeit Luthers mit in Rechnung ziehen: hatte er nicht ein Recht, gerade dieser Stadt und dieser Jugend gegenüber zu klagen, daß sie ihrem Gott mit Undank lohne?

Es ging Luthern wie einem alten Krieger, der manch heiße Schlacht ausgefochten: im Kampfgewühl hat er der Wunden nicht geachtet und

in den Tagen der Kraft ist ihm keine Anstrengung zu viel gewesen; aber mit den Jahren will der Leib erliegen, und die Narben schmerzen.

Seine Verstimmung drückte zuweilen schwer auf die Freunde; mit Ehrfurcht beugten sie sich vor dem Gewaltigen, zuweilen mit Furcht. Immer doch brach sein kindliches, freundliches Gemüt wieder hindurch und sorgte dafür, daß kein Herz sich ihm entfremdete.

Und wenn Luther auch immer mehr irre ward an der Welt, so wuchs damit nur der Glaube an seine heilige Sache, die Sache seines Herrn Christus. Sein liebster Gedanke, sein Trost und seine Hoffnung blieb und wurde immer mehr das nahe Weltende, ‚der liebe jüngste Tag', wo Christus triumphieren werde über alle seine Feinde.

„Welt ist Welt," schreibt er am 7. November 1543 dem Amsdorf, „war immer Welt und wird Welt bleiben, weiß nichts von Christo und mag nichts von ihm wissen." Und am 3. Dezember 1544 an Kordatus:

„Der Herr sagt selber: ‚Ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern; aber seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden' (Matth. 24, 9. 5, 12). Das ist genug Frucht, Lohn und Ruhm. Ja, es ist reichliche Vergeltung für die kurze, zeitliche Arbeit, die wir für ihn thun. Was ist die Welt? Was ist ihr Wüten? Ja, was ihr Fürst? Ein Rauch und eine Wasserblase gegen den Gott, der mit uns ist, dem wir dienen, d. i. der in uns wirket. . . Wir rühmen uns auch der Trübsale (Röm. 5, 3). Laß gehen, wie es geht. Das ist unser Ruhm, daß wir der gottlosen und undankbaren Welt die Sonne unserer Lehre leuchten lassen ohne Wolken, nach dem Beispiel unsers Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse (Matth. 5, 45). Und weil auch die Sonne unserer Lehre seine Sonne ist, was Wunder, daß sie die Seinen hassen? Ach, wir leben in Teufels Reich, äußerlich, darum sollen wir nichts Gutes sehen noch hören, äußerlich; aber wir leben in Christi Reich innerlich: da sehen wir den Reichtum der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Und es heißet: ‚Herrsche inmitten deiner Feinde (Psalm 110, 2).' Es ist ein Herrschen, daher die Herrlichkeit; es bestehet mitten unter Feinden, daher die Verwirrung. Aber wir wollen hindurchgehen durch Ehre und Schande, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte, durch Haß und Liebe, durch Freund und Feind, bis wir dahin kommen, wo wir allein Freunde haben, ins Reich des Vaters. Amen."

Solch freudiger Glaube bewahrte Luthern bei all seinen trüben Erfahrungen vor Schwermut. Manch heiteres Tischgespräch ist uns auch aus jenen Tagen aufbehalten. Im Kreise der Familie und Freunde spielte er noch immer die Laute und sang Lieder zum Lobe Gottes mit. Am 10. November 1545 feierte er zum letzten Mal seinen Geburtstag: er trat immerhin erst ins Dreiundsechszigste. Nach seiner Gewohnheit lud er die besten Freunde zu Tisch, Melanchthon, Bugenhagen, Kruziger, Georg Major, Paul Eber (dieser ein besonderer Freund Melanthons) und andere. Ausdrücklich wird uns berichtet, wie er mit ihnen über der Mahlzeit fröhlich und guter Dinge gewesen.

Beim Abschied ermahnte er sie ernstlich: sie sollten ja beim Evangelio beständig bleiben; denn er sehe wohl, sobald er sterben werde, würden die vornehmsten Brüder abfallen. „Ich fürchte mich nicht," sagte er, „vor den Papisten: die sind des mehreren Teils grobe Esel; aber unsere Brüder werden dem Evangelio Schaden thun, die von uns ausgegangen, aber nicht von uns sind. Bei meinem Leben wird es, ob Gott will, keine Not haben und guter Fried' in Germania bleiben; aber wenn ich nun tot bin, da wird es alsdann Betens hoch vonnöten sein. Unsere Kinder werden noch müssen den Spieß in die Hand nehmen; denn es wird übel zugehen in Deutschland. Das Konzil zu Trient ist sehr zornig und meinet es sehr böse mit uns. Darum betet zu mit Fleiß; es wird notthun nach meinem Tode."

Darauf wandte er sich zu Magister Eber und sagte, seines Vornamens gedenkend: „Du heißest Paulus; so vermahne ich dich, daß du nach des Paulus Exempel mit allem Eifer und Beständigkeit bei der Lehre haltest, die Paulus überliefert hat."

Damit entließ er sie.

Zehntes Kapitel.

Letzte Reise.

Sein letztes Lebenswerk hat Luther nicht im Dienste der allgemeinen Christenheit gethan, welcher er mit seiner Reformation aufs beste gedient hatte, sondern es war eine verhältnismäßig geringe Privatsache, für die man seine Hilfe in Anspruch nahm. Darüber sollte er eingehen, recht zum Zeichen, daß sein ganzes Leben nichts weiter war, als ein Sorgen für die Brüder.

Oft schon haben wir gehört, wie Luther neben seinen Kurfürsten die Grafen von Mansfeld als seine lieben ‚Landesherren‘ hoch und wert hielt. Nun machten ihm dieselben auf seine alten Tage viel Sorgen und Schmerzen. Graf Albrecht bedrückte seine Unterthanen so hart, daß sie ihm schier leibeigen wurden: Luther, durch die Klagen seiner Landsleute bewegt, hatte sich deshalb schon mehrmals mit offenem Wort an ihn gewendet, wie auch an die Grafen Philipp und Johann Georg. Bald brach auch unter den Brüdern und Verwandten selbst Streit aus über ihr Besitz- und Herrschaftsrecht an Bergwerken, Ortschaften u. s. w., und dieser Zwist wurde durch ihre rechtskundigen Räte noch verschlimmert.

Weil es nun doch in aller Parteien Vorteil lag, daß die Sache zu friedlichem Austrag kam, baten sie nebst andern weltlichen Schiedsrichtern Luthern um seine Vermittelung. Luther hatte sie schon 1542 herzlich und ernst gebeten: „sie wollten Gott und seinem Wort die Ehre geben und untereinander freundlich, wie Gott gerne wollte, handeln“. So reiste er

denn auf erhaltene Einladung, von Melanchthon und Jonas geleitet, anfang Oktober 1545 nach Mansfeld, persönlich Frieden zu stiften.

Aus anderweiten Gründen kam es diesmal nicht zu den notwendigen Verhandlungen. Luther kehrte heim und konnte im November seine Vorlesung über das erste Buch Mose schließen (Seite 603). Er that's mit den Worten: „Das ist nun die liebe Genesis. Unser Herr Gott geb', daß man's nach mir besser mache. Ich kann nicht mehr, ich bin schwach; bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes, seliges Ende bescheere!" Das sollte sein letzter Abschied von den Studenten sein.

Bald darnach luden ihn die Grafen wieder nach Mansfeld. So kränklich er war, scheute er doch die winterliche Reise nicht: die Sache lag ihm zu sehr am Herzen. Er schrieb am 6. Dezember an Albrecht:

„Es muß um ein acht Tage nicht Not haben — wiewohl ich viel zu thun habe — die ich dran wagen will, damit ich mit Freuden in meinen Sarg mich legen möge, wo ich zuvor meine lieben Landesherren vertragen und freundlichen, einmütigen Herzens ersehen habe."

Am 23. reiste er bei strenger Kälte zum zweiten Mal nach Mansfeld, wieder begleitet von Melanchthon, der sich elender fühlte als Luther. So feierten sie Weihnachten auf Schloß Mansfeld. Weil aber Melanchthons Zustand ihn ängstete, eilte Luther, mit ihm wieder heimzukommen. Der Friede war nicht so leicht zu stiften; er verließ Mansfeld mit dem Versprechen, bald zurückzukehren. Unterwegs predigte er in Halle; darin blieb er unermüdlich.

Am 23. Januar 1546 trat Luther seine dritte Reise in die Heimat an, und die sollte seine letzte sein.

Diesmal begleitete ihn Melanchthon nicht; er blieb, nach einem Ausdruck des Kanzlers Brück „mit den Mansfeldischen Säuhändeln verschont." Der Kurfürst hätte es lieber gesehen, wenn auch Luther „als ein alter, abgelebter Mann, mit diesen Sachen verschont geblieben". Das ging nun nicht an.

Mit Luthern reisten seine drei Söhne und sein Famulus Rutfeld.

In Halle fanden sie Herberge bei Justus Jonas, der seit 1541 daselbst Prediger war. Über Tische trank Luther seinem Wirt zu und machte dabei den Vers:

Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili similem se noscat uterque.

(Jonas, dem Glas, reicht Luther dies Glas, der selber nur Glas ist,)
Beiden zur Lehre, daß sie zerbrechlichem Glase nur gleichen.)

Die Reisenden mußten drei Tage in Halle liegen bleiben; denn die Saale war so stark angeschwollen, daß sie nicht übersetzen konnten. Luther berichtet davon mit gutem Humor „seiner freundlichen, lieben Käthe Lutherin zu Wittenberg“ unter dem 25. Januar, wie folgt:

„Gnad' und Friede im Herrn.

„Liebe Käthe! Wir sind heute um acht Uhr (früh) zu Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren; denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte, die dräuete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulde; mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen. Nicht daß uns darnach dürstete, zu trinken, sondern nahmen gut Torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labeten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen. Denn weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnet im Wasser, und ist besser verwahret, denn beklaget, und ist ohne Not, daß wir dem Papst sammt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. Ich hätte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sod machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte.

„Jetzo nicht mehr; betet für uns und seid fromm. Ich halte, wärest Du hier gewesen, so hättest Du uns auch also zu thun geraten, so hätten wir deinem Rate auch einmal gefolgt. Hiermit Gott befohlen. Amen.

„Zu Halle am Sankt Paulus Bekehrungstage, Anno 1546.“

Die Wartezeit nützte Luther wieder dazu aus, in Halle zu predigen. Endlich, Donnerstag, den 28., konnten sie auf einem Kahn übersetzen. Jonas schloß sich der Reisegesellschaft an. Wie sie so nicht ohne Gefahr über das große Wasser fuhren, sagte Luther zu Jonas:

„Lieber Doktor Jonas, wäre das dem Teufel nicht ein feiner Wohlgefallen, wenn ich, Doktor Martinus, mit dreien Söhnen und Euch im Wasse ersöffe?“

An der Grenze des Mansfelder Gebiets erwartete Luthern ein Ehrengeleit von hundertunddreizehn Reitern in schwerer Rüstung. Sie holten ihn gen Eisleben, seine Geburtsstadt; dort sollten die Ausgleichsverhandlungen diesmal stattfinden.

Man hatte das Ziel beinahe erreicht, da wurde er so schwach, daß man um sein Leben sorgte: eine große Schwäche mit Schwindel und Atemnot befiel ihn. Er war nämlich eine Strecke zu Fuß gegangen und so in Schweiß geraten, hatte sich dann in den Wagen gesetzt und erkältet. Er äußerte: „Das thut mir der Teufel allweg, wenn ich etwas vorhabe, daß er mich also anficht.“

In der Herberge rieb man ihn mit warmen Tüchern, davon wurde er bald besser. Er aß und trank noch den Abend und klagte über nichts mehr. Nach Wittenberg schrieb er am 1. Februar (drei Tage nach seiner Ankunft in Eisleben) einen scherzhaften Brief:

„Meiner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin, Doktorin, Zulsdorferin, Säumärkterin (Luthers Haus war am Saumarkt gelegen) und was sie sonst noch sein kann.

„Gnade und Friede in Christo und meine alte, arme und, wie ich weiß, unkräftige Liebe zuvor.

„Liebe Käthe! Ich bin schwach gewesen auf dem Wege hart vor Eisleben, das war meine Schuld. Aber wenn Du wärest dagewesen, so hättest Du gesagt, es wäre der Juden oder ihres Gottes Schuld gewesen. Denn wir mußten durch ein Dorf hart vor Eisleben, da viele Juden inne wohnten; vielleicht haben sie mich so hart angeblasen. So sind hier in der Stadt Eisleben jetzt diese Stunde über fünfzig Juden wohnhaftig. Und wahr ist's, da ich bei dem Dorf war, ging mir ein solch kalter Wind hinten im Wagen ein auf meinen Kopf durchs Barett, als wollte mir's das Hirn zu Eise machen. Solches mag nun zum Schwindel etwas haben geholfen; aber jetzt bin ich Gott Lob wohl geschickt, ausgenommen, daß die schönen Frauen mich so hart anfechten, daß ich weder Sorge noch Furcht habe vor aller Unkeuschheit.

„Wenn die Hauptsachen geschlichtet wären, so muß ich mich dranlegen, die Juden zu vertreiben. Graf Albrecht ist ihnen feind und hat sie schon preisgegeben; aber niemand thut ihnen noch nichts. Will's Gott, ich will auf der Kanzel Graf Albrecht helfen und sie auch preisgeben.

„Ich trinke Naumburgisch Bier, fast des Geschmacks, den du von Mansfeld mir etwa hast gelobet. Es gefällt mir wohl, macht mir auch des Morgens wohl drei Stühle in drei Stunden.

„Deine Söhnchen sind von Mansfeld gefahren ehegestern,

weil sie Hans von Jene so demütiglich gebeten hatte; weiß nicht, was sie da machen. Wenn's kalt wäre, so möchten sie helfen frieren. Nun es warm ist, konnten sie wohl was anders thun oder leiden, wie es ihnen gefällt.

„Hiermit Gott befohlen sammt allem Hause, und grüße alle Tischgesellen. Vigilia Purificationis, 1546.

M. L., Dein altes Liebchen."

Luther wohnte zu Eisleben bei dem Stadtschreiber Johann Albrecht, der ihm von früher her befreundet war, in einem Hause, das der Stadt gehörte. In einer großen Stube desselben Hauses fanden auch die Verhandlungen statt.

Sie kamen lange nicht vom Flecke. Luthers Abneigung gegen die Juristen und ihre Kunst, die Dinge zu verwirren und Schwierigkeiten zu finden, gewann neue Nahrung. Die Gemüter der Grafen waren durch den langen und heftigen Zwist voll gegenseitigen Mißtrauens.

In seiner Ratlosigkeit bat Luther den Melanchthon, ihm ein Heimberufungsschreiben bei der kurfürstlichen Kanzlei auszuwirken; damit hoffte er einen Druck auf die Grafen auszuüben.

Indessen, nachdem man gute vierzehn Tage verhandelt, kam man doch zu einer Verständigung. Luthers herzliche, ernste Mahnungsworte thaten das Beste dabei; neben ihm waren Fürst Wolfgang von Anhalt und Graf Heinrich von Schwarzburg als Schiedsrichter zugegen. Am 14. Februar konnte Luther die unverhoffte günstige Wendung nach Wittenberg melden; am 16. und 17. wurde der Vergleich in seinen Hauptpunkten abgeschlossen.

Aus dieser ganzen Zeit haben wir von Luther noch eine Reihe von Briefen an Freunde, die meisten an Melanchthon und fünf an seine Frau. Einen von diesen haben wir schon mitgeteilt; die anderen vier folgen. Katharina Luther lebte in banger Sorge um den fernen Gatten; Luther vertreibt sie ihr mit Scherz und Ernst. So sind diese Briefe trotz ihrer Derbheit, die nun einmal jenem Geschlecht eigen war, ein letztes schönes Zeichen der innigen Liebe, welche die beiden Gatten verband.

„Der tiefgelehrten Frauen Katharin Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg.

„Gnade und Friede.

„Liebe Käthe! Wir sitzen hier und lassen uns martern und wären wohl gern davon; aber es kann noch nicht sein, als mich

dünkt, in acht Tagen. Mag. Philippus magst Du sagen, daß er seine Postille korrigiere; denn er hat nicht verstanden, warum der Herr im Evangelio die Reichtümer Dornen nennt. Hier ist die Schule, da man solches verstehen lernet. Aber mir grauet, daß allewege in der heiligen Schrift den Dornen das Feuer gedroht wird, darum ich desto größere Geduld habe, ob ich mit Gottes Hilfe möchte etwas Gutes ausrichten. Deine Söhnchen sind noch zu Mansfeld. Sonst haben wir zu fressen und saufen genug und hätten gute Tage, wenn's der verdrießliche Handel thät. Mich dünkt, der Teufel spotte unser; Gott woll' ihn wieder spotten, Amen.

„Bittet für uns. Der Bote eilte sehr.

„Am Sankt Dorotheentage, 1546."

„Meiner lieben Hausfrauen Katherin Lutherin, Doktorin, Selbstmartyrin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frauen zu Händen und Füßen.

„Gnade und Friede im Herrn.

„Lies, Du liebe Käthe, den Johannem und den kleinen Katechismus, davon Du einmal sagtest: es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt. Denn Du willst sorgen für Deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolf's Vogelheerd. Laß mich in Frieden mit Deiner Sorge: ich hab' einen bessern Sorger, denn Du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippe und hänget an einer Jungfrauen Zitzen; aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden, Amen.

„Ich denke, daß die Hölle und ganze Welt müsse jetzt ledig sein von allen Teufeln, die vielleicht alle um meinetwillen hier zu Eisleben zusammen kommen sind: so fest und hart stehet die Sache. Jetzt sagt man, daß zu Rißdorf, hart vor Eisleben gelegen, daselbst ich krank war im Einfahren, sollen aus- und einreiten und gehen bei vierhundert Jüden. Graf Albrecht, der alle Grenze um Eisleben her hat, der hat die Juden, so auf seinem Eigentum ergriffen, preisgegeben. Noch will ihnen niemand nichts thun. Die Gräfin zu Mansfeld, Wittwe von Solms, wird geachtet als

der Juden Schützerin. Ich weiß nicht, ob's wahr sei; aber ich hab' mich heute lassen hören, wo man's merken wollte, was meine Meinung sei, gröblich genug, wenn's sonst helfen sollt.

„Betet, betet, betet und helft uns, daß wir's gut machen. Denn ich heute in Willen hatte, den Wagen zu schmieren in meinem Zorn; aber der Jammer, so mir einfiel, meines Vaterlandes hat mich gehalten. Ich bin nun auch ein Jurist worden. Aber es wird ihnen nicht gedeihen. Es wäre besser, sie ließen mich einen Theologen bleiben. Komme ich unter sie, so ich leben soll, ich möcht' ein Poltergeist werden, der ihren Stolz durch Gottes Gnade hemmen möchte. Sie stellen sich, als wären sie Gott, davon möchten sie wohl und billig bei Zeit abtreten, ehe denn ihre Gottheit zur Teufelheit würde, wie Luzifer geschah, der auch im Himmel vor Hoffart nicht bleiben konnte. Wohlan, Gottes Wille geschehe.

„Du sollst Mag. Philippus diesen Brief lesen lassen: denn ich nicht Zeit hatte, ihm zu schreiben, damit Du Dich trösten kannst, daß ich Dich gern lieb hätte, wenn ich könnte, wie Du weißt, und er gegen seine Frauen vielleicht auch weiß und alles wohl verstehet.

„Wir leben hier wohl, und der Rat schenkt mir zu jeglicher Mahlzeit ein halb Stübchen Rheinfall, der ist sehr gut. Zuweilen trink ich's mit meinen Gesellen. So ist der Landwein hier gut, und Naumburgisch Bier sehr gut, ohne daß mich dünkt, es macht mir die Brust voll phlegmate (Schleim) mit seinem Pech. Der Teufel hat uns das Bier in aller Welt mit Pech verdorben und bei euch den Wein mit Schwefel. Aber hier ist der Wein rein ohne was des Landes Art giebt.

„Und wisse, daß alle Briefe, die Du geschrieben hast, sind anher kommen und heute sind die kommen, die Du am nächsten Freitag geschrieben hast mit Mag. Philippus Briefen, damit Du nicht zürnest.

„Am Sonntag nach Dorotheens Tag (6. Febr.) 1546.

Dein lieber Herr M. Luther."

„Der heiligen sorgfältigen Frauen, Katherin Lutherin, Doktor Zulsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen, lieben Hausfrauen.

„Gnade und Friede in Christo.

„Allerheiligste Frau Doktorin! Wir bedanken uns gar freund-

lich für Eure große Sorge, davor ihr nicht schlafen könnt; denn seit der Zeit Ihr für uns gesorget habt, wollt' uns das Feuer verzehret haben in unsrer Herberg hart vor meiner Stubenthür; und gestern, ohne Zweifel aus Kraft Eurer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht, wie in einer Mausfallen. Der hatte im Sinn, Eurer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben, heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge, wo Du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen und alle Elemente verfolgen. Liesest Du also den Katechismum und den Glauben? Bete Du und laß Gott sorgen, es heißt: ‚Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich (1. Petr. 5, 7).‘

„Wir sind, Gott Lob, frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen, und Doktor Jonas wollt' gern einen bösen Schenkel haben, daß er sich an eine Lade ohngefähr gestoßen: so groß ist der Neid in den Leuten, daß er mir nicht wollt' gönnen allein einen bösen Schenkel zu haben. Hiemit Gott befohlen. Wir wollten nun fort gerne los sein und heimfahren, wenn's Gott wollt', Amen, Amen, Amen.

„Am Tage Scholasticä (10. Febr.) 1546.

Euer Heiligen williger Diener Martinus Luther.“

„Meiner freundlichen, lieben Hausfrauen, Katherin Lutherin von Bora zu Wittenberg zu Händen.

„Gnade und Friede im Herrn.

„Liebe Käthe! Wir hoffen diese Woche wieder heim zu kommen, ob Gott will. Gott hat große Gnade hier erzeigt; denn die Herren durch ihre Räte fast alles verglichen haben, bis auf zwei Artikel oder drei, unter welchen ist, daß die zwei Brüder Graf Gebhardt und Graf Albrecht wiederum Brüder werden, welches ich heute soll vornehmen und will sie zu mir zu Gaste bitten, daß sie auch mit einander reden; denn sie bis daher stumm gewesen und mit Schriften sich hart verbittert haben. Sonst sind die jungen Herren (die Söhne der feindlichen Grafen) fröhlich, fahren zusammen mit den Narrenglöcklein auf Schlitten und die Fräulein auch und bringen einander Mummenschanz, und sind guter Dinge, auch Graf Gebhards Sohn. Also muß man greifen, daß Gott Gebete erhört.

„Ich schicke Dir Forellen, so mir die Gräfin Albrecht ge-

schenkt hat: die ist von Herzen froh der Einigkeit. Deine Söhnchen sind noch zu Mansfeld. Jakob Luther will sie wohl versorgen. Wir haben hier zu essen und zu trinken als die Herrn, und man wartet unser gar schön, nur allzu schön, daß wir Euer wohl vergessen möchten zu Wittenberg. So ficht mich der Stein auch nicht an. Aber Doktor Jonas Bein wäre schier quad worden, so hat's Löcher gewonnen auf dem Schienbein; aber Gott wird auch helfen.

„Solches alles magst Du Mag. Philippus anzeigen, Doktor Pommer und Doktor Kruziger. Hier ist das Gerücht herkommen, daß Doktor Martinus sei weggeführt, wie man zu Leipzig und zu Magdeburg redet. Solches erdichten die Naseweisen, Deine Landsleute. Etliche sagen, der Kaiser sei dreißig Meilen Wegs von hinnen bei Soest in Westphalen; etliche, daß der Franzose Knechte annehme, der Landgraf auch. Aber laß sagen und singen: wir wollen warten, was Gott thun wird. Hiemit Gott befohlen.

„Zu Eisleben am Sonntag Valentini (14. Febr.) 1546.

M. Luther, Doktor."

Elftes Kapitel.

Tod.

Anno 1544 kam in Italien eine Flugschrift heraus, welche der römischen Christenheit die frohe Botschaft von Luthers Tode vermeldete. Dieses seltsame Schriftstück bekam Luther durch Landgraf Philipp von Hessen zugeschickt. Es läßt sich denken, wie heiter ihn, den Lebenden, solcher Streich der Papisten anmuten mußte.

Er wußte denn nichts Besseres zu thun, als diese „Wälsche Lügenschrift“ zu Nutz und Frommen der deutschen Christenheit auf Deutsch in Druck zu geben (1545). Darnach war es mit Luthers Tode also zugegangen:

> „Martin Luther, als er krank war, begehrt er das heilige Sakrament des Leibs unsers Herrn Jesu Christi; als er dieses empfangen hat, ist er alsbald gestorben. Und in seiner Krankheit, als er sah, daß sie gar heftig war, und gänzlich sich zum Tod neiget', hat er gebeten, daß sein Leib auf einen Altar sollt' gesetzt und angebetet werden als ein Gott.
>
> „Aber die göttliche Güte und Fürsichtigkeit (Vorsehung), als sie hat wollen einem so großen Irrtum ein End' machen und ein ewig Stillschweigen, hat sie nicht abgeschlagen, solche Wunderzeichen zu eröffnen, welche sehr vonnöten waren, auf daß das Volk abstünde von solchem großen Irrtum, Zerstörung und Verderbnis, welche obgenannter Luther in dieser Welt hat angerichtet.
>
> „Darum als sein Leib ins Begräbnis ist geleget worden, ist alsbald ein erschrecklicher Rumor und Getümmel gehöret worden,

als fiel' Teufel und Höll' ineinander; durch welche alle diejenigen, so gegenwärtig waren, kamen in groß Schrecken, Entsetzen und Furcht. Und als sie die Augen gen Himmel hoben, sahen sie die allerheiligste Hostia unsers Herrn Jesu Christi, welche ein solch unwürdiger Mann also unwürdig hat dürfen empfahen. Ich sage auch, daß alle die, die dabei sind gewesen, scheinbarlich gesehen haben die allerheiligste Hostia in der Luft schweben. Derhalben mit großer Andacht und Ehrerbietung haben sie die allerheiligste Hostia mit großer Ehre und Andacht zu den Heiligtumen (zu den Reliquien) ehrlich gethan. Da das geschehen ist, hat man denselbigen Tag nicht mehr ein solch Getümmel und höllisch Rumpeln gehört.

„Aber die folgende Nacht an demselbigen Ort, da der Leib Martin Luthers war begraben, hat jedermann gemeiniglich gehört ein größer Ungestüm denn das erste. Darum auch das Volk aufgestanden, und kam in eine große Furcht und Entsetzung.

„Derhalben, als es Tag ward, gingen sie hin, aufzuthun das Grab, da der gottlose Leib des Martin Luther hingelegt ward. Als das Grab auf ward gethan, sah man klärlich, daß da weder Leib oder Fleisch noch Gebein noch einige Kleider waren. Aber es war voll solchen Schwefelgestanks, daß es alle, die da umherstunden, krank machte.

„Dadurch viele ihr Leben haben gebessert zu dem heiligen, christlichen Glauben, zu Ehre, Lob und Preis Jesu Christi und zur Befestigung und Bekräftigung seiner heiligen, christlichen Kirche, die da ist ein Pfeiler der Wahrheit."

Hierzu nun Luthers Nachschrift:

„Und ich, Martinus Luther, Doktor, bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich solches zornige Gedicht von meinem Tode empfangen habe am 21. März und gar gerne und fröhlich gelesen, ausgenommen die Gotteslästerung, da solche Lüge der hohen göttlichen Majestät wird zugeschrieben. Sonst thut mir's sanft auf der rechten Kniescheibe und an der linken Ferse, daß mir der Teufel und seine Schuppen, Papst und Papisten, so herzlich feind sind. Gott bekehre sie vom Teufel! Ist's aber beschlossen, daß mein Gebet für die Sünde zum Tod vergeblich ist — wohlan, so geb' Gott, daß sie ihr Maß

vollmachen und nicht anders denn solche Büchlein zu ihrem Trost und Freuden schreiben. Laß immer hinfahren, sie fahren recht. Sie haben's so gewollt. Ich will dieweil zusehen, wie sie wollen selig werden, oder wie sie büßen und widerrufen mögen alle ihre Lügen und Gotteslästerungen, damit sie die Welt füllen."

Luther hat nicht geahnt, daß diese verfrühte Zeitung vor seinem Tode nur der Anfang von unerschöpflichen Fabeln ist, welche die Römischen bis auf den heutigen Tag über sein Lebensende ausgestreut haben und die sämtlich darin einig sind, daß ihn der Teufel geholt. Wir haben aber gewissen Bericht, wie es bei seinem Tode zugegangen; es sind genug Leute dabeigewesen.

Es war ein Tod nach dem Worte, das er selbst erst vor kurzem in eine Bibel geschrieben: „Wer mein Wort hält, der wird den Tod nimmer nicht sehen in Ewigkeit (Joh. 8, 51)."

Abgesehen von den ärgerlichen Verhandlungen über die Streitsache ging es Luthern in Eisleben gut. Er verkehrte mit seinen Mansfeldischen Verwandten, zu denen seine Söhne auf mehrere Tage zu Besuch gingen, und wurde von den Grafen und allen lieb und wert gehalten. Was man an Bequemlichkeit und Pflege ihm anthun konnte, versäumte man nicht. Auch hatte er seine gute Ordnung. Allabendlich ging er um acht Uhr oder noch früher in sein Zimmer, betete, wie er gewohnt war, am Fenster, zuweilen laut, redete dann noch ein paar Worte mit den Gegenwärtigen, legte sich zu Bett und hatte die ganze Nacht leiblichen Schlaf. Jonas, Rutfeld und noch ein Diener schliefen mit ihm in derselben Kammer, auch seine zwei jüngeren Söhne, solange sie in Eisleben waren.

Viermal hat Luther noch in der Kirche gepredigt, darin er getauft war. Zuletzt am 14. Februar, den sechsten Sonntag nach dem Erscheinungsfeste, über Matth. 11, 25—30.

„Das ist ein schön Evangelium," hob er an, „und hat viel feiner Lehre in sich begriffen; aber wir wollen jetzt zum Teil davon reden, als wie wir können und Gott Gnade verleihet.

„Der Herr lobt und preist seinen himmlischen Vater allhier, daß er hab' verborgen solches den Klugen und Weisen, d. i. daß er das heilige Evangelium den Weisen und Klugen nicht hat kundgethan, sondern den

Kindern und Jungen offenbaret, die nicht reden und predigen können, noch klug und weise sein. Hiermit hat er angezeigt, daß er den Weisen und Klugen feind sei und Lust und Liebe haben zu denen, so nicht klug und weise, sondern wie die jungen Kinder sind.

„Aber das ist vor der Welt sehr thörlich und ärgerlich geredet, daß Gott den Weisen so feind sollt' sein und sie also verdammen, so wir doch meinen, Gott könne nicht regieren, er müsse kluge und weise Leute dazu haben.

„Aber es hat diese Meinung: Die Weisen und Klugen in der Welt machen's also, daß ihnen Gott nicht günstig oder gut sein kann; denn sie haben das Herzeleid, machen's in der christlichen Kirche, wie sie es selbst wollen: alles, was Gott thut und macht, das müssen sie bessern, daß also kein ärmer, geringer, verächtlicher Schüler nicht ist auf Erden denn Gott. Er muß aller Jünger sein; jedermann will sein Schulmeister und Präzeptor sein."

Das beweist nun Luther seinen Zuhörern „als ein Landkind" an vielen Beispielen: „auf daß wir lernen nicht selbst weise uns dünken lassen und alle hohen Personen aus den Augen setzen und, schlechtweg die Augen zugethan, an Christi Wort uns halten und zu ihm kommen, wie er uns auf's freundlichste lockt, und sagen: ‚Du bist allein mein lieber Herr und Meister; ich bin dein Schüler'."

Luther mußte diese Predigt früher abbrechen, als er wollte: „Das und viel mehr," so schloß er, „wäre von diesem Evangelio weiter zu sagen; aber ich bin zu schwach. Wir wollen's hierbei bleiben lassen."

Dies war Luthers letzte Predigt. Die letzten Worte, die er zu Papier gebracht, stammen vom Dienstag darauf, dem 16. Er schrieb da auf einen Zettel in lateinischer Sprache:

„Den Virgil in seinen Hirtengedichten kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre ein Hirte gewesen;

„Den Virgil in seinen Bauerngedichten kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre ein Bauer gewesen;

„Den Cicero in seinen Episteln kann niemand verstehen, er habe sich denn fünfundzwanzig Jahre in einem großen Gemeinwesen umgethan;

„Die heilige Schrift meine niemand verschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten, wie Elias und

Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert.

Rühr du nicht an das Buch voll Majestät;
Mit Andacht nur nah' ihm und mit Gebet!

„Wir sind Bettler. Das ist wahr.
„16. Februar, Anno 1546.

An dem nämlichen Tage sagte Luther über Tische:

„Wenn ich wieder heim gen Wittenberg komme, so will ich mich alsdann in den Sarg legen und den Maden einen feisten Doktor zu essen geben."

Seine Kräfte nahmen doch sichtlich ab. Eine offene Wunde am Bein, die er sonst mit Fleiß offen gehalten, war zugeheilt. Die hohen Herrschaften suchten ihm mit allerlei Mitteln zu dienen; auch seine Frau schickte stärkende Arzneien aus Wittenberg.

Am 17. setzte er noch seine Unterschrift unter den Vertrag. Von weiteren Verhandlungen hielt er sich auf allgemeines Zureden fern.

So verbrachte er den Vormittag in seinem Stüblein, bald auf einem ledernen Ruhebett liegend, bald auf und abgehend; zuweilen stand er am Fenster still und betete. Jonas und Michael Cölius, der Mansfeldische Hofprediger, waren bei ihm. „Doktor Jonas und Herr Michael," redete Luther sie an; „ich bin hier zu Eisleben getauft — wie, wenn ich hier bleiben sollte?"

Zum Essen ging Luther noch in das Speisezimmer im unteren Stockwerk hinunter. Er nahm heiteren Sinnes teil an der Unterhaltung, mied auch den Scherz nicht; zuletzt kam man doch auf ernste, jenseitige Dinge.

Hatte er vor dem Abendessen schon ein Drücken auf der Brust verspürt, weshalb er sich mit warmen Tüchern reiben ließ, so befielen ihn heftigere Beklemmungen, als er zur gewohnten Stunde sich zurückzog. Man that, was man dagegen zu thun wußte. Auch Graf Albrecht besuchte ihn noch zur Nacht und ließ schließlich einen seiner Räte bei ihm.

Es besserte sich wieder mit dem Kranken; von 9 bis 10 erquickte ihn auf dem Ruhebett in seinem Zimmer ein sanfter Schlummer.

Jonas, Cölius, Rutfeld und seine zwei Söhne Martin und Paul wachten bei ihm. Als er aufwachte, forderte er sie auf, zu Bett zu gehn, und begab sich selbst in sein Schlafgemach. Über die Schwelle tretend, sprach er:

„Walt's Gott, ich gehe zu Bette. In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott!"

Nachdem er sich niedergelegt, gab er, wie er zu thun pflegte, den andern die Hand zur Gutenacht und sagte:

„Doktor Jonas und Magister Cölius und Ihr andern, betet für Gott und sein Evangelium, daß es ihm wohlgehe; denn das Konzil zu Trient und der leidige Papst zürnen hart mit ihm."

Er schlief dann mit natürlichem Atem, bis es Ein Uhr schlug. Dann rief er dem Rutfeld, man möge ihm die Stube heizen. Die hatte man indessen schon warm gehalten. Da sagte er zu Jonas:

„Ach Herr Gott, wie ist mir so wehe! Ach lieber Doktor Jonas, ich achte, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben."

Ohne Unterstützung ging er aus der Kammer in die Stube, schritt darin zweimal auf nieder und wiederholte dabei die Worte; „In deine Hände befehle ich meinen Geist." Legte sich dann auf das Ruhebett. Es drücke ihm die Brust sehr hart, klagte er; doch schone es noch des Herzens.

Man holte nun den Hauswirt, Stadtschreiber Albrecht, mit seiner Frau, sowie zwei Ärzte, und schickte Nachricht zum Grafen Albrecht. Dieser kam alsbald selbst und mit ihm seine Gemahlin; später fanden sich auch noch der Graf und die Gräfin von Schwarzburg ein. Unablässig suchte man mit allerhand Mitteln seinem Übel beizukommen. Luther seufzte:

„Lieber Gott, mir ist sehr weh und angst; ich fahre dahin."

Jonas und Cölius wollten ihn beruhigen: es sei ein heilsamer Schweiß ausgebrochen. Er verstand es besser: „Nein," sagte er, „es ist ein kalter Todesschweiß." Darauf fing er an zu beten:

„O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt hab', welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelchen befohlen sein! O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich ewig bei dir bleiben und aus deinen Händen mich niemand reißen kann."

Darauf sprach er dreimal (lateinisch) die Worte Joh. 3, 16: „Also

hat Gott die Welt geliebet u. s. w.," auch den Spruch Psalm 68, 21: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tod errettet"; dann, als Cölius ihm einen Löffel sonderlich kräftiger Arznei einflößt: „Ich fahre dahin, meinen Geist werde ich aufgeben" — endlich noch dreimal schnell hintereinander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott!"

Nun wurde er stille. Man rüttelte, rieb und rief ihn: er antwortete nicht und öffnete auch die Augen nicht. Die Gräfin von Mansfeld und die Ärzte bestrichen ihm den Puls mit stärkenden Wassern, die seine Frau ihm noch geschickt hatte. Jetzt riefen ihm Jonas und Cölius noch ins Ohr:

„Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr gepredigt, beständig bleiben?"

Er antwortete mit einem deutlich vernehmbaren „Ja". Wandte sich dann auf die rechte Seite und fing an zu schlafen.

Die Umstehenden, außer den Ärzten, hofften darum noch auf Besserung. Aber er schlummerte hinüber ins ewige Leben. Es währte eine Viertelstunde, so wurden Füße und Nase kalt, das Gesicht erbleichte — ein tiefer Atemzug, und Luther war nicht mehr unter den Lebenden.

Die Uhr ging auf Drei. Der 18. Februar, ein Donnerstag, war der schmerzenreiche Tag.

Zwölftes Kapitel.

Begräbnis.

Sie wollten's nicht glauben, daß Luther wirklich von ihnen gegangen sei, die Zeugen seines Todes gewesen waren. Wie in dem Bericht des Jonas und Cölius zu lesen steht:

„Als er nun im Herrn verschieden und Graf Albrecht, sein Gemahl, der von Schwarzburg u. s. w. samt uns erschraken, immer noch schrien, man sollte mit Reiben und Laben nicht ablassen, that man alles, was menschlich und möglich war. Aber es ward der Leib immer kälter und tötlicher. Und nachdem der tote Leib also auf dem Ruhebettlein bis in drei Viertelstund' gelegen, machet man darneben von vielen Federbetten drei Unterbetten, und Tücher oben, hart bei dem Ruhebett, darein man ihn hub, der Hoffnung — wie wir alle wünscheten und beteten — ob Gott noch wollt' Gnade geben."

Als man sich nun doch in diese Fügung Gottes ergeben mußte, eilte herbei, was ihn lieb hatte, den entschlafenen Leichnam zu sehen. Noch ehe es Tag wurde, in der vierten und fünften Stunde, kamen alle die hohen Herrschaften, welche zur Aussöhnung des Mansfeldischen Zwistes in Eisleben weilten: Fürst Wolfgang von Anhalt, die sämtlichen Grafen von Mansfeld und andre Herrn vom Adel, dazu aber auch viele wackere Bürger von Eisleben: „sahen den toten Leib mit heißen Thränen und Weinen."

Um 9 Uhr vormittags legte man ihn aus der Stube in die Kammer aufs Bett; dort lag er, bis man einen zinnernen Sarg gegossen. In diesen wurde er endlich gelegt und dem Volke also zur Schau gestellt, das zu Hunderten herbeiströmte, Mann und Weib, Vornehm und Gering.

Sowie man ein wenig zur Besinnung gekommen, meldete man dem

Kurfürsten von Sachsen Luthers seligen Abschied. Jonas gab durch einen gräflichen Sekretär eingehenden Bericht; Graf Albrecht und Fürst Wolfgang schrieben auch. Graf Albrecht hätte gern dem Toten in seinem Lande eine Ruhestatt gegeben, stellte es aber ganz in des Kurfürsten gnädiges Gefallen. Der Fürst von Anhalt schrieb: „Man hat viel Fleiß bei ihm gethan; da ist aber keine menschliche Hilfe gewesen, sondern der Wille des Herrn ist bei ihm ergangen und ist ganz sanft mit guten Sprüchen entschlafen. Gott der Herr helf' uns mit Gnaden hernach. Amen."

Am 18. blieb der Sarg im Sterbehause. Am 19. wurde er feierlich in die Hauptkirche von St. Andreas übertragen. Jonas predigte dort dem Trauergefolge über 1. Thess. 4, 13—18. Über Nacht hielten zehn Bürger die Leichenwacht.

Noch am Abend des 19. traf von Kurfürst Johann Friedrich Antwort ein: er wolle Luthern in seiner Schloßkirche zu Wittenberg bestatten lassen; bat darum die Herren von Mansfeld, ihm den Körper bis gen Bitterfeld entgegenzuführen.

So fand denn am Tage darauf, Sonnabend, den 20., in der Andreaskirche noch ein Trauergottesdienst statt, worin Magister Cölius über Jes. 57, 1f die Abschiedspredigt hielt. Wieder beteiligten sich beim Kirchgang alle anwesenden Fürsten, Grafen und Herren, sowie eine große Menge Volks. Dieselben begleiteten auch den Trauerzug, als nun zu Mittag der Sarg unter christlichen Gesängen aus Eisleben fortgeführt wurde, mit vielen Thränen bis vor das äußerste Thor. Zwei junge Grafen von Mansfeld und gegen fünfzig Reisige ritten mit bis Wittenberg. Fast in allen Ortschaften, welche der Zug berührte, grüßte man den toten Luther mit Glockengeläut; überall gab ihm das wehklagende Volk ein Stück das Geleit. In Halle nahm man von Luthers Gesicht eine Totenmaske in Wachs, die noch heute daselbst bewahrt wird. Auch hatten schon zu Eisleben zwei Maler die Züge des Verstorbenen abkonterfeit.

An der Landesgrenze vor Bitterfeld empfingen die Beauftragten des Kurfürsten den Leichenzug. In Kemberg blieb man über Nacht und langte endlich Montag, den 22., morgens in Wittenberg an.

Hier war am 19. die Todesnachricht eingetroffen. Ein kurfürstlicher Bote hatte sie an Melanchthon und Bugenhagen überbracht. Durch wen und wie Frau Käthe erfahren hat, daß sie Witwe geworden, wissen wir nicht.

Melanchthon machte alsbald für die Studenten in lateinischer Sprache einen Anschlag, welcher mit diesen Worten schloß:

„Ach, dahingegangen ist der Wagenlenker und Wagen Israels (vgl.

2. Kön. 2, 12), der die Kirche in diesem Greisenalter der Welt regiert hat. Denn nicht menschlicher Scharfsinn hat die Lehre von der Vergebung der Sünden und dem Vertrauen auf den Gottessohn entdeckt, sondern Gott hat sie durch diesen Mann geoffenbart, den Gott vor unsern Augen erweckte. So lasset uns denn dieses Mannes Gedächtnis und die von ihm vorgetragene Lehre lieben und Zucht halten und achten auf die schweren Heimsuchungen und großen Veränderungen, welche auf diesen Fall folgen werden. Dich aber, Sohn Gottes, du für uns gekreuzigter und auferstandener Immanuel, bitte ich, du wollest deine Kirche regieren, erhalten und schützen! Amen."

Man erwartete die Leiche schon am Sonntag nachmittag. Ein Anschlag des Rektors lud die Studenten auf diese Zeit zum Begräbnis. Aber erst Montag, den 22., morgens 9 Uhr, traf der Trauerzug ein.

Am Elsterthor wartete seine Frau Katharina Luther, mit ihr Universität, Rat und Bürgerschaft. Bald ordnete sich der Zug, den teuren Toten zu seiner letzten Ruhestätte, der am andern Ende der Stadt gelegenen Schloßkirche, zu geleiten. Die Schule und die Geistlichkeit eröffneten ihn. Dann ritten vor dem Sarge die Vertreter des Kurfürsten und die beiden Grafen von Mansfeld mit ihren Getreuen, einige neunzig Reiter. Unmittelbar hinter dem Sarge fuhr auf einem Wäglein Luthers Ehegattin samt etlichen Frauen. Hierauf zu Fuß Luthers drei Söhne, die schon von Eisleben her mit im Zuge gewesen, wie auch ein Bruder Luthers, Jakob, Bürger zu Mansfeld, und andere von der Freundschaft. Weiter Rektor und Professoren der Universität, Bürgermeister und Magistrat, der große Haufe der Studenten und endlich die Bürgerschaft. In allen Gassen, auch auf dem Markte war das Gedränge des Volkes, das zahlreich vom Lande herbeiströmte, so groß, wie man es in Wittenberg noch nicht gesehen. Des Schluchzens und Wehklagens war kein Ende.

In der Schloßkirche angelangt, stellte man den Sarg der Kanzel gegenüber. Bugenhagen hielt die deutsche Leichenpredigt. Er wandte auf Luther die Worte der Offenbarung Johannis an (14, 6): „Und ich sahe einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern." Zum eigentlichen Text aber nahm auch er 1. Thess. 4. 13 ff, worüber schon Jonas zu Eisleben gepredigt hatte. Gar herzlich und tröstlich wußte er zum Volke zu reden, wie nun dem Vater Martinus all sein Sehnen erfüllt sei, der da

zu ihm gesagt: ‚Bittet doch den lieben Gott, daß er mich kurz von hinnen nehme; ich kann nichts mehr thun auf Erden, ich bin auch nichts mehr nütze: helft mir mit eurem Gebet; bittet nicht, daß ich länger lebe‘. „Solches mußte ich oft von meinem lieben Vater hören. Nun kann ein jeglicher wohl denken, was ich meinem lieben Vater, unserm herzlieben Doktor, auf solche Worte geantwortet habe. Das alles zeigt an, wie gerne er dieses Jammerlebens in seinen letzten Tagen wollte los sein und mit Christo sein. Damit hat er auch sein ‚Es ist vollbracht‘ gesungen und dem himmlischen Vater seinen Geist in die Hände befohlen.“

Zum Schluß machte er einen Vergleich zwischen Martin Luther und jenem heiligen Martin, von dem die Historie erzählt, daß alle Ketzer vor ihm erblaßten, und ermahnte die Gemeinde zur Besserung und zur Anrufung Gottes, daß er seine Gläubigen wolle in Einer Lehre bewahren, durch Christum wider Rotten und Tyrannen und andere Pforten der Hölle beschützen und treue, gute Prediger der Kirche erhalten.

Nachdem Bugenhagen geendet, hielt Melanchthon noch eine lateinische Leichenrede namens der Universität. Niemand konnte Luthern würdigere, tiefere, innigere Worte nachrufen, als er.

Nicht will er, nach der Heiden Sitte, zum Lobe des Toten reden, vielmehr nimmt er seine Zuhörer zu Zeugen, daß die Kirche „in Wahrheit durch Gott vom Himmel regiert und erhalten werde“. Dazu hat Gott sich zu allen Zeiten seine Diener erwählt, und in ihre Schar gehört auch Luther. Wohl schreien viele, die Kirche sei durch ihn zerrüttet worden und unheilbarer Streit in ihr angerichtet; aber das ist die Schuld derer, die ihn nicht hören wollten. Selber von Gott gelehrt, hat Luther die wahre, heilsame Lehre wieder an den Tag gebracht. Mit der einen Hand die Feinde der Wahrheit abwehrend, hat er mit der andern Gottes Reich gebaut: die Bibel übersetzt, treffliche Auslegungen geschrieben, die Gewissen getröstet. Er konnte das, weil er sich durch eigene Gewissensnot zum Frieden durchgerungen.

Wohl haben manche geklagt, daß Luther zu heftig gewesen. Aber auch Erasmus äußerte: „Gott hat dieser letzten Zeit um ihrer bösen Krankheit willen einen scharfen Arzt gegeben.“ Sein Eifer gefiel nicht jedem, aber er war recht und gut. Und wie freundlich und liebreich ist er im Grunde gewesen, gar nicht streitsüchtig und zänkisch; ohne Falsch, voller Würde. Es war bei ihm alles, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet (Phil. 4, 8): so

kam offenbar auch seine Heftigkeit nicht aus Streitsucht, sondern aus Eifer für die Wahrheit. Da war keine böse Lust, keine Freude am Aufruhr, keine Ränke und Kunstgriffe, um in der Leitung der Kirche seine und der Seinigen Gewalt zu mehren.

„Oft bin ich dazu gekommen, wenn er mit Thränen für die ganze Kirche betete.“ Darum war er auch in gefährlichen Händeln nicht schüchtern, sondern bewies eben dann eine ungeheuere Kraft des Geistes. Er kannte die Menschen; aber rücksichtslos that er alles für das gemeine Beste. Seine Beredsamkeit war groß: ohne Zweifel ist er den größten Rednern an die Seite zu stellen.

„Wir sind wie arme Waisen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt und ihn verloren haben“. Dennoch müssen wir's ihm gönnen und uns freuen, daß er nun mit Gott, Christus, den heiligen Vätern und Propheten vereint ist. Nun lebt er im Anschaun der göttlichen Weisheit und der göttlichen Werke: alle Geheimnisse Gottes und seiner Majestät sind ihm noch offenbar. Wie wird er mit brünstigem Herzen Gott dafür danken!

Solchen Mann soll man wohl im Gedächtnis halten und Gott für sein Leben und seine Lehre Dank sagen. Weil aber sein Tod eine große Heimsuchung ist, soll man allen Fleiß darauf richten, christlich zu leben und zu studieren. Denn wo die lautere Lehre des Evangeliums, da ist Gottes Wohnung und Kirche, nach dem Worte Jesu (Joh. 14, 23): ‚Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen‘.

„An dieser herrlichen Verheißung,“ so schloß Melanchthon, „wollen wir uns entzünden lassen, die himmlische Lehre zu lernen, und bedenken, daß um der Kirche willen das menschliche Geschlecht und die weltlichen Reiche erhalten werden. Und wollen die künftige Herrlichkeit, zu der uns Gott berufen hat, im Geiste anschauen; denn nicht umsonst hat er seinen Sohn gesandt, sondern die liebet er in Wahrheit und sorgt für sie, welche diese Wohlthat hochachten.“

Nun trugen etliche gelehrte Magister den Sarg nach der Grabstätte, die im Innern der Kirche, ohnweit der Kanzel, für ihn bestimmt war, und ließen ihn hinab.

Dort ruhen Luthers Gebeine bis auf den heutigen Tag. Die Kirche, welche einst seine erste große That geschaut, den Anschlag seiner Ablaßthesen, ist seine Grabeskirche geworden. Keinen Altar hat man ihm da-

selbst errichtet: die Altäre der Heiligen hatte er ja gestürzt; eine schlichte broncene Platte, in den steinernen Fußboden eingelassen, zeigt uns das Grab.

Da hat mancher schon voll Andacht und frommen Dankes gestanden und gelesen:

„Hier ist begraben der Leib Martin Luthers, Doktors der heiligen Theologie, welcher im Jahre Christi 1546 am 18. Februar zu Eisleben, seiner Vaterstadt, verstorben ist, nachdem er gelebt hatte 62 Jahre, 2 Monate und 8 Tage.“

Wie es in jenen schmerzlichen Tagen Frau Katharinen ergangen, davon wird uns nichts berichtet. Aber wir schauen in ihre betrübte Seele hinein, wenn wir die Worte eines Briefes lesen, den sie am 2. April 1546 an ihre Schwägerin Christina von Bora gerichtet hat. Da hebt sie an:

„Daß Ihr ein herzlich Mitleiden mit mir und meinen armen Kindern tragt, gläub' ich leichtlich. Denn wer wollt' nicht billig betrübt und bekümmert sein um einen solchen teuern Mann, als mein lieber Herr gewesen ist, der nicht allein einer Stadt oder einem einigen Land, sondern der ganzen Welt viel gedienet hat. Derhalben ich wahrlich so sehr betrübt bin, daß ich mein großes Herzeleid keinem Menschen sagen kann, und weiß nicht, wie mir zu Sinn und zu Mut ist. Ich kann weder essen noch trinken, auch dazu nicht schlafen. Und wenn ich hätt' ein Fürstentum und Kaisertum gehabt, sollt' mir so leid nimmer geschehen sein, so ich's verloren hätt', als nun unser lieber Herrgott mir, und nicht allein mir, sondern der ganzen Welt, diesen lieben und teuern Mann genommen hat. Wenn ich daran gedenk', so kann ich vor Leid und Weinen — das Gott wohl weiß — weder reden noch schreiben.“

Hieronymus Weller, Luthers langjähriger Freund und Hausgenosse, hat einmal geäußert: „Ich denke noch oft an den Mann Gottes, Doktor Martin Luther, daß er sein Gemahl ließ den einunddreißigsten Psalm auswendig lernen, da sie noch jung, frisch und fröhlich war und sie noch nicht wissen konnte, wie dieser Psalm so lieblich und tröstlich wäre. Aber ihr lieber Mann that es nicht ohn' Ursach. Denn er wohl wußte, daß sie nach seinem Tode ein betrübtes, elendes Weib sein und dieses Trostes, so der einunddreißigste Psalm in sich hat, sehr nötig würde bedürfen.“

Wirklich hat Katharina Luther einen schweren Witwenstand gehabt. Zwar schenkte ihr der Kurfürst 100, den Kindern 2000 Gulden, und eine gleiche Summe legten die Grafen von Mansfeld für sie an. Auch zahlte der König von Dänemark die 50 Thaler Jahrgehalt, die er Luthern ausgesetzt, noch zweimal, ja nach wiederholten Bitten später selbst ein drittes Mal aus. Dennoch brach Sorge und Not über sie herein, besonders in folge des Schmalkaldischen Krieges, der ihrem besten Schutzherrn, dem Kurfürsten, Land und Freiheit kostete. Zweimal mußte sie vor den Schrecken des Krieges aus Wittenberg flüchten. Sie ist auch nicht zu Wittenberg gestorben, sondern zu Torgau, wohin die Pestgefahr sie mit ihren Kindern, wie auch die ganze Universität getrieben hatte, am 20. Dezember 1552, nicht ganz sieben Jahre nach ihrem Gemahl. „Während ihrer ganzen Krankheit — so wird ihr bezeugt — tröstete sie sich und hielt sich aufrecht mit Gottes Wort, und wünschte sehnlich ein sanftes Abscheiden aus diesem armen Leben, befahl auch die Kirche und ihre Kinder Gott und bat, daß die Reinheit der Lehre, welche Gott durch ihres Mannes Wort dieser letzten Zeit wieder gegeben, unverfälscht den Nachkommen überliefert werden möge". Stadt und Universität gaben ihr das letzte Geleit. Sie ruht in der Torgauer Stadtkirche.

Von ihren vier Kindern weilten nur drei an ihrem Sterbebett. Der älteste, Johannes, studierte nach des Vaters Tode in Königsberg die Rechtswissenschaft und ging dann wahrscheinlich, zur Fortsetzung seiner Studien, ins Ausland. Er wurde später fürstlicher Kanzleirat in Weimar.

Beim Tode des Vaters stand Johannes im zwanzigsten Lebensjahr, Martin im fünfzehnten, Paul im vierzehnten, Margarethe im zwölften. Melanchthon und Bugenhagen haben zu ihrer Erziehung der Witwe geholfen. Martin studierte in Wittenberg Theologie; es war wohl Kränklichkeit, die ihn hinderte, ein öffentliches Amt anzunehmen und ihn frühzeitig dahinraffte: er starb vierunddreißig Jahre alt am 3. März 1565, verheiratet mit einer Bürgermeisterstochter, aber kinderlos. Paul, der begabteste von Luthers Söhnen, wandte sich der Medizin zu und legte als Leibarzt an den Höfen von Gotha, Brandenburg und Dresden eine ehrenvolle Laufbahn zurück. Schließlich gab er dieses Amt auf und verlebte seinen Lebensabend in Leipzig, wo er 1593 im einundsechzigsten Lebensjahre starb. Er war vermählt mit Anna von Warbeck, der Tochter eines kursächsischen Rats. Seine Nachkommen-

schaft erlosch im Jahre 1759. Margarethe endlich wurde die Frau eines preußischen Adligen, des Georg von Kunheim, Erbherrn auf Knauten bei Mühlhausen, der ein warmer Verehrer Doktor Luthers und ein frommer Mann war. Sie starb 1570, Mutter von neun Kindern. Aber auch ihr Geschlecht hat keine Dauer gehabt, und so leben heute keine leiblichen Nachkommen Luthers mehr.

Dennoch ist Luther ein Vater vieler Söhne und Töchter geworden. Nicht nur die seinen Namen noch immer tragen und sich's vorgenommen haben, gute Lutheraner zu sein und zu bleiben: Ungezählte rühmen ihn als den Bahnbrecher einer neuen Zeit, als den Propheten, der uns das echte Evangelium von dem gnädigen Gott wiedergebracht und die edle Gewissensfreiheit erkämpft hat. Noch größer ist die Menge derer, welche die Früchte seiner Arbeit genießen, aber keinen Dank dafür haben.

Rom, dessen Unbußfertigkeit Luthern auf den Plan trieb, haßt ihn noch immer als das Haupt aller Ketzerei; kein Wunder, denn es kann den Geist des Toten nicht zwingen. Kaiser Karl zog noch im Jahre 1546 das Schwert, um das blutige Siegel unter die Beschlüsse des Trienter Konzils zu setzen und die Protestanten mit Gewalt zur Heimkehr in den Schoß der römischen Kirche zu nötigen. Aber im Vertrage von Passau (1552) und im Augsburger Religionsfrieden (1555) wurde das Augsburgische Bekenntnis trotz dem Widerspruch des Papstes im Reiche anerkannt. Noch einmal tobte die Kriegsfurie in Deutschland dreißig schwere Jahre lang, noch einmal stand für die Evangelischen alles auf dem Spiele: das Ende war, gegen des Papstes erneuten Protest, mit Gottes Hilfe die Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens im Westfälischen Frieden (1648).

Und wenn's heute „der alt' böse Feind" wieder recht ernstlich meint, machtvoll und drohend gegen evangelisches Wesen zu Felde liegt: nur glauben wie Luther, so kann er uns nichts anhaben! Dieser Glaube ist die einzige Macht, die Rom überwinden kann und muß; alle andern Waffen müssen davon erst durchglüht und geschliffen werden, damit sie ihren Dienst thun. Auch Luthers Lehre thut's nicht, wenn sie in uns nicht lebendig ist, wie sie in ihm lebendig war. . .

Darum wer das Geheimnis des Glaubens, der stark, fröhlich, trotzig und unverzagt macht, den auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen können, will erfassen und begreifen: kein besseres Mittel giebt es, als sich zu versenken in Seele und Leben unsers deutschen Propheten, von

Gott gesandt in der Väter Tagen. Da sind noch Schätze genug zu heben für jede suchende Seele, für alle Stände, für Kirche und Vaterland. Viele schauen nach neuen Propheten aus: ja ist denn das Werk schon vollendet, dazu Luther den Grund gelegt? Ist sie schon gesammelt, die heilige Christenheit, die Kirche, für die er lebte, litt und stritt?

Mahnend ruft sein Geist dem gegenwärtigen Geschlechte zu:

„So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen (Gal. 5, 1).“

Ende.

Zeittafel zu Luthers Leben.

1483. Novb. 10. Geburt zu Eisleben I 3.
1497. Bei den Nullbrüdern in Magdeburg I 8.
Nach Mansfeld zurück I 9.
Im Schülerchor zu Eisenach I 10.
Im Haus der Frau Cotta I 10.
In der St. Georgschule I 12.
1501. Im Sommer. Student in Erfurt I 13 ff, der Rechtswissenschaft I 14.
1502. Michaeli. Baccalaureus der Philosophie I 18, III 94.
1505. Jan. anfang. Magister I 18, III 94.
Besuch in Mansfeld („Ihr") I 18.
Verwundung und Krankheit I 19.
Juli 2. Gelübde während des Gewitters I 19.
„ 16. Abschied von den Freunden I 19.
„ 17. (Alexiustag). Eintritt i. Kloster d. Augustiner Eremiten I 20. 25. (205).
Ende des Jahres. Novize „Augustinus" I 27 ff.
1507. April 22. Einladungsschreiben an Joh. Braun I 36 f. (abgedruckt).
Mai 2. Priesterweihe I 35, durch Joh. von Lasphe I 37.
1508. Im Herbst. Ruf als Professor nach Wittenberg I 48, 54 f.
„ Einzug in Wittenberg I 55.
1509. Zurückversetzung nach Erfurt I 55.
März 9. Baccalaureus der Theologie I 56, Bibellesen I 89.
1511. Oktbr. anfang. Pilgerfahrt nach Rom I 60. Erfahrungen daselbst 80 ff. 84.
1512. Mai Subprior des Wittenberger Klosters I 97.
Oktob. 4. Geld für den Doktorhut I 87. (Erstes uns erhaltenes Schriftstück in deutscher Sprache von Luther. — Abgedruckt I 87 f.)
„ 18. Doktorpromotion I 87 f. (Doktorring 88 f). Doktordisputation I 88.
Gespräch mit der Ursel von Augsburg I 125.
1513. Im Frühj. Anfang der Psalmenerklärung I 90.
1515. Distriktsvikar der reformierten Augustiner in Gotha I 98.
1516. Mai Visitationsreise nach Dresden I 98.
Juni 1. Schreiben an den Mainzer Prior um Zurücksendung des Klosterbruders I 100 (abgedruckt I 100 f).
„ 3. Rückkehr nach Wittenberg I 99.
Juni 8. Brief über die Verderbnis der Bischöfe I 152 (abgedruckt z. T.).
Im Sommer. Thesen für seinen Schüler Barthol. Bernhardi I 203.

1516. Juni Ende. Beginn der Predigten über die 10 Gebote I 114, 255.
Am 10. Sonntag nach Trinitatis. Erste Predigt über den Ablaß I 197.
Oktb. 31. Nochmalige Predigt über den Ablaß I 198.
Im Herbst. Beendigung d. Psalmenerklärung I 90. (Herausgabe seines erst. Buches.)
Dezbr. Herausgabe des: „Ein geistlich Büchlein vom rechten Unterschied und Verstand, was der alte und neue Mensch sei u. s. w. I 93. Späterer Titel: „Ein deutsch Theologia" I 93.
1516 bis 1519. Vorlesungen über den Galaterbrief I 254, 530.
1517. Neujahr. Schreiben über sein Befinden (an Lang in Erfurt) I 107.
Vikar und Prediger an der Stadtkirche zu Wittenberg I 110.
Febr. 24. Beendigung der Predigten über die 10 Gebote I 114. (Herausgabe der Predigten I 255.) Predigt über Mt. 11₂₅ I 200.
April Veröffentlichung der sieben Bußpsalmen I 94, 116 ff.
Mai 18. Schreiben an Lang über die Fortschritte an der Universität I 94.
Juli 25. Predigt über Mt. 20,₂₀₋₂₃ in der Schloßkirche zu Dresden vor Georg dem Bärtigen I 115.
Im Sommer. Thesenabfassung f. s. Schüler Franz Günther a. Nordhausen I 205, 207.
Oktb. 31. Anschlag der 95 Thesen I 52, 206. (Die 95 Thesen abgedruckt I 212 ff.) Brief an Erzbischof Albrecht über den Ablaß I 207, 514 ff, II 370 ff.
Novb. 2. Fahrt mit Hieronymus Schurf nach Kemberg I 235.
„ 11. Uebersendung der 95 Thesen an Lang in Erfurt I 207. Erstmalige Benennung „Eleutherius" I 234.
„ Schreiben an Spalatin über die 95 Thesen I 240.
Ende des Jahres. Bitt-Schreiben an den Kurfürsten Friedrich den Weisen um ein Hofkleid I 239. (Abgedruckt I 239 f.)
1518. Febr. 6. (wahrscheinlich). Begleitschreiben an den Bischof von Brandenburg zu den „Resolutionen" I 257 ff. (Abgedruckt I 257 ff).
März 5. Schreiben nach Nürnberg über den Bischof von Brandenburg I 259.
„ 21 „ a. Lang ü. d. Verbrennung d. Thesen Tetzels. (z. T. abg. I 251 f.)
„ „ „ Einladung zum Heidelberger Kapitel I 269.
März 24. „ über Ecks „Obelisci" I 261 f.
„ Freitag n. Lätare. Tadel v. d. Kanzel ü. d. unüberlegten Studentenstreich I 252.
„ Ende. Schreiben an Spalatin über den Gesandten und Brief über die „Resolutionen" des Bischofs von Brandenburg I 264. Herausgabe des „Sermon von Ablaß und Gnade" I 262.
März 31. Schreiben an Staupitz über die Wirkung der Thesen I 236.
Kurz vor Ostern. Schreiben a. Spalatin ü. d. Bischof v. Brandenburg I 265.
In der Osterzeit. Herausgabe eines „Beichtspiegels", „eine kurze Erklärung der 10 Gebote" I 254.
Herausgabe der Predigten „von der Buße" und „von der würdigen Vorbereitung zum heiligen Abendmahl" I 255.
Herausgabe von „Ein deutsch Theologia" I 93.
Antwortschreiben an Spalatin über den Wert der Abläße I 255 f.
Freitag v. Ostern. Urlaub n. Heidelberg I 270 (abgedruckt I 270).
April 9. Aufbruch z. Reise n. Heidelberg I 271 f. Bewirtung unterwegs I 271.
„ 21. Ankunft und Bewirtung in Heidelberg I 272.
Erledigung seines Distriktsvikaramtes I 272.
„ 26. Disputation in Heidelberg I 272.
Abreise von Heidelberg I 275.
Schreiben von Erfurt an Trutvetter I 276.
Mai 18. Schreiben an Spalatin über die Heidelberger Reise I 275.
„ Predigt über den Bann I 303 ff (644).
„ Schreiben darüber nach Nürnberg I 304 f.
„ Herausgabe d. „Freiheit des Sermons päpstl. Ablaß u. s. w." Antwort auf Tetzels Streitschrift I 265 f.
„ 30. Rechenschaft an Staupitz über sein bisheriges Thun I 280 f.
Brief an Leo X. (abgedruckt) I 282 ff.

1518. Mai u. Juni. Auseinandersetzungen mit Eck und Tetzel I 279.
Juni 29. Schreiben an Spalatin über die Wirkung der 95-Thesen I 241.
„ Ende. „Resolutionen" in den Händen Leos I 295.
Einleitung des Ketzerprozesses I 296.
Juli 10. Schreiben an Link über seine Verketzerung I 302 f.
„ 23. Vorladung nach Rom I 296.
„ 25. Reise nach Dresden I 305.
„ Ende oder August Anfang erhält die Schrift des Prierias I 297, 307.
Antwort auf Prierias' Schrift I 298, 308.
Aug. 7. sieht die Citationsurkunde I 299, 308.
„ 8. Bitte a. Friedr. d. Weisen sich i. Deutschland verantworten z. dürfen u. Schreiben a. Spalatin I 299 f. Sendung e. Boten n. Augsburg I 324.
„ Druck der Predigt über den Bann I 306 f.
„ Antw. a. Spalatins Abmahnung d. Bannpredigt n. i. d. Druck z. geb. I 307.
„ Druck des „Zwiegespräch" des Prierias I 308.
„ Schreiben ü. d. Flugschrift v. Augsburger Reichstag a. Spalatin I 319.
„ 21. Nochmaliges Schreiben an Spalatin nach Augsburg I 301.
„ Vollendung der „Resolutionen"-Ausgabe I 279, 308.
„ Sendung der „Resolutionen" an den Papst I 280.
„ 23. Brief Leos a. Friedrich d. Weisen wegen Luther I 322 f. Päpstlicher Erlaß, daß d. Erzketzer Martinus n. Rom einzuliefern sei I 348 f.
„ 25. Erlaß des Augustinergenerals, Luther zu verhaften I 349.
„ Schreiben an Spalatin wegen des päpstlichen Erlasses I 349.
Sptb. 1. Schreiben a. Staupitz ü. d. Beginn d. griechischen Vorlesungen I 380.
„ 2. Schreiben a. Spalatin u. d. Kurf. Schutz I 326. Schreiben a. Spalatin üb. Melanchthon I 380. Schreiben ü. d. Bibeleifer d. Studenten I 372.
„ 5. Bericht Spalatins über den Augsburger Reichstag I 320 ff. Erlaubnis, sich auf deutschem Boden verantworten zu dürfen I 321.
„ 14. Betrübter Brief des Staupitz an Luther I 327.
„ Mitte. Kurfürstl. Bescheid, v. d. Kardinallegaten i. Augsburg z. erscheinen I 323.
„ Ende. Aufbruch nach Augsburg I 328.
„ Michaelis. Predigt in Weimar über Mth. 18, 1—11 I 329.
Oktbr. 5. In Nürnberg I 330.
„ 7. Ankunft in Augsburg I 330.
„ 11. Kaiserlicher Geleitsbrief I 333.
„ 12. 1. Audienz bei Kajetan I 333 ff.
„ 13. 2. „ „ „ I 337. Ausarbeitung einer Eingabe an den Papst I 338 f, 365, 398.
„ 14. 3. Audienz b. Kajetan I 339. Schreiben a. Spalatin u. Karlstadt I 341. Schreiben a. Staupitz I 324 f. Zorn üb. Prierias Streitschrift I 325 f. Von dem Ordensgehorsam entbunden I 343 f.
„ 16. Berufung v. d. übel berichteten a. d. besser zu berichtenden Papst I 344.
„ 17. Demütiger Brief an Kajetan I 345 f.
„ 18. Zweiter Brief an Kajetan I 346 f.
„ 20. Flucht aus Augsburg I 347 f.
„ Uebergabe der Appellation an Kajetan I 348.
„ 22. Anschlag der Appellation an der Domthür zu Augsburg I 348.
„ 31. Wiederankunft in Wittenberg I 349 ff.
„ Schreiben an Spalatin darüber I 349 ff.
„ Dekan der theolog. Fakultät I 351 f.
„ Druck der „Verhandlungen zu Augsburg" I 352.
Novb. 19. Verwendung des Kurfürsten bei Maximilian I 354.
Bekümmertes Schreiben an Spalatin I 372.
„ Schreiben a. Melanchthon ü. d. Liebe z. Wittenberger Universität I 373.
„ 25. Schreiben an Spalatin über den Bannfluch I 362.
„ 25. Appellation an ein künftiges, rechtmäßig versammeltes Konzil I 366.
„ 29. Schreiben an d. Kurfürsten ü. d. Augsburger Vorgänge I 355 ff.

1518. Dzb.anfng. Nochmaliges Schreiben an Spalatin über den Bannfluch I 362.
„ 11. Schreiben an Link über den Antichrist I 370.
„ nach Nürnberg über den Fleiß der Universität I 382.
„ im, Brief an den Humanisten Reuchlin I 484.
„ 20. Freudiger Brief an Spalatin über des Kurfürsten Antwort an Kajetan I 361.
„ Ende. Herausgabe der Auslegung des Vaterunsers" I 382 ff. (Auszug abgedruckt 384—396) III 34 ff.
1519. Jan. i. d. ersten Woche. Zusammenkunft mit Miltitz in Altenburg I 405.
„ Rückkehr nach Wittenberg.
„ 7. in Leipzig I 407.
„ bald darauf, Brief an den Kurfürsten über die Altenburger Verhandlungen I 407 ff.
„ 16. Predigt über den Ehestand I 534.
„ im, sieht die päpstl. Bulle über die Ablaßlehre I 398.
„ Ende. Kommt in den Besitz der päpstl. Bulle vom Ablaß I 410 f.
„ „ Brief darüber an den Kurfürsten I 411.
Febr. 7. Schreiben an Spalatin über Ecks Treulosigkeit I 428 f.
„ Offener Brief an Karlstadt über Ecks Treulosigkeit I 429, 437.
„ 12. Schreiben an Spalatin über Tetzels Verurteilung I 414.
„ 19. Eingabe an Herzog Georg wegen der Leipziger Disputation I 435.
„ 20. Schreiben an Staupitz über Tetzels Verurteilung I 414.
„ Trostbrief an Tetzel I 415.
„ Schreiben an Spalatin über den (versöhnlichen) Rat des Bischof Hieronymus I 416.
„ 20. Schreiben über die päpstlichen Ansprüche I 440.
„ im, Herausgabe d. Schrift „Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden." (Verteidigung) I 420 ff, 443. (Z. T. abgedruckt 420—424.)
März 3. 2. Brief an den Papst I 417 f.
„ 5. Antwort auf Spalatins Mahnung I 424 f.
„ 13. „ „ das Schreiben Miltitz's an den Kurfürsten I 430 f.
Schreiben an Spalatin ü. das päpstliche Rechtsbuch I 440 f.
„ im, „ „ den Humanisten Erasmus I 484 f.
„ „ „ „ d. Kurfürsten ü. d. Wittenberger Universitätsstudien I 529.
„ „ Erklärung der 10 Gebote u. des Vaterunsers (an das Volk) I 532.
„ 27. Sendung d. latein. Erklärung d. 5 ersten Psalmen a. d. Kurf. I 530 f.
„ später, Predigten ü. das 1. Buch Moses u. das Matthäusevangelium I 532.
April 13. Schreiben an Lang wegen der 13 Thesen I 441.
„ „ „ über den allzugroßen Eifer der Freunde I 534.
„ 28. 2. Eingabe a. Herzog Georg wegen d. Leipziger Disputation I 436.
„ Ende. Erwiderung auf Ecks Erklärungen I 437 f.
Mai 15. Schreiben an die sächsischen Franziskaner wegen ihrer Anklageschrift I 490 f.
„ 16. 3. Eingabe a. Herzog Georg wegen d. Leipziger Disputation I 436 f.
„ 17. Ablehnung der Einladung Miltitzens nach Koblenz zu kommen I 432.
„ Trostbrief an den ängstlichen Spalatin I 442.
Herausgabe der Schrift „Ueber die Gewalt des Papstes" I 444.
Juni 6. Schreiben an Lang wegen innerer Anfechtungen I 771.
„ 24. Einzug in Leipzig zur Disputation I 446.
„ 27. Einladung vor den Ausschuß I 450.
„ 29. Predigt i. Leipzig ü. Mt. 16,13—19 I 456; (d. Sermon abgedr. 458—62).
Juli 4. Einverständnis mit den Bedingungen I 450.
„ Teilnahme an der Disputation I 463 ff.
„ 5. Anklage Ecks I 469.
„ 6. Ausspruch: „Ein Konzil könne irren" I 472.
„ 7. Abbruch der Verhandlungen darüber I 472.

1519\. Juli 14. Abbruch der Disputation mit Eck I 473 f.
Zusammentreffen mit Staupitz in Grimma I 475.
20\. Schreiben an Spalatin wegen der 13 Thesen I 479.
Beim Beginn d. Sommerhalbjahres. Schreiben an Spalatin wegen des großen Studentenzuwachses in Wittenberg I 528.
Aug. 18. Antwort a. Ecks Schreiben a. d. Kurfürsten I 489. Schreiben an Spalatin weg. seiner Streitschrift a. Eck u. d. Franziskaner I 491.
„ Ende. Herausgabe der „Erläuterungen zu d. Leipziger Thesen" I 490.
Sptb. 3. Schreiben an Lang wegen der Leipziger Akten I 483.
„ Ende. Erwiderung „An den Emserschen Steinbock" I 499 f.
I. Herbst. Herausgabe d. Galaterbriefes I 530.
„ Trostschrift „Tessaradekas" an den kranken Kurfürsten I 555 f.
Oktb. 3. Schreiben an Staupitz über Melanchthon I 529 f.
„ „ „ „ sein Verlassensein I 681.
„ „ „ „ seine inneren Anfechtungen I 771.
Dezb. im, Herausgabe des „Sermon v. d. Hochw. Sakrament des h. Leichnams J. Christi und v. d. Bruderschaft." (Abendmahlspredigt) I 500.
„ „ Schreiben an Spalatin wegen Arbeitsüberbürdung I 527.
„ 18. „ „ Lang über Melanchthon I 530.
„ „ Spalatin ü. d. 7 Sakramente u. ü. d. Priesterstand I 536 f.
W. 1519 an Vorlesungen über die Psalmen I 530.
1520\. Jan. 14. Schreiben an Spalatin wegen seiner „böhmischen Abkunft" I 502.
„ im, Herausgabe d. „Erklärung" ü. d. Meinung v. beiderlei Gestalt I 503.
„ Ende und Febr. Anfang. Schreiben an Spalatin ü. die christl. Lehren des Joh. Hus I 503.
Erwiderung auf den stolpischen Zettel I 505 ff.
Febr. 4. Briefe an Bischof Adolf von Merseburg und an den Kardinal Albrecht I 514, II 372.
„ mitte. Antwort auf Spalatins Ermahnungen und Warnungen I 511.
„ sieht die Schrift von der Constantinischen Schenkung I 570.
„ 24. Schreiben darüber an Spalatin I 570.
„ Schutzzusage Sickingens durch Hutten I 575, 579.
März 19. Sendung der Ketzererklärungen von der Kölner und Löwener Universität an Spalatin I 493.
April u. Mai. Abfassung d. „Sermon v. d. guten Werken" I 535, 538 ff. 553.
Abfassung einer kurzen Erklärung der 10 Gebote, des Glaubens und des Vaterunsers I 535.
Mai Herausgabe der Anweisung zum Beichten I 535 f.
„ 11. Schutzanerbieten des Sylvester von Schaumburg I 576.
„ im, erhält die Schrift des Prierias I 524.
„ „ Beantwortung derselben I 524 ff, 587.
Juni Anf. Druck des „Sermon von den guten Werken" vollendet I 553.
„ „ Schreiben an Spalatin über die letzte Schrift des Prierias I 590.
„ „ Wiederholtes Schutz-Anerbieten des Sylvester v. Schaumburg I 576.
„ 13. Schreiben an Spalatin über Karl V. I 565.
„ 15. Antwort an Pfarrer Kunzelt, wie man predigen müsse I 532.
„ im, „Von dem Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig" I 517, 589.
„ „ Antwort auf die 2. Schrift des Prierias von den Oberherrlichkeit des Papsttums I 524 f.
Juli 9. Schreiben an d. Kurfürsten um Enthebung seines Amtes I 771.
„ 10. „ „ Spalatin ü. d. begonnenen Entscheidungskampf I 591.
„ „ „ „ „ über das kanonische Recht I 763.
„ 15. Predigt „vom Aufruhr" I 587. (II 450.)
„ 20. Schreiben nach Nürnberg über das Buch „An den christlichen Adel" I 590.
„ 30. Trostschreiben an Bischof Thurzo von Breslau II 602.

1520. Aug. 3. Brief über das Buch „An den christlichen Adel I 590 f.
„ 18. Trostschreiben a. Lang über Melanchthon I 676.
An den christlichen Adel I 597 ff—673, 674, II 39, 555, 580, III 112. „Sermon von der Messe" I 594 ff.
Aug. 19. Schreiben über den Aufruhr I 587.
„ 19. „ an Link wegen dessen Besorgnis über die Schrift „An den christlichen Adel" I 676 f.
„ 23. Sendung des „Erbieten" an Spalatin zur Durchsicht I 677.
„ 30. Anrufung um des Kaisers Schutz I 677 f, 680, II 87.
Sptb. 1. Besuch des Staupitz und Link I 681.
„ 6. 3. Brief an den Papst I 708 ff.
„ 8. Schreiben an Spalatin über die Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft" und Alvelds neuen Angriff I 683.
„ 28. Sichere Kenntnis von der Bannbulle I 695.
Oktb. 3. Schreiben an Spalatin über Eck I 705.
„ 11. „ „ „ „ die Bannbulle I 705.
„ in d. 2. Woche. Sieht die Bannbulle II 3.
„ 11. Schreiben a. Spalatin ü. d. Verhalten Friedrichs z. Bannbulle II 47.
„ Antwort an d. Prinzen Johann Friedrich ü. die Bannbulle II 46.
„ „Von d. neuen Eckischen Bullen und Lügen" 3 Schriften gegen die Bannbulle I 756 f.
„ 12. Verhandlung mit Miltitz in Lichtenberg I 706.
Schreiben an Spalatin ü. d. Abkommen mit Miltitz I 707.
Novb. 13. Schreiben an Spalatin ü. den Liebesbeweis Schmidbergs II 14 und über die Verwegenheit Huttens II 35.
„ 17. Erneuerung der Appellation an ein künftiges allgemeines Konzil I 758 (366) II 3.
„ im, „Wider die Bulle des Antichrists" I 759.
„ 21. Bekommt Nachricht v. der Verbrennung seiner Schriften in Löwen und Köln I 763.
„ 28. Einladung vom Kaiser nach Worms II 61, 66.
Dezb. 10. Einladung a. d. Studenten z. feierlichen Verbrennung d. Bannbulle I 764.
Verbrennung d. Bannbulle u. d. kanonischen Rechts I 762, 767, II 3, 36 ff.
„ „Warum des Papstes u. seiner Jünger Bücher verbrannt sind" II 37.
„ 21. Schreiben an Spalatin wegen der Vorladung zum Wormser Reichstag II 65 ff.
1520. Herausgabe der Erklärung der 10 Gebote, des Glaubens und des Vaterunsers III 34 (I 535).
1521. Jan. 3. Zweite Bannbulle II 70.
„ 6. Predigt über d. Glauben II 98.
„ 14. Trostbrief an Staupitz II 7.
Jan. im, Einkassierung des Legats von Schmidberg II 14.
„ mitte, Lateinische Ausgabe der „Grund u. Ursach' aller Artikel, so durch d. röm. Bannbulle unrechtl. verdammt worden" II 41, 73.
„ 16. Schreiben an Spalatin darüber II 41.
„ „ „ ü. Karls V. zweiten Brief II 66.
Besuch bei Joachim I. von Brandenburg und Herzog Albrecht von Mecklenburg II 68.
Febr. 9. Schreiben an Staupitz u. Link ü. d. Evangelium in Worms II 67.
„ 9. „ „ „ über die Zusage an den Papst II 8 f.
„ 15. „ „ „ über Hutten II 34.
„ 17. „ a. Spalatin ü. d. Bücherverbrenn. i. Meißen u. Merseburg II 44.
„ 27. „ „ „ „ „ „ „ II 44.
„ „ „ über s. Friedensliebe II 35.
„ im, „Erklärung des einundzwanzigsten Psalm" I 531.
„Ein Unterricht der Beichtkinder über die verbotenen Bücher Dr. M. Luthers" II 101.

1521. März 6. Vorladung nach Worms II 83, 85 ff.

„ 10. Bücherverbot auf d. Wormser Reichstag II 82 f.

März 19. Antwort an Spalatin über d. Widerruf II 88.

„ 24. Schreiben wegen d. Vorladung II 88 f.

„ 31. Sendung der drei ersten Bogen vom „Lobgesang der Maria" an Herzog Johann Friedrich II 103.

In d. 3 ersten Mon. Drei Streitschriften gegen Emser II 89 ff.

März im, Deutsche Ausgabe von: Grund und Ursach' aller Artikel, so durch d. röm. Bannbulle unrechtl. verdammt worden II 41, 73.

Ostern. „Magnifikat" II 95 ff., 103.

April 1. Schreiben über s. Glaubensmut II 102.
Schluß der Schrift gegen Katharinus II 103.

„ 2. Aufbruch nach Worms II 103 ff., 587.
Empfang in Erfurt II 105 ff., 113.

Sonntag Quasimodogeniti. Predigt über Joh. 20,19—31 II 107 ff.

April 14. Ankunft in Frankfurt a. M. II 114.
Schreiben von da an Spalatin II 117.

„ 15. Ankunft in Oppenheim II 118.
Schreiben von da über s. Glaubensmut II 120.

„ 16. Rast unter d. Lutherulme bei Pfiffligheim II 128.
Einzug in Worms II 129.

„ 17. Vor Kaiser und Reich II 133 ff., 158, 194.

„ 18. „ „ „ „ II 137 ff. „ „
„Ernstliches Gebet, so Luther auf d. Reichstag z. Worms gehalten" II 159 f.

„ 22. Vorladung zu ein. neuen Verhör vor d. Reichsständen II 151.

„ 24. Vor dem Ausschuß II 152.

„ 25. Unterredung mit Richard, Erzbischof von Trier II 157.

„ Entlassung vom Wormser Reichstag II 161, 195.

„ 26. Abreise von Worms II 162.

„ 28. Schreiben an Lukas Kranach von Frankfurt a. M. aus II 163 f., 171.
„ „ Kaiser u. Reich von Friedberg aus II 164 ff.

„ 30. Geächtet II 185 f., 189, 193 ff., 371.

Mai 2. Auf d. Rückreise in Eisenach II 171.

„ 4. Predigt in Möhra II 172.

„ 4/5. Ueberfall bei d. Wartburg II 172 ff., 181.

„ 8. Erlaß des kaiserl. Achtsediktes II 197.

„ 12. Erster Brief von d. Wartburg an Amsdorf, Melanchthon u. Agrikola II 226, 308. Thätigkeit auf d. Wartburg II 237 ff. „Trostschreiben an die Wittenberger Gemeinde" und „Erklärung des 37. Psalm" II 318 ff.

„ 14. Schreiben von d. Wartburg an Spalatin II 223, 237.
Aufenthalt auf d. Wartburg als Junker Jörg II 221 ff., 236 ff.

„ im, Schreiben an Melanchthon ü. d. Erfurter Aufstand II 212.
„ „ „ „ d. aufgeregte Volk II 228.
Anfang der „Postille" II 239, 265 f., 309.

„ 26. Schreiben an Melanchthon über s. Seelenleiden II 230, 311.
„ „ „ „ d. Ehe Feldkirchs II 340.

„ 30. Bücherverbrennung in Worms II 191.

Juni 1. „Von d. Beichte, ob d. Papst Macht habe, zu gebieten" II 241 ff., abgedruckt 244 ff.

„ 10. Sendung des vollendeten „Magnifikat" II 237.
„ der Schrift von der „Beichte", Auslegung des 68. und 119. Psalm II 237 f.

Juli 6. Charakteristik Luthers von Melanchthon II 311 f.

„ 13. Klage über s. Seelenleiden dem „ II 230.

„ Ungehaltener Brief an „ II 312 f.

„ Schreiben an Spalatin u. Amsdorf ü. d. neuen Berufungen II 313.

1521. Juli Sehnen nach ein. anderen Wirkungskreis II 313.
„ im, Versuchte List durch zwei Briefe II 228.
Schreiben an Melanchthon über dessen zuvieles Arbeiten II 316.
Im Sommer. Abfassung d. Kirchenpostille u. d. Psalters II 95 (I 531, 536) 266 ff.
Zwei Predigten über d. Weihnachtszeit II 266 ff.
Aug. 1. Schreiben an Melanchthon über das Abendmahl II 344.
„ 6. Unzufriedenheit mit Karlstadts Schrift von der Ehelosigkeit der Mönche und Nonnen II 341.
„ 15. Schreiben an Spalatin über eine mitgemachte Jagd II 224.
Sptb. 9. „ „ „ ü. d. Bekanntseins s. geheim. Aufenthaltes II 227.
„ „ von d. Wartburg ü. d. Lästige d. briefl. Verkehrs II 229.
„ „ an Spalatin über s. Seelenleiden II 230.
„ „ „ „ Melanchthon möge predigen II 315.
„ „ „ Amsdorf, „ „ „ II 316.
„ „ „ Melanchthon über dessen „Loci communes" II 314.
„ „ „ „ „ „ zuvieles Arbeiten II 316.
„ „ „ „ „ d. Mönchsgelübde u. eine geheime Zusammenkunft II 358 ff.
„ 17. Veröffentlichung d. Pred. ü. Luk. 17,11–19 aus d. Kirchenpostille II 265.
Predigt über Phil. 4,4–7 II 272 ff.
„ „ Luk. 2,1–14 II 290 ff.
„Lehre vom Glauben" II 294 ff.
„Lehre von den guten Werken" II 297 ff.
„Erklärung des engelischen Gesangs" II 299 ff.
J. Winter. Vorlesungen über die Psalmen II 97.
Oktb. 7. Schreiben an Spalatin ü. s. wieder hergestellte Gesundheit II 230.
„ über d. Absicht, Albrecht v. Mainz anzugreifen II 361 f.
„ 27. „ an Spalatin, er müsse d. Mainzer Erzbisch. angreifen II 369.
Novb. 1. „ nach Straßburg ü. s. Aufenthalt auf d. Wartburg II 223.
Seufzer über d. Einsamkeit II 229.
Schreiben an Gerbel über s. Seelenleiden II 231.
„ „ „ „ s. Liebe z. d. Deutschen II 410.
„ „ Spalatin über Privatmesse II 345.
„ 11. „ „ „ „ d. Ausschreitungen i. Wittenberg II 360.
„ Heftiges Schreiben an Spalatin, er möge d. Streitschrift gegen Albrecht v. Mainz dem Melanchthon schicken II 362 ff.
„ 20. Büchlein von d. „Klostergelübden" II 352 ff.
„ 25. Mahn- u. Trostbrief an d. Wittenberger Augustiner, als sie die Messe abgeschafft II 232 ff.
Dezb. 1. Privatschreiben an Kardinal Albrecht II 363, 370 ff.
„ 2. Aufbruch nach Wittenberg als Junker Jörg II 359 ff. (Durchreise durch Leipzig II 359.)
„ 18. Schreiben an Lang über s. Leiden auf d. Wartburg II 230.
„ „ „ „ s. Bibelübersetzung II 394 f.
„ 20. Antwort an Link wegen d. Neuerungen in Wittenberg II 436 ff.
1522. Herausgabe des „Betbüchlein" III 34.
Neujahr. „Die Bulle vom Abendfressen d. allerheiligsten Herrn, des Papstes, dem allerheiligsten röm. Stuhl zum neuen Jahr" II 654.
Jan. 13. Schreiben an Amsdorf über s. Bibelübersetzung II 409.
Antwort an Melanchthon über d. Zwickauer Propheten II 428 ff.
Lob über d. Heirat Karlstadts II 435 f.
„ 17. Bitte an Spalatin für d. Zwickauer Propheten II 431.
„ „ „ „ „ „ II 447.
Scharfer Brief an Kapito II 377, 607.
„ 19. „Eine treue Vermahnung an alle Christen, sich zu hüten vor Aufruhr u. Empörung II (368) 379, 666 (abgedruckt 383–393).
„ 23. Schreiben an Spalatin über d. Evangelium in Livland II 598.

1522. Febr. 13. Postille auf d. Markt II 240, 309.
„ 20. Erregtes Schreiben an Friedrich d. Weisen II 450 ff., 523.
März 1. Abreise von d. Wartburg II 455.
„ 5. Entschuldigungsbrief an Friedrich d. Weisen von Borna aus (Perle der Briefe) II 455 ff., 470, 474, 658.
„ Im schwarzen Bären zu Jena II 460 ff.
„ 6. Ankunft in Wittenberg II 469 ff.
„ 7. Schreiben an d. Kurf. auf ausdrückl. Verlangen II 470 ff.
„ 9. Predigt in Wittenberg II 475.
Erste Fastenpredigt gegen d. Schwärmer (Messe) II 478—486, 520.
„ 10. Zweite „ (Macht des Worts) II 486—491.
„ 11. Dritte „ (Bilderfrage) II 491—497.
„ 12. Sendung des verbesserten Briefes an den Kurfürsten II 474.
Vierte Fastenpredigt (Freiheit) II 497—502.
„ 13. Fünfte „ (Abendmahl) II 502—506.
„ 14. Sechste „ (Empfang d. Abendmahls) II 506—510.
„ 15. Siebente „ (Liebe) II 510—512.
„ 16. Achte „ (Beichte) II 513—516.
„ im, Schreiben an Hartmut von Kronberg II 580 f.
„ 28. Unzufriedenes Schreib. an Lang ü. dessen Klosteraustritt II 591, 626.
Klage über d. Mönche II 629.
Im April u. Mai. Visitationsreisen II 588.
Mai 10. Schreiben an Spalatin ü. d. Zustand i. Wittenberger Kloster II 624.
„ 25. „ „ Kapito II 607.
Juli 10. Ermahnendes Schreiben an d. Erfurter II 591 f.
„ Sendschreiben an d. böhm. Landstände II 600.
Sptb. 25. Besuch d. Städtchens Leisnig II 588.
Oktb. 19. Predigt in Weimar über d. weltl. Obrigkeit II 667 ff.
„ 20—22. Besuch Erfurts II 592.
Schreiben über d. „babylonische Gefängnis“ I 687.
1523. Jan. 3. Brief an Georg von Sachsen II 660.
„ 15. Schreiben an Spalatin üb. d. Empfang des Abendmahls II 522 f.
Febr. im, Gebot der weltl. Obrigkeit zu gehorchen II 667.
März 1. Schreiben an die Stiftsherren in Wittenberg II 523 f.
„ „ d. Gesinnungsgenossen über s. Bibelübersetzung II 529.
„ 28. „ „ d. Deutschritter II 594.
„ 30. „ „ Spalatin über s. Bibelübersetzung II 529.
April 8. „ „ Link über die Nonnen aus Nimtschen II 629.
„ 10. „ „ Spalatin über die „ „ „ II 629 f.
Offener Brief: „Ursach' und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttl. verlassen mögen“. II 630 ff.
„ 24. Trauung Links in Altenburg u. Schreib. an Spalatin darüber II 738 f.
Mai im, Schreiben an Spalatin über Sickingens Ende II 584.
„ 27. „ „ „ üb. d. Zustand im Wittenberg. Kloster II 625.
Juni 20. Klage über d. Mönche II 629.
Juli 11. Wiederholte Forderung an d. Stiftsherren in Wittenberg II 524.
Aug. im, Herausgabe der „Ermahnung an. d. Herren deutschen Ordens, daß sie falsche Keuschheit meiden u. zur rechten, ehelichen Keuschheit greifen“. II 594 f.
Schreiben an den Bischof von Samland über d. Fortschritt des Evangeliums in Preußen II. 597.
Offenes Schreiben an d. Reichsregiment: „Wider d. Verkehrer und Fälscher d. kaiserlich. Mandats“ II 658.
Sptb. 21. Druck des N. T. vollendet II 531.
Druck des A. T. II 532.
Oktb. 12. Schreiben an Spalatin wegen d. Ermahnung zu Vorsicht II 658 f.
„ 13. Gast auf d. Hochzeit Bugenhagens II 737.

1523. Novb. 17. Letztes Wort an d. Stiftsherrn II 525.
„ 27. Scharfe Predigt gegen d. Messe II 525.
„Von d. Gräuel der Stillmesse" II 525.
Im Spätjahr. „Ueber die rechte Form der Abendmahlsfeier" II 520 f.
Erwiderung auf König Heinrich des VIII. von England Schrift II 526 f.
Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe II 527.
Schrift gegen die Bischöfe von Meißen und Merseburg II 527 f.
Erscheinen d. 5 Bücher Mosis II 542.
Urteil über Kirchengesang II 545.
Dichtung des ersten Kirchenliedes II 546.
„Geistl. Gesangbüchl." II 549.
Vorrede zum Gesangbüchl. II 550.
Herausgabe der „Leisniger Kastenordnung" II 589 ff.
„Den auserwählten lieben Freunden Gottes, allen Christen zu Riga, Reval und Dorpat in Livland" II 598.
Schrift an d. Böhmen über d. bischöfl. Weihe II 601, III 509.
„Deutsches Schriftchen „ „ „ II 601.
Sendschreiben an die Christen in Holland, Brabant u. Flandern II 642.
„Lied v. d. zwei Märtyrern J. Christi z. Brüssel, von d. Sophisten v. Löwen verbrannt" II 642 ff.
„Beschreibung vom Tode Heinrichs von Zütphen" II 646 ff.
„Zwei kaiserliche, uneinige und widerwärtige Gebote, den Luther betrffnd." II 663 f.
„Büchlein über d. weltl. Fürsten" II 665.
„Daß Jesus ein geborener Jude sei" III 671.
„Vom Anbeten des Sakraments des heil. Leichnams J. Christi" III 118.
Vorrede z. d. fünf Büchern Mosis III 521.
1523—1525. Auslegung des fünften Buchs Mose im Kloster zu Wittenberg für s. Genossen II 517.
1524. Jan. 18. Sendung des Briefes der Argula v. Grumbach an Spalatin II 637.
Anfangs. Bitte an Spalatin um geistl. Lieder II 545.
Febr. 1. Schreiben an Spalatin über Breslau und Zürich III 123.
März 6. „ „ Gerbel über Thomas Münzer II 687.
J. Frühj. Veröffentlichung: „Eine Geschichte, wie Gott einer ehrbaren Klosterjungfrau ausgeholfen hat" II 633 f.
März 14. Schreiben an Spalatin über Karlstadt II 691.
„ 20. „ „ „ „ „ II 695.
Juli 4. „ „ „ „ „ II 691 f.
„ im, „ „ Friedrich d. Weisen u. Herzog Johann über Thomas Münzer II 687 f.
Schreiben an Kurfürst Friedrich über die Schwärmer II 687 ff., III 346.
Aug. 21. Predigt in Jena gegen d. schwärmerischen Geist II 692.
„ 24. Reise nach Orlamünde II 693 f.
Sptb. 13. Schreiben an Spalatin über Karlstadt II 695.
Oktbr. 9. Besteigt ohne Mönchskutte die Kanzel II 626.
Novb. im, Antwort auf d. Aufforderung zur Heirat II 740 f.
Dezb. 15. Sendschreiben an die „Allerliebsten Freunde Gottes, alle Christen zu Straßburg" II 694 f., III 122.
„ im, Bitte an d. Kurfürsten um Unterstützung II 625.
„ 25. Schreiben an Spalatin über s. Befinden im Kloster II 740.
Erscheinen der geschichtlichen Bücher von Josua bis Esther und Hiob, Psalter und Salomo II 542.
„An die Bürgermeister und Ratsherrn allerlei Städte in deutschen Landen" (wegen d. Unterrichts) II 555 ff.
Längeres Sendschreiben nach Livland mit Auslegung des 127. Psalms II 599.

1524 Ende u. anfangs 1525. „Wider die himmlischen Propheten von den Bildern u. Sakrament" II 695, III 120.
Die Gründe und Ursachen, so Dr. Karlstadt für seinen Traum aus d. Schrift anführt III 120.

1525. Am 2. Epiphaniensonntag. Predigt über d. Hochzeit zu Kana II 741.
Febr. 2. Schreiben an Hausmann über d. Betrug Kaheras II 602.
März im, Gedanken an Verheiratung II 741.
„ 27. Rat an Reißenbusch zur Heirat II 739.
April 3. Schreiben an Spalatin über d. Bauernaufstand II 707.
„ 10. „ „ „ , sich zu verheiraten II 740.
„ 11. „ „ Amsdorf über Münzer II 707.
„ 16. Reise nach Eisleben II 707 f.
„ durch Thüringen II 719.
„Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauernschaft in Schwaben" II 708 ff.
Mai 4. Schreiben an Rat Rühel über d. Bauernaufstand II 719 f., 736.
„ „ „ „ über s. Verheiratung II 736 f.
Einladung zu dem kranken Kurfürsten II 720.
„ 6. Rückkehr nach Wittenberg II 720, 735.
Predigt „Wider d. subtile Gift, nämlich d. Ehrsucht" II 735 f.
„Wider d. mörderisch. u. räuberisch. Rotten d. Bauern" II 720 (729).
„ 11. Leichenpredigt auf Kurfürst Friedrich d. Weisen III 7.
„ 30. Schreiben an Rühel über d. Verleumdungen II 729.
Juni 3. „ „ Albrecht von Mainz über d. Ehe II 737.
„ 13. Heirat mit Katharina von Bora II 743 (736 ff.) III 532 ff.
„ 16. Schreiben an Spalatin über s. Heirat II 744.
„ 21. „ „ Amsdorf „ „ III 533.
Einladung u. Bitte um Wildpret an Johann v. Dolzig II 743.
„ 27. Nachfeier u. Hochzeitsschmaus II 743 (Hochzeitsgeschenk 744).
Juli im, „Sendbrief von d. harten Büchlein wider d. Bauern" II 729.
„ 20. Schreiben an Kurfürst Johann über Stellenbesetzung III 9.
„ 21. „ „ Albrecht v. Mainz weg. eines gefangenen Bauern II 732.
Aug. 16. „ „ Briesmann über d. Bauernbesiegung II 729.
„ „ „ „ s. Heirat II 744.
Sptb. Ende. „ „ Hausmann „ Zwingli u. Oekolampad III 126.
Oktb. 27. „ „ „ „ „ „ „ III 126.
„ 31. „ „ Kurf. Joh. über d. Notwendigkeit d. Visitatoren III 24.
Novb. 5. Predigt über d. neue Gottesdienstordnung in Wittenberg III 12.
Schreiben an Kapito u. Butzer über d. Abendmahlsstreit III 126.
„ 30. „ „ Kurf. Joh. über d. Notwendigkeit d. Visitatoren III 24 f.
Dezb. 22. Täuschung in Georg v. Sachsen III 60 ff.
„ im, „Vom unfreien Willen" III 604.
„Allen lieb. Christen i. Livland samt ihr. Pfarrhrn. u. Predigern" II 599.
Zweite u. verbesserte Auflage der 7 Bußpsalmen I 117.

1526. Anfang d. Jahres. „Deutsche Messe u. Ordnung d. Gottesdienstes" III 16, 21, 34.
Jan. 4. Schreiben an Alber über d. Kirchenordnung III 16.
Febr. 9. „ „ d. Kurfürsten über d. Altenburger Stiftsherren III 20.
Juni 7. Geburt seines Söhnchens Johannes III 535.
„ 8. Schreiben darüber an Rühel III 535.
„ 13. „ „ „ Hausmann III 535.
„ 17. „ an Spalatin über s. Garten III 620.
Aug. 26. „ „ Link über den Reichstag zu Speier III 60.
Im Hrbst. „Sermon von dem Sakrament des Leibes u. Blutes Christi wider d. Schwarmgeister" III 127.
Novb. 22. Schreiben an d. Kurf. üb. d. Notwendigkeit d. Visitatoren III 25 f.
Vorrede zu Melanchthons Visitationsordnung III 27 f.
Dezb. im, Vorwort zu d. latein. Schrift der 14 schwäbischen Prediger III 126 f.

1526. Zeugnis über Melanchthons „Loci" II 314.
Neue Ausgabe vom Neuen Testament III 522.
Büchl. ü. d. Frage: „Ob Kriegsleute i. selig. Stande sein können" III 64 ff.
1527. Jan. bis März. „Daß diese Worte „das ist mein Leib" noch feststehen wider d. Schwarmgeister" III 127.
Mai 4. Schreiben an Spalatin über Zwingli III 139 f.
" " Stiefel " " III 140.
" 16. Gemeinsames Bedenken über den Angriff Philipps v. Hessen III 82 f.
" 20. Trostbrief an den gefangenen Leonhard Kaiser III 77 f.
Juni 14. Schreiben an Link über Herzog Georgs Rechtfertigung III 84.
Juli 9. Seelenangst-Anfall III 651 f., 662.
" 13. Schreiben über die Eroberung Roms III 68.
Aug. 19. " an Spalatin über d. Pest III 636 f.
Sptb. Ende. „Trostschrift an d. Christen zu Halle über Herrn Georgen, ihres Predigers, Tod" III 72 f. „Vier tröstl. Psalmen an d. Königin von Ungarn III 75.
Im Herbst. „Ob man vor dem Sterben fliehen möge" III 637 f.
Oktb. 22. Schreiben an Stiefel über d. Ende Leonhard Kaisers III 79.
Novb. 1. 10jährige Gedächtnisfeier der Zertretung des Ablasses III 79.
Schreiben an Amsdorf über die Pest III 637.
" 10. " über die Eroberung Roms III 68.
Dezb. 10. Geburt ss. Töchterchens Elisabeth III 535 f.
" 31. Schreiben an Jakob Probst über die Wiedertäufer III 345 f.
Ueber den Abendmahlsstreit III 124.
„Ein' feste Burg ist unser Gott", gedichtet III 80 f.
Von 1527—29/30. Vorlesungen über Jesajas III 603.
1528. Jan 27. Schreiben an Johann Heß über d. Wiedertäufer III 346.
März im, „Großes Bekenntnis vom Abendmahl" III 127, 134, 504.
Mai 12. Schreiben an Link über die Wiedertäufer III 346.
Juni 14. " " " " " Bibelübersetzung III 520.
Aug. 3. Tod ss. Töchterchens Elisabeth III 536.
" 5. Schreiben darüber an Hausmann III 536.
Oktb. im, Auf Visitationsreisen III 33.
" 20. Schreiben über s. Familie III 536.
„Von der Wiedertaufe" III 346 f.
1529. März 12. Enthebung vom Visitatorenamte III 33.
" im, „Vom Kriege wider die Türken" III 174 ff. „Eine Heerpredigt wider d. Türken" III 177.
April im, „Die beiden Katechismen" III 33 ff., 42 ff. Das dritte Gebot III 45 ff. Der dritte Artikel III 49 ff.
Mai 4. Geburt seines Töchterchens Magdalena III 536.
Juni 23. Antwortschreiben an Philipp von Hessen (Marburger Religionsgespräch) III 143 ff.
Juli im, Vorrede zum kl. Katechismus III 38 ff.
Aug. 2. Schreiben an Briesmann üb. d. Marburger Religionsgespr. III 145.
" 29. Abraten an Brenz, nach Marburg zu kommen III 145.
Sptb. 30. Ankunft in Marburg III 149.
Oktb. 3. Predigt üb. Mt. 9,1–8 III 153. Marburger Artikel III 155, 157, 372.
" 4. Abreise von Marburg III 158. Brief an Käthe III 550 f.
" 27. Schreiben an Amsdorf über d. Türkenkrieg III 177.
Novb. 18. " " d. Kurfürst. ü. d. Bündnis gegen d. Kaiser III 167 ff.
„Großer Katechismus" mit Vorrede III 36 ff.
1530. März 14. Schreiben an Jonas üb. d. v. Kurfürsten geforderte Gutachten III 184.
" im, " " Amsdorf über Karl V. III 181 f.
April 3. Fahrt nach Torgau III 184 f. Torgauer Artikel III 184.
" 15. Ankunft in Koburg III 185, Aufenthalt daselbst III 187 ff., Streitschriften von d. Koburg III 196 ff.

1530. April 18. Schreiben a. Hausmann ü. s. Aufenthalt auf d. Koburg III 185.
„ 23. Mitteilung des Arbeitsplanes an Melanchthon III 195.
„ 28. Schreiben an d. Tischgenossen in Wittenberg v. d. Koburg III 188 ff.
„ 30. „ „ Jonas von d. Koburg III 188.
Mai 1. „ „ Eoban Hesse ü. s. Aufenthalt auf d. Koburg III 187.
„ 9. „ „ Spalatin von d. Koburg III 190 f.
„ 15. Antwort über d. Verhalten gegen d. Kaiser auf d. Augsburger Reichstag III 209 f.
Schreiben ü. d. Rechtfertigungsschrift d. Melanchthon III 203.
„ 20. „ an d. Kurfürsten üb. d. sächs. Landeskirche III 51 f., 203 f.
Trostschreiben an d. Kurfürsten nach Augsburg III 203 (228).
Mai-Juni. „Vermahnung an d. Geistlichen, versammelt auf d. Reichstag zu Augsburg“ III 196 ff.
Juni 5. Nachricht vom Tode fs. Vaters III 191.
Schreiben an Melanchthon über d. Tod fs. Vaters III 191 f.
„ „ „ „ s. Seelenkämpfe III 193.
„Predigt M. Luthers, daß man Kinder z. Schule halten solle“ III 606 f.
Juni 26. Uebersendung des Augsburger Bekenntnisses III 236.
„ 27. Schreiben an Melanchthon über d. Verhalten auf dem Augsburger Reichstag III 230 f. (232), 653.
„ 29. Schreiben an Melanchthon üb. d. zu machenden Zugeständnisse III 231 f.
„ 30. Trostschreiben an Melanchthon III 233 f.
Schreiben an Jonas über d. 10 Gebote III 195.
Juli 3. „ „ „ „ d. Apologie III 236.
„ 6. „ über d. Augsburger Bekenntnis III 226.
„ an Albrecht von Mainz III 250 ff.
„ 8. „ „ Spengler über s. Wappen III 655 f.
„ 9. „ üb. d. Bekenntnis a d. Kurfürsten III 226 f.
„ „ d. Richteramt des Kaisers III 240 f.
„ 13. „ an Melanchthon über d. Wiederherstellungsforderung bis zu ein. allg. Konzil III 241.
„ 15. Schreiben an Melanchthon, Jonas und Spalatin über d. Augsburger Verhandlungen III 241.
„ 21. Schreiben an Jonas über d. Italiener III 252.
„ nach Augsburg üb. Zwingli u. Butzer III 266.
Aug. 5. Trostschreiben an d. Kanzler Brück III 247 ff.
„ 14. Brief an Käthe III 551 f.
„ 15. Nachricht über d. Konfutation III 253. Schreiben an Melanchthon über die Konfutation III 253
„ 20. Rat zur Heimkehr vom Augsburger Reichstag III 253.
„ 24. Melanchthons Urteil über Landgraf Philipp III 257. Schreiben an Melanchthon über s. schlechtes Befinden III 193 f.
„ 26. Antwort über Ecks Zugeständnisse (Lehre v. d. Rechtfertigung) III 253. Schreiben an Jonas über Campeggi III 252. Gutachten über den Empfang des heiligen Abendmahls an den Kurfürsten III 256. Schreiben an Spalatin über d. Vermittelungsversuche III 254.
„ 28. „ „ „ „ „ III 254.
„ „ Melanchthon „ „ III 254.
Sptb. 8. „ „ Link über d. Buch Hiob III 521.
„ „ Käthe III 553 f.
„ 11. „ „ Melanchthon über Zwingli u. Butzer III 266.
„ 14. Besuch des Kurprinzen Johann Friedrich auf d. Koburg III 268.
„ 15. Schreiben an Melanchthon üb. d. Besuch d. Kurprinzen III 268, 270.
„ 20. Briefe aus Nürnberg über Melanchthon III 258.
Schreiben an d. Nürnberger darüber III 258.
„ „ Melanchthon III 258 f.
„ „ Jonas III 259 f., 270.

1530. Sptb. 23. Schreiben an Käthe III 268. 554.
„ 24. „ „ „ III 554.
Oktb. 1. „ „ Spengler ü. d. Augsburger Reichstagsabschied III 269.
„ 2. Predigt über Luk. 7,$_{11-17}$ III 272 ff.
„ 3. Glückwunschschreiben an d. Kurfürsten III 269 f.
„ 4. Besuch fr. Freunde u. Abreise v. Koburg III 270. Schreiben an d. Hofmusikus Senfl III 617 f.
„ 13. Ankunft in Wittenberg III 271.
„ 16. Predigt über Mt. 22,$_{34-46}$ III 271.
Novb. 7. Schreiben üb. Butzers Besuch auf d. Koburg III 267.
Neue Herausgabe des großen Katechismus mit Vorrede III 42 ff.
Schreiben gegen d. Wiedertäufer III 347, 349 f.
Streitschriften von d. Koburg über d. Fegfeuer III 196, ü. d. Kirche III 196, ü. d. Schlüsselgewalt III 196, ü. d. Schule III 196, ü. d. hl. Abendmahl III 196, ü. d. Dolmetschen III 196, ü. d. Fürbitte der Heiligen III 196 (III 413). Brief an Hänschen III 541 f.
1531. Anf. d. Jhrs. „Warnung Dr. M. Luthers an s. lieb. Deutschen" (Obrigkeit) III 279.
März 4. Schreiben nach Zwickau ü. d. Willkür d. Stadtrates III 329.
Ostern. „Wider d. Meuchler z. Dresden" III 281. „Glosse auf d. vermeintl. kaiserl. Edikt, ausgegangen i. Jahre 1531, nach dem Reichstage d. Jahres 1530" III 282.
Mai 20. Letzter Brief an s. Mutter III 547 ff.
Juni 30. Tod fr. Mutter III 547.
Novb. 9. Geburt ss. Söhnchens Martin III 536.
Dezb. 28. Schreiben an Amsdorf ü. d. Schweizer III 366.
1532. Jan. 3. Schreiben an Amsdorf ü. d. Schweizer u. Warnung d. Augsburger III 366.
April 2. „ „ „ „ d. Krankheit d. Kurf. Johann III 297.
„ ü. s. Kränklichkeit III 662.
„ im, Rat zum Frieden an Kurf. Johann III 294.
J. Frühj. Brief an d. 3 Brüder Joh., Joachim u. Georg v. Anhalt-Dessau III 305 f.
Juni 13. Schreiben an Amsdorf ü. d. Türkennot III 292.
Besucht mehrmals d. Kurfürsten Johann III 554 (297).
Juni 29. Rat an Kurprinzen Johann Friedrich zum Frieden III 294.
Aug. 18. Leichenpredigt auf Kurf. Johann ü. . Thess. 4,$_{13-18}$ III 298 f.
Oktb. 4. Trostschreiben an d. Leipziger III 316.
Novb. 24. Pred. vor d. 3 Brüdern v. Anhalt-Dessau auf Schloß Wörlitz III 307.
Empfehlungsschreiben für Rischmann III 584.
Dezb. 21. Schreiben an d. Rat zu Münster wegen d. Wiedertäufer III 352 f.
„ „ „ Rothmann wegen d. Wiedertäufer III 353.
Schriftchen über d. Schleicherei der Wiedertäufer III 347 f.
Seit 1532 hält Luther Hauspredigten III 590.
Schreiben an Zink in Königsberg III 649 f.
1533. Jan. 28. Geburt ss. Söhnchens Paul III 536.
März 28. Schreiben an Joachim von Anhalt-Dessau III 307.
Juni 16. „ „ Hausmann ü. d. allgem. Konzilseinladung III 398.
Juni od. Juli. Trostschreiben an d. Leipziger III 316.
Schrift gegen Herzog Heinrich von Braunschweig (Wider Hans Worst) III 330, 339 f.
Aug. 8. Schreiben an d. Rat v. Augsburg ü. die Sakramentsleugner III 368.
„ 25. „ „ Spalatin ü. d. Mißstände d. neuen Gemeind. III 327, 339.
Oktb. 15. „ „ Johann u. Joachim v. Anhalt-Dessau III 307 f.
Propheten und Apokryphen II 542.
Urteil über d. Lieder im Papsttum II 544 f.
Warnung an s. Sohn Hans vor Erasmus III 545.
1534. März 1. Predigt im Hause ü. Mt. 15,$_{21-28}$ III 593 ff (abgedruckt).
„ 8. „ gegen das Junkertum III 592.
Mai 13. Schreiben an Joachim von Anhalt-Dessau III 308 f.

1534. Juli 14. Schreiben ü. d. Kaadener Frieden III 314.
Jakobi. „ an Käthe III 556.
Aug. im, Erste Ausgabe der deutschen Gesamtbibel III 522.
Oktb. 17. Schreiben an Philipp v. Hessen ü. d. Unionsbestrebungen III 370 f.
Dezb. 17. Geburt ss. Töchterchens Margaretha III 536.
„Eine einfältige Weise zu beten für einen guten Freund, Meister Peter, Balbier" III 581 f.
Schreiben an Matthias Weller III 640 f.
„ „ Jonas von Stockhausen III 641 f.
„ „ Hans Kohlhase III 644 ff.
1535. Januar. Gutachten über Butzers Erklärung III 373 f.
April 25. Schreiben an Link ü. d. Mißstände in d. Gemeinden III 328 f.
Juli 20. „ „ d. Augsburger Magistrat ü. d. Einigung III 374 f.
Aug. 20. „ „ Kurf. Joh. Friedr. ü. d. allgem. Konzilseinl. III 398.
„ 23. „ über s. Kränklichkeit III 662.
Oktb. 5. „ an Augsburg, Ulm, Eßlingen und Straßburg über d. Einigung III 375 f.
Novb. 10. Schreiben an d. Prediger zu Frankfurt über d. Mißstände in den Gemeinden III 328.
Schreiben an Jonas über d. Zusammenkunft mit Vergerio III 401.
„Vorrede auf d. neue Zeitung zu Münster" III 361 f.
Veröffentlichung: „Vom Himmel hoch, da komm ich her" III 608.
„ „Sie ist mir lieb, die werte Magd" III 608 f.
Von 1535 an, Dekan der theologischen Fakultät III 603.
Von 1535—45. Vorlesungen über das erste Buch Mosis III 603.
1536. März 25. Einladung an Butzer zu einer Zusammenkunft III 376.
Mai 12 (17). Schreiben an Kapito über eine Zusammenkunft III 376 f.
„ 22/23. Einigung mit d. Oberländern III 378 ff.
Bekommt d. Helvetische Konfession u. ein Schreiben der Eidgenossen von Aarau vom 30. April III 385 f.
„ 25. Predigt über Mr. 16,15 III 383.
„ 29. Schreiben an d. Markgrafen v. Brandenburg ü. d. Einigung III 384 f.
Aug. 16. Sieht d. päpstl. Einberufungsbulle zum Konzil n. Mantua III 405.
„ 17. Schreiben an Jonas darüber III 405.
„ 30. Verhandlungen mit Kanzler Brück über s. „Testament" III 407.
Oktb. 22. Gespräch mit s. Diener Wolf Sieberger III 583.
Dezb. im, Abfassung der „Schmalkaldischen Artikel" III 407 ff.
Gespräch mit den Straßburgern über Zwingli III 366 f.
1537. Jan. 3. Sendung der „Schmalkaldischen Artikel" an d. Kurfürsten III 414 f.
„ 26. Unterredung mit Johann Friedrich zu Torgau III 418.
Febr. 7. Abreise nach Schmalkalden III 418.
„ 9. Schreiben an Jonas über s. Befinden in Schmalkalden III 419.
„ Predigt in Schmalkalden über 1. Joh. 4,1 ff III 420.
„ 11. „ „ „ „ III 420.
„ 14. Schreiben an Jonas über s. Befinden in Schmalkalden III 419.
„ 17. „ „ Jakob Meyer ü. d. Wittenberger Konkordie III 386 f.
„ 26. Aufbruch v. Schmalkalden n. Wittenberg weg. s. Krankheit III 420, 662 ff.
„ 27. Schreiben an Käthe III 556 f., 664.
„ 28. Todesgedanken III 664.
März 14. Ankunft in Wittenberg III 665.
„ 21. Schreiben an Spalatin III 665 f.
Dezb. 1. Antwort auf die Botschaft der sieben Schweizer Städte III 387 ff.
1538. Anfang des Jahres. Herausgabe der Denkschrift der Theatiner-Kardinäle mit Anmerkungen III 469.
Mai 6. Schreiben an Herzog Albrecht v. Preußen ü. d. Konkordie III 391.
„ 14. Antwort auf Bullingers Brief u. Schriften III 367 ff.
Schreiben an Bullinger über Zwingli u. Oekolampad III 367.

1538. Juni 27. Antwort auf den Brief der Züricher Eidgenossen III 391 f.
Vorw. z. J. Walters Schrift „Lob u. Preis d. löbl. Kunst Musika" III 619 f.
Herausgabe der Schmalkaldischen Artikel unter d. Titel: „Artikel, so da hätten sollen aufs Konzilium zu Mantua u. s. w." III 423.
Offener Brief „wider die Sabbather" III 671.
Schreiben über d. allgem. Konzil III 427 f.
Neue Auflage des Unterrichts „der Visitatoren" III 514.
Sptb. 30. Bei seinen Kindern III 543.
Dezb. 17. Ausspruch über d. Musik III 616.
1539. Febr. 23. Predigt gegen Hans von Metzsch III 591 f.
April 19. Nachricht von d. Frankfurter Uebereinkommen und von d. Tode Herzog Georgs von Sachsen III 447.
Mai 11. Predigt darüber III 447.
„ 25. Predigt in Leipzig III 320.
Oktb. 14. Schreiben an Butzer über Kalvins Schriften III 501.
Dezb. 4. „ „ Joachim v. Brandenburg über d. letzte Oelung und „Sakrament zu d. Kranken tragen" III 322.
Schreiben an Probst Georg Buchholzer über Prozessionen und Ceremonien III 322 f.
Schreiben an Hans von Taubenheim III 648 f.
„Von den Konziliis und Kirchen" III 427 ff.
Auslegung des 110. Psalms III 515.
1539—1541. Arbeit an einer neuen Bibelausgabe III 524.
1540. Jan. 18. Schreiben an d. Kurf. ü. d. Frankfurter Unionsverhandlungen III 449.
April 12. Schreiben a. d. Kurfürsten ü. Philipps v. Hessen Doppelehe III 337.
Juli 2. „ an Käthe III 557 ff.
„ 16. „ „ „ III 559.
„ 26. „ „ „ ü. d. Reichstag z. Hagenau III 450, 560.
Novb. 21. „ „ Melanchthon ü. d. Religionsgespräch i. Worms III 451.
„ 27. „ über Worms III 451.
Dezb. 7. „ „ „ III 452 f.
1541. Jan. 9. „ an Mykonius ü. d. Religionsgespräch i. Worms III 453, 667.
März 31. „ „ d. Kurf. „ „ z. Regensburg III 455 ff.
April 12. „ „ Melanchthon über „Hans Worst" III 657.
Mai 6. „ „ „ „ d. Unionsbestrebungen III 456.
„ 10 od. 11. „ „ d. Kurfürsten über die Eintrachtsformel III 459 ff.
„ 22. Klage über sein Leiden III 666.
Juni 25. „ „ „ „ III 666.
Sptb. 18. Schreiben an Käthe III 560.
1542. Jan. 6. Abfassung seines Testaments III 586 ff., 666.
„ 19. Predigt über d. Bischofsamt (Apg. 20,28) III 512.
In Naumburg bei Amsdorfs Einführung i. d. Bischofsamt III 512 f.
„Exempel, einen rechten christl. Bischof zu weihen" III 512 f.
März 26. Schreiben über den Naumburger Bischof III 513.
April 7. Von der Fehde Johann Friedrichs mit Moritz benachrichtet III 668.
Mai 8. Schreiben an d. Witwe des Cellarius III 647 f.
Aug. 26. Geleitsschreiben an Markus Krodel III 546.
Sptb. 6. Schreiben an Markus Krodel ü. d. Wunsch s. Töchterchens III 536 f.
„ 20. Tod seines Töchterchens Magdalena III 535 ff., 667.
„ 23. Schreiben darüber an Jonas III 539.
Oktb 29. „ „ „ Amsdorf III 539 f.
Dezb. 26. „ an Krodel wegen seines Sohnes Hans III 540.
„ 27. „ „ s. Sohn Hans III 540.
„Vermahnung an Wittenberg" III 672.
Bitte an die Grafen v. Mansfeld um Eintracht III 678.
Von 1542—43. Drei Schriften gegen die Juden III 671.
1543. April 5. Klage über seine Krankheit III 666.

1543. Juni 18. Klage über Wittenberg an Justus Jonas III 673.
Novb. 7. Schreiben an Amsdorf über d. Welt III 676.
1544. Anf. d. Jahres. Entschluß, Wittenberg zu verlassen III 673.
Jan. im, Schreiben an d. Konsistorium zu Wittenberg wegen d. heimlichen Verlöbnisse 646 f.
März 30. Schreiben an d. Kurfürstin Sibylle über s. Befinden III 666.
Sptb. im, „Kurzes Bekenntnis Dr. M. Luthers v. hl. Sakrament" III 504 ff.
Oktb. 5. Predigt bei d. Einweihung d. Torgauer Schloßkirche III 515 ff.
Dezb. 3. Schreiben an Korbatus über d. Welt III 676.
Die „Hauspostille" wird veröffentlicht III 590.
1545. März 9. Schreiben über Kardinal Albrecht III 656 f.
„ 10. „ an d. Kurfürsten über d. Theologenmangel III 510.
Juli im, Will Wittenberg verlassen III 673 f.
„ „Wider d. Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet" III 486 ff.
„ 28. Schreiben an seine Gattin von Zeitz aus III 674.
„Kinderlied, zu singen wider d. zwei Erzfeinde Christi und seiner heil. Kirche, den Papst und den Türken III 499.
Aug. 16. Rückkehr nach Wittenberg III 675.
Oktb. anfang. Reise nach Mansfeld III 679.
Novb. 10. Letzte Geburtstagsfeier III 676 f.
Dezb. 6. Schreiben an Albrecht von Mansfeld III 679.
„ 23. Zweite Reise nach Mansfeld III 679.
Vorlesungen über das erste Buch Moses beendet III 679 (603).
„ „Wälsche Lügenschrift" gedruckt III 687.
„ Bibelausgabe letzter Hand III 523 ff.
1546. Jan. 17. Schreiben über sein körperliches Befinden III 666 f.
„ 23. Dritte Reise nach Eisleben III 679.
„ 25. Brief an Käthe III 680.
Febr. 1. „ „ „ III 681.
„ 6. „ „ „ III 683 f.
„ 10. „ „ „ III 684 f.
„ 14. „ „ „ III 682, 685 f.
„ 14. Predigt (letzte) über Mt. 11,25—30 in Eisleben III 689 f.
„ 16. Seine letzten Aufzeichnungen III 690 f.
„ 17. Unterzeichnet den Vertrag d. Mansfelder Grafen III 691.
„ 18. Todestag III 693.
„ 19—22. Trauer und Begräbnis III 695 ff.

Register.

Druck von Hermann Oeser in Neusalza.

Rade, Martin,

Doktor Martin Luthers Leben, Thaten und Meinungen auf Grund reichlicher Mitteilungen aus seinen Briefen und Schriften dem Volke erzählt

Bd.: 3

Neusalza i. S. (1887)